Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit

Elfter Jahrgang

1917



Basel
Druck und Expedition R. G. Zbinden
1917

Inhaltsverzeichnis.

I. Betrachtungen und Predigten.

II. Religiöse Probleme.

III. Ethische Probleme.

IV. Soziales und Politisches.

V. Geschichtlich-Biographisches.

VI. Kulturelles und Literarisches.

VII. Zur Zeitgeschichte.

VIII. Verschiedenes.

IX. Gedichte.

X. Rundschau.

XI. Büchertisch.









Das Unser-Vater und der Krieg.

I. Erasmus (ums Jahr 1500 herum).[1])

Unser Vater — du wagst ihn Vater zu nennen, der du deinem Bruder an die Kehle willst? Dein Name werde geheiligt — kann Gottes Name mehr entheiligt werden als durch gegenseitigen Krieg? Dein Reich komme — so betest du, der du deine Herrschaft auf Blutströme gründest? Dein Wille geschehe — Frieden will Gott, du aber rüstest den Krieg. Unser täglich Brot gib uns heute — darum bittest du den Vater unserer aller, der du die Saaten des Bruders versengst und auch deine Saat lieber zerstörst als für den Nutzen des Bruders verbraucht sehen möchtest?! Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern — wie kannst du das sprechen, da du zum Morde eilst? Und führe uns nicht in Versuchung — deinen Bruder führst du geflissentlich in Gefahr! Sondern erlöse uns von dem Bösen — wie willst du das beten, der du darauf sinnst, dem Bruder das schlimmste Böse zuzufügen?!

II.

Stuttgart, 31. August 1916.

Verehrter Herr und Freund! Ich habe lange nichts mehr von Ihnen gehört und weiß noch nicht einmal, ob Sie meine Ausführungen über die Angeklagten im Weltgericht schon unsern gemeinsamen Freunden unterbreitet haben. Und nun habe ich schon wieder einen Gedanken, den ich nicht gern für mich behalten möchte.

Ich meine, auch andere sollten sich darüber besinnen, wie sich das Vater-Unser im Munde der kriegerisch Gesinnten ausnimmt.

Mir ist es oft ein Rätsel, wie ein Mensch, der den Feindeshaß im Herzen trägt, nur auch die Anrede „Unser Vater“ über die Lippen bringen kann. Er muß sich doch eigentlich sagen, daß der Geist der Liebe und des Friedens, den er „Vater“ nennt, nicht nur dem eigenen

---

[1]) Aus Walther Köhler: Luther und der Krieg. „Christl. Welt“, 1915, Nr. 34.

Volke zugehört, er muß doch schon bei dem Wort „Unser“ sich daran erinnern, daß diejenigen, die er mit fanatischem Haß verfolgt, die er erschießt, durchbohrt, verbrennt, erstickt, lebendig begräbt oder in den Fluten des Meeres versenkt, auch ihrerseits zu der großen Familie gehören, die sich um die eine heilige Gottheit schart, die da hofft, von ihr gehoben, getragen und gerettet zu werden, daß die ewige Güte auch diese sogenannten Feinde, sie mögen noch so ruchlos uns erscheinen, verzeihend und schützend umfangen hält. Und einer, der ein Kind des Höchsten schlägt, eben damit die ewige Liebe selbst ins Angesicht trifft. Ich könnte, wenn ich kriegerisch gesinnt wäre, wie gesagt, nicht einmal den Anfang von dem Vater-Unser sprechen und ich könnte auch nicht weiter sprechen: „Dein Name werde geheiligt.“ Oder wie soll der Name der ewigen Liebe geehrt werden, wenn wir uns untereinander fressen und beißen, wenn wir den Liebesgedanken, der auf Erden verwirklicht werden soll, dadurch schänden, daß wir die Erde in ein blutdurchrieseltes Irrsal verwandeln? Wie soll ein Kriegsanhänger weiter bitten: „Dein Reich komme!“ wenn er doch selbst das Kommen dieses Reichs, das da ist Friede, Freude und Gerechtigkeit, verhindern hilft, indem er den widergöttlichen Weltreichsgedanken mit blitzenden Schwertern und donnernden Kanonen durchzusetzen sucht und an Stelle der auf dem wahren Recht zu gründenden Gottesherrschaft die Anarchie und ihre Greuel setzt? Mir scheint es auch der reine Hohn zu sein, wenn Kriegsbegeisterte die dritte Bitte sprechen: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!“ Denn ich kann Gottes Willen in nichts anderem sehen, als in der Aufrichtung der Ordnung, die durch den Krieg zertrümmert wird, in der Erhaltung des Lebens, das durch den Krieg vernichtet wird und dem Triumph der Liebe, der durch den Krieg verspottet wird. Jedem Pfarrer auf der Kanzel, jedem Hausvater am heimischen Tisch sollte es m. E. schwer fallen zu bitten: „Unser täglich Brot gib uns heute!“ wenn ihm die Tatsache aufs Gemüt fällt, daß die kriegführenden Völker darauf bedacht sind, sich gegenseitig das Brot zu verteuern oder gar vor dem hungernden Munde wegzuschlagen. Wir können doch wirklich nicht mit Ruhe und mit Danksagung unsere Mahlzeit zu uns nehmen, wenn wir gleichzeitig darauf bedacht sind, sie den Brüdern zu verderben oder zu entreißen. Ich meine, die fünfte Bitte kann heutzutage nur ein ganz verstockter, unbußfertiger Geselle sprechen, wenn er gleichzeitig sich darauf versteift, den Unversöhnlichen zu spielen, jedem Landesfeinde gegenüber. In Wahrheit leidet unser ganzes öffentliches Leben unter einer ungeheuren Heuchelei: Wir behaupten Christen und Nachfolger dessen zu sein, der noch am Kreuz für seine Mörder bat, und dabei wenden wir im Verhältnis zu dem Landesfeind die Worte an: „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“, haben gar kein Gefühl dafür, daß auch wir der Vergebung unserer Schuld bedürftig sind und meinen berechtigt zu sein, die Schuld der anderen unnachsichtlich mit dem Schwert zu rächen. Gedankenlos wird ja auch wohl die sechste Bitte von kriegerischen Menschen immer wieder aus-

gesprochen: „Führe uns nicht in Versuchung!" und doch fürchte ich, kann der nicht mit Ernst die Bitte sprechen, der sich selbst mit Absicht in die Versuchung begibt, oder mit der weltlichen Leitung seiner Angelegenheiten einig ist, die es mit sich bringt, daß die Versuchungen zur Uebertretung göttlicher Gebote sich ins Unendliche häufen. Der Kriegszustand, der von den Gegnern unserer Anschauung als unvermeidlich für alle Zeiten angesehen wird, bringt doch naturnotwendig die Auflösung aller heiligen Bande mit sich und läßt die Blasen der Versuchung aus dem Sumpf des Weltverderbens, den er schafft, in unendlicher Menge auftauchen. Ich könnte mit kriegerischer Gesinnung im Herzen sogar die letzte Bitte nicht mit Ruhe sprechen; denn wie kann ich auf Erlösung von dem Uebel hoffen, wenn ich anderen unzähliges Uebel an Gut und Ehre, Leib und Leben bereite. Selbst der Schluß des Vater-Unsers wird in dem Mund des Kriegsanhängers zur reinen Blasphemie. Ibsen läßt in seinem Drama „Kaiser und Galiläer" den zum Heidentum abgefallenen Julian aus einer Katakombe, in der er dem Sonnengott geopfert hat, in eine christliche Kirche eintreten, gerade in dem Augenblick, wo die Chorsänger den Schluß des Vater-Unsers anstimmen, und während die Christen ihrem Gott zujauchzen: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit" ruft Julians Verführer, der Mystiker Maximos, dazwischen, indem er dem Cäsar huldigt: „Dein ist das Reich, dein ist die Macht, dein ist die Herrlichkeit." Man kann sich keine wirksamere aber auch keine blasphemischere Szene denken, als die hier gezeichnete. Tatsächlich sind unsere Völker heute vielfach auf der Stufe der Apostasie angekommen und ihr Ruf: „Dein ist das Reich," gilt nicht mehr Gott, er gilt dem Kaiser. Aber auch der jetzige Zusammenbruch wird schließlich damit enden, daß das Wort von der blutgedüngten Erde emporschallt: „Du hast gesiegt, Galiläer!"

Mit herzlichen Grüßen bin ich Ihr getreuer

Karl Reinnecker.

Neue Wege.

I. Klärungen.

1.

Wenigstens einen Gewinn hat uns der Krieg sicherlich gebracht: er hat Wahrheit geschafft. Das ist aber nicht wenig. Wahrheit geschafft? Wirklich? Hat er nicht vielmehr, als Kind der Lüge, lauter Lüge erzeugt, die Welt mit Lüge erfüllt? Liegt heute nicht auf der Erde ein dichter Nebel der Lüge, worin man die wahre Gestalt der Dinge nicht mehr sehen kann? Er dampft

empor aus dem Sumpfe, den wir Presse nennen; er raucht aus dem trüben Strom der Kriegsliteratur; er quillt aus der heißen Erregtheit der Gemüter; er überzieht das ganze wogende Chaos der heutigen Welt. Wir alle sind genötigt, in diesem Nebel unsern Weg zu gehen und man muß diesen schon sehr genau kennen, um nicht in die Irre zu laufen. Es ist eine giftige Atmosphäre, die uns das Atmen fast unmöglich macht und alles frohe Leben und Blühen versengt. Dieser Nebel der Lüge bedeckt die Entstehung des Krieges. Da geben sich Völker und Völkergruppen als Ueberfallene und Angegriffene aus und klagen Andere als Friedestörer und Gewalttäter an, während doch einem Blinden klar zu sein scheint, daß sie selbst die Angreifenden und Ueberfallenden waren. Aber sie finden weithin Glauben und dieser Glaube erzeugt heilige Begeisterung. Nebel der Lüge deckt einzelne Menschen. Da ist vielleicht ein Staatsmann der humanste und friedliebenste von allen, die Europa seit langem besessen, und ausgerechnet er wird der Menschheit als Urheber des Weltbrandes hingestellt und wird für Millionen eine Art Gottseibeiuns und Schreckgespenst der Kinder. Nebel der Lüge liegt auch auf Völkern, die nicht Krieg führen. Sie sind wie mit Verblendung geschlagen, daß sie genau das Gegenteil dessen denken und tun, was sie nach ihrer ganzen Eigenart, Geschichte und gegenwärtigen Stellung denken und tun müßten, daß sie Gefahren sehen, wo keine vorhanden und keine, wo sie für Sehende zum Greifen deutlich sind; daß sie ihre Freunde für Feinde und ihre Feinde für Freunde halten; daß sie wie Betrunkene Unsinn lallen, Unsinn schreien, den Unsinn, den eine unwissende oder abhängige Presse oder irgend eine Propaganda ihnen vorgeredet hat. Nebel der Lüge bedeckt den Krieg selbst. Was wir von dessen Wirklichkeit erfahren, das sehen wir nur gleichsam durch den Riß der Wolken. Nebel, der Lüge will nun auch den Frieden bedecken. Wir sehen, wie der Friedensgedanke zum Kampfgegenstand der Parteien wird, wie man ihn zum Dienst des Krieges zwingt, wie der Macht- und Herrschaftswille sich sein Kleid borgt, so daß wir oft nicht mehr wissen, ob wir den Frieden vor uns haben oder sein genaues Gegenteil. Nebel der Lüge bedeckt die menschlichen Ideale. Da wird uns zu unserm nicht geringen Staunen gezeigt, daß das, was wir sonst ohne weiteres für Knechtschaft hielten, im Grunde Freiheit sei, die wahre Freiheit; was wir Haß und Mord nannten, Liebe und was uns als Gottlosigkeit erschien, wahre Frömmigkeit. Aber auch vor Idealen, die Wahrheit sind, wenn man sie recht versteht, wie Vaterland, Staat, Volkstum, Sprache, Wissenschaft, Kultur, Religion, werden Altäre errichtet und darauf ein Rauchwerk entzündet, das Trug erzeugt und den Menschen das Auge blendet, daß dann in diesem Rauche die Regierungen, die machthabenden Klassen, dazu die gemeine Geldgier ungestört ihre Geschäfte besorgen können und reaktionäre Politiker und Theologen sich darin mit Wucherern

und Ausbeutern wohlig zusammenfinden. Ja bis zu den höchsten Gipfeln steigt dieser Nebel: Jesus, das Christentum, Gott selbst werden von weltlicher Berechnung und Leidenschaft so ungescheut in Anspruch genommen, daß wir oft nicht mehr wissen, ob wir Gott vor uns haben oder Moloch, ob den Christ oder den Antichrist, ob das Christentum oder einen Hohn des Teufels.

Ist uns schon diese Größe der Lüge ein böses Wunder, so wird uns die Kraft, die sie entfaltet, völlig zur Anfechtung. Wir wissen manchmal nicht mehr, ob die Urgesetze der Welt aufgehoben oder gar ins Gegenteil verkehrt seien. Wir sehen wie ganze Völker von den Losungen geleitet, die wir für Lügen halten, in den Krieg ziehen. Wir wissen: was ihnen ihre Regierungen vorgeben, ist das genaue Gegenteil der Wahrheit. Wir sind überzeugt: wenn diese Völker wüßten, wie der Krieg gemacht worden ist, dann bräche dieser sofort in sich zusammen, dann würden sich vielleicht die Gewehre gegen die eigenen Führer richten. Und nun diese Stürme der Begeisterung, diese Verteidigung der heiligsten Güter, diese „religiöse Erhebung", dieses Bewußtsein der eigenen Unschuld und der Schlechtigkeit der Gegner und als Folge von alledem diese unerhörten Opfer, die, für die Sache des Guten gebracht, die Welt in drei Jahren rascher vorwärts gebracht hätten, als sie sonst in drei Jahrtausenden vorwärts gekommen ist. Ist das nicht unheimlich? Die Lüge gibt doch sonst nicht Kraft. Lüge lähmt, Lüge zersetzt, Lüge ruft allen bösen Geistern. — Sollte es also gar nicht Lüge sein, was die Völker treibt, sondern Wahrheit? Das ist doch auch nicht möglich. Denn die Auffassungen von Sinn und Entstehung des Krieges sind in den feindlichen Völkern so entgegengesetzt, daß, wenn die eine wahr ist, die andere eine Lüge sein muß. Und doch sind in all diesen Völkern, zum mindesten in den führenden unter ihnen, Tapferkeit, Begeisterung, Opferwilligkeit fast gleich groß. So müssen wir uns denn wohl darin finden, daß von Zeit zu Zeit auch der Lüge ihre Stunde gegeben wird. Sie darf Macht über die Menschen bekommen; sie darf ihnen den Taumelbecher reichen; sie darf ihnen Kräfte verleihen, die den höchsten aufs Haar gleichen. Es ist eine alte Wahrheit, daß es auch dämonische Wunder gibt, die den göttlichen zum Verwechseln ähnlich sind. Die Geschichte hat uns solche schon oft gezeigt, besonders die der Religionen, aber auch die übrige. Heute aber leben wir in Tagen der Offenbarung. Die menschlichen, göttlichen und dämonischen Dinge treten so klar in ihrer Wirklichkeit hervor, wie vielleicht noch nie; die Grundmächte, die stets die Welt beherrscht haben, aber oft halb im Verborgenen, ballen sich zu riesigen Gebilden zusammen. Auch das Böse darf sich zeigen wie es ist, in seiner ganzen Macht, in seiner Gemeinheit, aber auch in seiner Verführungskraft. Die Verführungskraft des Bösen ist ja nicht seine Gemeinheit, sondern sein dämonischer Adel, der ein letzter Abglanz ist der verlorenen Herrlichkeit Gottes.

Aber indem wir dies sagen, sind wir auch schon einen Schritt weiter gekommen. Denn es drängt sich uns der Gedanke auf, daß eine solche Offenbarung der Lüge zugleich eine Offenbarung der Wahrheit sei. Denn dies gehört ja doch auch zum Reich und Sieg der Wahrheit, daß die Lüge sich in ihrer ganzen Nacktheit und zugleich in ihrer ganzen Verstellungskunst zeige, daß das, was an Lüge immer im Menschenwesen vorhanden war, aber als solche nicht genügend erkannt wurde, in krassen und riesigen Formen hervortrete. Dann müssen die Menschen davor stille halten. Dann mögen Vielen unter ihnen die Augen aufgehen, vielleicht doch so Vielen, daß es zu einer Umkehr kommt. Dann werden die Menschen Entscheidungen treffen müssen. Daß die Grundmächte, Grundgegensätze, Grundprobleme des Weltwesens in diesen Zeiten so plastisch hervortreten, wie wohl noch niemals, seit die Erde steht, das macht diese Zeiten zu apokalyptischen. Nun mag auch ein stumpfes Auge erkennen, wie oberflächlich es ist, wenn wir den Fortschritt des Guten von langsamer Besserung erwarten, worin das Böse allmählich schwächer und harmloser werde. Gutes und Böses verschlingen sich vielmehr so, daß das völlige Heraustreten des Einen die Bedingung ist für das entsprechend völlige Heraustreten des Andern und die höchste Steigerung des Bösen die Vorbedingung für den höchsten Sieg des Guten. Die schlimmsten Zeiten für die Wahrheit und das Gute sind die einer charakterlosen Mischung von Gut und Böse. Da kommen die Seelen nie zu einem völligen Erwachen, sondern verharren in Bezug auf die höchsten Wahrheiten in einer Art Halbschlummer. Da kommt es darum auch zu keinem wahrhaft großen seelischen Leben, keinem Auftauchen des Heroischen im Menschenwesen. Darob werden die Seelen unzufrieden. Es ist ihnen im Wohlbefinden nicht wohl und sie suchen ihre Lust auf allerlei verkehrten Wegen. Das ist im Grunde ein viel drückenderer Zustand als selbst die Atmosphäre des giftigen Nebels, worin wir jetzt leben. Gewiß will sie uns manchmal ersticken, aber dann kommt wieder ein Windstoß, der die Nebelhülle zerreißt, so daß wir in einer Größe und Klarheit wie nie zuvor die Höhen sehen, die Höhen der Wahrheit.

So bleibt dies doch das letzte Wort: der Krieg hat Wahrheit geschafft. Es ist eine Wahrheitszeit ohne gleichen. Enthüllt wird das Wesen des Krieges, nicht etwa nur seine einzelnen politischen Ursachen, sondern alle seine Wurzeln, ja seine einzige Wurzel, und enthüllt wird auch der Friede. Enthüllt werden Völker und Einzelne. Sie zeigen nun ihre wahre Art. Die Masken fallen, auch die idealen. Es zeigt sich, wie wenig es auf Gedanken, Worte, Theorien ankommt. Völker und Einzelmenschen, denen wir das Beste zugetraut, stürzen sittlich zu Boden, Andere, von denen wir weniger erwartet, erweisen sich fest, ja groß. Propheten fallen und Propheten erheben sich. Der Krieg ist ein Menschenkünder, gerade

dieser Krieg. Er bringt des Menschen innersten Kern zum Vorschein, der von seinen Ansichten oft so verschieden ist. Wie ein Mensch sich zu diesem Krieg stellt, das zeigt, was er für ein Mensch ist, und auch was er für einen Gott hat. Wer zu gewissen Mächten, die in diesem Krieg hervorgetreten sind, freundlich steht, ja sich dafür begeistert, der mag noch so gewaltig von Gott reden und noch so schöne Bücher über Jesus schreiben, er ist vom Vater Jesu Christi abgefallen zu Wuotan oder Jupiter Kapitolinus oder Baal. Es ist eine große Sache, daß so viel halbe oder ganze „Propheten" und „Gottesmänner" nun schmählich vor den Götzen räuchern, während „Gottlose" den wahren Gott bekennen und ihm in äußerster Treue und Herzensreinheit dienen. – Unsere ganze „Kultur" enthüllt uns der Krieg. Wir erkennen nun, was sie ist. Entsetzt blicken wir auf all den Wahn und Wust, worin wir uns verstricken ließen, meinend, es müsse so sein. Auch denen unter uns, die schon vorher im schärfsten Gegensatz zu dieser Kultur standen, sind nun die Augen noch weiter aufgegangen, daß wir Vieles sehen, was wir vorher nicht sahen und daß wir schärfer sehen, was wir schon vorher sahen, daß wir tiefer, entschiedener geworden sind. Der Krieg enthüllt die Götzen. Dazu gehörten viele ehemalige Götter. Durch die zerreißenden Nebel hindurch, auch die, die von den Altären ausgehen, schauen wir ihre wahre Gestalt. Noch erschrecken Viele davor, aber das Sehendwerden hat begonnen und wird weiter gehen. Götzendämmerung! Aber wenn die Götzen stürzen, dann kann Gott hervortreten. So tritt er denn hervor aus den Nebeln und Finsternissen, oft nur in flüchtigen Augenblicken, oft nur in Andeutungen, die selbst noch nebelzart sind, der wahre Gott. Wie in der Morgendämmerung die höchsten Spitzen und Gräte des Gebirges nur in zarten Umrissen, kaum sichtbar und doch gerade damit erst recht mächtig und herrlich, über den noch von Dünsten und Dunkelheiten erfüllten Tälern aufsteigen, so erhebt sich über all der Verblendung und Finsternis dieser Zeiten die Wahrheit Gottes und des Menschen — Christus. Sein Reich kommt; der neue Tag bricht hervor.

Das ist's was in all dem ungeheuren Jammer dieser Zeiten, auch mitten in den Finsternissen der uns umwallenden Lüge, unsere Seele immer wieder froh macht. Wir blicken auf eine unendliche neue Welt, aus der großen Flut auftauchend, von Morgennebeln bedeckt. Es gibt endlos zu tun. Mitten in Trümmern ist der Weg zu Gott frei geworden — neue Bahn für Alle!

2.

Von dieser Wahrheit, die uns die große Katastrophe gebracht, ist auch die Aufgabe, der die Gesinnungsgenossen der Neuen Wege in Bescheidenheit dienen wollen, umleuchtet.

Zwar scheint auch davon auf den ersten Blick das Gegenteil der Fall zu sein. Zu den Nebeln des Mißverständnisses — des ungewollten und gewollten — die uns schon vorher umgaben, haben sich während dieser Jahre neue gesellt. Lüge und Gemeinheit branden um uns. Wir wollen durchaus nicht leugnen, daß es uns nicht immer leicht fällt, in dieser Atmosphäre auszuhalten. Und doch gilt von uns im Kleinen, was von der Welt im Großen: es ist mehr Wahrheit um uns geworden. Unser Wollen darf viel mehr als zuvor als das erscheinen, was es wirklich ist. Wir sind vorher durch den Kampf, den wir zu führen hatten, genötigt gewesen, manches schwere Mißverständnis einfach auf uns zu nehmen und in mehr als einem Punkte als das Gegenteil dessen, was wir waren, dazustehen. Es war das keine leichte Aufgabe, besonders in einer Zeit, wo man auch das Innerste und Höchste sofort ins Schaufenster zu stellen pflegt, auf daß ja alle Welt es sehe. Es war dazu vielleicht etwas mehr Glauben und Liebe, etwas mehr Selbstverleugnung nötig, als wohl unsere frommen und unfrommen Befehder ahnten. Nun aber ist wohl der Tag gekommen, wo wir mit unserem ganzen Meinen und Wollen ins helle Licht treten dürfen. Darüber freuen wir uns von ganzem Herzen. Nicht etwa, daß wir uns einbildeten, daß Mißverständnis und Befehdung jeglichen Stils jetzt aufhören würden. Sie mögen sogar noch schlimmer werden als zuvor. Aber sie treffen uns an der Stelle, wo wir wirklich stehen. Das ist uns Gewinn. Und so haben auch unsere Gegner sich als das enthüllt, was sie wirklich sind.

Es ist in dieser Beziehung ja durch den Krieg eine merkwürdige Umkehrung bewirkt worden: die Kampfplätze sind vertauscht; die Gegner stehen da, wo wir vorher zu stehen schienen und wir stehen da, wo sie zu stehen behaupteten.

Einige Beispiele mögen dies klar machen.

Einer der häufigsten Vorwürfe, die wir vor dem Kriege hören mußten, war der, daß wir die Gewalt verteidigten. Man meinte damit unser Eintreten für die Sozialdemokratie, in deren Lehre und Praxis der Klassenkampf bekanntlich eine zentrale Rolle spielt. In den letzten Jahren ist namentlich die Haltung, die der Schreibende dem Zürcher Generalstreik gegenüber eingenommen hat, eine unerschöpfliche und äußerst fleißig benutzte Vorratskammer derartiger Beschuldigungen gewesen. Und nun hören wir aus dem Munde der gleichen Leute, daß wir Tolstoianer seien, daß wir die Bergpredigt auf die Politik anwenden wollten, daß wir das Recht der Gewalt verkennten. Nun sind es ausgerechnet jene Leute, die für den Krieg und das ganze System des Denkens und Tuns, das dazu gehört, nicht etwa nur Verständnis, sondern glühende Begeisterung hegen und die gegen all die Vergewaltigungen des Rechtes und der Menschlichkeit, die dieses System erzeugt, kein Wörtchen des Protestes haben, vielmehr ihre Zunge und Feder dazu hergeben,

solche noch zu rechtfertigen. Man bedenke: die paar eingeschlagenen Fensterscheiben und ausgeteilten Püffe des Generalstreikes erregen solche Stürme der sittlichen Entrüstung und setzen so viel fromme und weltliche Federn in Bewegung, aber die in Blut und Jammer getauchten ganzen Länder, die hingemordeten ganzen Völker, die für Jahrhunderte verwüsteten Landschaften, die ohne ordentlichen Grund verbrannten Städte und Dörfer, hingerichteten oder ertränkten oder von der Luft her durch Flieger und Luftschiffe getöteten Frauen und Kinder, sie setzten freilich auch Federn in Bewegung, fromme und weltliche, aber zur Verteidigung oder Beschönigung, sagen wir (in Erinnerung an einen Ausdruck, der dem Schreibenden von jener Generalstreiksache her noch in den Ohren liegt) „Verherrlichung" jener Dinge; jener kleine Ausbruch der Gewalt (von oben so gut wie von unten), der eintägige Generalstreik in Zürich, wurde als eine Erschütterung der Weltordnung bejammert, aber dieser riesengroße, der dreijährige Weltkrieg, wird mit tiefer Ehrfurcht betrachtet. Und doch, was ist jener Gewaltausbruch, verglichen mit diesem, mehr als ein mikroskopisches Tröpflein Wasser verglichen mit dem Weltmeer? Ich hoffe, es werde künftig keiner mehr die Heuchelei so weit treiben, nochmals mit jener kleinen Geschichte zu kommen. Leute, die ihre Feder ins Blut getaucht haben, das Blut von vergewaltigten und erwürgten Frauen und Kindern, die den Mut gehabt haben, offenkundige Kriegsscheußlichkeiten aus Fanatismus politischer Parteinahme zu beschönigen, die werden sich hoffentlich hüten, uns Verherrlichung der Gewalt vorzuwerfen.

Ein anderes Beispiel ist der Vorwurf der Veräußerlichung des Christentums, den wir ein Jahrzehnt lang immer wieder hören mußten. Wir suchten das Reich Gottes in „äußerlichen Gebärden", das heißt: in sozialen Verhältnissen und Organisationen, und wollten es daher auf äußerliche Weise herbeiführen, eben durch Aenderung der sozialen Verhältnisse. Das Evangelium aber habe es mit dem innern Leben zu tun, mit der Rettung der Seele von Sünde und Tod, nicht mit äußeren Verhältnissen. Es habe es ferner mit dem Einzelnen zu tun, nicht mit der Masse: es wolle zuerst die Einzelnen ändern und von ihnen aus erst die Welt; es wolle neue Menschen schaffen, die dann ihrerseits von selbst neue Verhältnisse schüfen. Wir aber betonten das Recht der Materie, die Bedeutsamkeit der äußeren Verhältnisse für das ganze Leben der Menschen, wir machten gegen einen religiösen Individualismus, der in erster Linie das Heil des Einzelnen sucht, geltend, daß der Mensch zuerst Gott und seinem Reich gehöre und darin untergehen müsse, um sich selbst zu finden. So luden wir den Schein der Veräußerlichung auf uns.

Nun sind die Rollen vertauscht. Die Vertreter der Innerlichkeit singen auf einmal ein neues Lied. Sie haben auf einmal

Verständnis für das Aeußere. Sie reden mit Wärme von der Notwendigkeit, daß große Völker wüchsen und ein möglichst großes Stück Welt für sich begehrten. Sie wissen viel zu sagen von der Bedeutung der Blutsgemeinschaft, der Rasse, des Volkstums. Uns aber werfen sie vor, daß wir in einem falschen Spiritualismus das alles nicht zu würdigen wüßten. Sie halten eine Ansicht, die das Gedeihen und die Rettung eines Volkes auf innerliche Mächte, auf Gerechtigkeit, Glauben und Liebe abstellen möchte, statt auf Kanonen und Bajonette, für Schwärmerei. Von der Rolle des Einzelnen aber halten sie wenig. Sie preisen die Organisation, die Unterordnung des Individuums unter die Gemeinschaft und die Gemeinschaftsidee. Wenn der Einzelne den staatlichen Forderungen gegenüber sein Gewissen geltend macht, so nennen sie dies Selbstüberhebung, im günstigsten Fall sittliche Verirrung.

Wir aber sind nun über Nacht die Vertreter der Innerlichkeit geworden. Wir halten das imperialistische Machtstreben für einen materialistischen Wahn und glauben, daß die Völker von dem leben und groß werden, was sie an geistigen Werten, an Wahrheit des Gottesreich verwirklichen. Wir stellen der rein quantitativen Betrachtung, die der heutigen Politik zu Grunde liegt, die Forderung einer Verinnerlichung und Beseelung des Zusammenlebens der Völker gegenüber. Wir betonen gegenüber der krankhaft übertriebenen Bedeutung, die heute den rein naturhaften Tatsachen, dem Blut, dem Volkstum, beigelegt wird, die übergeordnete Wichtigkeit der „Idee", das heißt: der sittlichen und religiösen Wahrheiten und der ihnen entsprechenden Kräfte. Sie wollen wir auch den Einzelnen der Masse gegenüber zur Geltung bringen. Wir wollen ihm sein Recht wahren, gegen den Anspruch einer Organisation, die ihn nach Leib und Seele in Beschlag nehmen will. Unser Ziel ist eine Gemeinschaft, die sich auf Freiheit und Liebe aufbaut. Wir wollen dem Einzelnen das Recht wahren, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Wir trauen ihm zu, daß er durch sein Zeugnis, sein Opfer Großes, Entscheidendes vollbringen könne für das Kommen einer neuen Welt. Und so glauben wir überhaupt, daß es der Geist sei, der die Welt gestalte, daß er auch imstande sei, die politischen Dinge zu erfassen und daraus die Ehre Gottes und des Menschen hervorleuchten zu lassen.

Da wir gerade beim politischen Leben sind, so soll uns als drittes Beispiel der Umkehrung des Kampfes, von der wir reden, das Vaterland dienen. Weil wir gegen den Patriotismus gekämpft, den Wert und die Notwendigkeit der internationalen, übernationalen Gemeinschaft hervorgehoben und dem Militarismus Kampf bis zum äußersten angesagt haben, hat man uns als solche verschrien, die das Vaterland gering schätzten und im Stiche ließen. Nun aber stehen wir vor der Paradoxie, daß ausgerechnet wir, die Antipatrioten, es gewesen sind, die in diesen Jahren äußerster

Krisis unseres nationalen Lebens für ein wahrhaft schweizerisches Denken und eine geistige Selbständigkeit der Schweiz eingetreten sind und dafür schwere Kämpfe geführt, unsere patriotischen Gegner aber die Schweiz einfach zu einem Anhang einer fremden Macht herabgesetzt und im Nachsprechen ihrer Losungen ihre Weisheit gefunden haben. Wir haben aus ihrem Munde den Vorwurf überstiegenen Nationalismus vernommen. Wunderliche Entwicklungen!

Als letztes Beispiel endlich möchte ich den Streit über die Diesseitigkeit oder Jenseitigkeit des Gottesreiches anführen. Wir gehören zu denen, die die Botschaft erneuert haben, die die Botschaft Jesu und seiner Apostel ist: daß das Reich Gottes auf die Erde kommen soll, für die Erde sei. Daraufhin hat man uns angeklagt, daß wir das Jenseits preisgäben, uns mit unsern Hoffnungen im Irdischen verlören und hat gegen uns geltend gemacht, daß Christi Reich nach seiner eigenen Aussage nicht von dieser Welt sei.

Wieder hat sich das Verhältnis umgedreht. Heute sind wir es, die betonen, daß das Reich Gottes etwas von den Weltreichen seiner ganzen Art nach Verschiedenes sei, daß es von oben komme, mit ganz anderen Kräften und Gesetzen, als die der Welt, daß es die Weltreiche richte, daß es am Ende allein dastehen werde als das Reich und daß das Heil der Völker sogut wie der Einzelnen darin besteht, sich in dieses Reich zu retten. Unsere Gegner aber eifern nun gegen uns, daß Gott auch in diesen weltlichen Entwicklungen sei, daß das Gottesreich zuerst in den natürlichen Verhältnissen sich gestalten müsse, damit das Höhere sich darauf erbauen könne, daß es zuerst in den einzelnen Völkern kommen müsse, damit es in der Welt kommen könne, kurz, daß es von unten her sich erbauen müsse, nicht von oben her. Dieser Auffassung gemäß verteidigen sie unsere Kultur, während wir sie als gerichtet preisgeben. Sie betonen also, mit anderen Worten, die Diesseitigkeit des Gottesreiches, während wir mehr seine Jenseitigkeit vertreten.

Das ist die seltsame Vertauschung der Rollen im Kampfe der Geister, die der Krieg mit sich gebracht hat. Ich habe sie an diesen Beispielen erläutert, weil gerade sie in dem bisherigen Streite eine besonders große Rolle spielten, hätte aber die Tatsache auch an vielen andern Punkten erläutern können. Denn diese Umkehrung erstreckt sich auf alle Bestimmungen des Denkens und Lebens.

3.

Und nun — was hat diese merkwürdige Tatsache zu bedeuten? Sollen wir etwa annehmen, es handle sich da bloß um eine vorübergehende Verschiebung des Bildes, ein Erzeugnis der Kriegspsychose, ein Mißverständnis? Oder sind wir etwa während des Krieges Andere geworden und haben, nach berühmten Mustern, umgelernt?

Im Gegenteil: der Krieg hat das Mißverständnis beseitigt und die Wahrheit der Dinge, wie sie schon vorher bestand, aber nicht deutlich gesehen wurde, ans Licht gebracht. Gewiß wäre es keine Schande, wenn wir Andere geworden wären, wenn wir Vieles gelernt hätten; eher wäre das Gegenteil eine. Wir haben tatsächlich Vieles gelernt, sind in wichtigen Stücken, im gesamten Fühlen und Denken Andere geworden. Das gilt von allen Lebendigen unter uns. Aber dieses Lernen und Anderswerden bedeutet nicht eine Umkehr, oder ein Abbiegen von dem bisherigen Wege, sondern genau das Gegenteil: ein rasches Vorwärtskommen auf dem bisherigen Wege. Wir sind in diesem Sinne, die Gegner so gut wie wir, nicht Andere geworden, vielmehr erst recht geworden, was wir waren.

Es ist stets ein krasser Irrtum gewesen, wenn man uns zu Vertretern der Gewalt gemacht hat. Wir sind stets das Gegenteil gewesen. Unser Sozialismus war die Forderung einer Ordnung des Rechtes und der menschlichen Gemeinschaft im Wirtschaftsleben (und von hier aus in allem Leben) statt des heutigen Krieges Aller gegen Alle, der eine Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken bedeutet. Den Klassenkampf haben wir nie als etwas an sich Gutes und Begehrenswertes hingestellt, sondern stets als ein großes Uebel, das uns beweise, wie wenig das Christentum unter uns Wirklichkeit sei. Wir haben seine Ueberwindung durch einen neuen Geist gefordert, wie ja übrigens auch die sozialdemokratische Theorie durchaus die einstige Aufhebung des Klassenkampfes als Ziel betrachtet. Kurz, wir haben uns zum Klassenkampf im Grunde genau so gestellt wie zum Kriege: wir haben ihn bei den heutigen Ordnungen für notwendig betrachtet, aber eine Ordnung gefordert, wo er nicht mehr notwendig sei. Freilich war da ein Unterschied. Wir mußten der bürgerlichen und christlichen Welt für den Sinn und das Recht der Arbeiterbewegung die Augen öffnen und also auch zeigen, was für ein Stück Recht in der Forderung des Klassenkampfes liege, während wir einer Gesellschaft, die den Krieg als dauernd notwendig, ja wertvoll hinnahm, zeigen mußten, daß er überwindbar und zu bekämpfen sei; aber wir sind nie auf das Erfurter Programm, geschweige denn auf gröbere Dogmen, eingeschworen gewesen. Nie ist es uns in den Sinn gekommen, die Erkenntnis zu verleugnen, daß die tiefste Kraft der Erlösung der Menschen das Leiden um der Gerechtigkeit willen ist und daß die Welt nur überwunden wird durch die Liebe, die sich im Opfer vollendet. Nie haben wir die Wahrheit des Kreuzes vergessen. Gegen alle bloßen Machtmittel haben wir von jeher den tiefsten Widerwillen gehegt.

So besteht nicht der geringste Widerspruch in unserer Stellung zum Sozialismus und zum Krieg. Es ist doch kein Zufall, daß der Sozialismus grundsätzlich immer gegen den Krieg ist. Der Sozialismus will den egoistischen Vernichtungskampf aus dem wirtschaftlichen und dem politischen Leben gleichmäßig ausschalten. Der Kampf gegen den Kapitalismus und gegen den Militarismus hat den gleichen Sinn: es

ist der Kampf gegen das Tier für den Menschen. Und wenn einige von uns zwar nicht für den Generalstreik, wie man fälschlich zu behaupten nicht aufhört, sondern für das am Generalstreik beteiligte Proletariat eingestanden sind, so haben sie dabei so wenig die Gewalt verherrlichen wollen, daß es vielmehr gerade die unnötige, törichte Berufung eines kleinlichen und verblendeten Bürgertums auf die rohe Militärgwalt war, die uns unerträglich schien. Schon damals standen wir bei Tolstoi, nicht bei Bismarck.

So sind wir auch in Bezug auf das Verhältnis von Außen und Innen nicht Andere geworden. Es ist selbstverständlich nie unsere Meinung gewesen, den Geist an die Materie und das innere Leben an die Aeußerlichkeit zu verraten. Unser Sozialismus wollte stets gerade umgekehrt den Menschen an Stelle der Ware, die Seele an Stelle der Maschine, Gott an Stelle des Profites setzen. Das dürfte doch wohl Verinnerlichung sein! Unser „Materialismus" bedeutete, daß wir auch die materiellen Dinge dem Geiste unterwerfen wollten. Denn gerade da, wo der Geist recht zum Bewußtsein seiner Würde und Macht gekommen ist, will er alle Wirklichkeit, auch die materielle, seinem Reiche einordnen. Unser Spiritualismus war Materialismus, aber unser Materialismus Spiritualismus. Unser tiefstes Wollen ist stets gewesen, eine gottfern gewordene Kultur zu Gott zurückzurufen. Sollte das Veräußerlichung sein? Keiner von uns ist auch nur einen Augenblick lang so töricht gewesen, von bloßen Umwälzungen der äußeren Verhältnisse das Kommen des Reiches zu erwarten; nie haben wir die Eigenart seiner Kräfte und Wirkungen so sehr verkannt. Aber wir haben umgekehrt von seinem Kommen die Umwälzung alles Bestehenden erwartet und tun es weiterhin. Dabei haben wir dem Einzelnen immer eine entscheidende Rolle zugewiesen. Wir haben freilich behauptet, daß der Einzelne nur dann wahrhaft bekehrt werde, wenn er in Gottes Sache aufgehe, aber dann haben wir ihm unbegrenzte Möglichkeiten zugetraut und seine Verantwortung groß gemacht. Die Rettung der Seelen war stets unser oberstes Ziel — auch das unseres Sozialismus. Wenn wir also heute gegen den Anspruch rein äußerer Mächte, gegen den Trotz und Hochmut der Weltmacht, des Reiches der Welt, auftreten, so ist das nur die Folge unseres bisherigen Denkens und Tuns.

So auch unsere Stellung zum Vaterlande. Selbstverständlich haben wir niemals den sittlichen und religiösen Wert verneint, der im Vaterlande liegt und nie unser Gefühl tiefer Verbundenheit mit Volk und Volksgenossen verleugnet. Den Patriotismus bekämpften wir, weil er eine Verfälschung dieses Wertes, ein Trug und Schwindel ist. Unser Internationalismus sollte stets ein Schutz und nicht eine Vernichtung des Vaterlandes sein. So ist auch unser Antimilitarismus nicht nur eine Frucht unserer religiösen Ueberzeugung, sondern auch unserer gut schweizerischen Gesinnung; denn uns steht fest, daß die unabhängige Existenz kleiner Völker und der Fortbestand des heutigen politisch-

militärischen Systems unvereinbar sind. Die Vaterländer, die kleinen wie die großen, müssen in einer neuen, auf den Geist begründeten Völkergemeinschaft „aufgehoben“, das heißt: zugleich aufgelöst und erhalten werden.

So ist endlich auch klar, daß wir das Gottesreich nie in dem Sinne, wie unsere Gegner es meinen, dem Diesseits haben ausliefern wollen. Abgesehen davon, daß wir eine Hoffnung, die über das Grab hinaus geht, als einen der Ecksteine jedes ernsthaften Glaubens an das Reich Gottes betonen und sogar noch stärker als Andere hervorheben, daß dieses auch völliger Sieg über den Tod sei, ist es uns immer festgestanden, daß es zwar für diese Welt aber nicht von dieser Welt ist. Es ist von einer andern Welt, hat nicht die Art dieser Welt, sondern eine davon gänzlich verschiedene. Es kommt von oben, nicht von unten. Es bricht allerdings in diese Welt ein, kommt in diese Welt, will hier seine Herrschaft aufrichten, ist nicht bloß für das ferne Jenseits; es ist der Himmel auf Erden. Aber dies alles nicht in dem Sinne, daß die Erde so wie sie ist, oder eine etwas verbesserte Erde, der Himmel wäre, als ob das Jenseits vom Diesseits verschlungen werden sollte. Umgekehrt vielmehr solle das Jenseits in das Diesseits strömen; solle der Himmel sich herniederlassen auf eine verwandelte Erde. Wir können nur darum beten: „Dein Reich komme“, weil dieses Reich zunächst ein jenseitiges ist, und indem wir bitten, daß es ein diesseitiges werde, treten wir in einen stärkeren Gegensatz zu der vorhandenen Welt als sonst irgend jemand. Das ist heute alles offenbar, war aber schon vorher so.

Wir sind also in diesem Sinne die Gleichen geblieben; wir sind bloß offenbar geworden. So wie wir jetzt dastehen, so sind wir; das ist unser wahres Wesen und Wollen; so haben wir es immer gemeint. Auch haben wir es laut genug gesagt, man hat es nur nicht hören wollen.

Und nun die Gegner? Sind etwa sie Andere geworden?

Auch sie sind vielmehr nur offenbar geworden!

Daß es ihnen bei ihrem Gegensatz zu der Arbeiterbewegung nicht um die Verwerfung der Gewalt an zu tun war, zeigte sich an verschiedenen Tatsachen. Sie hatten zum Beispiel für die Gewalt, die im Klassenkampf von oben her gebraucht wurde, nie einen ernsthaften Tadel, wenigstens nie einen, der dem andern an Aufrichtigkeit und Schärfe gleich gekommen wäre. So hatten sie auch bei Anlaß des Generalstreikes für die bürgerliche Gewalttätigkeit keine sittliche Empörung. Sie sahen also nicht auf die Gewalt, sondern nur darauf, ob sie für oder gegen die bestehende Ordnung der Dinge gerichtet sei. So hatten ihre Augen auch nicht die Schärfe, um das ganze System der Gewalt zu erkennen, das in unserer Wirtschaftsordnung steckt. Ebensowenig gab es bei ihnen Auflehnung gegen den alles überwuchernden Etatismus mit seinen Anmaßungen, seinem seelentötenden Mechanismus. Und endlich fehlte es an irgend einer energischen Be=

kämpfung des Kriegsgeistes und der drohenden Kriegsgefahr. Es konnte also unmöglich der Abscheu vor dem Gewaltprinzip an sich so groß sein, wie man hätte meinen mögen, wenn man die Entrüstungen über den Klassenkampf vernahm.

Das Gleiche gilt von der Innerlichkeit. Waren die äußeren Dinge unseren Gegnern wirklich gleichgültig? Wenn dies der Fall gewesen wäre, dann hätten sie den im Genuß des Aeußeren Befindlichen im bitteren Ernste zureden müssen, sich der Vorzüge ihrer äußeren Stellung zu entschlagen, schon deswegen, weil ihre Seele dadurch für das Wesentliche am Leben freier werde, aber auch deswegen, weil den Enterbten damit jeder Anlaß zur Bitterkeit genommen werde. Aber von einem solchen Zureden hat man nie gehört, dieses Argument von der nebensächlichen Bedeutung der äußeren Verhältnisse wurde nur nach unten ernstlich in Bewegung gesetzt. Es kam also auch hier nicht auf die Innerlichkeit an, sondern auf etwas Anderes. Und so war es auch mit dem besonderen Individualismus nicht weit her. Er kam höchstens als eine gewisse religiöse Selbstsucht zur Geltung, die im Genuß der religiösen Güter nicht durch die Rücksicht auf Andere gestört sein will, aber nicht als leidenschaftliche Arbeit an den Einzelnen im Sinne ihrer Bekehrung für das Reich Gottes. Es kam manchmal auch zu einem Ernst persönlicher Heiligung, den zu leugnen wir uns hüten werden, aber wo es ganzer Ernst wurde, da durchbrach er diese Art von Individualismus und wurde ganze Hingabe an Gottes Sache; wenn vielleicht auch in etwas enger Form.

Es ist zu vermuten, daß der Patriotismus, der zu dieser Art gehört, ähnliche Wurzeln hat. Seine Vertreter sind gewöhnlich solche, die sich mit den bestehenden Ordnungen durch materielle oder ideelle Bande innig verknüpft fühlen. Die Regierungen und Gesetze vertreten ihre Partei und ihre Interessen, oder sie erblicken in den bestehenden politischen Einrichtungen zugleich eine göttliche Ordnung. Aber es kann dabei auch ein bestimmtes politisches, vielleicht mit einem religiösen verbundenes System sein, das sie begeistert, sodaß es ihnen nichts ausmacht, sich mit andern Völkern, in denen ebenfalls dieses System herrscht, die als seine Träger und Schutzmächte erscheinen, so einig zu fühlen, daß sie dabei alle Selbständigkeit ihres Vaterlandes wegwerfen. So dürfte es also weniger das Vaterland sein, das gehütet werden müßte, als eben jenes System.

Endlich die Jenseitigkeit. Eine echte Jenseitsstimmung verrät sich immer und notwendig in einer gewissen Entwertung der vorhandenen weltlichen Ordnungen. Aber davon war nun eben wieder bei unseren Gegnern wenig zu spüren. Sie klammerten sich vielmehr sehr zäh an diese Ordnungen, so zähe, als ob sie keine andere Wirklichkeit kennten, an den Staat, die vorhandene soziale Ordnung, die herrschenden politischen Anschauungen. Wer diese antastete, gegen den erhoben sie sich mit einer Leidenschaft, die ihnen nicht zur Verfügung stand, wo es die eigentlichen Jenseitsgüter galt. So ist anzunehmen, es habe

sich auch hier nicht um das Jenseits gehandelt, sondern um etwas anderes.

4.

Um was denn? Bevor ich diese Frage zu beantworten versuche, was der wahre Gegensatz sei, muß ich eine Vorbemerkung machen, die zugleich eine Nachbemerkung ist. Ich habe beständig von „Gegnern“ geredet. Dabei habe ich natürlich nicht an persönliche Kämpfe, sondern nur an geistige Gegensätze gedacht. Ferner möchte ich recht nachdrücklich erklären, daß nicht alle vorläufigen Gegner dauernde sein müssen. Es gibt ehrliches Mißverständnis. Wer also nach diesen Auseinandersetzungen das Gefühl hätte, daß er auf die Seite gehöre, die hier vertreten wird, der wäre eben nicht mehr Gegner. Eine solche Verständigung wird ja gewiß weithin stattfinden, wenn nicht in der allernächsten Zeit, so doch im Laufe der kommenden Kämpfe. Eine neue Gruppierung der Geister hat zum Teil schon stattgefunden und wird jedenfalls fürderhin stattfinden.

Aber auch nach dieser Verständigung, zu der wir immer bereit sind, wenn sie auf ehrliche und anständige Weise gesucht wird, wird es noch einen Gegensatz geben; ja, er wird dann erst recht scharf und deutlich sein, bis vielleicht eine neue Einheit erreicht wird.

Welches wird dieser Gegensatz sein? Ich komme nun auf eine These zurück, die ich schon wiederholt entwickelt habe: es handelt sich um zwei von Grund aus verschiedene Denkweisen, aus zwei Auffassungen des Christentums, die so stark gegen einander stehen, daß man sie zwei Religionen nennen kann. Sie haben alle Hauptsätze gemein, aber sie fassen alle verschieden auf. Sie könnten sich vielleicht verstehen, aber es scheint, daß sie genötigt sind, statt dessen sich aufs schärfste zu bekämpfen.

Das eine ist die Religion im engern Sinn des Wortes. Es ist diejenige Denkweise, die zu einer Heiligung und Bewahrung der vorhandenen Welt wird. Sie weiß natürlich auch von einer höheren Welt, aber sie bringt diese an einem besonderen Orte unter, entweder in der Mystik des individuellen Gottesgenusses, oder in der heiligen Welt der Kirche, oder im Jenseits des Grabes. Die vorhandenen Ordnungen der Welt gelten nicht als die letzten, aber sie sind gottgewollt und gehören notwendig zum Bestand der Welt. Weil so die Religion ihre schützende und weihende Hand über diese weltlichen Ordnungen hält, gewinnen diese eine besondere Heiligkeit. Staat, jeweilige Wirtschaftsordnung, geltende Sitte werden Bestandteile der göttlichen Weltordnung. Man erwartet umgekehrt von diesen Mächten, daß sie ihrerseits die Religion, die ihnen so große Dienste leistet, schützen und tragen werden. So kommt das uralte, immer wieder in neuen Formen auftretende Bündnis von Thron und Altar, Priester und König zustande. Es ist in der demokratischen Republik so gut möglich

als in der absoluten Monarchie, mögen die Formen noch so verschieden sein.

Diese Religion kann manchmal eine große Tiefe gewinnen. Wir möchten sie gern einmal unter diesem Gesichtspunkt würdigen, können dies aber hier nicht tun und wollen bloß erklären, daß wir gesonnen sind, ihr alles Recht zu geben, das sie haben kann und auch in diesem Sinne also zu einer Verständigung bereit. Aber ebenso gewiß ist, daß diese Religion immer wieder der Fluch der Welt wird. Ja, ich stehe nicht an, zu erklären, daß die, welche sie für die schlimmste der die Menschenwelt verwüstenden Mächte halten, durchaus recht haben. Denn sie hält den Menschen in dem stärksten Bann, den es gibt. Dieser Bann kann ganz dämonischer Art sein. Und er kann bedeuten, daß die Menschen dadurch in Gedanken und Zuständen festgehalten werden, die ihr Verderben sind. Das Greuelvollste kann sich mit dieser Religion verbinden und dadurch eine unheimliche Kraft und Weihe bekommen, und umgekehrt kann diese Religion von sich das Greuelvollste tun, was im Menschenwesen möglich ist. So ist es in diesem Kriege geschehen. Diese Religion ist vielleicht seine tiefste Wurzel. Sie hat ihm jedenfalls den stärksten Kraftzufluß zugeführt. Ihre Vertreter haben an Kriegswut das Höchste geleistet und fahren darin fort. Der Krieg ist erst zerbrochen, wenn diese Religion zerbrochen ist.

Auf der andern Seite steht die Religion, deren Herz die Hoffnung auf eine neue Welt ist. Wir nennen sie nur vorläufig Religion, denn es ist eben das Reich Gottes, das wir meinen. Es geht auf eine neue Welt, weil es ausgeht von dem Gott, der nicht bloß ein anderes Wort für die Welt und die jeweilen bestehende weltliche Gesamtordnung ist, sondern der lebendige, das heißt der schaffende Gott, der in Taten vorwärts schreitende. Er ist wahrhaft weltüberlegen, darum kann und will er die Welt richten und neuschaffen, neue Welten schaffen, sein Reich schaffen. Dieser lebendige Gott zerbricht in Kraft seines ewigen Lebens fortwährend erstarrte Formen des Lebens, Staaten, Gesellschaftsordnungen, Religionen, sittliche Systeme, um die Welt seinem Ziele entgegenzuführen: einer zu göttlicher Freiheit und göttlichem Leben erlösten Menschheit. Hier gilt nicht Religion, sondern Gott selbst, der aber Mensch wird in einem menschlichen Reich, in menschlicher Gerechtigkeit, Reinheit und Güte, im göttlichen Menschen, in Christus. Nicht in irgend welchen Weihen, Verzückungen, Systemen, Kirchen, im wahren Menschen kommt Gott in die Welt, der wahre Mensch ist in ihm aufgehoben, von ihm verbürgt, wird von ihm fortwährend geschaffen. Wer an ihn glaubt, der schaut arbeitend, kämpfend einer Welt entgegen, die gegen diese ist und über dieser, jenseits dieser liegt.

Das ist der wahre Gegensatz, der Gegensatz der Gegensätze. Auf ihn führen sich alle andern zurück. Er liegt an ihrer Wurzel. Er erklärt auch alle seltsamen Verschlingungen und Verkehrungen des Kampfes. Darauf hinzuweisen ist unser ceterum censeo.

Natürlich meinen wir nicht, daß jeder Einzelne klar und eindeutig dem einen dieser Lager angehöre. Menschen sind nicht Prinzipien. Es gilt bloß die Prinzipien herauszuarbeiten, damit in die Wirrnis der menschlichen Kämpfe Klarheit komme. Aber daran halte ich fest, daß daran alle andern Gegensätze hangen und daß darin alle andern aufgehen. Das wird der Ausgangspunkt für eine neue Orientierung der Geister sein. Hier wird zuletzt das Entweder-Oder gelten. Und zwar handelt es sich dabei nicht bloß um eine „religiöse", sondern um eine allgemein menschliche Sache. Wir werden eben künftig immer weniger diese Scheidung in „religiös" und „weltlich" vollziehen, es wird nicht so sein, daß die Einen im Namen Gottes und die Andern in irgend einem andern Namen nach dem gleichen Ziele wandern, sondern die Menschen werden nach dem, was ihnen *menschlich* das Höchste ist, zusammenstehen und sich von hier aus auch über *Gott* verständigen lernen.

Diese Entscheidung und was mit ihr zusammenhängt, wird nach unserem Dafürhalten der Hauptinhalt der nächsten Zukunft sein. Schwerster Geisteskampf wird sie wahrscheinlich begleiten. Wir wollen diesen Kampf weder fürchten, noch bedauern, denn er wird uns gewaltig vorwärts führen und ist es wert, darin zu leben und zu sterben.

Unsere Arbeit aber wird sein, die Probleme dieses Kampfes immer klarer herauszuarbeiten und immer ernster und geschlossener die Wahrheit zu suchen, die uns retten und neu beseligen wird. Daß wir dabei immer mehr zur *Höhe* und zur *Tiefe* müssen, wird uns jeden Tag eindringlicher klar. Auch der *Weite* möchten wir aber nicht entbehren. Jedenfalls soll uns keine Parteischablone binden. Die Parteien sind alle zerbrochen. Jede Parteiform wäre jämmerlich zu klein für die Größe der jetzigen Aufgaben und Aussichten. Wir meinen aber auch nicht, daß Kampf und immer nur Kampf das letzte Wort sein müsse. Vielleicht daß gerade eine gründliche Klärung der Gegensätze am ehesten zu ihrer Ueberwindung führen kann. Wir wiederholen, daß wir ehrlich bereit sind, dabei mitzuwirken. Was wir letztlich wollen, ist ein neuer *Friede*. Nur wollen wir ihn nicht erschleichen und wir fürchten uns davor, einem notwendigen Kampfe auszuweichen. Wir lieben den Frieden so sehr, daß wir um seinetwillen den bittersten Kampf nicht scheuen wollen.

So gehen wir dem neuen Jahr entgegen, diesem entscheidungsvollen Jahr.

L. Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Glauben des Alten Testaments.[1])

Werte Versammlung!

Die religiös-sozialen Pfarrer des Kantons Graubünden haben Sie eingeladen, um in einer Reihe zusammenhängender Vorträge Rechenschaft und Zeugnis von ihrem Glauben vor Ihnen abzulegen. Die Angriffe, die von Zeit zu Zeit in den Tages- und Kirchenblättern gegen uns erhoben wurden, haben uns zur Genüge gezeigt, daß die Oeffentlichkeit über unser Wollen im Unklaren ist, zum Teil auch im Unklaren gehalten werden soll.

Von der einen Seite wirft man uns vor, wir forderten zur Dienstverweigerung auf, wir diskreditierten Vaterland und Kirche, und suchten die Menschen von ihnen abzubringen, was um so merkwürdiger sei, da wir ja gerade im Dienste dieser Kirche stehen, von ihr unser Brot zu essen bekommen, dieser Kirche, an der wir nichts Gutes stehen lassen wollen. Wir seien gegen den Staat, und förderten alle diejenigen Bestrebungen, die darauf ausgehen, mit gewaltsamen Mitteln die bestehenden Zustände zu ändern, predigten insbesondere auch Antimilitarimus und forderten zu Dienstverweigerung auf, während es ja gerade jetzt besonders wichtig sei, einzusehen, wieviel wir an unserer Volksgemeinschaft haben, daß man für sie eintrete mit Gut und Blut. Zum mindesten bedeute eine solche Betonung des Sozialen eine Veräußerlichung des Religiösen, das bekanntlich mit dem innern Menschen und nicht mit dem Fleisch, den äußeren Verhältnissen, zu tun habe, stehe im Widerspruch mit der Bibel und dem Glauben der Reformatoren. Es bedeute ein Abrücken vom Wesentlichen des Evangeliums, wenn wir soziale Forderung nicht nur aufstellen, sondern sie als etwas gegenwärtig Entscheidendes hinstellen. Man vergleicht uns deshalb mit den Wiedertäufern, die ebenfalls in gänzlich ungeschichtlicher Weise, die Bibel in der Hand, alles Bestehende von heute auf morgen umstürzen und die Welt in ein Gottesreich verwandeln wollten. Diesem Unterfangen stehe leider nur das im Wege, daß wir eben nicht mit der unveränderlich bestehenden menschlichen Sündhaftigkeit rechneten.

Auf der andern Seite verwundert man sich weniger über unsern Sozialismus, hält ihn vielmehr als für einen vernünftigen Menschen selbstverständlich, aber man weiß nicht recht, was man mit dem Wörtlein „religiös“ vor dem „sozial“ machen soll. Warum soll denn der Sozialismus religiös vertreten werden? Genügt denn die Tatsache der wachsenden Not nicht, um ihn allein genügend zu begründen, um in den Menschen die Ueberzeugung zu wecken, daß wir in Gemeinschaft der menschlichen Uebel Herr werden sollen? Hat er seinen Siegeszug, in den auch die hineingerissen werden, die es nicht wollen, unter einem

[1]) Vortrag, gehalten im Volkshaus zu Chur, November 1916, als erster eines Zyklus von fünf Vorträgen religiös-sozialistischer Pfarrer Graubündens.

menschlichen, manchmal sogar religionsfeindlichen Banner angetreten, warum soll er denn jetzt mit der Religion zusammengekoppelt werden? Der Sozialismus ist stark geworden ohne sie, er kann auch weiter wachsen ohne die Religion. Oder vielleicht ist es doch schön, wenn nun einige Pfarrer, gutmeinend wie sie sind, dazu kommen und hintendrein, wie es so die Art der Kirche ist, beweisen, daß der Sozialismus auch mit dem Evangelium zusammenstimme, daß er nicht nur unser Wille sei, sondern auch noch des Segens Gottes gewiß sein könne. Ist es nicht vielleicht doch etwas Schönes, so eine nachträgliche religiöse Verklärung des Sozialismus, der sonst ein so struppiges, reglementswidriges irdisches Aussehen hat?

Aber, hören wir wieder von anderer sozialistischer Seite, vielleicht ist er doch eine Gefahr, dieser religiöse Sozialismus. Jetzt ist er noch harmlos, aber verbirgt sich hinter ihm nicht das Interesse der Kirche, jetzt erst von einigen, besonders geförderten Pfarrern eingesehen, die doch nicht aufzuhaltende Arbeiterbewegung auf ihr unschädliches Geleise zu bringen, sie kirchlich zu mäßigen? Steht hier nicht in Gefahr die Reinheit und Wucht der Bewegung, die rein menschlich begründet sein will?

Auf alle diese Fragen möchten wir denen, die guten Willens sind, Antwort geben, indem wir in zusammenhängender Weise, den gemeinsamen Glauben nach seinen hauptsächlichsten Positionen entfaltend, von ihm Zeugnis ablegen wollen. So gut wir es können, denn ein rechter Glaube ist immer unendlich größer als seine Bekenner. Deren Bekenntnis muß notwendigerweise „einseitig" sein, weil jeder eben das in den Mittelpunkt stellt, was gerade ihm das Herz ergriffen hat. Wir haben kein Dogma und haben kein System, sondern einen gemeinsamen Glauben. Wir sind Männer von verschiedener Art und gehen von verschiedenen Ausgangspunkten aus. Wir stehen in einem lebendigen Erleben drin, in werdenden, sich erweiternden und sich dann notwendig auch wieder im Einzelnen verändernden, sich korrigierenden und auswachsender Ueberzeugungen. Es ist klar, daß wir in Einzelheiten verschieden denken, die Welt verschieden erleben. Der Grund, auf dem wir stehen, die Sache, die im Mittelpunkt steht, ist fest und für alle dieselbe: der Glaube an das kommende Reich Gottes, die auf diese Erde kommende Welt Gottes, die im prinzipiellen Gegensatz steht zu der Welt, in der wir leben.

Aber es ist keine Verteidigung, die wir uns vorgenommen haben, wir wollen uns bei niemandem rehabilitieren. Etwas ganz anderes ist es, dem unsere Vorträge dienen wollen.

Es gibt in dem Leben jedes ringenden Menschen Zeiten, wo er nicht einfach in seinem bisherigen rüstigen Wirken weitergehen kann, dessen gewiß, daß er auf dem rechten Wege ist, sondern, wo sich ihm gebieterisch die Frage aufdrängt: wo stehe ich jetzt, gehe ich recht oder führt all mein Ringen und Schaffen in der Hauptsache auf ein falsches Geleise? Es treten ihm Widerstände entgegen, Hemmnisse, die er nicht

überwinden kann mit den bisherigen Kräften und Methoden und er wird auf die Frage gestoßen: fasse ich mein Leben vielleicht überhaupt falsch an, fehlen mir die Kräfte, um es auszuführen, oder ist das ganze Ziel meiner Arbeit vielleicht falsch? Da heißt es aufblicken und über das Ganze blicken, über das Vergangene und das Zukünftige, da heißt es, in sich hineinzugehen, zu suchen, zu denken, bis man wieder seinen gewissen Weg gefunden hat, sei es den alten oder einen neuen.

Eine solche Zeit ist jetzt für die ganze Welt angebrochen, auch für uns. Wir haben nun eine Periode hinter uns, voll so gräßlicher Ereignisse, daß wir sie nicht im Entferntesten für möglich gehalten hätten, und dieses mörderische Zerfleischen der Völker will kein Ende nehmen. Wir glaubten am Anfang, diese Herrschaft der Unvernunft, der Unmenschlichkeit könne nur kurze Zeit währen; in ein paar Monaten, nach ein paar Schlachten, werde die Kulturwelt erwachen, den Irrtum einsehen und umkehren. Wir sehen jetzt aber nicht nur, daß dies nicht geschieht, sondern daß immer unmenschlichere Kriegsmethoden auftauchen, immer noch neue Völker in den Krieg eingreifen, der Drang nach Vernichtung des Gegners immer noch im Wachsen scheint. Und unser Glaube, daß so nach und nach, in schrittweisem Fortschritt, von Niederem zu Höherem steigend, die Menschheit menschlicheren Verhältnissen entgegengehe, daß wir so das Gottesreich erreichen würden mit dem „Schweiße der Edeln“, wurde unbarmherzig in Stücke gerissen. Nicht nur die Roheren, die sowieso Gewalttätigen, Ungebildeten wurden in diesen Haß hinein gerissen, sondern gerade auch diejenigen, die wir vorher als unsere Führer, als die leuchtenden Spitzen von Kunst, Literatur und Wissenschaft bewunderten, geben den Ton an, wenden ihre reichen Gaben, ihr Wissen, zur Begründung dieses Hasses an. Und was das Betrübendste war, die Institutionen und Männer, deren Aufgabe es war, in der Welt gegenüber allen Haß das Banner der Liebe aufzupflanzen, gegenüber allem Gegeneinander die Botschaft der Gemeinschaft zu verkünden und so der in Jesus Christus geoffenbarten Liebe zu zeugen, sie waren die ersten, sich in den Dienst der zerstörenden Mächte zu stellen, Waffen zu segnen, den Feinden zu fluchen und all ihre Hoffnung auf die Gewalt zu setzen. Sie begründeten das, was die Generalstäbe und Kabinette beschlossen, mit den reichen Mitteln ihrer Theologie und Geschichtswissenschaft. Eine Zeitlang konnten wir es für eine Art Krankheit ansehen, verursacht durch die Ueberrumpelung durch den Krieg, die plötzlich, unvorbereitet hereinbrechende Angst um das Dasein. Später aber mußten wir einsehen, daß all das doch tiefer sitzen müsse. Am meisten offenbarte sich das Gericht über die Kirche in der Tatsache, daß am Anfang des Krieges Alles seine Hoffnung auf die Sozialdemokratie setzte, während man in stiller Uebereinstimmung es als selbstverständlich annahm, daß die Kirche gegen die satanischen Mächte, die zum Kriege führen, nichts tut.

Dies alles hätten wir uns immer noch gefallen lassen können, hätten es entschuldigt mit der Not der Zeit, wenn wir nur einen Halt und Trost in der Gemeinschaft hätten finden können, in die wir hineingestellt sind, in der schweizerischen Volksgemeinschaft. Zwar am Anfang glaubte man, daß unter der Wucht der Ereignisse umso mächtiger der Wille zur Gemeinschaft, zur gegenseitigen Hilfe wenigstens in dem Volk, anfangen würde lebendig zu werden, das infolge seiner Geschichte, seiner Zusammensetzung und seiner ganzen politischen und wirtschaftlichen Lage auf diese Ideale ganz besonders angewiesen ist, ja förmlich zu ihnen hingedrängt wird. Nach dem beschämenden Banken- und Lebensmittelsturm, der auf die Solidarität der Eidgenossen ein so helles Licht geworfen hatte, sah man, wie die Kirchen sich füllten wie nie zuvor, und man glaubte, es handle sich da um den Anfang einer Vertiefung und Verinnerlichung, glaubte, daß die Menschen sich wieder besinnen auf die ewigen Sterne, die über ihnen leuchten gerade in der Nacht, und daß sie aus der Gewöhnlichkeit und dem Leichtsinn heraustreten und die ewigen Wahrheiten ergreifen, die standhalten allem Verderben der Welt und es überwinden. So glaubten viele, aber es war ein Irrtum. Es war nur die vorübergehende Angst: die alten Gewohnheiten und Gemütlichkeiten stellten sich wieder ein und der harte Konkurrenzkampf entbrannte heftiger als vorher, unter dem Schutze der außergewöhnlichen Zustände, der abgesperrten Grenzen. Man sah, wie profitiert wurde von diesem Weltbrand, wie diejenigen, die Waren hatten, begierig die Gelegenheit ergriffen, um sie möglichst teuer abzusetzen, wie diejenigen, die die notwendigsten Produkte herstellten, aus diesem Umstand ihren Vorteil zogen, wie besonders die Arbeiter ihre in jahrzehntelangen Kämpfen erworbenen Rechte wieder verloren, trotz reduzierten Löhnen oft länger arbeiten mußten als früher und die steigenden Lebensmittelpreise kaum erschwingen konnten, während auf der andern Seite die Grenzsperre zu schwunghaftem Lebensmittelwucher und Zwischenhandel benutzt wurde und so gigantische Kriegsgewinne gemacht wurden, gegen die der Staat nichts Wesentliches unternahm. Unter dem Schutze einer starken Militärmacht erhoben sodann alle reaktionären Kräfte mächtig ihr Haupt, um alle jene freiheitlichen Bestrebungen zu knebeln, die ihnen in Friedenszeiten so sehr ein Dorn im Auge gewesen waren. Man sah, wie hinter dieser Gemeinschaft, Burgfrieden genannt, nichts war. War schon vorher der Abstand zwischen denen, die an der Sonnenseite des Lebens sitzen, und denen die nichts haben, groß, so wurde er jetzt noch größer, das ist die Wirklichkeit, in die wir jetzt hineingestellt sind. Der Weltkrieg hat uns nicht aufgerüttelt, er hat Viele in Not gebracht, bedrückt Einzelne auch innerlich, als Ganzes hat er uns nicht geweckt, hat keine Gemeinschaft aus uns geschaffen. Im großen und ganzen ist alles beim alten geblieben, ja schlimmer geworden.

Und die Kirche? Hat wenigstens sie protestiert gegen diese widergöttlichen Gewalten, die wir nie deutlicher am Werke gesehen?

Hat sie wenigstens aufgerichtet mitten im Toben des Kampfes das Banner einer neuen, in Christus erneuerten, in Liebe und Gerechtigkeit geeinigten, durch gegenseitige Hilfe wirkenden Menschheit? — Nein! Die Kirche predigt wie vor dem Krieg den Trost des Evangeliums für die einzelnen Seelen im Leben und Sterben, geht vorbei an den widergöttlichen Verhältnissen, streift höchstens gelegentlich einzelne Erscheinungen mit gemäßigter Mißbilligung, verteidigt zum Teil den Krieg, segnet zum mindesten die Waffen des eigenen Volkes, predigt jenem religiösen Patriotismus, der ja gerade die Völker in das Verderben hineingeritten hat, und ist mit sich selber nicht übel zufrieden.

Das ist die Welt, in der wir leben. Wir wenden uns an die, die mit uns es nicht mehr aushalten in ihr. Wir wenden uns an die fühlenden Menschen, die solche Zustände nicht nur höchstens mit Verwunderung und persönlicher Enttäuschung ansehen, sondern mit uns den Zwiespalt schmerzlich empfinden, denen das gegenwärtige Zusammenleben der Menschen Frage über Frage entgegenwirft. Wem es heute wohl ist, oder wenigstens einigermaßen wohl, wenn nur bald der Friede käme, dem haben wir nichts zu sagen, vorläufig nichts.

Doch halt, da hören wir eine Stimme aus wirklich frommen Kreisen: was ist das Neues, was wir jetzt erleben? Kannten wir diesen Zwiespalt, diesen mörderischen Kampf nicht schon lange? Ist dieser Kampf der Menschen gegeneinander um die Notdurft die neueste Erfindung? War er nicht, blutig oder unblutig, schon so lange die Welt steht? Das ist es ja eben, wovon die christlichen Sänger so oft als vom Jammertal gesungen haben, aus dem wir uns heraussehnen nach dem himmlischen Jerusalem. Das, was wir heute sehen, ist nur, einiger Hüllen entkleidet, das Bild dieser irdischen unvollkommenen Welt, in der wir schon lange leben. Löse dich los von ihr mit deinem Herzen, gib ihr dein äußeres Leben, weil du mußt, weil du nun einmal von Gott in sie hinein gestellt bist zur Prüfung, zur Läuterung für ein besseres, künftiges unvergängliches Leben. Aber hänge dein Herz nicht an sie. Genug, wenn du in Christus dessen versichert bist, daß weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges dir die Gewißheit einer ewigen Welt nehmen kann, die über den Sternen einst anbrechen wird für alle, die hier unten treu gewesen sind. In allen Kämpfen der widerstreitenden Interessen, in die du hinein gerissen bist und denen du eben Rechnung tragen mußt nach Gottes Willen, mag dich das eine trösten: du bist dennoch bei Gott, du bist in seinen Händen und wirst einst den Lohn deiner Treue erfahren. Die Erde aber laß fahren, setze deine Hoffnung nicht auf sie, hilf deinen Mitmenschen in Werken christlicher Liebe und suche Wunden zu lindern, wo du kannst, aber mache dir keine vergeblichen Hoffnungen, die dich nur von neuem an die Erde ketten und dich wegziehen von dem einen, was not tut: die Rettung deiner Seele. Dann kannst du ruhig leben, ohne dich mit überflüssigen Hoffnungen zu beschweren, die doch nur

mit Enttäuschungen enden müssen. Dann kannst du umsomehr, viel eher als die Schwärmer, mit nüchternem Sinn das Gute genießen, das doch auch diese gegenwärtige Erde hat, mehr, als die ewigen Weltverbesserer sehen, weil sie nur immer an die Zukunft denken. Sogar der Krieg hat sein Gutes: er führt die Menschen wieder durch die Not zu Gott, er weckt sie aus Weichlichkeit zu Heldenmut und lehrt sie erst den Frieden schätzen. Kampf ist der Vater aller Dinge. Zum ewigen Frieden sind wir erst reif jenseits von Raum und Zeit, wenn Gott uns wieder ins sündlose Paradies zurückgenommen hat.

So hören wir. Und es ist oft eine Stimme von Kraft, die sich in Krankheit und schwerem Los bewährt hat, und wir wissen es, viel Wahrheit kann darin stecken. Es ist wahr, wir möchten gern einen Glauben, der sich schon in der Gegenwart bewährt, nicht nur der Zukunft dient, der sich auch jetzt bewährt, wo noch keine Aenderung in absehbarer Zeit in Aussicht steht. Wir sind froh, daß über aller Unvollkommenheit unseres persönlichen Erlebens die Gewißheit strahlt, daß alles Ewige, das in uns angefangen hat, noch einmal zur Vollendung kommen muß in unbekannten Welten. Und dennoch rebelliert in uns eine Stimme, die wir nicht zum Verstummen bringen: Ist es wirklich Gottes Willen, daß die Erde *nur* ein Ort der Vorbereitung für die jenseitige Welt ist? Hat sie keinen Sinn in sich? Sind wir mit unserer ganzen unverbrauchten Kraft, mit unseren nach Freude und Leben dürstenden Herzen nur deshalb in sie hineingestellt, um Geduld zu lernen, um einzusehen, daß es mit ihr nichts ist? Leuchtet deshalb die Sonne und strahlt so schön über den lachenden Frühling, den Herbst in seinen Farben, damit wir in ihrem Schein uns bewußt werden, daß es eine Welt der Vergänglichkeit ist, die sie verklärt, damit wir lernen, uns nicht von ihren Strahlen blenden zu lassen?

Das sind die Fragen, die uns nicht zur Ruhe kommen lassen, die uns nicht mit dem stillen Seelenfrieden aussöhnen, sondern die stürmisch eine Antwort verlangen. Euch, die ihr mit uns fühlt und mit uns fragt, zu euch wollen wir heute reden, und wir suchen Antwort in dem Buch, dessen gewaltigen Geschichten, Verheißungen, Liedern schon unsere Jugend gelauscht hat und das die Kirche und unser Herz das Wort Gottes nennt, trotz aller Einwände, die uns mittlerweile gekommen sein mögen. Wir lesen es nicht, um es wissenschaftlich zu erforschen oder um uns an seinen einzelnen Schönheiten zu erfreuen, sondern wir wollen Antwort auf die Frage, die unser Herz bewegt und die lautet: *Was ist der Sinn dieser Erde und was ist der Sinn dieses Menschenlebens? Wozu ist die Menschheit da, und wozu bin ich, bist du da? Gibt uns das Buch des Alten Bundes, das Alte Testament, dieselbe Antwort wie unsere Frömmigkeit? Verweist es uns auch auf den Himmel?*

Das ist eine schwierige Frage! Wir hören den Einwand: Du redest vom Alten Testament wie von einer Einheit, einem Ganzen,

und es enthält doch die größten Gegensätze, die man sich denken kann. Wie kann man den Propheten Jesaja und den Prediger Salomo zusammenbringen? Neben massiven, fast abergläubischen Gottesvorstellungen finden wir die freiesten und geistigsten, neben den engen Opfervorschriften die reine Menschlichkeit anderer Gebote. Können wir angesichts solcher Gegensätze von einem Ganzen reden? Und dennoch müssen wir sagen: es ist ein Ganzes. Gesetz und Propheten, um diese Gegensätze zusammenzufassen, sind wirklich, wie Jesus und die ersten Christen es angeschaut haben, ein Ganzes, nicht ein Ganzes, wo alles auf gleicher Höhe steht, aber es geht Ein schaffendes Prinzip, eine Geschichte, ein Erleben von Anfang an durch alles hindurch. Eine Hauptsache ist da, die sich auf die verschiedenste Weise äußert. Darum reden wir vom Alten Testament als von einem Ganzen. Und da ist es nun das Erste, was wir mit Staunen entdecken; wir treten hier in eine ganz andere Welt als die uns gewohnte. Dies wird uns klar, wenn wir an ein Schulkind im Religionsunterricht die Frage stellen: warum müssen wir auf dieser Erde das Gute tun? Die Antwort darauf wird meistens lauten: damit wir in den Himmel kommen. Das ist ein Anzeichen davon, daß eine Anschauung im christlichen Volke so selbstverständlich herrscht, daß man sie schon den kleinen Kindern einimpft, nämlich: der tiefste Beweggrund, das Gute zu tun, ist, daß wir uns für den Himmel würdig vorbereiten. Treten wir in die Welt des Alten Testamentes, so sehen wir in erster Linie einmal, daß die Vorstellung von einem ewigen, unvergänglichen Leben nach dem Tode keine Rolle darin spielt. Die verschiedensten religiösen Vorstellungen begegnen uns da deutlich oder angedeutet, aber gerade bei den großen Männern, an denen sich unser Glauben orientiert, bei einem Mose, Elias, Jesaja, Jeremia z. B. fehlt entweder die Vorstellung von einem ewigen Leben überhaupt oder hat gar keine Wichtigkeit für ihr Glauben und Hoffen. Erst als die jüdische Religion anfing zu erlahmen und zu verknöchern, als keine Hoffnung auf die Erfüllung der Verheißung für das ganze Volk bestand, begann die Hoffnung auf ein ewiges Leben des Einzelnen darin eine Rolle zu spielen. In den klassischen Zeiten dagegen, bei den großen Gottesmännern, ist der Glaube an ein zukünftiges Leben der Strafe und Belohnung überhaupt nicht von Bedeutung. Das ist etwas sehr sonderbares, aber wenn wir weiter gehen ins Neue Testament, dann sehen wir: auch dort spielt das Jenseits, der Himmel, eine merkwürdig schwankende und nebensächliche Rolle. Es wird zwar die selbstverständliche Voraussetzung gemacht, daß nie mehr erlöschen kann, was in einem Menschen an ewigen Leben erwacht ist. Aber diese Vorstellung ist nicht Mittelpunkt des Glaubens, wie heute, sondern Nebensache. Es ist für uns heutige Christen eigentlich sonderbar: Jesus redet nicht viel davon, mehr gelegentlich im Vorbeigehen, z. B. in einem Gleichnis; auch der Apostel Paulus gibt uns so wenig Auskunft über die uns doch so wichtige Frage, wie wir uns das Leben nach dem Tode vorzustellen haben.

Werden wir nach dem Tode schlafen bis ans Ende der Tage? Oder werden wir ins Paradies erhoben? Wir wissen eigentlich nichts rechtes darüber, wie sich Jesus und Paulus das gedacht haben, und im Alten Testament steht noch weniger darüber. Man kann nicht einfach sagen, daß das zu dem Vergänglichen des Alten Testamentes gehöre, zu den Mängeln, die der alte Bund eben noch gegenüber dem neuen habe. Das Denken an ein unsterbliches Leben hätte dem israelitischen Volke sehr nahe gelegen durch die Berührung mit andern Völkern, von denen es ja sonst die mannigfachen religiösen Vorstellungen übernommen hat. Die Babylonier z. B. hatten sehr ausgeprägte Unsterblichkeitsvorstellungen, und vor allem die Religion der Aegypter lebte und webte in solchen Hoffnungen; bis ins Einzelne ausgebaute Vorstellungen darüber waren da vorhanden. Der Unsterblichkeitsglaube war das Zentrum der ganzen Religion und sein gewaltiges Zeugnis sehen wir heute noch in den Pyramiden vor uns. Man sollte glauben, den Israeliten in Aegypten, insbesondere dem Moses müsse dieser Glaube nicht fremd geblieben sein. Wir wissen ja, wie Israel sich immer wieder gegen fremde heidnische Vorstellungen, die durch den Handel, Bündnisse, Heiraten der Könige eindringen wollten, zu wehren hatte, wie gegen die Vielgötterei oder den Bilderdienst. Die Propheten haben sich ja so vielfach gegen derartiges wenden müssen. Nur die Unsterblichkeitshoffnung ist völlig auf die Seite gesetzt; sie ist nicht eingedrungen. Nicht nur das: wenn wir das Ringen der Männer des Alten Testamentes betrachten, z. B. das eines Hiob, der nach Erkenntnis rang über die Frage, warum er, der sich doch keiner besonderen Schlechtigkeit bewußt war, so Furchtbares zu leiden habe, so lag selbstverständlich dem zu Grunde, daß er ein besseres Leben jenseits des Grabes nicht kannte. Hätte er an eine Unsterblichkeit geglaubt, wie wir es tun, dann wäre ihm dieses quälende Grübeln erspart geblieben, denn dann hätte er gewußt: es gibt für alle Leiden einen Ausgleich in einer andern Welt; dort kommt dann die Lösung der Rätsel dieses Lebens, das an sich ja unvollständig, der Ergänzung bedürftig sei. — Oder nehmen wir die Dichter der Psalmen, die so inbrünstig beteten und kämpften, die sichere Erkenntnis zu bekommen, daß sie Gott trotz all ihres Elendes nicht verlasse; hinter all diesen Kämpfen steht, ausgesprochen oder nicht ausgesprochen, die Gewißheit, *hier auf dieser Erde muß es sich auch äußerlich entscheiden, ob wir einen Gott haben oder ob wir keinen haben, nicht erst in einer andern Welt!* Hier muß es auch äußerlich sichtbar werden, daß er der Herr ist! — Und wenn wir weiter da hineindringen, so sehen wir: Trotz der mannigfachen Verschiedenheit der Glaubensvorstellungen, trotz aller Unvollkommenheiten ihrer Träger geht ein einheitlicher kraftvoller *Glaube an das Diesseits* durch dieses alte Buch, ein Glaube, wie wir ihn bei keiner der damaligen Religionen sonst finden. Einzelne Vorstellungen, ganze Komplexe davon mögen von allen Himmelsrichtungen zusammenge-

kommen sein, das schöpferische Prinzip, das diese Bausteine aufgenommen, umgestaltet, geändert und in den rechten Zusammenhang gestellt hat, ist dasselbe. Es zeigt seine Wucht gerade um so mehr, je widerspenstigeres, unvollkommeneres, zusammengewürfelteres Material es zu bewältigen hatte. Die Religionshistoriker preisen uns die babylonischen Hymnen, deren Sehnsucht nach Erlösung an das Tiefste im Alten Testament heranreiche. Wir hören von der schönen Religion, den schönen Sagen der Griechen. Ueberall suchen uns die Forscher Schönheiten zu zeigen, die sich mit denen des Alten Testaments messen können; aber diesen Glauben an das Diesseits finden wir nirgends sonst.

Das Alte Testament, dieses Buch des alten Bundes Gottes mit den Menschen, fängt an mit einer Behauptung, die auch heute noch ein Wagnis ist, mit der Behauptung: die Schöpfung ist gut. „Gott sah an alles, was er gemacht hatte," heißt es, „und siehe da, es war sehr gut." Der Schöpfung Gottes fehlte nichts! Dieses Bekenntnis bildet den Anfang. Der Mann, der das schrieb, wußte gut, was Sommer und Winter, Frost und Hitze, Teuerung und Seuchen, Bruderzwist und Kampf der Stämme miteinander bedeutete. Und dennoch: die Erde ist gut. Die Bibel fängt an mit einem Lob der Schöpfung und nicht mit einer Feststellung unserer eigenen Sündhaftigkeit.

Wenn der Mensch nun aber doch frägt, wie in diese herrliche Schöpfung all dieser Kampf ums Dasein, all diese Mühsal, diese Schrecken gekommen sind, auf die wir Tag für Tag stoßen, und die uns hemmen, der Interessenkampf der Menschen, den die Großen des Alten Testamentes so gut kannten wie wir, so gibt uns sofort die folgende Geschichte vom Sündenfall die Antwort, sie sagt uns: all diese Mängel sind nicht in der Schöpfung Gottes begründet noch im Willen Gottes, die Uebel kommen nicht von Gott, sondern vom Abfall der Menschen von ihm. Solange die Menschen mit Gott leben, sind sie in ihrer königlichen Stellung, die Natur hat nichts Fremdes und Feindseliges für sie. Nun aber, weil sie sich von Gott loslösten, ihr eigenes Leben für sich führen wollten, ihren Willen sonderten vom Willen des Vaters, ihre Freiheit benutzten, um eigene Wege zu gehen, da mußten sie hinaus in das Leben, das wir jetzt kennen, voll mühevolle Arbeit und Schweiß, voll Dornen und Disteln, das Erdenleben, dessen Ende der Tod ist. Jetzt wurde ihnen die Erde hart und feindlich, ihrer königlichen Stellung enthoben, mußten sie nun eintreten in den harten Kampf ums Dasein.

Wenn nun Gott die Menschen aus dem Paradies heraustrieb, erwarteten wir von unserer Frömmigkeit aus eigentlich, daß er ihnen sagen werde: „aber nehmt das zum Troste mit: dieses euer jetziges mühseliges Dasein ist zeitlich, in einem späteren himmlischen Leben kann es dann einmal besser werden." Von einem solchen Trost verlautet nichts. Einzig Verhaltungsmaßregeln für das nun kommende irdische Leben, die Verheißung eines Sieges über die Schlange wird

den Menschen gegeben. Gott wird auch fernerhin die Menschen nicht verlassen, wenn sie sich ihm wieder zuwenden.

In dieser Erkenntnis geht die Heilsgeschichte vorwärts. Immer wieder ein Bündnisversprechen, die dargebotene Hand Gottes zu den Menschen, sei es auch nur in der Erwählung eines Mannes, einer Familie als Bewahrer der Verheißungen. Wie wenn Gott Sehnsucht nach einem solchen Bunde mit den Menschen hätte. Aber dann immer wieder ein Abfall der Menschen, die versuchen, ein Leben für sich, in eigener Herrlichkeit zu führen. So sehen wir, um nur eine denkwürdige Geschichte herauszugreifen, wie im Turmbau von Babel der Versuch der Menschen, sich gemeinsam, in einer gewaltigen Organisation von Gott loszutrennen und durch gemeinsame geordnete Massenarbeit Gott zum Trotz ein Werk für die Ewigkeit zu errichten, schmählich zu nichte wurde. Schöpferische Gemeinschaft der Menschen ist nur möglich in Gott. Sowie sich die Menschen von Gott loslösen, ihr eigenes Leben führen wollen, entstehen zwischen den Menschen die Privatinteressen, Privatvorstellungen. Der gemeinsame Ursprung, der gemeinsame Quell des Lebens sind vergessen. Die Menschen verstehen sich nicht mehr und können nicht mehr miteinander leben.

Es ist nicht die ganze Anlage der Welt, die die Menschen auseinandertreibt, sondern der Abfall von Gott. Die Schöpfung ist gut, wenn sie der Mensch nicht verpfuscht. Das ist der Glaube des Alten Testamentes.

Aber Gott läßt es nicht beim Abfall bewenden. Ueber ihn hinweg sucht er immer wieder einen Menschen zu finden, dem er seine Verheißungen geben, den er in die Hand nehmen, dem er etwas vom alten Schöpfungssegen für seine Werke geben, den er durch Strafe und Belohnung wieder vorwärts führen kann, weil der Mensch mit ihm leben will, ihn wichtig nimmt. Aber wenn Gott z. B. dem Abraham seine Verheißungen gibt, dann sind es wieder ganz diesseitige Güter: daß seine Nachkommenschaft das Land besitze und reich und glücklich sein soll! Nichts von einer ewigen Seligkeit. Eine Bestätigung der ganz diesseitigen Orientierung des alttestamentlichen Glaubens.

Aber diese Einzelnen und Familien sollten nur der Anfang, die Vorbereitung sein zu einem erneuerten alle Menschen umfassenden Bund. Schon dem Abraham gilt die Verheißung, daß in ihm sollen gesegnet werden alle Völker auf Erden. So will denn Gott zunächst ein Volk haben auf Erden. Es ist Moses, der das Volk Israel dazu gemacht hat, indem er es herausgeführt hat aus der Knechtschaft der ägyptischen Despotie in die Wüste hinaus. Er machte es erst zu einem Volk, indem er es band unter ein gemeinsames Gesetz, eine gewaltige Offenbarung des Willens Gottes an die Menschen, ohne die das Volk diese prüfungsreiche Zeit der Wüstenwanderung mit der plötzlichen Freiheit nach so langer Knechtschaft nicht hätte ertragen können. Mag der größte Teil der Gesetze, die den Namen des Moses tragen, ihre

Niederschrift und Festlegung in viel späterer Zeit empfangen haben, darin hat die religiöse Ueberlieferung Recht, daß der ganze Geist des Gesetzes von ihm stammen mußte, daß nur durch eine soziale Offenbarung gewaltigster Art, wie sie in den Grundlinien des Gesetzes vorliegt, eine solche beispiellose geschichtliche Tat ermöglicht wurde. Wir wissen, wie die Knechtsgesinnung, die so lang gewohnte, immer wieder sich regte, zugleich mit dem begreiflichen Verlangen nach Zügellosigkeit auf so langes Ertragen der ägyptischen Fesseln. Um so mehr wundern wir uns, daß auch hier bei keinem Gebot das, wie schon vorher erwähnt, so begreifliche Jenseitsmotiv zur Geltung kommt. Wie nahe hätte es gelegen, besonders den schwersten und dringendsten jeweilen beizufügen: wenn ihr das tut, dann werdet ihr im künftigen Leben dafür belohnt, wenn nicht, aufs strengste bestraft werden. Nichts dergleichen. Wir hören zwar strenge Strafdrohungen. Gott ist ein starker und eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied derer, die ihn hassen, der aber auch Barmherzigkeit tut an vielen Tausenden. Erfülle seinen Willen, „auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott gibt." Immer wieder wird nur abgestellt auf das Diesseits mit seinen Strafen und Verheißungen. Hier bei Moses wird es besonders klar, daß die zureichende Begründung dieser Tatsache nicht in dem noch unvollkommenen Stand der religiösen Vorstellungen gefunden werden kann (denn Moses wußte wohl, was Unsterblichkeitsglaube war), sondern im Gegenteil in der Stärke des alttestamentlichen Glaubens an die Schöpfung Gottes, in der festen Zuversicht, daß Gott etwas vor hat mit den Menschen auf dieser Erde, daß diese Welt nicht dazu geschaffen ist, daß wir uns von ihr loslösen, sondern daß er einen Bund mit ihr schließen will, vor dem aller durch Abfall geschaffene Fluch zurückweichen muß, daß er ihr Gott sein will und daß sie sein Volk sein sollen auf dieser Erde. Das ist die neue Orientierung des Alten Testamentes, das, was dieses alte Buch scheidet von all den andern Religionsurkunden, mit gewiß auch mannigfachen Lichtstrahlen. Es ist der Bund Gottes mit den Menschen auf dieser Erde.

Mit diesem festen Glauben an einen Sinn und ein Ziel dieser Erde als Ganzes, daß sie Gottes Herrlichkeit voll werde, hängt aufs Tiefste und Innigste ein Anderes zusammen, was uns auffällt, wenn wir von unserer Frömmigkeit her an das Alte Testament treten. Es kennt in seinen großen Zeiten und Männern nicht jenes persönliche Verhältnis des Einzelnen zu Gott — Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott — wie es besonders unsere Kirchenlieder kennen. Das kann wieder als ein Mangel angesehen werden, aber vielleicht hat es seine Wurzeln doch wieder eher in der schon geschilderten Glaubenskraft. Diese ganz einseitige Einstellung auf das rein persönliche, private Verhältnis der Seele zu Gott, wo es nur darauf ankommt, daß man seine Seele rette und dabei alles andere getrost gehen lassen

kann, wie es mag, ist dem Alten Testament deshalb unbekannt, weil es immer auf das Ganze geht, an Gottes Sieg im ganzen hofft, an Gottes Verheißungen für das Ganze festhält und die persönlichen Schicksale von da aus betrachtet. Wenn Gott den Abraham beruft, wenn er an Josef festhält, den Moses auserwählt, so tut er es, weil er Pläne für das Ganze mit ihnen verfolgt. Wenn die Propheten von der kleinen Herde reden, die erhalten werden soll durch alles hindurch, so ist diese kleine Herde wieder bestimmt, ein Vorläufer für das kommende Ganze zu sein. Der Glaube an die Güte der ursprünglichen Schöpfung schließt alles andere ein: daß die ganze abgefallene Schöpfung doch wieder Gottes werden soll und vor allem, als die Forderung des Tages, daß das israelitische Volk göttlich werden soll. Das ist das zweite, was uns von unserer Frömmigkeit aus als fremd vorkommt. Wir haben so eine halbe Stellung zur Schöpfung. Auf der einen Seite sind wir fast verpflichtet, sie zu rühmen, denn sie ist doch auch sozusagen von Gott geschaffen. Auf der andern Seite müssen wir uns hüten, aus dieser Tatsache etwa zu optimistische Hoffnungen zu schöpfen, damit wir nicht in den fatalen Geruch der Oberflächlichkeit, einer Verkennung der menschlichen Sündhaftigkeit fallen und so gar Schwärmgeister würden. Wir glauben, daß der harte Kampf ums Dasein das ewige Gesetz sei — wenigstens bis ans Ende aller Tage, aber das geht uns vorläufig noch nichts an. Das Alte Testament glaubt daran, daß die Schöpfung der Herrlichkeit Gottes voll werden kann. Wir richten unser Hauptbestreben daraufhin, daß unsere Seele stille werde und in Einklang zu Gott komme. Das Alte Testament dagegen nimmt den Einzelnen immer als ein unauflöslich mit dem Ganzen, zunächst mit dem ganzen Volk verbundenes Glied. Wir können uns diesen Unterschied nicht deutlich genug machen, von ihm aus ist alles folgende zu erklären. Zuerst jene gewaltige Gesetzgebung, die den Namen des Moses trägt. Wir treten hier, wie gesagt, nicht auf die wissenschaftliche Frage ein, ob alle Gesetze in den Büchern Moses auch wirklich von Moses gegeben worden sind. Aber diejenigen, welche sie als Gesetze des Moses niedergeschrieben haben, ließen sich dabei von dem richtigen Gedanken leiten, daß das Wesentliche, der entscheidende, die Richtung aufs Wohl des Ganzen immer wieder festhaltende Zug der Gesetze von demjenigen Manne zuerst als Wille Gottes erkannt worden ist, dem es Gott gelingen ließ, das Volk unter schwierigsten Umständen aus der Knechtschaft in die Freiheit zu führen. Ohne eine solche entscheidende Offenbarung wäre ihm diese Tat nicht gelungen. (Wer das Gegenteil behauptet, hat keine Ahnung von Weltgeschichte. Worte wie „suggestive Persönlichkeit“, Parallelen von andern großen Heerführern u. s. w. erklären hier gar nichts.) Nur auf so klar erkannten Gesetzen kann sich wirklich die Existenz eines Volkes im tiefsten Sinne gründen. Diese Gesetze enthalten so viel erstaunliches, daß wir auch heute alle Ursache haben, über ihren Kern nachzudenken. Es offenbart sich in ihnen eine Menschlichkeit, die zwar

in ihren einzelnen Ausprägungen vergänglich, aber mit ihrem ganzen Geiste noch heute vorbildlich ist, wenn sie sich auch zunächst auf das eigene Volk beschränkt. Denn es wird als Prinzip des Zusammenlebens der Menschen gerade das Gegenteil dessen aufgestellt, was Moses als das Gesetz der Welt in Aegypten erfahren hat. Durch das ganze Gesetz geht die göttliche Feststellung: du Mensch, bist nicht für dich selber da, auf die Welt gestellt, um dich selbst zu behaupten gegenüber den andern, sei es im Kampf oder auf unblutige Weise. Du kannst weder mit dir noch mit den andern machen, was du willst, wie die Großen es machen mit ihren Untergebenen, sondern du bist gebunden an das Ganze, das ein göttliches Ziel hat. Du bist gebunden zu achten die Rechte, die Gott auch den Andern gegeben hat.

Das ist der Geist einer im Tiefsten, in Gott und seinen großen Absichten verankerten Menschlichkeit, der hinter der mosaischen Gesetzgebung steht. Eine Offenbarung Gottes an die Menschen, die weit über politische Klugheit hinausgeht, wie sie auch in andern Gesetzgebungen jener Zeit sich finden mögen. Diese Gesetzgebung ist freilich von Jesus Christus überboten worden, sie bedeutet den Anfang einer wahren Menschlichkeit für das Leben eines ganzen Volkes, das erste helle Aufleuchten einer neuen Orientierung des Gemeinschaftslebens. Aber auch Jesus schaute sich selber als den Erfüller dieser alten Offenbarung an, nicht nur als Nachfolger im historischen Sinn.

Wir müssen es uns versagen, auf die Einzelheiten dieses Gesetzes einzutreten. Die Bibel steht ja jedem zu eigenen Entdeckungsreisen zur Verfügung. Hier als Ansporn nur einige Hinweise. Wie wird doch da immer wieder, manchmal mit drakonischer Strenge, auf die Rechte der Schwächeren hingewiesen, die Rechte derjenigen, an denen die Menschen zu allen Zeiten am besten die Gewalttätigkeit auszulassen in Versuchung sind: die Rechte des Knechtes und der Magd, der Frauen, des Fremdlings, der in unseren Toren ist. (Sollen wir auf die Behandlung der armen politischen Flüchtlinge oder dann wieder auf die vielen Fremden als Ausbeutungsobjekte hinweisen, hindeuten auf die Entrechtung der Frau, die Stellung der Lohnarbeiter?) Die Abkehr von diesem Liberalismus des laisser faire, laisser passer kündet sich im mosaischen Gesetz an. Moses donnert nicht gegen die vaterlandslosen Gesellen, er will ihnen eine Heimat, Freiheit sichern. Da wird den Israeliten immer wieder zugerufen: du mußt anständig sein gegen Knecht und Magd, du darfst sie nicht mißbrauchen. Du sollst ihnen ihre Ruhe gönnen zu seiner Zeit, daß auch sie, die Abhängigen, einmal aufatmen können (2. Mos. 23, 12). „Einen armen und bedürftigen Taglöhner sollst du nicht bedrücken, mag er nun zu deinen Volksgenossen oder zu den Fremdlingen gehören. . . . Je am gleichen Tag sollst du ihm seinen Lohn auszahlen, ehe noch die Sonne untergeht, denn er ist arm und verlangt sehnsüchtig darnach; sonst ruft er Jehova gegen dich an und du bist einer Verfehlung schuldig“

(5. Mos. 24, 14). In der Behandlung der Fremdlinge sollst du daran denken, daß auch du in Aegypten einst Sklave warst (5. Mos. 24, 17).

Besonders auf die Rechte der Armen, Witwen und Waisen wird immer wieder mit Nachdruck hingewiesen. Ihre Existenzbedingungen sollen streng geschont werden. Nichts, was sie zum Leben nötig haben, soll als Pfand genommen werden (5. Mos. 25, 6, 10 ff.). Ja, das Zinsnehmen, diese bei uns so selbstverständliche Quelle arbeitslosen Einkommens, war verboten, wie es denn überhaupt eine starke Tendenz des Gesetzes ist, der Ueberschuldung zu wehren, sie nicht zu verewigen, sondern die Ablösung aller Arten von Lasten zu ermöglichen.

Wohl galten diese neuen Regeln des Gemeinschaftslebens zunächst fast ausschließlich für das Zusammenleben mit den Volksgenossen. Es ist in der Weltgeschichte fast immer so, daß die neu aufblühenden Gottesgedanken noch nicht die Kraft haben, sich gleich am Anfang in der ganzen Entfaltung zu zeigen. Sie müssen ringen mit einer ganzen belastenden Vergangenheit (derselben, die heute als „Geschichte", „Wirklichkeit" so verehrt wird und eine unantastbare Größe sein soll). So reichte denn vorerst die Kraft nur zur Herausarbeitung der Pflichten der Israeliten gegen die Israeliten, nicht ohne daß Ausblicke in eine die Völker umfassende Sittlichkeit gegeben würden. Nicht alle Bestimmungen stehen auf der so menschlichen Höhe der vorher erwähnten Gebote, viele bleiben halb oder ganz stecken in primitiverem sozialen Gewohnheitsrecht, anderen sieht man es an, daß sie aus einer viel späteren Zeit, einer erstarrten, kleinlichen Gesetzlichkeit stammen, die uns höchstens historisches Interesse abnötigen kann. Wenn Jesus und die ersten Christen von Gesetz und Propheten als von einer Einheit reden, so leugnen sie natürlich nicht, daß es da Stufen gibt, Stufen der Offenbarung, der göttlichen Erziehung. Aber sie, die im Kampf Gottes um das Ganze standen, verstehen besser als eine Forschung, die immer von Individuen ausgeht und an alles ihren Maßstab der „Vergeistigung" anlegt, daß es sich in beiden um die Entfaltung der einen Offenbarung Gottes handelt. Dies sollte denen zu denken geben, die im Gesetz im Wesentlichen nur einen Abfall, im besten Falle eine Erstarrung prophetischen Geistes sehen.

Sind schon die eben erwähnten Bestimmungen von einer Tragweite, daß wir nicht mit gutem Gewissen sagen können, sie verstehen sich für unser christliches Bewußtsein von selber, so gilt das noch in weit höherem Maße von den folgenden. Sie leuchten auch uns weit voran in die Zukunft, zeigen so recht den ganzen Geist des Gesetzes. Wir meinen die Bestimmungen des S a b b a t h j a h r e s und des H a l l j a h r e s (3. Mos. 25; 2. Mos. 23, 11 ff. und 5. Mos. 15). Analog dem Ruhetag nach den sechs Werktagen, sollte jedes siebente Jahr ein Sabbathjahr sein, wo weder die Weinberge beschnitten, noch die Felder besäet werden sollen. „Nur was das Land in der Ruhezeit freiwillig trägt, soll auch euch zur Nahrung dienen," aber so, „daß auch die Bedürftigen deines Volkes ihre Nahrung holen können," das Uebrige

mögen die wilden Tiere nehmen. Wie sonderbar mutet uns eine solche „weltfremde“ Bestimmung an, uns, die wir gewohnt sind, wilden Konkurrenzkampf, Lebensmittelteuerung, hastige Sorge und Arbeit um eine unsichere Zukunft als notwendige Erscheinungen des irdischen Lebens anzusehen, uns, auf denen bewußt oder unbewußt die Ueberzeugung lastet, die einst der englische Pfarrer Malthus ausgesprochen, daß diese Erde unmöglich, auch bei aller Arbeit nicht, für das wachsende Menschengeschlecht genügend Nahrung biete. Und doch welch gewaltiger Glaube an die Schöpfung tritt uns wieder in diesem Gebote entgegen. Aus ihm stammt es, ohne ihn ist es nicht zu verstehen, eine kultische Absonderlichkeit. Die Erde ist von Gott so groß und reich geschaffen, daß ein Volk, das nach Gottes Willen zusammenlebt, sechs Jahre seine Pflicht tut und im Vertrauen auf Gott getreulich die Erde bebaut, getrost den Ertrag des siebenten Jahres der Allgemeinheit überlassen kann. Die Erde trägt so überreichlich, daß ein Volk ohne alle Hast, mit reichlich bemessener Muße arbeiten kann, ohne je Furcht vor Hunger haben zu müssen, wenn es nur mit Gott lebt. Ein Volk, das mit dem Schöpfer lebt, dem springen in wunderbarer Weise alle Brunnen der Schöpfung.

„Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist“, das ist das Bekenntnis des Alten Testamentes. Daraus folgte die selbstverständliche Grundwahrheit, die durch die mannigfachsten Verästelungen des Gesetzes ihren deutlichen Ausdruck bekommt: du darfst nicht machen mit der Erde, was dir gerade einfällt. Du darfst an ihren Gütern als ein Teil des Ganzen Anteil haben, es wird dir vielleicht auch Land zum speziellen Lehen gegeben, aber davon kann keine Rede sein, daß du es beliebig absperren kannst, dir zum ausschließlichen Privatbesitz, sodaß du davon beliebig profitieren kannst, während vielleicht andere darben. Nein, die Erde ist des Herrn, und das heißt: sie muß allen Menschen mit ihren Früchten dienen, wenn sie auch dem Einzelnen zugeteilt ist. Er ist doch auch in seinem privaten Besitz für das Leben der andern Volksgenossen verantwortlich. „Du sollst nicht alles abernten,“ ruft das Gesetz den Israeliten zu, „sondern wer durchs Feld geht, soll auch noch etwas für seinen Hunger finden.“ Es soll für Arme, Witwen und Waisen genug übrig bleiben. So tönt es eindringlich, nicht als Gebot politischer Klugheit, sondern als Gotteswort. Moses ist der erste Bodenreformer, der Vater aller jener Bestrebungen, die mit Leidenschaft verlangen, daß der Erdboden wieder seinen ursprünglichen, in der Schöpfung vorgesehenen Zweck diene, allen Menschen ihr Brot reichlich zu verschaffen, daß er nicht ein Mittel sein dürfe, Profit zu machen, die Menschen in persönliche Abhängigkeiten zu verstricken, die einen zur Dienstbarkeit zu zwingen, anderen arbeitsloses Einkommen zu sichern. Das Volk Israel ist nicht deshalb aus der Knechtschaft der Despotie in die Freiheit Gottes geführt worden, damit seine Glieder durch eine gottvergessen ungerechte Boden-

verteilung wieder in neue Knechschaften komme. Die Erde ist und bleibt des Herrn, welcher der Gott aller ist, und soll deshalb Allen zu Gute kommen.

Da fällt nun bereits alles Rühmen der modernen Christen endgültig dahin, aller Hochmut, der uns etwa beim Lesen der israelitischen Opfervorschriften befällt. Was hätte wohl Moses zu uns modernen Christen gesagt, die auf den Schultern der Propheten, Jesu, Pauli und der Reformatoren stehend, sich ihres gnädigen Gottes freuen und sich gegenseitig den Boden absperren, die bis zu den Schönheiten der Natur und den Heilquellen, die der Schöpfer für alle Kranken springen läßt, jede neue Schöpfungsgabe nur dazu benutzen, um sich neue Tributmöglichkeiten zu sichern? Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, so tönt es über die Jahrhunderte weg in die zerrissene Christenheit.

Diese Gotteswahrheit hat vielleicht ihren mächtigsten und deutlichsten Ausdruck in der Idee des Halljahres gefunden. Immer nach neunundvierzig Jahren soll die Posaune geblasen werden. Da soll ein jeder wieder zu seinem Besitze kommen, soll wieder frei werden, auch wenn er in der Vergangenheit so tief in die Schulden gekommen ist, daß er sich sogar mit seiner Familie als Sklave verkaufen mußte. Es soll nicht möglich sein, daß ein Bauer, der sein Land mit Fleiß und harter Arbeit bewirtschaftet hat und durch Unglück betroffen, verschuldet worden ist, daß er es hat verkaufen müssen, für immer mit seinen Nachkommen von seiner Scholle vertrieben werden kann. Ueber allem Kaufen und Verkaufen, allem „freien“ Handel, über allem dem steht der Grundsatz: der Bodenbesitz muß so geregelt werden, daß das Recht Aller an die Erde und ihre Früchte gewahrt bleibt. Darum muß nach fünfzig Jahren immer wieder der Boden neu aufgeteilt, die Schuldenlast der Vergangenheit abgelöst werden. Ein Jeder soll wieder Gelegenheit haben, los vom Fluch des Vergangenen wieder neu anzufangen. Grund und Boden darf nicht endgültig verkauft werden, „denn mein ist das Land; denn ihr seid nur Fremdlinge und Beisessen bei mir. Daher sollt ihr in dem Lande, das ihr zu eigen habt, überall eine Wiedereinlösung von Grund und Boden gestatten.“

Welche weittragenden Gedanken liegen in diesen „unvernünftigen“ Vorschlägen! Wie beeilen sich doch die Gelehrten, uns die tröstliche Zusicherung zu geben, diese zwei „gutgemeinten“ utopischen Gesetze, die so revolutionär alle gewohnten Besitzverhältnisse, alle „erworbenen Rechte“ über den Haufen werfen, seien gottlob nie durchgeführt worden. Und doch, welche gewaltigen, auch für uns geltenden Gotteswahrheiten liegen darin geborgen, unabhängig von den einzelnen Vorschriften, die von ihnen getragen sind. Es kündigt sich darin eine neue Welt an, wo der Mensch wieder im Mittelpunkt der Schöpfung steht und sie im Bunde mit Gott wieder so bebaut, daß sie ihre Feindlichkeit verliert und die Quellen des

Lebens wieder in ungeahntem Reichtum fließen für die nicht mehr meisterlose, durch Privatwillkür zerspaltene, sondern in Gott geeinigte Menschheit, deren Glieder ihre Einzelinteressen immer wieder freudig dem Ganzen unterordnen.

Wie tief schneidet doch das Gesetz des Alten Testamentes in die geheiligtesten Rechte des Privatbesitzes ein — und noch dazu im Namen Gottes. Wir sehen daraus mit aller wünschenswerten Klarheit: wenn heute etwa behauptet wird, Religion und Wirtschaftsleben seinen von einander unabhängige Größen, das Erwerbsleben sei etwas Irdisches und deshalb seinen eigenen irdischen Gesetzen untertan, dem gesunden Menschenverstand, es habe sein Recht in sich, in der Religion aber möge sich der Mensch um sein Inneres und um seinen Gott kümmern — das alte Testament weiß von dieser künstlichen Zweiteilung nichts. Es weiß vielmehr, daß das Gegenteil wahr ist. Gott hat die Welt geschaffen und sie ist gut. Er, der der Vater aller Menschen ist und mit ihnen einen Bund schließen will, hat sie geschaffen, daß sie aller seiner Herrlichkeit voll werde, befreit von allem Frevel, der durch unsere Untreue hineingekommen ist. Alles Zusammenleben der Menschen, alle Verhältnisse und Ordnungen, auch die des Besitzes sollen ausdrücken, daß der Mensch geschaffen ist nach Gottes Bilde, der im vergangenen und künftigen Schaffen den Blick und die Pläne auf das Ganze gerichtet hat und will, daß irdisch und geistig allen Menschen geholfen werde.

Derselbe Glaube, daß Gott gelten muß auf dieser Erde, daß ihm die Ehre gegeben werden muß auf dieser Erde in allen ihren Verhältnissen, hat seinen noch klareren Ausdruck im Leben und Reden der Propheten erhalten. Er ist es, der ihnen die bald zornesvollen, bald wieder so innig tröstenden Worte eingibt, er ist der Grund ihres so drangvollen Lebens. Denn sie können sich nicht über alle Ungerechtigkeiten mit dem Trost auf ein besseres Jenseits trösten. Gottes Gerechtigkeit und Herrlichkeit muß sich offenbaren in diesem Erdenleben, sie wissen es nicht anders. Wenn es nicht geschieht, dann ist alle Religion falsch. Eine Religion, die ein Ersatz wäre für die alle Menschenverhältnisse durchdringende, gestaltende und erneuernde Gerechtigkeit Gottes, anerkennen sie nicht — sie ist Götzendienst, nicht Dienst Gottes. Daran ändert auch die individuell gefärbte Frömmigkeit eines Jeremia und der Psalmen nichts, wie sie sich dann entwickelte, als die Volksgemeinschaft darniederlag. Wohl bedeutet diese Verinnerlichung einen Fortschritt, eine Bereicherung des Verhältnisses zu Gott, aber sie erhebt sich doch auf derselben Grundüberzeugung. Auch Jesus stand auf ihr, er wollte, indem er den einzelnen Menschen aufrief, den Zug aufs Ganze nicht auslöschen, wollte nicht auflösen, sondern erfüllen. Er nahm ihnen die Gesetzlichkeit und die Ferne der Idee. „Was der alten Väter Schar höchster Wunsch und

Sehnen war", das ist in ihm Fleisch geworden, Anfang einer neuen Schöpfung in Kraft. Die Ueberwindung des Todes steht nicht im Gegensatz zu diesem Schöpfungsglauben, sondern gehört hinein als die letzte Etappe in den Kampf um die Erlösung der ganzen sichtbaren und unsichtbaren Schöpfung.

Deshalb ist das Alte Testament vom Neuen wohl überboten, aber nicht überwunden. Was da angefangen und unvollendet abgebrochen worden ist, ist nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Das Alte Testament zeigt uns etwas Großes, was uns das Neue in dieser Art nicht zeigt, die Anfänge göttlichen Lebens in einem ganzen Volk mit seinem ganzen irdischen und geistigen Leben, während das Neue Testament in seinen sittlichen Anweisungen begreiflicherweise immer die Taktik der kleinen Herde berücksichtigt.

Zur Verdeutlichung sollen nur zwei Bilder aus der Geschichte der Propheten herausgenommen werden.

Es ist die Zeit des alljährlichen Opferfestes zu Bethel. Das ganze Volk, die Spitzen des Staates und der Kirche haben sich eingefunden, um Gott zu danken. Allen Frommen ist dieses Fest ein Genuß ihrer Seele. Durch all die prächtigen Gottesdienste, die erhebenden Gesänge und Gebete wird ihnen gemeinsam wieder aufs neue die Gewißheit: Gott ist mit uns. Und sie feiern das Fest gegenwärtig in einer Zeit, wo Gott seinen Segen besonders sichtbar gegeben hat. Die Ernten sind gut, die Grenzen des Landes sind gesichert, ja erweitert „mit Gottes Hilfe" durch die militärischen Erfolge des Königs, Handel und Wandel blühen, die nationale Wohlfahrt in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht hat die besten Aussichten. Gott ist mit dem Vaterland.

Mitten in dieses Volk tritt der Prophet Amos hinein und verkündet: Alles, was ihr da Frommes tut, ist nichts wert vor Gott, ja Frevel. Gott will nicht eure Opfergaben, Andacht und Gebete, sondern daß unbedingte Gerechtigkeit herrsche im Volk. Ohne sie entgeht ihr dem Gericht nicht. Aller nationaler Wohlstand, die Sicherheit und Macht des Vaterlandes ist nichts wert und wird verschwinden ohne Gerechtigkeit im Volksleben. Eure inbrünstigen Gebete sind Gott ein Greuel, solange ihr die Armen und Schwachen mißachtet, sie nach Belieben benachteiligt und entrechtet. Ihr achtet die Menschenrechte nicht und tut also eben das nicht, worauf es Gott allein ankommt.

Wir begreifen es, daß dieser Mann, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel in ein so erhebendes Bundesfest von Religion und Vaterland hineinfuhr, von den staatlichen und kirchlichen Machthabern als Hetzer und Wühler des Landes verwiesen wurde. Sein ganzes Wirken war ein Protest gegen alles Baalstum, die religiöse Weihe und den Kultus des Bestehenden, der „Wirklichkeit", eine Absage insbesondere auch gegen den religiösen Patriotismus, die

Anbetung von „Gott im hehren Vaterland", der ihm ein Götze war. Noch deutlicher als im Gesetz leuchtet hier die neue Orientierung in die Welt: nicht auf den Glanz des Vaterlandes, seine wirksame militärische Sicherung, noch auf seinen wirtschaftlichen Aufschwung kommt es an, sondern darauf, daß Gott lebt in der Gesellschaft, der Menschengemeinschaft. Dieses Leben aber zeigt sich in erster Linie im Schicksal der Geringen. Was sie für ein Los unter euch haben, darauf kommt es an, daran erkennen wir, ob es gut oder schlecht mit euch steht, war die Botschaft des Propheten. Wie donnert ein Jesaja: „Wehe denen, die Haus an Haus rücken, Feld an Feld reihen, bis kein Raum mehr ist und sie allein das Land besitzen!" Wie geißelt er den Wucher im Handel, die Klassenjustiz, das Recht, das zwischen Großen und Kleinen Unterschiede macht, den Luxus des Reichen, der sich auf der Not der Armen erhebt. Immer wieder dieselbe große Orientierung: Gott muß gelten mit seiner Gerechtigkeit und deshalb muß der Mensch gelten. Das Vaterland hat keinen Wert an sich und wird verworfen, wenn nicht die einfachen Beziehungen von Mensch zu Mensch klar und edel sind, wenn nicht der Mensch im Menschen auch in seiner Arbeit geehrt wird. Ein Volk hat nur dann einen Wert vor Gott, steht nur dann fest, wenn es eine Stätte göttlichen Lebens ist, eine Offenbarung göttlicher Gerechtigkeit. Die Propheten wollten nichts davon wissen, daß die Erhaltung des Staates, so wie er ist in seinem augenblicklichen Bestand, die erste Voraussetzung zur Ermöglichung des Gottesreiches sei, ohne die Alles falle. Zuerst Gerechtigkeit, dann kommt alles Nötige von selber, dann sind wir in starker Hut. Das ist auch die dringenste Wahrheit für unser Vaterland: nicht Waffen, noch politisch kluges Lavieren, genannt Neutralität, können uns helfen, sondern allein soziale Gerechtigkeit.

Diese leidenschaftliche Forderung der Propheten ist getragen von einem Glauben an die gegenwärtig helfende Macht des lebendigen Gottes, der innig mit dem Schöpfungsglauben zusammenhängt, welcher, wie wir gesehen haben, durch das ganze Alte Testament geht. Diese Männer haben nicht nur die Ueberzeugung von einem großen Sinn und Ziel dieses Erdenlebens, nicht nur eine Botschaft des Gerichtes über die sozialen Mißstände der Menschen, sondern sie haben auch den kühnen Glauben, daß wirklich Gott den Menschen hilft, wenn sie all ihr Dichten und Trachten auf die Erfüllung seines Willens richten; wenn sie nicht rechnen mit den politischen „Notwendigkeiten", Opportunitäten und Machtverhältnissen, sondern rechnen auf ihn, die einzige wahre Wirklichkeit. Das allein kann ein Volk halten und tragen.

Betrachten wir noch einmal das Wirken Jesajas. Der König von Juda steht draußen vor Jerusalem und zittert, denn zwei fremde Heere, ein Heer der Israeliten und ein Heer der Syrier ziehen wider ihn herauf und die Herzen des Volkes in der Stadt

beben vor Angst, wie die Bäume des Waldes beben im Winde. Der König prüft furchtsam und unsicher, ob die Stadt wohl eine Belagerung aushalten könne. Kann er vielleicht mit einem andern Staat ein Bündnis schließen, gibt es andere politische Möglichkeiten, die helfen könnten, das Vaterland zu schützen? Da tritt der Prophet zu ihm und spricht: „Fürchte dich doch nicht und verzage nicht wegen dieser beiden rauchenden Fackelstümpfen! Was sie beschlossen haben — nicht solls bestehen, und nicht solls geschehen. — Aber glaubst du nicht, so bleibst du nicht!" Das ist die Botschaft der Propheten: Glauben, mit Gott sich verbinden, mit ihm, in seiner Wahrheit zusammenleben, Gerechtigkeit schaffen in allem menschlichen Gemeinschaftsleben, das ist das Fundament eines Volkes, worauf es steht, ohne das es fällt, auf das kommt es vor dem allmächtigen Gott allein an. Wie mächtig leuchtet uns aus dieser kleinen Geschichte der lebendige Glaube der Propheten entgegen, ein Glaube, der sich nicht darauf beschränkt, das Bestehende zu deuten und auf erlaubte oder unerlaubte Weise mit Gottes Ratschluß zusammenzubringen, der sich nicht auf Verheißungen für ein sich der Nachprüfung entziehendes Leben nach dem Tode beschränkt, sondern *ein Glaube, der es auf die göttliche Kraftprobe im diesseitigen Leben* ankommen läßt. Diese Männer glaubten daran und rangen immer von Neuem um den Glauben, daß Gott nicht nur trösten könne das betrübte Herz und später einmal selig machen, sondern daß er *etwas tun könne auf dieser Erde, was sonst nicht geschieht*, wenn Menschen in der Leidenschaft ihres Herzens ihm anhangen. Nirgends werden so große Anforderungen an Gott von Seiten der Menschen gestellt, wie im Alten Testament und nirgends so große von Gott an die Menschen. Es war den Frommen des alten Bundes selbstverständlich, daß es mit Gott nicht vereinbar sei, wenn Frevel und Ungerechtigkeit im Irdischen obsiegen, sondern daß sich seine Gerechtigkeit offenbaren müsse auf dieser Erde, denn ein Leben nach dem Tode spielte bei ihnen keine Rolle. Das ist der Grund jener ungeheuren Spannung, die sich durch die Reden von Männern der verschiedensten Zeiten im alten Bunde zieht. Es kommt jetzt darauf an, ob Gott ist oder nicht ist. Mag auch dabei ein Vergeltungsglaube mitwirken, der uns überwunden scheint, diese Dringlichkeit der Frage nach Gottes Gerechtigkeit muß auch in unsere Herzen wieder einziehen. Wenn der Sänger des 42. Psalmes so dringend harrt auf Gottes Licht und Treue mitten in der scheinbaren Widerlegung seines Glaubens durch die menschliche Ungerechtigkeit, die er erleidet, wenn Hiob ringt mit denselben Anstößen des Glaubens, die wir mit unserem Jenseitsglauben so anstandslos, oft elegant, beseitigen, wenn Jesaja es auch in der Politik auf die Kraftprobe ankommen läßt, es ist derselbe Glaube an den lebendigen Gott, der eine neue Welt schafft.

Dieser mächtige Glaube bleibt selbstverständlich nicht an den Grenzen des Vaterlandes stehen, sondern erhebt sich zum Schauen eines in Gott geeinigten Völkerbundes. Es ist wieder der Zug zum Ganzen, dem das Einzelne dienstbar ist. So wie die Männer, die Gott in früheren Zeiten erwählte, Vorläufer eines erwählten Volkes waren, so sollte wiederum dieses erwählte Volk der Vorläufer einer göttlichen Menschheit sein, eines neuen Reiches der Gerechtigkeit, der Liebe und des gegenseitigen Verstehens, wo Gott sein wird Alles in Allem. „Da werden die Völker ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln umwandeln; kein Volk wird mehr gegen das andere das Schwert aufheben und sie werden nicht mehr kriegen lernen.“ Es ist ein Reich, das weit über alle Berechnungen unseres spekulierenden Verstandes hinausgeht, wo die Erde ihre Feindseligkeit und Kargheit verliert und die Brunnen der erneuerten Schöpfung wieder herrlich zu rauschen beginnen dem neuen Menschengeschlecht, das wieder zu Gott zurückgekehrt ist. Wo der Kampf ums Dasein, der jetzt unserem armen, gefangenen Verstand das Gesetz der Wirklichkeit zu sein scheint, seine Gleichgültigkeit verliert, wo selbst die wilden Tiere ihre Wildheit verlieren und nebeneinander liegen.

Das ist der Glaube des Alten Testamentes, eine Botschaft, der wir in unserem Innersten Recht geben müssen. Auch Jesus hat diesen Glauben nicht aufgelöst, sondern wollte ihn erfüllen. Es war die Welt, in der auch er lebte.

Wenn wir heute von diesem Glauben reden, so dürfen wir uns sagen: trotz dem traurigen Bilde, das wir anfangs entwerfen mußten, gibt es eigentlich doch kein Geschlecht, das diesen Wahrheiten des Alten Testamentes offener sein sollte als das unsrige.

Denn eben diese Wahrheiten sind es, die uns aufleuchten mitten aus dem Schrecken des Weltkrieges, wie die Sterne heller leuchten in der Nacht. Viel Erstaunliches mußten wir erleben wider alle Wahrscheinlichkeiten, die wir uns ausgedacht hatten, aber das Erstaunlichste ist doch die Tatsache, daß die Völker immer noch so leben können. Millionen sind gefallen und zu Krüppeln geschossen, Männer in ihrer besten Kraft, Millionen der arbeitsfähigsten Leute sind der aufbauenden Arbeit seit mehr als zwei Jahren entzogen, gewaltige Teile der übrig bleibenden Bevölkerung widmen sich der Vorbereitung der Zerstörung. Handel und Industrie, der Weltverkehr, von dem wir so abhängig sind, stockt, die Erde kann infolge Mangels an Arbeitskräften nicht mehr mit der nötigen Intensität bebaut werden. Milliarden an Kulturwerten sind und werden noch vernichtet zu Wasser und zu Land und so Lebensmittel in gewaltigem Umfang dem Gebrauch vorenthalten, blühende Ländereien, die alle Jahre reichen Ertrag boten, sind zur Wüste gemacht. Und trotzdem verhungert die Menschheit nicht, scheint auch nicht verhungern zu wollen, wenn der Krieg noch Jahre dauert, nur

weil sich jedes Volk, der Not gehorchend, inniger zusammenschließen mußte, sein Wirtschaftsleben auch nur ein wenig nach den Interessen der Allgemeinheit organisieren, nur ein wenig mehr dem Gesetz der gegenseitigen Hilfe Raum geben mußte. Drängt uns diese Tatsache nicht geradezu die Erkenntnis auf: wenn die Menschheit trotz Allem, was sie jetzt tut, trotz dieser gewaltigen Zerstörungsarbeit nicht verhungert, was könnte aus ihr werden, wenn nur einmal all diese Zerstörungskräfte im gemeinsamen Kampf gegen Uebel und Not, Hunger und Krankheit Verwendung fänden. Wir wissen es jetzt, in keiner Zeit wurde es deutlicher offenbar: wenn die Menschen sich zusammenschließen wollten, so leben, wie Gott es will, dann trägt die Erde reichlich für alle Menschen, Wüsten werden zu fruchtbarem Land, dann muß es keine Armut mehr geben, auf der sich schwelgender Reichtum erhebt, der nie sicher ist, selber wieder in die Welt der Entbehrung zurückzusinken. Dann schwindet vor der Macht tragender Solidarität die Unsicherheit des Einzelschicksals, die all die Hast der Arbeit verursacht. Dann muß vor diesem gotterfüllten Gemeinschaftsleben der alte Fluch der Erde schwinden. Es ist so, wie die Bibel es sagt und glaubt durch alle Stürme der Menschengeschichte hindurch: die Erde ist gut und alles Verderben kommt vom Abfall der Menschen. Durch allen Fluch hindurch leuchtet noch immer so mannigfach die Freundlichkeit Gottes durch seine Schöpfung. Sie will noch einmal Gottes und seiner Herrlichkeit voll werden.

Noch etwas drängt sich uns in diesen Zeiten mit Macht auf: wir sehen, wie es mit der bisherigen auf privates Heil eingestellten Frömmigkeit nicht weiter geht. Wir dürfen nicht stehen bleiben beim Erbe der Reformation. Oder sollen wir warten, bis der letzte seines gnädigen Gottes gewisse Deutsche dem letzten desselben Gottes frohen Engländer eine Kugel durch den Kopf gejagt hat, bevor wir uns wieder zu der Erkenntnis des Alten Testamentes hindurchringen: Gott will nicht nur ein Tröster einzelner Seelen sein, sein Wille geht auf das Ganze des irdischen Lebens, er will das Völkerleben mit seinem Geiste der Gerechtigkeit durchdringen. Wir können unmöglich weiterfahren zu unterscheiden zwischen einem irdischen Zufällen oder Notwendigkeiten preisgegebenen äußeren und einem in Gott geborgenen innern Leben, wenn wir nicht zu Grunde gehen sollen. Die Reformation hat uns wieder befreit vom Druck einer religiösen Gesetzlichkeit, hat uns wieder den unmittelbaren Zugang zum Vater geöffnet, sie hat dem Christen wieder die Bibel gegeben mit all ihrem quellenden Leben, ihren gewaltigen Hoffnungen und Verheißungen. Aber gerade deswegen: die Reformation — wir sagen es mit Ehrfurcht — war ein Anfang. Sie hat das Tor aufgebrochen — wir müssen nun hineingehen, wieder neu uns schenken lassen all die biblischen Wahrheiten, zu deren Entdeckung die Kraft der Reformatoren nicht

mehr gereicht, weil schon ihre Aufgabe riesengroß war. Wir dürfen besonders jetzt, wo wir uns wieder anschicken ihre große Tat zu feiern, nicht dabei stehen bleiben, immer wieder das Faktum der aufgebrochenen Tür zu bewundern. Das ist immer die wahre Treue gegen eine große Vergangenheit gewesen, daß man ihr Werk fortsetzt. Freiheit von den Werken einer moralistischen Gesetzlichkeit, getrösteter Sünderschmerz, es ist etwas großes und doch — zu wenig. Wir alle wollen uns der tröstlichen Hoffnung freuen, einst selig sterben zu dürfen, dessen gewiß, daß, was in uns an ewigem Leben hienieden lebendig geworden, über den plötzlichen Abbruch des Todes hinaus von Gott weitergeführt wird. Aber auch das, wir sagen es im Einklang mit den Verheißungen der Bibel, die uns die Reformatoren in die Hand gedrückt haben — es ist zu wenig. Wir müssen — die Not der Zeit verlangt es flehentlich von uns — wieder diejenigen Wahrheiten auf den Leuchter stellen, welche die Reformation noch nicht ins Zentrum gesetzt hat, die Wahrheiten, auf die alle Welt wartet, die aller Schwäche einer aufs Heil des Einzelnen abstellenden Kirche ein Ende machen müssen.

Es ist der Glaube an das kommende Reich Gottes, den wir mit der Leidenschaft und der Freude unseres Herzens umfassen wollen. Er ist es, den wir in seiner ganzen biblischen Tiefe ergreifen müssen, wenn unsere Hoffnung auf eine vom Geldwesen erlöste Menschheit ein rechtes Fundament haben soll. Wir sind in Heil und Unheil unauflöslich verknüpft, sind Brüder. Ueber unserem Einzelheil, es umfassend und tragend, weit hinausgehend selbst über unsere soziale Hoffnung, steht als das große Ziel alles Menschenlebens die erneuerte Schöpfung, die wieder zu Gott zurückgekehrt ist. Es ist der Glaube an eine neue Welt Gottes, wo sein Wille Alles neu macht, ebensosehr ins Einzelne hineindringt als auf das Ganze geht, wo Gottes Gerechtigkeit nicht nur Raum gegeben wird in unseren Herzen, sondern in der ganzen Schöpfung, der uns hell aus dem Alten Testament entgegenstrahlt, der Glaube, in den wir wieder hineinwachsen müssen, von dem wir leben können.

Max Gerber.

Die Internationale.

Am 3. September, dem „roten Sonntag“, sah ich im Kinderspiel das Bild der Internationale. Die Kinder der Sonntagsschulen von Delsberg und den umliegenden Dörfern kamen auf einer im Mittelpunkt gelegenen Waldwiese zusammen und tummelten sich im prächtigen Sonnenschein. Eben sang die Sonntagsschule von C., um ihre Lehrerin versammelt, ein Lied. Die weite Wiese am Bergabhang war mit mannigfaltigen zwanglosen Gruppen besät. Da nahm

ich zwei Mädchen bei der Hand und sagte: „Gebt die Hand weiter! Es sollen sich andere anschließen.“ Zögernd folgten sie meinem Wort. Dann erklärte ich: „Wir bilden einen Kreis um den singenden Chor!“ Das war eher gesagt als getan. Doch als die Sänger verstummten, war schon ein großer Halbkreis da von hundert Kindern und hundert andere begriffen: „Wir da nebenaus wären eigentlich berufen, die Hand einander auch zu reichen und den Kreis zu schließen!“ Es geschah. Doch wozu der Kreis? Er mußte nach Kinderart sich drehen und zwar nach einer Melodie. Ein Kirchenlied wird vorgeschlagen. Ich sage: „Nein! Ein Kinderlied! Vielleicht ‚Ah! mon beau château!‘“ Die Kinder sind einverstanden und sagen bald, wie der Gesang beginnt: „Wir brauchen zwei Kreise! Ihr dort gebt Euch die Hand!“ Bald ist ein zweiter, ein kleinerer Kreis gebildet. Zwanzig Kinder inmitten von zweihundert singen das Echo: „Le notre est plus beau.“ Zum Wechselgesang drehen sich die beiden Kreise, der innere kleine gewandt und zuverlässig, der äußere große oft mühsam. Zeitweise zerriß die Kette bei einem steilen Bord am Abhang, um sich nach erfolgtem Ruck bald wieder zu schließen. Denn die kleine Schar in der Mitte wirkte vorbildlich und anspornend auf den Umkreis. Der fröhliche Ringelreihen erfreute die Kinder eine ganze Viertelstunde lang. Im Spiel war das Wunder erschienen, daß die Kinder aus der Stadt und den verschiedenen Dörfern der Gegend Hand in Hand sich fanden, eine kleine Internationale, die uns Erwachsene mahnt: „Werdet wie die Kinder! Reicht Euch, Ihr getrennten Brüder, die Hand! Weltbürger aller Länder, vereinigt Euch!“

Einige Einzelheiten in diesem Bild vom 3. September sind lehrreich. Sie weisen uns auf den Weg hin, der zur erwünschenden neuen Internationale führt. Es braucht einmal unter den mehrsprachigen Leuten eine verständliche M a r s c h m e l o d i e, die durch aller Beteiligten Herz geht. Ein Kirchenspruch wird uns da kaum helfen. Auch nicht irgend eine mühsam ersonnene Formel der Gelehrten. Ein schlichtes herzliches Wort wird's sein müssen. Ein allgemein menschlicher Ton, wie ihn einst die Freunde des Menschensohns aus Nazareth vernahmen; wie die „mindern Brüder“ ihn einst von Franziskus aus Assisi hörten; wie ihn Rousseau anschlug, der aus engen Christen Menschen warb; wie er durch Pestalozzi zu den Kindern und Kinderfreunden der Schweiz und der umliegenden Länder drang. Aechte, warme Menschlichkeit, Brüderlichkeit, Kindlichkeit muß uns beseelen, muß die urbezwingende Melodie abgeben, die uns alle begeistert und mitreißt und zusammenhält.

Ein anderes Zeichen, das uns im Bild jener spielenden Kinder zum Nachdenken reizt, ist der k l e i n e K r e i s in der Mitte, der damals auf der Wiese der Kinder die Situation rettete und auf die Dauer sich als notwendiger Helfer erwies. Wer ist dieser Mittler? Man möchte vielleicht an die Schweiz denken, die in der Mitte der sich bekämpfenden Völker das Friedensreich symbolisch darstellt und mahnt:

„Habt Frieden wie wir!" Doch gerade jener 3. September hat uns deutlich gezeigt, daß in unserem Schweizerland die vorbildliche Eintracht fehlt. Wir bieten unser Militär gegen die eigenen Volksgenossen auf und zwar gerade gegen die Prediger des Gedankens der Menschheitsorganisation. Aber vielleicht ist in der Gegenwart, da die „rote Internationale" darniederliegt, auch der erforderliche Kern und feste Angelpunkt derselben nicht da. Ja, dieser Mittler, der vorbildlich und anfeuernd in der Internationale sich bewegen muß, war leider nicht recht vorhanden und hat durch seine Abwesenheit den Untergang des von den Arbeitern angestrebten Menschheitsbundes auf Erden verschuldet. Es fehlten in unsern Zeiten die Jesusjünger, die nicht isoliert, sondern als „kleine Herde" weithin sichtbar das Friedensreich verkörperten, erkennbar als ein Herz und eine Seele, durch ihre Sammlung ein Beweis der eintreffenden Verheißung: „Es wird ein Hirt und eine Herde sein!" Dieser Kern aller Völkerverbrüderung, dieser Kreis der Jünger und Nachfolger Jesu, sollte sich endlich wieder bilden. Welche Aufmerksamkeit müßten gerade jetzt die Proletarier aller Länder, die erschüttert von ihrem Fall sich erheben möchten, einer wahrhaft christlichen Gemeinschaft schenken! Welche freudige Ueberraschung wäre es für sie, wenn sie spüren könnten: „Die wahren Christen, einträchtig unter sich, werfen auch keine Steine auf uns und unsern Bund, sondern ersehnen ihn mit uns und verwirklichen ihn in ihrem engern Kreise wahrhaftiger und treuer noch als wir!" Oh wenn wir Christen doch endlich einmal, statt uns mit dem Zusammenbruch der Arbeiterinternationale zu trösten, auf ihr neues besseres Erstehen hofften, wenn wir uns zu ihr in Beziehung setzten, in den Dienst ihrer Belebung und Veredlung und Vertiefung uns stellten! Dann dürfte sie doch einmal aus einem Ideal zu einer reichen Wirklichkeit werden. Wo immer die „kleine Herde" sich in Gesinnung und Tat zusammenfindet, ist sie ein Beweis der Notwendigkeit und Möglichkeit des weltumspannenden Friedensreichs und dadurch eine unentbehrliche Licht- und Kraftzentrale der Menschheit.

Wann aber soll sich dieses Weltwunder (denn als solches wird uns das religiös-soziale Leben erscheinen) ereignen? Vielleicht schon bald! Ein Drittes ist mir damals beim Spiel der Kinder aufgefallen: wir hatten die Knaben fast vergessen! Die meisten waren eben im Wald beim Räuberspiel. Sie herbeizuholen hätte Zeit gekostet. So fingen wir unbekümmert mit den Mädchen und den kleinen Knirpsen den Ringelreihen an. Unser sofortiges Vorgehen wurde reichlich belohnt. Die „Jäger" und „Räuber", als sie, ihres Treibens müde, zum Walde heraustraten und unser Beginnen gewahrten, machten große Augen. Sie mußten sich sagen: „Die können auch etwas Rechtes, leisten mehr als wir!" Darum sollen ganz ruhig die Frauen und durch sie die Kinder sich international einstellen; sollen, von kriegerischem Wesen ungerührt, Friedensgedanken hegen und Friedenswerke fördern; sollen jetzt schon den Friedensbund schließen, für den wir Männer leider

jetzt oft Zeit und Sinn nicht haben. Aber auch wir Männer wollen umlernen und desgleichen tun, damit sich bewahrheite, was einst Hilty geweissagt:

„Es wird noch einmal werden, bevor die Welt vergeht,
Daß doch auf dieser Erden ein Friedensreich entsteht.
Ein Reich der Edlen, Freien, auch von sich selber frei.
Ein Bund der Wahren, Treuen, dem Geist des Guten treu.
Es wird zu keinem Tempel dies Volk vereinigt gehn.
Man wird den selben Stempel auch sonst an allen sehn.
Und wo nur Einer bliebe, da würd' er nicht besiegt.
Es ist die Kraft der Liebe, die alles überwiegt.

„Bergfrieden" Kiental, 29. September 1916. F. Zulauf.

Der Kampf um den Frieden.

Die mit dem Friedensangebot der Zentralmächte begonnene Friedensbewegung hat also vorläufig mit einem Fiasko geendigt. Zwischen jenes und die Antwort der Entente hat sich noch die Note Wilsons eingeschoben mit dem Wunsche an die Kriegführenden, ihre Friedensbedingungen mitzuteilen. Die Entente hat diesen Wunsch erfüllt, die Zentralmächte hingegen sich darauf beschränkt, eine Friedenskonferenz an einem neutralen Ort vorzuschlagen.

Wo stehen wir nun?

Die Antworten der Entente sind selbstverständlich nicht das, was wir hofften. Man wünschte mehr Höhe des Tones. Auch ist es wohl ein Fehler, daß sich die Antwort an Wilson auf Einzelheiten einläßt. Die unendlichen Schwierigkeiten, mit denen diese einzelnen Probleme der europäischen Politik, die jetzt gelöst werden sollten, behaftet sind, können nur dann überwunden werden, wenn gewisse neue Prinzipien festgestellt und anerkannt sind. Wenn z. B. eine allgemeine militärische Abrüstung zustande käme, dazu Abmachungen über die Kolonien und die allgemeine Handelspolitik, die allen Völkern möglichst gleiche Bedingungen für den wirtschaftlichen Wettbewerb gewährten, die vielmehr diesen Wettbewerb grundsätzlich aufhöben und in sein Gegenteil verwandelten, hätte es dann noch so viel zu bedeuten, ob Elsaß-Lothringen zu Deutschland oder zu Frankreich gehöre oder alle Polen einen stelbstständigen Staat bildeten oder nicht? Wenn aber jene Prinzipien nicht obenauf kommen, wie soll dann die doch so notwendige Neuordnung Europas zustande kommen? Wozu dann noch kommt, daß über diese einzelnen Forderungen auch treue Anhänger jener Prinzipien verschiedener Meinung sein können und daß diese Forderungen geeignet sind, arge Mißverständnisse zu erzeugen und die Flamme des Hasses gewaltig zu nähren, was denn auch schon reichlich geschehen ist.

Daß auch die Art, wie die Entente die Schuldfrage behandelt, nicht auf jener Höhe steht, wo allein Frieden möglich ist, braucht kaum bemerkt zu werden.[1])

Aber wenn dies zugestanden ist, muß doch dreierlei festgestellt werden und dies nun in Bezug auf die ganze bisherige Verhandlung:

1. Wir müssen Geduld haben, wenn die Kriegführenden nicht so leicht jene Höhe gewinnen, die wir ihnen wünschen möchten. Besonders wir „Neutralen" haben da gut reden. Wir müssen bedenken, was diese zweiundeinhalbjährige Entfesselung aller Höllenmächte an Zerstörung, Fluch und Grauen aufgehäuft hat. Der warmherzige Friedensfreund im neutralen au-dessus de la mêlée mag wohl den Kopf schütteln, wenn die im Kriege Verbissenen sich wenig fähig zeigen, jene schönen Gedanken und Gefühle zu äußern, die ihn selbst erfüllen. Aber er hat schließlich keine Söhne auf dem Schlachtfelde verloren, hat nicht Bomben aus der Luft herab Frau und Kind töten, seine Volksgenossen aus den zerstörten Städten und ausgeplünderten Landschaften in Gefangenschaft, ja Sklaverei fortschleppen sehen. Wenn wir heute schon so weit wären, daß die Regierungen in so erhabenem Tone sprechen könnten, wie Viele ihn als so leicht, ja selbstverständlich betrachten, dann wäre das ein großes Wunder, dann wäre das Reich Gottes unter uns schon zur Herrschaft gekommen.

2. Etwas von einem solchen Wunder ist doch schon geschehen und dies wollen wir doch festhalten. In allen Dokumenten dieser ganzen Verhandlung tritt ein Faktum hervor, das doch wahrhaftig nicht selbstverständlich ist: die Zustimmung zum Friedensideal, zu der Forderung, daß es keinen Krieg mehr geben dürfe. Es ist der Mühe wert, diese Aeußerungen festzuhalten.

In der Rede Bethmann-Hollwegs, die dem deutschen Friedensangebot kurze Zeit vorausging, heißt es: „Wenn bei und nach Beendigung des Krieges seine entsetzlichen Verwüstungen an Gut und Blut der Welt erst zum vollen Bewußtsein kommen werden, dann wird durch die ganze Menschheit ein Schrei nach Abmachungen und Verständigung gehen, um, soweit es irgend in Menschenmacht liegt, die Wiederkehr einer so ungeheuren Katastrophe zu verhindern. Dieser Schrei wird so stark und so berechtigt sein, daß er zu einem Er-

[1]) Dagegen halte ich den Vorwurf, daß das Programm der Entente ein Eroberungsprogamm sei, für falsch. Es handelt sich fast durchgehend um Forderungen, deren Erfüllung nötig ist, wenn aus Europa der Zündstoff entfernt werden soll und denen daher jeder Freund des Friedens und der Freiheit zustimmen kann. Daß z. B. die Auflösung des Türkenreichs im Interesse der Menschlichkeit dringend gefordert werden muß, ist meine feste Ueberzeugung. Freilich kommt es darauf an, auf welchem Wege diese Forderungen erfüllt werden sollten, z. B. ob die Slaven Oesterreichs vom österreichischen Staatsverband losgelöst werden oder (was wohl wünschenswerter wäre) innert dieses Verbandes mehr freie Bewegung erhalten sollten. Auch hätte man erfahren sollen, was für einen Ersatz Deutschland für Elsaß-Lothringen erhalten würde. Denn es dürfte ja auf keine Weise verkürzt oder verstümmelt werden.

gebnis führen muß. Deutschland wird jeden Versuch, eine politische Lösung zu finden, ehrlich mitprüfen und an seiner möglichen Verwirklichung mitarbeiten, das umsomehr, wenn der Krieg, wie wir zuversichtlich erwarten, politische Zustände hervorbringt, die der freien Entwicklung aller Nationen, großer und kleiner, gerecht werden."

In der Note selbst heißt es: „Die Vorschläge, welche die Verbündeten zur Verhandlung stellen, sind nach ihrer Ueberzeugung geeignet, als Grundlage für die Wiederherstellung eines dauernden Friedens zu dienen."

In der Antwort der Entente an die Zentralmächte steht:

„Sie (d. h. die Staaten der Entente) versichern noch einmal, daß ein Friede nicht möglich ist, solange sie nicht die Gewähr haben für Wiederherstellung der verletzten Rechte und Freiheiten, für die Anerkennung des Prinzips der Nationalitäten und der freien Existenz der kleinen Staaten, so lange sie nicht sicher sind einer Regelung, die geeignet ist, endgültig die Ursachen zu beseitigen, die seit langem die Völker bedroht haben und die einzig wirksamen Bürgschaften für die Sicherung der Welt zu geben."

In der Antwort der Entente an Wilson endlich finden sich die bedeutsamsten Stellen:

„Im allgemeinen bezeugen sie (d. h. die Staaten der Entente), den hohen Gefühlen, von denen die amerikanische Note getragen ist Anerkennung und schließen sich allen dort ausgesprochenen Wünschen für die Schaffung einer Liga der Nationen zur Sicherung des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt an. Sie anerkennen alle Vorteile, welche die Schaffung internationaler Abmachungen zum Zwecke der Vermeidung gewaltsamer Konflikte zwischen den Nationen für die Sache der Menschheit und der Zivilisation hätten. Solche internationalen Abmachungen müssen auch die notwendigen Strafbestimmungen enthalten, um ihre Ausführung zu sichern, und um auf diesem Wege zu verhindern, daß die scheinbare Sicherheit dazu verführe, neue Ueberfälle zu erleichtern." Ferner rechnet die Note später zu den Friedensbedingungen: „Die Wiedererrichtung eines durch eine feste Ordnung gesicherten Europa, das auf der Achtung der Nationalitäten und dem Recht auf volle Sicherheit, sowie auf der freien wirtschaftlichen Entwicklung beruht, die allen Völkern, großen und kleinen, zusteht."[1])

Das sind die Stellen, die aus den Dokumenten hervorleuchten, wie Edelsteine aus Fels und Schutt. Bedenkt man wohl, was es bedeutet, wenn die zehn Völker der Entente, darunter einige der mächtigsten der Erde, sich zu dem Programm der Friedensbewegung bekennen, dem Amerika und die kleinen „Neutralen" selbstverständlich zustimmen? Wer hätte das vor fünf Jahren zu hoffen gewagt? Und wenn wir auch annehmen wollten, wozu wir kein Recht haben, dieses

---

[1]) Die Uebersetzungen der Noten ins Deutsche pflegen leider herzlich schlecht zu sein.

politische Glaubensbekenntnis sei nicht ernst gemeint, sondern bloß eine Verbeugung vor dem Friedensideal, so bezeugte doch eine solche Verbeugung die Macht dieses Ideals. Kurz: es handelt sich hier um Vorgänge, die einen Wendepunkt in der Weltgeschichte bezeichnen. Diese Prinzipien können wohl noch einmal im Blut untertauchen, aber sie werden wieder auftauchen. Eine solche Erkenntnis wird nicht wieder vergessen, wenn sie einmal erschienen ist. Solche Mächte wie der Krieg haben ihren bösen Zauber nur so lange, als sie für notwendig gelten. Sie sind ein Bann, der fast geheimnisvoll auf den Menschen liegt und der nur mit einer Religion verglichen werden kann. Ist der Bann einmal gebrochen, dann ist dies für immer geschehen.

3. Das Wertvolle an den Noten der Entente, besonders der an Wilson gerichteten, ist ferner, daß sie weitere Verhandlungen möglich machen. Warum sollte Deutschland nicht auch seine Friedensbedingungen nennen? Mögen die der Entente in seinen Augen übertrieben, ja unverschämt sein, so stelle es ihnen die eigenen entgegen. Dann wird es Aufgabe der Verhandlungen sein, die Linie zu finden, auf der die Streitenden zusammenkommen können. Wenn Deutschland dies unterließe, dann bestätigte es den Verdacht, der ihm ohnehin von vornherein entgegengekommen ist, daß seine ganze Friedensaktion nur den Zweck gehabt habe, die kriegerische Stimmung des eigenen Volkes und der Bundesgenossen neu zu entfachen.

Es mag freilich trotzdem sein, daß vorläufig der Friedensstern wieder hinter die Wolken getreten ist. Wir werden vielleicht die Krönung der Schrecken dieses Krieges erleben müssen. Trotzdem glaube ich nicht, daß jenseits dieser kommenden furchtbaren Dinge notwendig das Ende Europas liege. Das Schlimmste, was uns begegnen könnte, wäre ein charakterloser Friede, ein Friede, der keiner wäre, ein Friede der Vergewaltigung, ein Lügenfriede oder auch eine völlige Ergebnislosigkeit des ganzen Kampfes in dem Sinne, daß am Schlusse nur die graue Müdigkeit einer Welt übrig bliebe, die all ihre Kraft dem Teufel statt Gott hingegeben. Jedenfalls wäre alles verloren, wenn nicht am Ende der Sieg über den Krieg stünde. Daß dieser gewonnen werde, darauf müssen die Gedanken aller wahren Menschen gespannt sein. Für diesen Kampf muß das Höchste aufgeboten werden, wie er auch nur vom Höchsten aus gewonnen werden kann. Und wir sagen nochmals: wir dürfen ihn nicht von den Regierungen erwarten, wir sind dafür nicht von den Regierungen abhängig.

Für diesen Kampf der Völker um den Frieden bietet aber das, was nun geschehen ist, einen guten Ausgangspunkt. Das ist sein bleibender Gewinn.

L. R.

Wie für unsere Tage

gedichtet, sind folgende Strophen:

Im Sande knarrt der Freiheit goldner Wagen,
Es ist ein müßig Schreien Tag und Nacht;
Betäubt, verworren von der Zungenschlacht,
Zeigt sich der Beste schwach in diesen Tagen.

Uns mangelt des Gefühles edle Feinheit,
So Schwung und Schärfe leiht dem Schwert im Fechten,
Das hohe Wollen und des Herzens Reinheit.

Klar sind sich nur die Schlimmen und die Schlechten,
Sie suchen sich und scharen sich in Einheit,
Entsagend dumpf der Ehre und dem Rechten!

Gottfried Keller, 1847.

Redaktionelle Bemerkungen.

Der Vortrag von Gerber bildet eine Ergänzung zu dem von Lejeune. Daß die Reihenfolge des Erscheinens dem Inhalt nicht entspricht, werden unsere Leser wohl nicht als großen Uebelstand empfinden.

Wir beginnen den neuen Jahrgang im Vollgefühl der Schwierigkeiten und Kämpfe, die unser warten. Eine Ermunterung sind uns die warmen Zeichen der Anerkennung, die wir gerade zum Jahreswechsel bekommen haben. Wir möchten nur noch bemerken, daß wir unter „materieller Hilfe" vor allem Abonnemente verstanden haben. Unsere Bitte ist, daß unsere Freunde immer wieder aufs neue helfen, die Neuen Wege an die zu bringen, die zu uns gehören. Warmen Dank dafür und neue Geduld und Nachsicht für uns! — Unmittelbar vor Abschluß des Druckes erscheint Wilsons Botschaft an den Senat der Vereinigten Staaten. Sie ist ein Ereignis von gewaltigster Bedeutung und gibt auch der angehobenen Friedensbewegung eine neue Wendung. Wir werden im nächsten Hefte davon reden. Jedenfalls ist diese Botschaft für alle Wartenden ein Zeichen zur Sammlung. Nun beginnt die entscheidende Phase des Kampfes um den Frieden.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



König Etzels Schwert.[1]

Der Kaiser spricht zu Ritter Hug:
„Du hast für mich dein Schwert verspellt,
Des Eisens ist bei mir genug,
Geh', wähl' dir eins, das dir gefällt."

Hug schreitet durch den Waffensaal,
Wo stets der graue Schaffner sitzt.
„Der Kaiser gibt mir freie Wahl
Aus allem, was da hangt und blitzt!"

Er prüft und wägt. Von ihrem Ort
Langt er die Schwerter mannigfalt —
„Sprich, wessen ist das große dort,
Gewaltig, heidnisch, ungestalt?"

„Des Würgers Etzel!" flüstert scheu
Der Graue, der es hält in Hut,
„Des Hunnenkönigs! Meiner Treu,
So lechzt und dürstet es nach Blut!

Laß ruhn. Es hat genug gewürgt!
Die tote Wut erwecke nicht!"
„Gib her! Dem ist der Sieg verbürgt,
Der mit dem Schwert des Hunnen ficht!"

Und wieder sprengt er in den Kampf.
„Du hast dich lange nicht geletzt,
Schwert Etzels, an des Blutes Dampf!
Drum freue dich und trinke jetzt!"

---

[1]) Dieses Gedicht sagt mehr über den Sinn des Krieges als ein langer Aufsatz könnte.

Er schwingt es weit, er mäht und mäht,
Und Etzels Schwert, es schwelgt und trinkt,
Bis müd' die Sonne niedergeht
Und hinter rote Wolken sinkt.

Als längst er schon im Mondlicht braust,
Wird ihm der Arm vom Schlagen matt,
Er frägt das Schwert in seiner Faust:
„Schwert Etzels, bist du noch nicht satt?

Laß ab! Heut ist genug getan!"
Doch weh, es weiß von keiner Rast,
Es hebt ein neues Morden an
Und trifft und frißt, was es erfaßt.

„Laß ab!" es zuckt in grauser Lust,
Der Ritter stürzt mit seinem Pferd,
Und jubelnd sticht ihn durch die Brust
Des Hunnen unersättlich Schwert.

C. F. Meyer.

Des Menschen Sohn.

Der Krieg hat sich nun während zwei und ein halb Jahren wie ein Blutigel an der Menschheit festgebissen, und die Friedensbemühungen, die um die Jahreswende alle Gemüter beschäftigten, haben uns zeigen können, wie schwer es ist, die Geister, die man rief, wieder los zu werden und abzuschütteln. Wir sind vom Krieg infiziert, er beherrscht alle Lebensfunktionen von A bis Z.

Wir sind nun freilich der Zuversicht, daß noch so viel gesundes Leben vorhanden ist, daß sich Europa von dieser furchtbaren Seuche erholen und den Kriegsbazillus überwinden wird, indem er sich selbst den Nährboden zerstört. Dann werden auch die normalen Funktionen wieder auftauchen. Wenigstens nach außen hin mag die Welt einmal wieder im großen und ganzen ein Gepräge erhalten, das den Zeiten des Friedens entspricht: die Grenzen werden wieder freigegeben und, wo sie auch angesetzt werden mögen — das Leben flutet wie früher herüber und hinüber. Die „Frankfurter Zeitung" schreibt jetzt schon: „Wir wollen den Wirtschaftskrieg nicht, wir verzichten auf den Haßboykott, wir wollen, was wir hatten: Gleichberechtigung, Meistbegünstigung und offene Tür, geben und nehmen, wir wollen es als Mittel zum Wiederaufau der Welt als erste Vorbedingung eines wirk-

lich dauerhaften Friedens." Allerdings, welche Formen dieses künftige wirtschaftliche Leben annehmen wird, weiß wohl zur Stunde noch niemand, aber es wird wieder kommen und erstarken.

Dagegen ist zu befürchten, daß gerade die zartesten Organe des Menschheitskörpers, das geistige Leben und das sittliche Empfinden sich am langsamsten von der schweren Krisis erholen werden, daß vielmehr gerade auf diesem Gebiete bleibende Mißbildungen auftreten. Wir wissen das aus dem Privatleben. Wenn zwischen zwei Menschen ein Bruch stattgefunden hat, so können sie doch in allen äußeren Beziehungen verhältnismäßig bald wieder einen erträglichen modus vivendi finden und die Kluft scheinbar überbrücken, während im Innern die tollsten Haß- und Neidgedanken weiter wühlen; die Seele will nicht so leicht wieder in's rechte Geleise einlenken. Die Heilung wird umso schwerer, je tiefer die Verletzung gegangen ist, am schwersten da, wo die religiösen Gefühle getroffen, erregt oder verwirrt worden sind. Die schlimmste Krankheitserscheinung unserer Zeit ist darum diejenige, welche während der steigenden Fieberglut die Gewissen angegriffen und mit Wahnideen durchsetzt hat. Es kann ja sein, daß, wenn das Fieber nachläßt, auch die Klarheit wiederkehrt. Es ist aber auch möglich, daß der unheilvolle Zustand chronisch wird und allerhand Deformationen und Verkümmerungen unserer edelsten Funktionen mit sich bringt. Das würde nichts geringeres bedeuten als eine verhängnisvolle Trübung der christlichen Wahrheit, eine bleibende Verzerrung und Verunstaltung des Christentums. Als eine solche Verzerrung der Wahrheit kommt es mir vor, wenn man unter dem Einfluß des alles beherrschenden Nationalismus aus Jesus, dem Menschensohn, einen jüdischen Nationalhelden macht, der im Stil eines Makkabäerfürsten für sein Volk lebt, leidet und stirbt, und dessen Botschaft erst als sie beim eigenen Volk keinen Anklang finden wollte, von den Jüngern über die Landesgrenzen hinausgetragen worden sein soll. Man sagt sich, der Internationalismus ist wie Spreu vor dem Winde verflogen und zerstoben, und nun möchte man Jesus vor diesem kompromittierenden Internationalismus retten, indem man ihn mit einem nationalen Mantel drapiert. Im Grunde ist es nichts anderes als die Schwäche des eigenen Christentums, die der Uebermacht des anstürmenden Nationalismus nicht gewachsen, Christus in denselben hineinzerrt, um sich auf ihn berufen zu können. Christus muß mit in die eigene Tiefe, nur weil man sich nicht zu seiner Höhe aufzuschwingen vermag.

Daß es sich hiebei nicht nur um eitles Theologengezänk handelt, zeigen verschiedene deutlich hervortretende Strömungen in Kreisen der Mission, welche dahin münden, die ganze Tätigkeit auf nationale Grundlage zu stellen. Mission und Kolonialpolitik sollen Hand in Hand gehen. Von dem früheren weltumspannenden Schwung ist nichts mehr übrig geblieben, man verschanzt sich mit dem Evangelium hinter die schützenden Forts und Kanonen des eigenen Landes. Die

jetzige Notlage wird zum Prinzip, zum Ideal erhoben.[1]) Die Kehrseite davon ist, daß man dann auch keinen Ausländer mehr in den eigenen Mauern duldet. Ausgerechnet die sonst so weitherzige herrnhutische Brüdergemeinde ist es, welche auf ihre Predigtposten keine Ausländer, nicht einmal stammverwandte Schweizer mehr zulassen will. Da muß natürlich auch Jesus irgendwie national zugestutzt werden. Das führt dann aber zu jener gewaltsamen Verzerrung des Christentums, welche ihm selbst recht gefährlich und verderblich zu werden droht.

Wohlverstanden, wir verurteilen damit nicht jeden Nationalismus, so wenig als wir einem beliebigen Internationalismus huldigen. Daß die Völker gegenwärtig sich ihrer Eigenart und Kraft bewußt werden, mag zum Plan der Vorsehung gehören. Es ist ein Stück berechtigter Selbstbehauptung, wie wir sie jedem Individuum zugestehen. Eine charakterlose Nivellierung wäre so traurig wie ein endlos grauer Himmel. Es handelt sich hier nicht um Recht oder Unrecht der Nationalität, es handelt sich vielmehr um das Verhältnis von Christentum und Nationalität. Die Frage ist die: Soll das Christentum der Nationalität oder die Nationalität dem Christentum dienen und sich einordnen?

Um Mißverständnisse von vornherein zu vermeiden, wollen wir gleich beifügen, daß wir weder bei dem einen noch bei dem anderen an die offizielle Organisation denken, das Verhältnis von Staat und Kirche geht uns hier nichts an, die Frage dreht sich um die mehr ideellen Größen, Volkstum und Reich Gottes? Oder, genauer gesagt: Wo hinein legte Jesus seine Seele, wohin verlegte er sein Wirken und Hoffen, wem galt und gilt sein Leben, seinem Volk oder den Menschen? Ist er Davidssohn oder des Menschen Sohn?

Die Frage stellen heißt eigentlich sie beantworten, denn es ist doch wohl eine Binsenwahrheit, daß Jesus aller Welt gehört als eine universelle Größe. Ja, wenn jenes Fieber nicht wäre, das das Christentum und dann auch Christus nur noch in nationaler Beleuchtung erscheinen läßt. Es ist darum gut, uns, soweit wir die klare Besinnung noch haben, an einige Tatsachen, die uns aus seinem Leben mitgeteilt werden, zu erinnern.

Bei dem ersten Auftreten Jesu in „seiner Stadt" Nazareth stiehlt sich von seinen Lippen der wehmütige Ausspruch: „Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterland." Warum trifft das immer wieder zu? Weil der echte Prophet etwas erhofft, was über die Grenzen seines Landes hinaus reicht, etwas das allen Menschen zukommt. Jesus redet von Erlösung und Heilung der zerschlagenen, armen und blinden Menschen. Der stolzen Erwartung seiner Landsleute, daß sie

---

[1]) Es sind vor allem Missionsinspektor Wilde von der Berlinermission und gewisse Gemeinschaftskreise, welche diesen Standpunkt einnehmen, während die anderen Missionsleitungen im großen und ganzen die Gefahr, die aus der Nationalisierung der Mission für das Christentum entsteht, nicht verkennen.

oder ihre Ortschaft dabei auch irgendwelche Rolle spielen könnten, kommt er in keiner Weise entgegen. Im Gegenteil, er durchkreuzt ihre Gedanken aufs schärfste, indem er die Witwe aus Sarepta der Sidonier und den Hauptmann Naëmann aus Syrien als Zeugen aufruft. Aber sie, seine Landsleute, wurden voll Zorns und stießen ihn zur Stadt hinaus. Und über Kapernaum fällt Jesus das furchtbare Urteil: „Und du, Kapernaum, die du bis an den Himmel erhoben bist, du wirst in die Hölle hinuntergestoßen werden.“ Das sieht nicht darnach aus, als ob Jesus bei seiner Botschaft ganz besonders auf sein Volk abgestellt und das Reich Gottes zunächst als nationale Aufgabe betrachtet habe.

Das ist ja gerade das Jesusartige, Heilandsmäßige, daß er in jedem Menschen, unbeachtet der äußeren Stellung in Bezug auf Volk, Stand und Beruf, den göttlichen Lebenskeim zu erblicken vermochte. Auch ein Zachäus, der römische Beamte, ist Abrahams Sohn. Die Samariter erweisen sich dankbarer als die Juden und barmherziger als Priester und Leviten und empfänglicher für die Wahrheit als die Schriftgelehrten von Jerusalem. Was hat es zu bedeuten angesichts des kommenden Reiches Gottes, ob man bis dahin in Jerusalem oder auf Garizim seine kultischen Gebete verrichtete? Gewiß, die Juden sind in erster Linie zum Heil berufen, aber, ob sie es annehmen oder nicht, der Ruf geht weiter an alle Völker: „Gehet hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötiget sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde,“ nicht das Haus Israel, sondern das Haus Gottes.

Aber Jesus hat doch das kananäische Weib abgewiesen! Etwa weil sie Ausländerin war? Glaubt man denn wirklich, Jesus habe bei seinen Krankenheilungen wie eine bürgerliche Armenpflege sorgfältig immer zuerst nach der Nationalität gefragt. War etwa der Hauptmann von Kapernaum kein Ausländer? Wahrlich, nicht, weil seine Frau eine Ausländerin war, hat Jesus sie nicht hören wollen, sondern weil er sich in jene Gegend von Tyreus und Sidon zurückgezogen hatte, um in der Stille zu sein und darum überhaupt niemand heilen wollte. Schließlich hat er sie doch erhört, überwunden durch das mütterliche, von aller nationaler Eitelkeit freie und reine, starke Gefühl der Liebe zum Kind. Diese allgemein menschliche Mutterliebe, die um der Tochter Willen sogar eine starke Demütigung in Bezug auf die nationale Zugehörigkeit ruhig hinnahm, hat den Ausschlag gegeben. Gerade dies Beispiel, das so gern partikularistisch gedeutet und ausgebeutet wird, ist ein Beweis für die Universalität des Menschensohnes.

„Sie werden kommen,“ sagt Jesus einmal voll Entzücken in seinem prophetischen Blick, „von Nord und Süd, von Ost und West und mit Abraham zu Tische sitzen.“ Das heißt doch nichts anderes als die jüdische, religiös-patriotische Engherzigkeit mit aller Energie durchbrechen und die nationalen Schranken, die den Juden ein unantastbares geheiligtes Erbgut waren, zertümmern.

Wie wenig Jesus an eine Bevorzugung seiner Nation gegenüber anderen Völkern zugab oder gar an eine Aufrichtung nationaler Herrlichkeit dachte, das beweist ein Wort, das jetzt gar oft zu Gunsten nationaler Bestrebungen und patriotischen Blicken angeführt wird, ich meine das bekannte Wort über den Zinsgroschen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers.“ Merken denn die, welche das Wort jetzt so oft gebrauchen, um die Christen im Namen Jesu bedingungslos der Machtvollkommenheit des Staates zur Erhaltung des eigenen Vaterlandes auszuliefern, merken sie nicht, daß jener Kaiser, von dem Jesus redet, für die Juden ein Fremder, ein Ausländer war und daß Jesus mit dem Wort: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, den Juden die Anerkennung der Fremdherrschaft und damit die Preisgabe des eigenen Staatswesens zumutete. Wie gern hätten die Juden damals Jesum der nationalistischen Tendenz bei den Römern bezichtigt, wenn sie es ehrlicherweise hätten tun können.

Jesus wollte etwas viel Größeres und Erhabeneres, Göttlicheres als die Selbstverwaltung, die selbständige Größe, die Freiheit seines Vaterlandes mit all dem, was das Interesse seines eigenen Staatswesens mit sich brachte. Er konnte, er mußte das alles preisgeben um dessetwillen, was alle Menschen angeht und interessiert, die Freiheit von der internationalen Macht der Finsternis, und den Sieg des Gottesgeistes über alle Mächte der Welt in allen Völkern. Er mußte es preisgeben, je mehr er seiner Aufgabe leben und sie verwirklichen wollte, so wie er auch seine Familie preisgegeben hat und dieses Opfer auch von seinen Jüngern forderte mit den Worten: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert.“ So ganz im selben Sinn, in derselben Linie liegt es zu sagen: wer das Vaterland mehr liebt als mein Reich, ist meiner nicht wert. Das eigene Leben ist ein Gut, die Familie ist ein Gut, die Volksgemeinschaft mit der Staatsordnung ist ein Gut und das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit ist ein Gut; aber das nächstfolgende ist immer höher als das vorhergenannte.

Am niedersten steht, der nur sein Leben kennt und pflegt und für sich lebt; höher, wer sein Leben der Familie weiht und opfert; noch höher, wer dem Gemeinwohl dient und für das Vaterland stirbt; aber es ist nicht das Höchste, es gibt eine noch höhere Pflicht: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit. Die Selbsterhaltung ist das Ideal der Egoisten und Libertinisten, die Familie ist das Maß aller Pflichten beim Chinesen, der Staat ist der allesbeherrschende Begriff des antiken Menschen, das Reich Gottes aber ist das höchste Gut des Christen. Darum ist diesem Gut alles andere untergeordnet, das andere verschwindet nicht ganz, es ist noch da und hat seine Bedeutung, aber entscheidend ist das Höchste.

Jesus liebte auch sein Leben und seine Ehre, aber er hielt das nicht fest, wenn etwas Höheres auf dem Spiele stand. „Ich suche

nicht meine Ehre!“ „Nicht mein, dein Wille geschehe!“ Jesus liebte auch seine Mutter und Geschwister, aber in seiner Arbeit nennt er diejenigen seine Mutter, Brüder und Schwestern, die den Willen tun seines Vaters im Himmel. Er liebte auch Jerusalem, die Hochburg seines Vaterlandes, und weinte in Gedanken an deren Untergang beim Anblick der Stadt, aber er wehrt sich nicht für sie, bittet nicht einmal um Abwendung ihres traurigen Schicksals, sondern er bittet „für die, die der Vater ihm gegeben, zugeführt hat, und für die, die durch ihr Wort an mich glauben“. Und für sie heiligt, d. h. weiht er sich dem Tode und gibt sein Bestes, sein Leben. Er stirbt nicht für sein Land, sondern für die Menschen. Das tönt ganz anders als jene Behauptung: „Jesus habe sein ganzes irdisches Leben seinem Vaterland geschenkt, dessen treuer Sohn er war, von dem er seine äußere Art und seine Sprache hatte.“ Zum Glück haben ihn seine ersten Jünger und Nachfolger besser verstanden. Petrus sagte in Cäsarea: „in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm.“ Paulus schreibt in seinen Briefen: „ich bin den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche.“ „Hier ist kein Jude noch Grieche, sie sind allzumal eines in Christo.“ Und das sagt er, obwohl er auch die nationale Zugehörigkeit in sich spürt und ein starkes Bewußtsein der Stammesverwandtschaft hat, sonst würde er nicht sagen: „ich habe gewünscht verbannet zu sein für meine Brüder, die meine Gefreundten sind nach dem Fleisch.“ Wir können heute bei der Hochflut nationaler Leidenschaften wieder ein wenig nachfühlen, was es für den fanatischen und mit Stolz auf die Väter erfüllten Paulus bedeuten mochte, die natürlichen Bande der Volksgemeinschaft zu zerreißen, um sich einer heimatlosen, zerstreuten Schar von Christusanhängern anzuschließen, in der Gewißheit, daß hier die Wahrheit und der richtige Weg in die Zukunft zu finden sei. Er hat das Christentum von der drohenden nationalen Umklammerung befreit und ihm die Welt erschlossen.

So stark wie noch nie taucht heute diese Gefahr wieder auf in der Parole: Nationales Christentum, nationale Mission! Unsere auf das Aeußere gerichtete Zeit erblickt in der lokalen Ausprägung des Christentums die Hauptsache; der Heimatschutz hat sozusagen das letzte Wort darüber, was echt daran ist.

Wie, ist denn Christus zerteilet? Wie sprichst du, ich bin kephisch, ich bin paulisch? Heute heißt es: ich bin deutsch, ich bin englisch, darum sind wir auch als Christen einander fremd, einander feind. Wir stehen hier vor einer Aufgabe, die noch nie in dieser Schwere und Größe an die Christenheit herangetreten ist, weil noch nie die Nationen eine so einschneidende und scheidende Bedeutung gehabt haben. Jetzt muß es sich zeigen, ob das Christentum rein genug und stark genug ist, diesem Scheidungsprozeß Widerstand zu leisten und seine Universalität zu behaupten.

Wohl gibt es mit Recht national gefärbtes Christentum. Wir können die natürlichen Lebensbedingungen, in denen wir aufwachsen

und groß werden, nicht verleugnen und abstreifen. Es ist auch keine Gefahr vorhanden, daß es geschehe. Dagegen stehen wir in der Gefahr, den tiefsten Gehalt des Christentums über seiner nationalen Ausprägung zu verlieren. Nationalreligion ist kein Christentum mehr. Es gehört nun einmal zu seinem Wesen, die Völker zu verbinden, weil es eine Gemeinschaft darstellt, die keine Grenzen kennt. Es ist Menschheitssache, denn Jesus ist der Menschen Sohn.

Wir haben als Christen, Krieg hin — Krieg her, die unbedingte, heilige Aufgabe, die nationalen Schranken zwar nicht zu verleugnen oder gar zu beseitigen, aber zu überwinden, Brücken zu bauen, Kanäle zu graben zur Verbindung der Völker mit Hintansetzung der eigenen nationalen Ansprüche an Ehre und Macht. Und wenn die Völker und Staaten es nicht lernen wollen, selbstlos und weitherzig zu denken, so müssen es wenigstens die Christen es lernen, sonst sind sie keine Christen mehr.

Der gegenwärtige Völkerkrieg hat es übrigens mit blutigen Lettern in das Buch der Weltgeschichte geschrieben, daß kein Volk ohne das andere leben kann, wir brauchen alle einander, wie die verschiedenen Glieder am Leib alle einander nötig haben. Und wer da glaubt, nur am Bestand des eigenen Volkes ein Interesse haben zu müssen, und in dieser ausschließlichen Weise Patriotismus pflegt, den trifft das Wort Jesu: Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren.

Wir sind in der kleinen Schweiz in der glücklichen Lage, nicht durch Größe und Reichtum unserer Nation zu verblendetem Ehrgeiz verleitet zu werden, wir sind auch durch die mannigfache Mischung verschiedener Stämme und Konfessionen innerhalb des kleinen Landes darauf angewiesen, einander verstehen zu lernen. Das ist unser Heil. Je mehr wir das lernen, desto mehr wächst die Vaterlandsliebe, die dankbare und demütige Liebe zu einem Fleck Erde, der unsere Heimat ist und bleiben soll, so lange wir hier bei aller äußeren Verschiedenheit Brüder finden. Diese Liebe schließt aber ein und nicht aus, daß wir als Christen mit Sehnsucht den Tag erwarten, wo auch die Völker um uns her sich wieder verstehen und anerkennen und die Türen sich wieder öffnen für eine Geistesgemeinschaft, die über den Nationen steht.

„Wer sich selbst und andere kennt
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.“

L. Stückelberger.

Das Gewissen des Christen und die Armee.[1]

Verteidigungsrede,

gehalten am 19. Juli 1916 vor dem Militär-Territorialgericht der I. Division in Lausanne durch Hauptmann Albert Picot, Adjutant des vierten Infanterie-Regiments (vom Angeklagten gewählter Offizial-Verteidiger), zur Verteidigung von John Baudraz, Lehrer an der Freien Schule in Missy (Waadt).[2]

Herr Major, meine Herren Richter!

Bevor ich die Verteidigung Baudraz übernehme, welcher so lange Verhandlungen vorausgegangen sind, bitte ich Sie, Herr Major und Sie, meine Herren Richter, meine Kameraden im Heer, um Ihre ganze Nachsicht und um Ihre moralische Unterstützung. Die Aufgabe, die ich zu erfüllen habe, bietet zwiefache Schwierigkeit. Sie ist schwer, erstens darum, weil ich, so wie ich hierher komme, nicht genügend vorbereitet bin, um an der Erörterung hoher theologischer Fragen teilzunehmen, wie sie während des ganzen Vormittags besprochen worden sind. Im Grenzdienst steht man des Morgens früh auf und treibt sich am Abend noch spät auf den staubigen Straßen herum, man geht auf in den kleinen Pflichten des Augenblicks und all dies ist eine schlechte Vorbereitung für die Teilnahme an Verhandlungen, welche, wie diese, durch die Haltung des Angeklagten, durch den Scharfsinn Ihrer Fragen und durch die so hochherzigen Anschauungen des Herrn Hauptmann-Auditors eine höhere Bedeutung erlangt haben.

Meine Aufgabe ist aber auch darum schwer, weil es eine heikle Sache ist, einen Refraktär zu verteidigen, während so viele andere draußen im Dienst Tag für Tag ihre Soldatenpflicht erfüllen. Erlauben Sie mir, während meiner Verteidigungsrede keinen Augenblick diejenigen zu vergessen, die ich an der Grenze zurückgelassen habe, meine Soldaten, meine Genossen in der Erfüllung der gleichen freudig übernommenen Pflicht.

---

[1]) Uebersetzung von Frau M. Brenner-Eglinger in Basel.

[2]) Der Füsilier, Lehrer John Baudraz, ins erste Bataillon des Auszugs eingeteilt, hat die erste Mobilisation seiner Division vom 3. August 1914 bis 6. März 1915 mitgemacht. Von Gewissensskrupeln erfaßt hat er sich schließlich entschlossen, beim Wiederaufgebot vom Mai-Juni 1915 den Dienst zu verweigern. Zur Beobachtung in die Irrenanstalt Céry gegeben, ist er als geistig gesund erkannt und hierauf vom Militärgericht der ersten Division im August 1915 zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Als 1916 die Kompagnien III und IV seiner Division wieder aufgeboten wurden, hat er sich bei der Einberufung seiner Einheit nicht gestellt und sein Fall ist am 19. Juli 1916 in Lausanne abgeurteilt worden. Die hier folgende Verteidigungsrede ist als Antwort auf die Anklage des Herrn Hauptmann-Auditors Ed. Chapuisat gehalten worden. Das Gericht hat Baudraz zu fünf Monaten Gefängnis und zum Verlust der bürgerlichen Rechte auf zwei Jahre verurteilt. Durch Begnadigungsspruch von General Wille ist er von der Gefängnishaft befreit worden.

Der Fall, den wir vor Augen haben, ist kein gewöhnlicher Fall, der sich dem üblichen Rahmen Ihrer Verhandlungen anpaßt, keiner von den Fällen, auf welche die gebräuchlichen Entschuldigungen der Advokaten passen: Anreiz, schlechte Einflüsse, schlechte Erziehung. Es ist der Fall eines ehrbaren, nüchternen, arbeitsamen Mannes, der früher ein guter Soldat gewesen ist und der sich aus Gewissensgründen weigert, seinem Lande zu dienen und dessen Grenzen zu verteidigen.

Wie sollen wir ihn beurteilen? Für was sollen wir ihn halten? Diesen Mann, welcher seit einem Jahre in seiner Haltung verharrt, dessen Benehmen bescheiden ist, welcher überall, wo er hinkommt, Anteilnahme erweckt, der uns große, beunruhigende Fragezeichen zeigt und zu wollen scheint, daß wir, allem Widerstreben zum Trotze, die Frage nach der Militärpflicht von neuem und ernstlicher vor unser Gewissen stellen, als Schweizer, als Christen und als Menschen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wir alle, die wir in diesem Saale das Waffenkleid tragen, Richter, Zeugen, Verteidiger, Gerichtsaalwachen, wir haben keinen Augenblick gezögert, unsere Soldatenpflicht zu erfüllen, als in jenen schwülen letzten Julitagen des Jahres 1914 die Trommel ertönte und die Männer unter die Waffen rief. Unser innerstes Wesen, unser ganzes Wollen und Empfinden trieb uns damals an, unsere Pflicht zu tun und unser bedrohtes Land zu verteidigen, das Vaterland, unsere Heimat und diejenige unserer Lieben. Wir hätten geglaubt, unser heiligstes Gut zu gefährden, wenn wir nur einen Augenblick gezögert hätten.

Seit jener Zeit hat die erste Begeisterung nachgelassen. Die Stunden sind dahin, wo man über sich selbst hinausgehoben war, wo man getragen, gedrängt war von einer inneren Macht, aber in der Stille und Einförmigkeit des Grenzdienstes, durch alle die langen Monate hindurch, ist doch unsere Ueberzeugung dieselbe geblieben. Unsere Pflicht ist es, das Land zu bewachen, nicht, es im Stiche zu lassen, was von unserer Seite schnöde Feigheit wäre. Wir wissen, daß wir Soldaten unsere Heimstätten verteidigen, und nicht nur diese, sondern zugleich ein hehres Erbteil geistiger und sittlicher, langsam erworbener Güter, ein Erbteil alter und bewährter christlicher Tugenden. Wir wissen, daß wir einen Begriff verteidigen, den Begriff eines Landes, welches in einer und derselben friedlichen Gemeinschaft verschiedene Rassen und Bekenntnisse, verschiedene Geistesverfassungen, man könnte fast sagen, verschiedene Völkerschaften vereinigt, den Begriff eines Landes, wo Lateiner und Germanen, anstatt sich zu erwürgen, sich die Bruderhand entgegenstrecken und Europa damit offenbaren, wie nach dem Kriege ein neues Zeitalter aussehen könnte, das weniger entsetzlich und dem Ideale näher wäre.

Wenn wir zurückblicken, so erkennen wir wohl, wie in der Geschichte sowohl Kampf als Krieg notwendig gewesen sind zur Wahrung der teuersten Güter der Menschheit. Was wäre aus der Zivilisation

geworden, wenn Leonidas bei den Thermopylen, wenn die Athener bei Marathon, die Römer bei Cannä nicht mit äußerster, heldenhaftester Anstrengung die beiden Geburtsstätten unserer Kultur verteidigt hätten, Griechenland und Rom? Was wäre aus der entstehenden Demokratie geworden, wenn die Schweiz sich seit Morgarten von dem hochmütigen Oesterreich hätte erdrücken lassen? Wo wäre Europa jetzt, wenn vor zwei Jahrhunderten die Nationen sich nicht verbündet hätten gegen den Sonnenkönig und seine Vorkehrungen zur Alleinherrschaft und vor einem Jahrhundert gegen diejenigen des napoleonischen Cäsarismus? Wo wären heute wir, wenn Europa ohne gegen die verletzten Verträge Einspruch zu erheben, einem der ungeheuerlichsten Anläufe zur Weltherrschaft, den es je zu bestaunen Gelegenheit hatte, untätig das Feld überlassen hätte?

So peinlich sie ist und so sehr sie dem sehnsüchtigen Streben nach einer erneuten Menschheit, das wir im Herzen tragen, zuwiderläuft, so besteht die Pflicht zum Militärdienst eben doch als eine dringende, zeitgemäße, gebieterische Pflicht, eine Geburt der Notwendigkeit. Das Land steht mitten im Orkan. So wenig wie Bergsteiger, die, am gleichen Seile angebunden, vom Unwetter überrascht werden, können die Bürger, die eine gemeinsame Verantwortung tragen, das Recht haben, ihre Bande zu lösen. Wenn das Christentum und die Kirche, wenn die Christen ihre Aufgabe, den Frieden zu wahren, versäumt haben, Schmach über sie! aber jetzt ist nicht der Augenblick, sich einem unbedingten Pazifismus hinzugeben, der langer Vorarbeit bedurft hätte und der, wenn er sich jetzt auf unserem kleinen Gebiet durchsetzen sollte, uns dem Ausland überantworten würde.

Wenn wir zu unseren Nachbarländern hinüberblicken und auf Alle, welche ausgezogen sind, um für ihr Land zu sterben, für die gute Sache der bedrohten Heimat und des verletzten Rechtes, so wissen wir wohl, daß sie vielleicht den Tod im Herzen ausgezogen sind, gequält, zerrissen, aber doch Ueberwinder dessen, was sie für nichtige Bedenken ansahen. All diese großen und treuen Herzen, die für ihr Land starben, sind mit gutem Gewissen in den Tod gegangen und haben mehr an ihre Pflicht, sich zu opfern, als an das Unrecht, zu töten, gedacht. Mit gutem Gewissen sind sie gestorben, alle die wahren Christen, die wie Charles Péguy sich auf dem heißen, dampfenden Boden an der Marne zur Ruhe gelegt haben, nachdem sie ihre ganze Kraft für den Sieg eingesetzt hatten. Und wenn wir in unsern Dörfern an der Grenze daran arbeiten, unseren Mannen die harte Pflicht des Soldaten bis in alle Einzelheiten einzuprägen, so wie sie heute gefordert wird, so wissen wir, daß wir nicht ihre Gewissen irreführen, sondern daß wir im Gegenteil daran arbeiten, zuverlässige Menschen zu erziehen, die sich ihrer Verantwortlichkeit besser bewußt werden und sich selbst vergessen lernen sollen. Und wir wissen gar wohl, daß diejenigen, die ihre Soldatenpflicht am besten erfüllen, uns oft auch in der Verfolgung der höchsten, edelsten Ziele vorangehen.

Stark in dieser frohen Ueberzeugung gehen wir vorwärts. Die Waffe ist geladen, der Säbel schlägt die Seite unseres Pferdes, so geht es dem morgen entgegen, das uns vielleicht den Krieg bringt. Und wenn wir den Krieg annehmen müssen, dann wird die Pflicht, sich zu schlagen, unbestreitbar und unbestritten sein.

Während wir in dieser Atmosphäre selbstverständlichster Entschlossenheit leben, da erhebt sich ein Mann, der bis dahin ein guter Soldat gewesen ist, und sagt: „Ich will nicht mehr dienen. Mein Gewissen verbietet es mir. Christus, mein Meister, dem ich vor allen andern dienen will, war ein Friedefürst; er hat gesagt: Friede auf Erden und Heil den Menschen des Wohlgefallens Gottes. Er hat gepredigt, daß die Menschen Brüder seien und einander lieben, nicht aber einander töten und erwürgen sollen. Der Mord ist eines Christen unwürdig. Ich will nicht töten. Ich verlasse meine Kompagnie und kehre nach Hause zurück ohne Angst vor dem, was meiner wartet."

Und diesem Verhalten bleibt er treu. Nicht der Rat seiner Vorgesetzten, nicht die dringenden Mahnungen eines Feldpredigers, nicht das Bewußtsein all des Kummers, den er seinem Vater, einem Soldaten von 1871, bereiten wird, nicht die Furcht, seine Stelle zu verlieren, die er sich Prüfungen, Arbeit und Anstrengungen aller Art hat kosten lassen, nicht einmal die Aussicht auf monatelange Haft, vermögen seine Ansichten zu ändern. Ohne Reden zu halten oder feierliche Einsprachen zu erheben, ohne irgend jemandem einen Vorwurf zu machen, bleibt er mit zäher Ausdauer bei seiner Weigerung.

Diesen Mann haben Sie zu beurteilen, ich zu verteidigen. Es ist im Grunde die gleiche Aufgabe, da es sich weder um juristische Spitzfindigkeiten handelt, noch um das vorgefaßte Urteil eines Richters, der schon entschlossen ist, zu verdammen, sondern darum, in gutem Glauben diesen Mann verstehen, seine Beweggründe kennen zu lernen und mit freiem und gerechtem Sinne auf ihn ein Gesetz anzuwenden, das weder Sie noch ich heute aufheben können.

Ist dieser Mann ein schlechter Soldat? Einer jener Nichtstuer, denen jedes Mittel recht ist, um sich ihren militärischen Verpflichtungen zu entziehen, ein Unbotmäßiger, oder einer jener Gebildeten, welche ihren Kameraden den Dienst verleiden, weil sie in der Handhabung der Waffen und im Taktschritt ungeschickter sind als sie?

Nichts erlaubt uns, das vorauszusetzen. Man braucht nur Baudraz' Dienstbüchlein zu prüfen, seine regelmäßig gemachten Wiederholungskurse, wobei in keinem Jahre ein Urlaub oder eine Ersatzsteuer verzeichnet ist, seine 250 Tage Militärdienst und die Zeugnisse seiner Vorgesetzten. Sowohl Hauptmann Perrier, sein Kompagniechef, als Major Guignard, sein früherer Bataillonskommandant, geben über ihn die günstigste Auskunft. Der letztere Offizier hat ihn besonders genau beobachtet, weil er seine Bedenken und Hemmungen kannte. Er bestätigt, daß er ein guter Soldat gewesen sei, der nie Anlaß zur Klage gegeben habe. Er ist durch sein Betragen keinen Mühen und Anstren-

gungen ausgewichen. Er hat im Gegenteil die Verhaftung und all ihre qualvollen Einzelheiten freiwillig auf sich genommen: die wiederholten Verhöre während seines Aufenthaltes in Céry, die Ueberführung von einem Gefängnis in's andere, die Gerichtssitzung in Pruntrut, die lange Haft in Orbe, all die Leiden einer schiefen Stellung seiner Familie und seinen Freunden gegenüber und das ganze Unglück seiner zerstörten beruflichen Laufbahn. Trotz aller Schonung, die man ihm hat angedeihen lassen, sind es eine ganze Reihe von Leiden, die er voraussehen konnte und gegen welche jeder gerne ein paar frühzeitige Tagwachten, ein paar anstrengende Tage und einige langweilige Wochen eintauschen würde. Baudraz ist kein Faulenzer.

Oder ist dieser Mann etwa ein Anarchist? Der erste Urteilsspruch von 1915 scheint dies zu sagen. Ich glaube, er hat Unrecht. Der Anarchist ist ein Pessimist. Er ist gereizt und verbittert, eifersüchtig auf die Genüsse der Andern. Weil er sein Teil an irdischem Glück nicht erhalten hat, möchte er die Gesellschaft, die ihn vernachlässigt, vernichten, und er hegt in seiner Seele das Traumbild jenes einen großen Abends, wo die verfluchte Welt und er mit ihr in's Nichts versinken wird. Seine Auflehnung ist grundstürzend. Er lehnt sowohl das eherne Gesetz der Armee ab als auch dasjenige der gegenseitigen Liebe und Verantwortlichkeit.

So ist Baudraz nicht. Er anerkennt den Staat, er anerkennt das Vaterland und die gewöhnlichen, menschlichen Gesetze. Wenn die Schweiz von ihm einen harten, mühevollen bürgerlichen Dienst verlangen würde, so würde er ihn leisten. Auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit außerhalb der Armee ist Baudraz fleißig und fügsam, er ist ein guter Sohn, ein guter Gatte und Vater, ein guter Lehrer. Das beweisen überreichlich die vielen Aussagen über ihn, die sich in den Akten befinden, und wenn man noch Zweifel hegen möchte, so würde sie das Zeugnis des Hrn. Major Roulet, des Kommandanten des 2. Kavallerie-Regiments, völlig widerlegen. Die persönliche Stellungnahme Baudraz' richtet sich nicht gegen die Gesellschaft, wie sie auch sein möge; sie ist die Tat eines Mannes, der durchaus überzeugt ist, daß es Gesetze und Verordnungen geben muß, der sich aber gegenüber den vergänglichen, menschlichen Gesetzen unserer Gesellschaft auf das ewige göttliche Gesetz beruft, so wie es uns durch Christus und die Heilige Schrift gegeben ist. Der Gedanke, daß das höhere Gesetz seines durch die Bibel erleuchteten Gewissens dem menschlichen, wandelbaren Gesetze vorzuziehen sei, ist bei Baudraz durchaus nicht nur eine unbewußte Theorie, die ich als Intellektueller ihm gleichsam in den Mund lege, um seine Haltung zu rechtfertigen. Er findet sich in allen seinen Schreiben; er bildet sozusagen die Richtlinie seines Betragens.

Durch diesen überströmenden Idealismus, welcher die Bedingtheiten unseres gegenwärtigen Lebens vergißt, um jetzt schon die Ordnungen einer erneuerten Gesellschaft anzunehmen, ist Baudraz nicht sowohl ein Individualist, welcher seinen Hochmut oder seinen Haß der

Gesellschaft entgegensetzt, als vielmehr ein sehr verfrühter Universalist, der Bürger einer Welt, der wir wohl entgegensehen und die wir schaffen sollen, die aber, ach! noch nicht besteht.

Nicht der Pessimismus ist seine Triebkraft, sondern ein ganz außergewöhnlicher, christlicher Optimismus, der sich auf den Glauben gründet, der Berge versetzen möchte und sie tatsächlich — hie und da versetzt. Sollte Baudraz dann gar ein armer Geisteskranker sein, ein Narr, ein Wahnsinniger?

Es ist dies die Hypothese des Herrn Feldpredigers Colomb. Dieser, ein geistvoller Mann, Baudraz' Feldprediger zurzeit seiner Verhaftung im Juni 1915, sieht in der Person des Angeklagten einen Schwachkopf, physiologisch unfähig, der Suggestion der Worte Widerstand zu leisten. Und es wäre schon verführerisch für einen Verteidiger, sich hinter die Autorität des würdigen Geistlichen zu retten. Was wäre bequemer, als zu Gunsten des Angeklagten Irrsinn anzunehmen, Geistesschwäche, Unzurechnungsfähigkeit? Es wäre ein müheloser, vorgezeichneter Weg, aber, meine Herren Richter, ich würde es für Unrecht halten, ihn zu betreten und Sie darauf nachzuziehen.

Wenn wir sagen, ein Angeklagter sei verrückt, so heißt das vielleicht, ihn vom Strafgericht befreien, aber es heißt zugleich, ihn doppelt bestrafen in den Augen der Seinigen, es heißt, ihn entwerten, ihm das Ansehen eines für seine Taten voll verantwortlichen Mannes rauben. Der Lehrer Baudraz hat sich in dieser ganzen Angelegenheit so ernst und so beharrlich gezeigt, daß man ihm die Erledigung derselben durch eine bloße Ausflucht ersparen sollte, und ich möchte ihm das Beleidigende einer solchen Verteidigung nicht antun. Wenn er mit vollem Bewußtsein handelt, so soll er auch wie ein voll bewußter Mann behandelt werden und nicht wie ein armer Geistesgestörter.

Daß zu Baudraz' Ideen nur eine Minderheit sich öffentlich bekennt, das ist noch kein Grund, sie für die Ideen eines religiösen Schwärmers oder eines Verrückten anzusehen. Sie sind je und je in der Christenheit vorgekommen und sind oft durch Persönlichkeiten vertreten worden, die weder der Kirche noch der Geschichte als Schwächlinge gegolten haben. Um Ihnen dies zu beweisen, will ich nicht nach entlegenen Quellen forschen, die ich in meiner geringen Vertrautheit mit der Theologie nicht kenne, es wird genügen, wenn ich Ihnen zwei Artikel aus einer westschweizerischen Zeitschrift anführe. Sie sind der „Revue de théologie et de philosophie“ entnommen, welche von Pfarrern und Professoren der romanischen Schweiz herausgegeben wird und welche man — ich glaube mich darin nicht zu irren — bei unsern orthodoxesten und ernstesten Geistlichen überall findet. (Zeichen der Zustimmung bei einigen anwesenden Pfarrern.) Der erste Artikel stammt von dem betrauerten Dr. Henri Secrétan. Er ist betitelt: „Le service militaire et les premiers chrétiens“ und zeigt uns, daß während der ganzen großen Zeit der frühesten Kirche die Christen der Ansicht gewesen sind, der soldatische Dienst

vertrage sich nicht mit dem Glauben. Gerade in dieser Frage sind sie mit der römischen Macht zusammengestoßen und haben sich dadurch die ersten Verfolgungen zugezogen. Diese Tatsache ist bekannt, sie wird in den Schulen im Religionsunterricht gelehrt, und wenn Baudraz sie auch vorübergehend vergessen hätte, so hätte er sie im Artikel Secrétans glänzend dargestellt wiedergefunden. Er hat diesen Artikel gelesen und hat sich, während er ihn las, nicht mehr allein gefühlt, sondern als der Erbe einer alten, von Märtyrern und Aposteln überkommenen Ueberlieferung.

Der zweite Artikel ist von Pfarrer Maurice Neeser, einem sehr bekannten westschweizerischen Theologen, dessen wundervoll geschriebene Bücher nicht nur in der religiösen, sondern auch in der weltlichen Presse die günstigste Beurteilung gefunden haben. Nun finde ich bei Neeser[1]) zuerst einmal die Bestätigung dessen, was Secrétan uns über die Haltung der ersten Christen sagt. Er führt Tertullian, Origenes und Lactanz an, welche es nacheinander ausgesprochen haben: „Das Leben kann nicht zugleich Gott gehören und dem Cäsar ..... Wir können den Soldatenstand nicht gutheißen." — „Gottes Verbot, zu töten, duldet keine Ausnahmen." — „Wir würden nicht für den Kaiser kämpfen, selbst wenn er uns verfolgen sollte."

Ich finde bei Neeser aber noch viel mehr. Ich finde, was übrigens nicht verwunderlich ist, die Feststellung, daß es keine evangelische Kriegsmoral gibt, und daß der Grundzug des Christentums gerade auf dem Kampf mit geistigen Waffen beruht, welche den Waffen der rohen Gewalt entgegengesetzt werden. Der Verfasser erblickt in dem Widerstand der christlichen Märtyrer gegen den Kriegsdienst ihre höchste Leistung, durch welche das Christentum seine ideale Stellung behauptet und sich am reinsten geäußert habe. Er sieht in der Anwendung des Grundsatzes, dem Uebel nicht zu widerstreben, das eigentliche Wesen der christlichen Lehre. Der Verfasser betont am Ende seines Artikels, daß jetzt nicht der Augenblick sei, die Mahnung Jesu gemeinverbindlich machen zu wollen, und daß er selbst nur für die Leser einer bestimmten Zeitschrift schreibe: Alles unter der Sonne hat seine Zeit: Es gibt eine Zeit, wo man dem Schicksal gebietet und eine Zeit, wo man ihm gehorcht, eine Zeit, wo man die Möglichkeiten der Freiheit nutzbar machen soll und eine Zeit, wo man der eingetretenen Notwendigkeit weichen muß, sei sie günstig oder schrecklich, je nach der Art, wie die Freiheit ihre Möglichkeiten benutzt hat. Die Zeit, in der wir frei waren, der Menschheit eine Zukunft des Friedens zu bereiten, haben wir dazu verwendet, ihr den Krieg zu bereiten, nach den Weisheitsbegriffen der Kinder dieser Welt.

Nun heißt es, das eherne Schicksal des Krieges erleiden. Man könnte sich nicht besser ausdrücken, aber kann Herr Neeser glauben,

---

[1]) La morale évangélique et la guerre, „Revue de théol. et de phil.", Nos. 12, p. 414, 415, 428, 430.

daß seine so überaus geistvolle, fesselnde und beredte Verteidigung des christlichen Grundsatzes von dem Kampfe mit ausschließlich geistigen Waffen, niemanden überzeugen, oder daß jedermann die Einschränkungen der letzten Seite völlig gelten lassen werde? Baudraz jedenfalls hat nicht so gedacht. Er hat die Neeserschen Aussprüche gelesen. Sie haben zwar gewiß nicht seine schon gebildete Ueberzeugung bestimmt, aber er hat aus ihnen die Gewißheit gewonnen, daß seine Zweifel und Bedenken nicht die eines Einzelnen seien. Als einfacher Christ, zum Militärdienst einberufen, von dem seine Berufsgenossen oft befreit werden, hat er seine Ueberzeugung sofort in die Tat umgesetzt. Er sagt selbst, er wirke, solange es Tag sei. Dies ist gewiß ein Irrtum, aber braucht es eine Verrücktheit zu sein?

Uebrigens muß man, um von Geisteskrankheit zu reden, hiefür zuerst eine ärztliche Bestätigung haben. Diese besitzen wir nicht. Nach den von Herrn Colomb und den Offizieren der Kompagnie geäußerten Zweifeln, die verständlich und berechtigt waren, ist Baudraz nach der Irrenanstalt Céry geschickt worden. Er ist lange und sorgfältig beobachtet worden. Nach einem Aufenthalt, der vielleicht auch stärkere Geister verwirrt hätte, hat der Oberleutnant Dr. Preisig der Militärbehörde ein Zeugnis zugestellt, welches den normalen Zustand des Angeklagten darlegt. Dieser ist weder aufgeregt noch besessen, er ist im Gegenteil ruhig, friedfertig und hat das langsame, wohlerwogene Urteil eines Mannes, der nicht gewohnt ist, große Probleme zu wälzen. „Er ist ein Mann", sagt der Bericht, „der aus den Lehren des christlichen Glaubens ziemlich logische Schlüsse zieht". Man sagt oft, die Irrenärzte sähen überall Irrsinnige. Hier sehen sie nun einen Gesunden und halten ihn für gesund, muß er es dann nicht sein? Seien wir doch nicht scharfsichtiger als sie.

Und, meine Herren Richter, ich frage Sie, dürfen wir, die wir nicht Aerzte sind, wirklich einen Mann zum Narren stempeln, dessen einzige außergewöhnliche Tat darin besteht, daß er seinen Nächsten nicht umbringen will, einen Mann, der einen Grundsatz vertritt, dessen allgemeine Anwendung den Krieg sofort beenden würde? Zu dieser Stunde, wo wir hüben und drüben so viele gute Willenskräfte in einem tragischen Kampfe sich vergeuden sehen, zur Stunde, wo Europa, nach dem Ausspruche eines Japaners, das Harakiri aller seiner Reichtümer und Geisteskräfte langsam vorbereitet, zur Stunde, wo die größten künstlerischen und sittlichen Güter sinnlos verschlungen und vernichtet werden, zur Stunde, wo Brüder einander töten, weil sie in entgegengesetzten Heeren dienen, wo, ohne daß Rassen- oder Glaubensfragen es rechtfertigen, die entsetzlichste Schlächterei ganze Gegenden überzieht, da frage ich Sie doch: Wo liegt die Narrheit? Liegt sie da, wo Fürsten und Fürstensöhne, blindwütige Militaristen, kriegslustige Nationalisten, Theoretiker der Gewalt und des sinnlichen Lebensgenusses, unbekümmert um ihre Verantwortung, ohne eine Gefühl für die Verruchtheit ihrer Tat diese Greuel entfesselt haben? Oder liegt sie in der Seele des

schlichten Mannes, des einfachen Sohnes der waadtländischen Erde, der in der Aufrichtigkeit seines Glaubens erklärt: „Welches auch die triftigen Gründe meines Landes sein mögen, ich will meine Hände rein bewahren von dieser ganzen blutigen Sache."

Narrheit gegen Narrheit. Die Narrheit des Kreuzes führt Jesum nach Golgatha und seine Apostel an die vier Enden der Erde. Für sie sterben sie in den Amphitheatern Roms und auf den öffentlichen Plätzen von Ephesus, durch sie wird nach und nach die Welt neu gestaltet, sie bringt Hoffnung und Freude überall hin, sie schenkt den Guten die Kraft, besserer Tage zu warten. Ist diese Narrheit nicht mehr wert als diejenige, die uns den gegenwärtigen furchtbaren Fiebertraum erleben läßt, diesen schmachvollen, schändlichen, mörderischen Krieg, dieses traurige Aergernis, das uns entrüstet und uns die Fassung raubt.

Es hat innerhalb der Christenheit zu allen Zeiten zwei Strömungen gegeben: die eine rechnet mit den Verhältnissen, paßt sich ihnen an, ordnet sich ihnen unter. Sie sucht in den Grenzen des Möglichen ihr Bestes zu tun. So die Kirche, die sich mit dem Cäsar vergleicht, um der vortrefflichen Verwaltung des römischen Staates willen, so der Altar, der sich an den Thron lehnt, so unsere ehrwürdigen, bürgerlichen und christlichen Bräuche, welche die Stärke unserer Landeskirchen ausmachen und die ich ja nicht gering achten möchte, denn wir alle sind bis zu einem gewissen Grade ihre ergebenen Jünger.

Die andere Strömung weigert sich, mit der Wirklichkeit zu unterhandeln, sie richtet höhere Gesetze auf und beugt sich ihnen, unbekümmert um die Folgen und Wirkungen. So Paulus, der Jerusalem verläßt, um auf's Ungewisse hin in Armut die Welt zu durchwandern, so die lange Reihe der Märtyrer, so der heilige Franz, der eines Tages den Irrtümern seiner Jugend absagt und seine glänzende Umgebung verläßt, der fieberkranke Tolstoi, der wie ein alter Bettler in einem Bahnhofe stirbt. Meine Herren, ehren wir diese so ganz andere, uns beunruhigende Art, sich zum Christentum zu bekennen. Nicht allen ist sie gegeben, aber im Buch der Geschichte ist sie eingetragen.

Wir brauchen nicht weiter zu suchen. Baudraz ist ein Angehöriger jener nie aussterbenden Sondergemeinde, deren Sendung es zu sein scheint, jedem neuen Geschlechte die Hinfälligkeit unserer gesellschaftlichen Einrichtungen zu predigen und über die Gegenwart hinaus jene neue Zeit zu schauen, nach der sich unser Gewissen sehnt und die unser Empfinden fordert.

Baudraz ist weit davon entfernt, ein Anführer oder ein Schöpfer zu sein. Er ist schlicht und bescheiden. Seine Ueberzeugung, die er erst später nach und nach begründet hat, ist vor allem ursprünglich und gefühlsmäßig. Er hat keinen Kropotkin und keinen Elisée Reclus gelesen, er kennt weder die soziologischen, noch die sozialistischen Theoretiker. Er ist ganz von selber, in dem er sein Neues Testament las, zu seiner Ueberzeugung gekommen. Wenn ich früher von Baudraz hörte, so sah ich einen schulmeisterlichen Autodidakten vor mir, der über un=

verdauten Lesestoff theoretisiert. Seit ich aber Gelegenheit gehabt habe, mit ihm zu reden, hat sich dieses Bild verflüchtigt. Ich habe ihn verstehen gelernt, als er mir erzählte, daß er die Berichte von ein paar refraktären Muschiks gelesen habe, wie sie von Tolstoianern dem Druck übergeben worden sind. Diese Menschen hatten kaum lesen gelernt, als sie die Evangelien prüften und sich entschlossen, den Dienst zu verweigern. Drei von ihnen sind seither erschossen worden, zwei nach Sibirien deportiert. Baudraz hat mit lebhafter Teilnahme von ihnen gesprochen und hat zu mir gesagt: „Ich fühle mich diesen Menschen so nah, aber sie sind viel treuer als ich.“ In dieser Teilnahme, in dieser Bezeugung seiner Bruderschaft mit jenen armen kleinen Muschiks ist der ganze Baudraz enthalten. Kein überbildeter Lehrer Baudraz, kein Großstadtanarchist, kein Theoretiker und Autodidakt, sondern Baudraz, der Sohn, Enkel, Nachkomme von Bauern, ein Naturkind, ein einfaches Gemüt aus dem nördlichen Waadtland, wo man, fernab von der Straße, der Eisenbahn, in einer kleinen, stillen Welt lebt, wie es diejenige der Evangelien war, wo man sich mit politischen und sozialen Fragen nicht abgibt, aber wo man sich selbst und der alten väterlichen Bibel treu bleibt. Er ist der Bauernsohn, der sich zurückzieht, der nicht schwatzen oder seine Ansichten verbreiten mag, der aber für sich selbst im reinen sein will, mit dem, was er für recht hält. Aufrichtig, ohne großen geistigen Horizont, ein einfaches Gemüt, ein wenig eigensinnig und einseitig, aber eine vornehme Natur, ausgezeichnet durch ihre Redlichkeit, ihre Treue, ihre Rechtschaffenheit, ist er jenen Muschiks verwandt, deren Traum ein Dorf, eine kleine Gegend wäre, wo das Ziel der christlichen Hoffnung, das Reich Gottes, wohnen könnte. Seine Seele beugt sich vor einem Gesetz, das er für allgemeinverbindlich hält, aber er will seine Auffassung niemandem aufdrängen. Er tut einfach was er muß. Er versucht gar nicht, seinen schwärmerischen Traum von solchem Gehorsam mit Hilfe von Kommissionen, Zeitungen, Parlamenten und Schiedsgerichten zu verwirklichen. Aber er handelt, und seine vereinzelte Handlung stellt dem Gewissen eines jeden von uns mehr Fragen, als noch so viele Kongresse und Versammlungen. Seine Handlungsweise bringt keine Lösung, aber sie fordert uns dringender auf, die Lösung zu suchen, als manche gelehrte Arbeit. Man hat Baudraz seine Widersprüche vorgeworfen.

Sind ihrer wirklich so viele, meine Herren Richter?

Als Sie ihn heute Morgen so wohlwollend verhörten, da hat einer von Ihnen ihm den Vorwurf gemacht, daß er nicht unter die Sanitätsmannschaft gehen wolle, daß er also zu schroff, zu absprechend sei und nicht am rechten Orte eine Grenze zu ziehen wisse. Ein anderer von Ihnen hat ihm den Vorwurf der Inkonsequenz gemacht, weil er seine Steuern zahlt und die Berechtigung der Polizei zugibt. Was bedeutet dieser Vorwurf, wenn nicht das Gegenteil des vorigen, nämlich, daß er nicht weit genug gehe? Meine Herren, seien wir gerecht. Wenn ein Mensch, zu Recht oder zu Unrecht, mit einem ererbten

Brauche bricht, so wird sich die Linie dieses Bruches nicht überall gleich weit von den gewohnten Anschauungen entfernen. Sie wird nie gerade sein, denn man bricht im Leben nie vollständig mit der Gesellschaft. Es bleibt immer eine Stelle, an der die Verbindung fortdauert, und das umso eher, wenn man die sonstigen bestehenden Gesetze des bürgerlichen Haushalts gelten läßt.

Man hat Baudraz für hochmütig gehalten. Diejenigen, die ihn näher kennen, haben diesen Eindruck nicht. Das haben Sie aus den Briefen des Herrn Pfarrer Perret und aus den Aussagen der Zeugen ersehen können.

Sie haben sich eine eigene Meinung bilden können.

Was bei Baudraz auffällt, das ist der sittliche Ernst seines Standpunktes. Es gibt drei Arten von Antimilitaristen: Der theoretische Antimilitarist, der Bücher gelesen und falsch verstanden hat und nun darauf sein Urteil gründet. Zu diesen gehört Baudraz nicht. Dann der Gefühlsantimilitarist, der weichmütig zurückbebt vor der Idee des Blutvergießens und sich ein blumiges Paradies erträumt, aus dem jede Kraftleistung verbannt ist. Auch das paßt nicht auf Baudraz. Endlich der Antimilitarist aus Gewissens- und Pflichtgründen. Das ist Baudraz. Man muß es spüren, wie tief gegründet seine Ueberzeugung ist, wie lauter sein Gemüt, wie demütig seine Heiterkeit, welche Glück verrät und nicht Entsagung. Das ist es, was alle, die Baudraz kennen, für ihn einnimmt und ihnen Achtung abnötigt.

Man muß es sich immer wieder sagen: Der Antimilitarist Baudraz hat sich je und je die Sympathien erobert. Ich dachte es auch gestern, als ich die Akten durchblätterte. Aus diesen Akten strömt ein Hauch von warmem Mitgefühl. Ueberall hat man diesen Angeklagten lieb gewonnen.

(Der Verteidiger erzählt einiges aus seinen Gesprächen mit Offizieren, die gerichtlich gegen Baudraz vorzugehen hatten.)

An der Front habe ich selten ein strenges Urteil gehört. Viele Offiziere und Soldaten nehmen ihm seine Haltung nicht übel. Man sucht ihn zu verstehen, man bedauert ihn. Am strengsten sind vielleicht noch die Feldprediger. (Gelächter.) Ein Mensch, der treu das tut, was ihm sein Gewissen gebietet, flößt Achtung ein, auch wo man seine Ansichten nicht teilt. So ist es bei Baudraz.

— — — — — — — — — — — — — — —

Meine Herren Richter, ich bin zu Ende. Ich brauche Ihr Urteil nicht zu beeinflussen. Sie haben ein Gesetz anzuwenden und Sie empfinden für Baudraz entweder Wohlwollen oder Mitleid. Sie werden nach Pflicht und Gewissen das Urteil sprechen, und vielleicht haben Sie sich schon über eine annähernde Lösung geeinigt. Wenn aber einige von Ihnen noch zögern sollten, Milde anzuwenden, so erlauben Sie, daß ich Ihnen noch dies zu erwägen gebe: Eine zu strenge Strafe würde weder Baudraz noch dem Lande etwas nützen.

Die Wiederaufnahme eines Gerichtsverfahrens wie wir sie heute gehabt haben, ist für niemanden heilsam.

Auch muß man zugeben, daß etwas Unnatürliches darin liegt, wenn ein „conscientious objector“ vor ein Strafgericht berufen wird. Eine Demokratie, wie die unsrige, die militärisch und nicht militaristisch ist, muß dem besonderen Fall eines Mannes, der aus religiöser Ueberzeugung den Dienst verweigert, gerecht werden. Sie wird einen bürgerlichen Dienst einführen, der härter, länger, vielleicht gefährlicher ist, als der Militärdienst und wird so die Strafe in ähnlichen Fällen vermeiden.

Endlich, meine Herren, erlauben Sie mir, Ihnen noch dies zu sagen:

Wenn ein Landeskind durch ehrenhafte Bedenken abgehalten wird, in die Reihen des Heeres einzutreten, so begeht es eine Uebertretung, aber es bleibt ein Kind des Landes. Man darf es mit Milde behandeln.

Unsere Armee, die an der Grenze wacht, und die von den Höhen des Jura gegen Norden bis tief in die Vogesen hinein die blutige Linie der deutsch-französischen Front, die ferne Röte der Brandstätten, das plötzliche Aufleuchten der Shrapnells erblickt und dagegen im Süden, in der schweizerischen Hochebene, unsere wohlbehüteten Heimstätten im Frieden ruhen sieht, diese Armee ist zu stark, sie ist sich ihrer heiligen Aufgabe zu sehr bewußt und ist zu stolz auf die Dienste, die sie dem Vaterland leistet, als daß sie sich entrüsten sollte, wenn das Gericht Milde übt gegen einen redlichen Mann, welchen sein Gewissen mitten im Dienste zum Stehen gebracht hat.

Die Ernte ist groß und wenige sind der Arbeiter. Nicht jeder hat die gleiche Aufgabe. Lassen Sie dies Kind Ihres Kantons bald zurückkehren in sein Amt, das Amt eines treuen, gewissenhaften Lehrers.

Im Kampfe um die Idee.

„... Die Arbeit, die für den Frieden versus Krieg, d. h. für Lebensentfaltung versus Vernichtung geleistet wird, ist eine im Einklange mit dem Weltgeist getane Arbeit, so recht, im wahrsten Sinne des Wortes „gottgefällig“. ... Wenn dieses Verständnis einmal in die Seelen dringt, und sie entzündet, wenn die Friedensbewegung zu einer andächtigen, zu einer (von Konfessionen abgesehen) religiösen Bewegung geworden ist, dann wird sie mit unwiderstehlicher Gewalt und mit Sturmeseile die Welt bezwingen.“

Bertha von Suttner.

So lange ein großer Wahrheitsverkünder seine Lehre nicht lückenlos systematisiert der Welt schwarz auf weiß übergeben hat, werden Gegner, denen diese Wahrheit unbequem ist, immer Mittel und Wege finden, die Absichten und Ziele dieser Apostel zu entstellen,

zu mißdeuten und zu verdächtigen, ja geradezu lächerlich zu machen. „Es ist ja gar nicht wahr," heißt es da den Verbreitern jener Lehren gegenüber, „das ist ja garnicht einmal eine Persönlichkeit, die man überhaupt ernst nehmen kann, und mit deren überspannten Träumereien sich ein vernünftiger Mensch abgibt, mögen ihre Anhänger auch noch soviel Wesens daraus machen und die Welt mit vagen, in der Luft schwebenden Vorstellungen erfüllen . . ." Dies ist vielfach so gewesen mit jener großen Frau, die, unter dem weltlichen Glanz einer Grafenkrone geboren mit allen erdenklichen äußeren Lebensgütern beschenkt, diese Vorzüge lächelnd hingab, um zu kämpfen für eine jener hehrsten Ideen, zu der die Mitwelt sich noch nicht aufschwang, die Idee des auf das Recht gegründeten Völkerfriedens.

In den Augen der zivilisierten Menschheit der letzten Jahrzehnte war Bertha von Suttner die berühmte Dichterin eines Romanes, der mit packender Realistik den Krieg und seine Greuel schilderte und dann statt seiner ein schönes Luftschloß in die Wolken baute; jawohl ein Luftschloß; „denn die Erdbewohner sind ja nun einmal ein waffenliebendes Volk, Gott hat sie so geschaffen!" Man hörte auch wohl, und mit der Zeit immer öfter, von so etwas wie einem Weltfriedensbund, der sich um diese geistvolle Dichterin geschart hatte und von ihr seine Anregung empfing; aber dies alles schwand wie ein Phantom dahin, wenn die wirkliche Politik mit ihren Prätensionen, ihren „Ernstfällen" und Schrecknissen in den Vordergrund des öffentlichen Volks- und Völkerlebens trat . . . .

Von nun an wird niemand mehr sich anmaßen dürfen, das Bild dieser Persönlichkeit in die Wolken eines sich über der wirklichen Welt wölbenden Kunsthimmels zu versetzen. Bertha von Suttner's Lebenswerk liegt vor uns in zwei starken, zirka 1200 Druckseiten umfassenden Bänden, und es ist ein politisches Werk, vielleicht das politischste Werk, was überhaupt auf diesem Gebiete erschienen ist, weil es erstens die gesamte tatsächliche Politik darstellt, wie sie bis heute geübt wurde und zum gegenwärtigen europäischen Ruin geführt hat. Weil es zweitens die logische Unmöglichkeit dieses Systems aufzeigt und eine neue, zu schaffende Politik darüber stellt: eine aus dem religiös-sittlichen Geiste geborenen Politik! Beide uns hier nebeneinander dargestellten Systeme kann man nicht leugnen noch angreifen; denn das erste ist eine Tatsache, die wir alle miterlebt, wenn auch nicht so klar durchschaut haben, das zweite ist eine dem Menschengeschlecht angeborene, also a priori gegebene Wahrheit, die sich übrigens a pasteriori schon häufig genug bewährt hat. Auch dies ersehen wir aus dem Buche und aus keinem anderen politischen Werke. Es ist ja Usus, die vom pazifistischen Geist regierten politischen und zur restlosen Schwierigkeitsschlichtung gediehenen Tat-

sachen (z. B. die Konfliktlösungen des Völkerschiedshofes und seiner Hilfsorganisationen) zu verschweigen, sei es mit oder ohne Absicht, das spielt dabei keine Rolle. Man berichtet eben immer noch nur von solchen politischen Dingen, die bisher politische Bedeutung und Giltigkeit hatten und noch haben, besonders wenn sie sich mit Krieg befassen.

Ob man diese zwei Bände ein Nachlaßwerk Bertha von Suttner's nennen kann, ist fraglich. Sein Inhalt ist ja schon seit mehr als zwei Jahrzehnten in laufenden Beiträgen, betitelt „Randglossen zur Zeitgeschichte“ veröffentlicht worden in der von Alfred H. Fried herausgegebenen pazifistischen Monatsschrift „Friedenswarte“. Daß es erst als Gesamtwerk seinen eigentlichen Zweck erfüllen könne, hat die Autorin gesehen, und ein solches war ihr Wunsch. Auch die Herausgabe durch Dr. Alfred H. Fried war ihr Wunsch und Wille. Wer hätte diesen auch besser und pietätvoller erfüllen können, als dieser ihrem pazifistischen Denken so nahe stehende treue und langjährige Mitarbeiter innerhalb der Friedensbewegung! Er hat seine Aufgabe so gelöst, daß auch nicht ein unaufgeklärter Punkt auf dem Gebiete des sachlich politischen Stoffes, daß auch nicht eine Unbequemlichkeit für das Studium dieses vielseitigen Werkes übrig bleibt. Das Werk (erschienen bei „Orell Füßli, Zürich“, zwei Bände br. Fr. 16. —, geb. Fr. 20. —) ist betitelt worden: „Der Kampf um die Vermeidung des Weltkrieges“. Dies ist gewiß ein völlig sinnentsprechender Titel und er kann nicht irre führen.

„Mit der Aera der Sprengstoffe hat die Gewalt eine Form angenommen, in der ihr die Gewalt nicht mehr beikommen kann. Und das bedeutet entweder das Ende des Menschengeschlechtes oder das Ende der Gewalt. Wir hoffen das Letztere.“ Dieser Ausspruch und hundert andere in dem Werke beweisen, daß die Verfasserin genau wußte, wohin diese die weltbeherrschende militaristische Methode führen mußte. Schon im Mai 1898 heißt es angesichts des Ausbruches eines Kriegs: „. . . Der Krieg sollte allen Kriegsfeinden zum Ansporn dienen, sich energisch aufzuraffen, auf daß ein Staatenbund entstehe, der rechtzeitig den Ausbruch eines europäischen Krieges vorbeugt. Alle Friedensfreunde an Bord!“

Schon mit dem Bericht über die Zeitereignisse von 1892 beginnt das Werk; aber sogar die von hieraus getanen Rückblicke in das politische Treiben vorheriger Zeiten (Aera Bismark u. a.) legen die Keime des jetzt herrschenden Weltkrieges bloß und enthalten zugleich die Aufzeichnung der so leicht begehbaren, von der Gefahr hinwegführenden Wege. Freilich ist „die Pforte enge und der Weg schmal, der zum Leben führet, und Wenige sind ihrer, die ihn finden. Und die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammnis führet und Viele sind, die ihn wandeln.“ Dieser Erkenntnis war sich Bertha von Suttner ebensowohl bewußt,

wie alle ihre großen Mitkämpfer für die ewige Wahrheit; aber sie besaß auch den Glauben an den Sieg der Idee, und dieser Glaube bildete die sprudelnde Quelle ihrer Kraft. Sie würde ihn auch jetzt, während des tobenden Untergang verkündenden Orkanes, der die Erde erschüttert, keinen Augenblick verloren haben. „Hoch die weiße Fahne, das Symbol ihrer heiligen, weltbezwingenden Idee, so wäre sie über die Blut- und Leichenfelder der Gegenwart, wenn auch mit bittern Tränen, mit jenen heiligen Tränen über die irrende Menschheit geschritten. Und hätte sie das Ende dieses Weltbrandes überlebt, aufs neue hätte sie ihre weiße Fahne geschwungen und im Kampfe für ihre weit hinaus über diesen Weltkrieg gehende Idee ihr „Mir nach“ gerufen.

Der Grundinhalt des Werkes ist die Darstellung der politischen Methode, wie sie sich auf allen Kontinenten der Erdkugel zeigt, wo immer Menschen zu Staaten vereint, miteinander leben. Diese durch das ganze Werk laufende Darstellung enthüllt dem Leser ein gigantisches, grauenhaftes Drama des Weltgeschehens, ach, herbeigeführt, unterhalten und fort und fort an Furchtbarkeit zunehmend durch menschliche Schuld. Dies ist die Quintessenz des Elends, die gemeinsame Schuld, die ihre Giftfrüchte trägt in millionenfacher Art, Giftfrüchte, welche den Wahnsinn unterhalten.

Es erschien immer als ein gar schwieriges Unternehmen, ja, als eine kaum zu lösende Aufgabe, der Mitwelt das System des Pazifismus in einem Werke darzulegen, es darzustellen, sowohl in seinen Einzelheiten als auch in seiner Gesamtheit als Komplex der hundertfachen Anschauungen, auf Vorkommnisse angewandten Anschauungen und Auffassungen des wahren Friedensfreundes. Woher kommt das, da ja doch eigentlich, wenn man die Grundlagen und die daraus resultierenden Ergebnisse untersucht, die Wahrheiten des Evangeliums — und dieses, müßte man annehmen, sei die bekannteste Lehre der Weltgeschichte überhaupt — auch die Grundlage der Lehre vom Pazifismus bilden? Es kommt doch wohl daher, daß die christliche Sittenlehre noch niemals auf die Politik, auf die Praxis der diplomatischen Kabinette angewandt worden ist. Die diplomatische, oft mit so ehrfürchtiger Scheu betrachtete Virtuosität ist die einzige Kunst, die bisher ohne Moral existiert hat. „Staatsraison geht über Sittengesetze!“ das ist ein allgemein respektierter Satz, obwohl eigentlich gerade die diplomatische Kunst das Moralgesetz am allerwenigsten entbehren können sollte. Darum „ethisiert die Politik!“ so ruft Bertha von Suttner immer wieder aus. Das klingt so einfach, so einfach, und doch hat der Pazifismus erst in emsiger Tätigkeit einen Plan zur Verwirklichung dieser Forderung ausarbeiten müssen. Wenn man nun das Suttner'sche Werk so vor sich hat — es ist ja in seiner äußeren Form so einfach, so selbstverständlich — so meint man, es sei doch nicht schwierig, der Mitwelt das System des Pazifismus bis in seine

Einzelheiten darzulegen. Dies aber ist ja eben das Kriterium des Kunstwerks, die Einfachheit. „Lang ist der Weg durch Lehren, kurz und eben durch Beispiele!“ (Seneca.) Nichts anderes als die Verwirklichung dieses Satzes ist dieses Werk von Bertha von Suttner. Da wird die Evidenz einer durch und durch verderbten Weltordnung, nicht behauptet, sondern anhand von menschlichen Handlungen und von Ereignissen gezeigt. Alles bewegt sich, lebt und das Geschehnis überzeugt. Zugleich aber — und dies macht für Wohlgesinnte den Eindruck noch grauenvoller — werden diese einzelnen Geschehnisse beleuchtet mit dem Lichte höchster Vernunft und Sittlichkeit.

Hier eine Glosse zu einer Gotteslästerung: Der deutsche Kaiser wünscht, daß seine Soldaten täglich das Vaterunser beten. „Wenn es nur mit den Lippen geschieht, so kann's ja dem soldatischen Geist nichts schaden. Wenn aber dabei nur einmal in der Seele das vollständige Verständnis aufleuchtet: Vater unser, unser Vater .... wessen? Doch aller Menschenkinder ... also sind wir alle Brüder. Amen. Und jetzt an's Maschinengewehr!“

Nach einem Bericht über Wahnsinnsausbruch des National- und Rassenhasses schließt eine Betrachtung Bertha von Suttner's mit den Worten: „.... Auf dem Boden des Nationalismus kann es nie zur Versöhnung und Duldung kommen. Auf einem höheren Niveau müssen sich zwei Streiter begegnen, um aufzuhören, Streiter zu sein. Und dann erst können beide am Kulturwerk weiterarbeiten. Die Rufe: Nieder mit den Slaven! Nieder mit den Germanen! Nieder mit den Italienern! werden je nach dem Lande, in dem sie erhoben werden, als patriotisch oder als hochverräterisch betrachtet. Wir Pazifisten aber sagen: Jeder solche Ruf ist überall Hochverrat am Menschentum.

Fast jedes politische Ereignis, wenigstens in Europa — Amerika, Asien und Australien zeigen in ihrem politischen Leben einen anderen Charakter — jedes politische Ereignis, jede Parlaments- oder Kammersitzung, jedes öffentliche Auftreten eines der Gekrönten dieser Welt, jede Kolonial-, Zoll- und Steuerfrage, jede Regung auf dem Gebiete der Erfindungen, der Handels- und Industriewelt, der öffentlichen Skandalprozesse, last not least, der Rüstungsfabrikation, Militärversorgungsanstalten und Pressetaten, alles dies und tausenderlei anderes verrät, so in der Kette von Ursache und Wirkung dargestellt, einen gewissen niedrigen, aber immer verwandten Zug, der zurückführt zu jenem Ursprung, wo die ultima ratio aller Interessenwirtschaft gepflegt wird, der Kriegsgeist. Man weiß ihn ja heutzutage so liebreich (so heuchlerisch) zu umhüllen mit dem modernen Römerwort „si vis pacem para bellum“. Es ist eine unabsehbare Mannigfaltigkeit der Formen, in denen sich das Eine immer wieder anders äußert, und ebenso unabsehbar ist auch die Gedankenfülle, die sich, stammend aus edelster geläuterter

Weltanschauung, aus reichem Geiste, umfassender Welterfahrung und umfassender Menschenliebe, über diese Aeußerungen moralischen Tiefstandes ergießt.

Wir kennen, nachdem wir dieses Werk studiert haben, das, was man so Politik und diplomatische Praxis nennt, ganz genau. Wir haben ja wie in einem Schauspielhaus gesessen und alles gesehen, was sich in unserer Zeit und was sich vor unserer Zeit abgespielt hat. Wir sind während der Darstellung oft erschüttert, noch öfter tief empört gewesen. Das ist ein Eindruck! Aber wir haben uns vielleicht auch oft an den Kopf gegriffen und haben uns gefragt: „Wie konnte ich so leichtgläubig sein, wenn die Redner sprachen und wenn das Konzert der Tagespresse erklang? Wie konnte ich blind sein über all dieser Sinnlosigkeit der Beschuldigungen einzelner Länder oder Regierungen? Wie konnte ich gleichgültig, ja stumpfsinnig an alledem vorübergehen, was ich nicht dulden soll, wenn ich auf Menschenwürde halte? Welch eine lange Spanne meines einen Lebens, das mir nur geschenkt ist, habe ich in Gleichgültigkeit und Tatenlosigkeit vorübergehen lassen, ohne auch nur einen Rettungsversuch zu machen, da doch die ganze Menschheit dem Abgrunde zusteuert! Bin ich nicht mitschuldig an diesem Weltkrieg?" Jawohl, mitschuldig! Das ist die schwere Erkenntnis, die Bertha von Suttner's Werk uns aufnötigen muß, wenn wir es mit offenen Sinnen lesen. Mitschuldig sind wir an jedem Elend, das unsere Mitmenschen befällt, an jeder Hungersnot, die weit entfernt von unserem Lebensorte in China ausbricht, in dem China, das wir Europäer neuerdings zwischen uns „aufteilen" wollen, das wir Europäer zum Gebrauch der modernen Kriegspraxis gebracht haben, auf daß die Krupp, die Armstrong, die Schneider und Scodawerke die Erzeugnisse europäischen Arbeiterfleißes dort absetzen können. Mitschuldig sind wir an Armenier- und Judenmetzeleien, an Fürsten- und Präsidentenmorden, mitschuldig am Tiefstand unserer Tagespresse, mitschuldig, mitschuldig! Das ist mehr als ein Eindruck, das ist ein Erwachen, und solches hat die Verfasserin mit ihrem Werke bezweckt.

Wer tut es ihr nach? Wer sammelt während langer Jahrzehnte an jedem Tage, ja, fast jeder Stunde, alle, alle die Geschehnisse des öffentlichen Lebens der ganzen Welt, soweit man irgendwie ihrer habhaft werden kann, ordnet, systematisiert sie, d. h. bringt sie in die Verbindungskette von Ursache und Wirkung, darinnen sie erst ihre Erklärung finden? Und wer hat für jede dieser tausend Einzelheiten einen Umwandlungsvorschlag bereit, der bestehen kann vor Vernunft und Sittengesetz? Aber mehr noch: Wer hat ein so großes erbarmungsvolles Herz, das nicht verdammt, sondern zu verstehen sucht, selbst dort, wo der Einzelne auch noch so zweifellos verdammungswürdig erscheint?

Wir sind gewohnt, weltgeschichtliche Ereignisse und Momente, die diesem oder jenem Volke Elend und Leid gebracht haben, auf das Schuldkonto gewisser Einzelpersonen zu setzen, in deren Händen zeitweise die Lenkung von Völkergeschicken lag. Ebenso pflegen wir solche politischen Größen, denen gute Werke gelungen sind, zu Trägern der gesamten Verdienste ihrer Zeit und Umgebung zu stempeln. Wie irreführend, geschichtlich irreführend solche Gepflogenheiten sind, davon können wir uns überzeugen, wenn wir anhand der vorzüglich geordneten Sach- und Personenregister, die sich dem zweiten Bande dieses Werkes anschließen, uns über die Charakteristik jetzt schon geschichtlich gewordener Persönlichkeiten informieren wollen. Wie klar und menschlich tritt da der Einzelne hervor aus dem Rahmen seiner Zeit, in der er bestimmend und bestimmt seine Rolle spielt. „Die Politik“, heißt es, „ist ein Schild, hinter dem die größten Schlechtigkeiten begangen werden können.“ Gewiß erscheint uns die Reaktionsperiode in Rußland wenn wir diese Berichte darüber lesen, grauenvoll. Bertha von Suttner ruft im Anschluß daran aus: „. . . Wann wird man einsehen und danach handeln, daß edle Zwecke nur durch edle Mittel zu erreichen sind? . . . Eigentlich sehen die meisten, indem sie böses tun, ein Gutes als Endziel vor sich. Aber erst bis sie sich entschließen, nur das Gute zu tun, werden sie das Böse überwinden.“ Zahlreich sind die Anarchistenmorde, die sich in der Spanne Zeit, die dieses Werk behandelt, zugetragen haben. Besonders nahe geht der Verfasserin der gewaltsame Tod der österreichischen Kaiserin Elisabeth. Man will nun eine Hetzjagd auf die Anarchisten inszenieren, und da heißt es zum Schluß einer längeren Betrachtung darüber:

„. . Aber vor allem soll man aufhören, die ganze Gesellschaftsordnung auf das Recht — vielmehr auf die Pflicht des Totschlags aufzubauen . . .“ „. . . Wenn wir vom Frieden und vom Waffenniederlegen reden, so antwortet man uns „Die Herren Anarchisten sollen anfangen“. Warum sollen denn die Verkommenen, die Verzweifelten, die vom Elend Gehetzten anfangen? Warum nicht die Glücklichen und Hohen? Man versuche den Vorschlag Nikolaus' II. auszuführen, und die reichen Mittel, die jetzt zur Vorbereitung des großen Zukunftsmordens vergeudet werden, zur Entelendigung der Massen zu verwenden, und es wird wohl noch immer einzelne Schurken und Mörder geben, gegen die man sich schützen muß, aber keine Gruppe von Menschen mehr, die die Gesellschaft zerstören wollen.“

Freuen wir uns an der hinreißenden Bewunderung, welche Bertha von Suttner den sittlichen Großen der Zeit zollt, wie z. B. Tolstoi, Egidy u. a., so können wir doch auch nicht umhin, beeindruckt zu sein von der Vornehmheit und Wahrheitsliebe, mit der Charaktere behandelt werden, die mit allen ihren Kräften das be-

fördern, was die Friedensfreunde bekämpfen. Vor allen anderen ist da Bismarck zu nennen, ein Name, der für viele von uns eine Weltanschauung bedeutet. Ich zitiere den Schluß einer Art von Nekrolog bei seinem Tode. Da heißt es: „. . . . Bismarck verkörperte das Prinzip der Gewalt. Das ist das Prinzip, das wir bekämpfen, das uns als das Unglück der Welt erscheint; wenn also das Andenken des großen Mannes gefeiert wird, so müssen wir abseits bleiben. Und daß wir ihn groß nennen, ist ja auch nur Anerkennung einer Wahrheit; sogar zu bewundern sind wir bereit — nur lieben und beweinen können wir ihn nicht. Bewunderung ist eine ästhetische Regung und wird durch alles, was in seiner Art schön und vollständig ist, hervorgerufen. Eine bewunderernwerte, weil schöne Sache, ist und bleibt die Kraft. Nur wollen wir, um sie auch zu segnen, die Kraft im Dienste der Güte sehen. Wer dem Aufstieg der Menschheit hilft, wer zu ihrer Beglückung und Veredlung beigetragen, der ist unser Held. Bismarck's Kraft diente nicht für des Menschen Wohl, sondern dem Roi de Prusse. Das ist keine Beleidigung: wollte er es doch selber auf seinen Grabstein so gemeißelt sehen. Groß nennen wir ja auch die Gestalt Napoleons. Dabei unterschreiben wir aber folgendes Zitat:

„Fest und ruhig ist allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind . . . Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann.“ (Königin Luise über Napoleon.)

Wenn nur eines für die Leser dieses Werkes aus der Lektüre entspringen wollte, dem Fortschritt wäre unendlich viel genützt: eine tiefe, unüberwindliche Abneigung gegen die Tagespresse, eine Abneigung, welche diese Vergifterin der öffentlichen Meinung und des Anstandes der Völker endgiltig beiseite schiebt im Bewußtsein, daß die meisten ihrer Aeußerungen Lüge, Verleumdung und beabsichtigter Betrug sind. Bertha von Suttner, die sich täglich durch einen Wald von Blättern des Tages hindurchzuarbeiten hatte und die Presse durch und durch kannte, ruft einmal aus, nachdem sie schon früher all ihren Wort- und Gedankenreichtum über diese Angelegenheit erschöpft hat: „. . . . O, Tagespresse, wie furchtbar ist heute noch dein Fluchkonto belastet! Wie läge es doch in deiner Macht, Heil und Segen zu verbreiten!“

Das ist für die meisten von uns durchaus nichts neues mehr; aber warum verlassen wir sie nicht, die der Lüge und dem Interesse der menschlichen Hab- und Ränkesucht dient? Warum lesen wir immer wieder diese unwahren Berichte, warum sehen wir diesen Scheinmanövern zu, und werden sogar häufig noch ihre Beute? Sind wir nicht alle mitschuldig auch am Bestehen

dieses Schandflecks einer Wahrheitskultur, die wir doch wollen? Aehnlich ist's mit jenen Eisen- und Pulverkönigen dieser Welt, deren Macht und Einfluß so unheimlich angewachsen ist, ohne daß die Völker auch nur die geringste Reform (etwa die Umwandlung der Kriegsmittelfabriken in Staatsanstalten)[1]) gefordert haben. Auch diesen Feind der menschlichen Wohlfahrt lehrt uns das Werk gründlich kennen. Wir sehen diese Anstalten durch die Jahrzehnte hindurch wachsen und gedeihen, internationale Verbände bilden und ganze Volksteile von sich abhängig machen. Man lese folgendes Zitat und erschrecke.

Der englische Großindustrielle Sir Robert Hatfield hatte Deutschland bereist, war vom Kaiser empfangen worden und gibt in seinem Vaterlande folgenden Bericht: „Ob die Deutschen mit dem Bau von Kriegsschiffen einhalten werden? Diese Frage scheint mir mehr wirtschaftlicher als politischer Natur zu sein. Ich für meine Person vermag nicht wohl einzusehen, wie Deutschland mit dem Ausbau seines Flottenprogrammes einhalten kann, ohne es auf wirtschaftliches Unheil ankommen zu lassen. Riesige Geschäftszusammenhänge von Krupp und dem „Vulkan" sind ermutigt worden, ungeheures Kapital in Anlagen für Flottenschiffbau zu stecken. Wenn England Deutschland auffordert, Schiffswerften zu schließen, oder Krupps Unternehmen zum alten Eisen zu werfen, so kommt das fast einer Aufforderung zu industriellem Selbstmord gleich. Welche Nation könnte sich das gestatten?" „Diese Auffassung," sagt die Verfasserin, „läßt tief blicken. Zuerst braucht man Fabriken für die Rüstungen, dann aber braucht man die Rüstungen (ergo die wachgehaltenen Feindschaften) für die Fabriken. Wollte man irgendwo die Todesstrafe abschaffen, so müßte man erst bedacht sein, ob das nicht die Galgenmacher schädigt."

Die Friedensbewegung, das beweist der Inhalt dieses Werkes, ist nichts als der Weg zur Errichtung jenes unsichtbaren Reiches der Menschenliebe und Gerechtigkeit, das seit zwei Jahrtausenden das unerreichte Ziel der Edelsten war. Da nun das Entgegengesetzte dieses Reiches, wie es das Menschengeschlecht noch immer festhält, heute mehr denn je, die sichtbaren Formen des Militarismus angenommen hat oder vielleicht treffender ausgedrückt, weil die menschliche Selbstsucht es zur höchsten Ausbildung der ihr am besten dienenden kriegerischen Weltordnung gebracht hat, so muß das „Reich Gottes" in den Formen den herrschenden Zuständen entgegengesetzt werden, welche die Friedensbewegung unserer Zeit geschaffen hat. Dieses Friedensreich zu begreifen, so zu begreifen, daß man an dem Werke mitbauen kann, ist gewiß nicht eine so einfache Sache, wie man sie sich allgemein noch vorstellt. Verstehen

---

[1]) Natürlich muß der Grundsatz sein: Umwandlung der Waffenfabriken etwa in Fabriken für Ackergeräte 2c.

und umdenken, heißt es da, umdenken fast auf allen Gebieten des wirklichen Lebens. Unser Gott ist ein Schlachten-, ein Kriegsgott geworden. Geworden? Vielleicht haben die Völker in ihrer Masse überhaupt noch keinen anderen begriffen, da man den Marsdienst so geflissentlich pflegt. Selbst das kleine, im Grunde noch naive patriachalische Volk der Buren erwartete, von seinem Schlachtengott, daß er seiner heiligen Sache der Freiheit beistehen werde und wußte keinen Ausweg für sein religiöses Empfinden, nachdem es die große Täuschung erfahren hatte, keinen Ausweg als den religiösen Nihilismus. Bertha von Suttner ruft ihm zu: „Vielleicht wird sich hier den Menschen einmal deutlich zeigen, daß Krieg nichts ist als ein Messen der rohen Kraft, und daß keines Gottes Segen an der Totschlagarbeit haftet. Ja, es gibt einen göttlichen Willen, der die Welt durchflutet, aber was er will, ist die Höherentwicklung seiner Geschöpfe, und die vollzieht sich in den Gewissen, nicht in den Arsenalen.“ Elsbeth Friedrichs.

Die heilige Flamme.

I.

Der Zufall wollte es, daß mir eines Abends die Post zwei Schriften brachte, die ich unwillkürlich mit einander in Beziehung setzen mußte: Einen stattlichen Band und eine kleine Broschüre. Aus beiden schauen mich ernste redliche Augen an. Aus beiden glüht nachdenkliche Begeisterung. Beide kommen aus ausgesprochen christlicher Gesinnung. Und doch stehen beide in der für sie bei der Abfassung ihrer Schrift entscheidenden Frage auf ebenso ausgesprochen gegensätzlichem Boden. Es handelt sich um den religiösen Antimilitarismus. Betrachten wir zuerst den stattlichen Band: Der wird zweifellos in weiten Kreisen das regste Interesse wecken, stammt er doch von einem unserer besten volkstümlichen Erzähler, von Rudolf von Tavel. Sein Buch heißt also „die heilige Flamme“[1]) und spielt im heutigen Bernerland. Der Hintergrund ist der Weltkrieg und die großen nationalen und übernationalen Probleme, die er neu aufwühlt; im Vordergrund stehen ein paar Bauernhöfe und ihre Bewohner und die Meinungen dieser Bewohner. Nun ist Tavel viel zu sehr Künstler, um gleich zu Beginn seine Thesen auszuspielen. Sie werden erst gegen's Ende organisch eingeführt. Und da, wo sie erscheinen, ergeben sie sich völlig naturgemäß aus den handelnden Personen. Man könnte

[1]) Verlag A. Francke, Bern.

nirgends von einer tendenziösen Verzerrung der Tatsachen sprechen. Und doch spürt man sehr deutlich, daß die eingeführten Menschen eben in diesen uns alle aufs tiefste beschäftigenden Fragen Tavels eigene Meinung aussprechen. Und weil dem so ist, muß man von vornherein etwas an dem Buch aussetzen. Von der Tavel nicht entsprechenden Geistesrichtung werden nur leichtwiegende Vertreter eingeführt. Bei einer tief schürfenden Auseinandersetzung hätten eben ganz andere Männer auftreten müssen als der junge Theologiestudent und der ebenso junge weichherzige Bauernbursche. Da das Wort Tavels auch für solche, die ihm in wichtigsten Fragen entgegenstehen, gewiß schwer wiegt, lohnt es sich wohl, seine Darstellungen und seine Gedankengänge etwas eingehend darzulegen. Auch muß man einem Schriftsteller, der sich schon so lange als ebenso humorvoller wie liebevoller und rechtschaffener Deuter der Volksseele ausgewiesen hat, ganz anders scharf auf die Finger sehen, wenn er einschneidende Probleme anpackt, als es bei irgend einem beliebigen Dutzendjournalisten oder politischen Advokaten nötig wäre. Tavel schildert überall aus dem vollen Leben, und so ist sein Buch auch kein mageres Gerüst um eine zu entwickelnde Tendenz herum. Auch ohne die entscheidenden Gespräche wäre die Geschichte, schon allein sprachlich, ein Baum von strotzender Fülle. Es scheint mir angezeigt, die Hauptgestalten kurz zu schildern, damit nachher ihre Meinungen ins richtige Licht gerückt werden.

II.

Im Zentrum stehen zwei Brüder mit ihren Familien. Der eine, Fritz Tellenbach, ist Großbauer, Großrat, will im Allgemeinen das Rechte, wird aber doch von tausend Rücksichten auf Wähler und Parteigenossen zermürbt. So muß er regelmäßig bei einem Wirt einkehren, weil er von diesem als freien und unabhängigen Mann gepriesen werden will und dies nur möglich ist, wenn er den Brückenzoll in Form eines Halbliters erledigt. Im Großrat, in dem er zuerst auf eigene Faust für das eintreten wollte, was dem Volke frommt, mußte er bald einsehen, daß es keinen andern Weg gab, seine Meinung durchzusetzen, als sich einer Fraktion anzuschließen. Auch hatte er den Eindruck, alles was im Rate zur Verhandlung komme, sei vorher schon irgendwo beschlossen worden. Er erfuhr, wie die Fraktionen sich dankbare Anregungen streitig machten, um erfolgreiche, den Parteien wohlanstehende Motionen daraus zu schmieden, daß aber Postulate, die wegen ihrer finanziellen Folgen dem budgetbrütenden Regierungsrat unerwünscht kamen oder nur einem geringen Teil der Bevölkerung Nutzen bringen konnten, nicht leicht ihren Götti im Ratsaal finden konnten. Im Ganzen gipfelt seine Erfahrung darin, daß doch alles gehe, wie es von jeher gegangen, nicht nach Recht und Billigkeit, sondern nach den Grundsätzen herzloser Gewalt. Keinen Schritt konnte er

tun, ohne sich zu besinnen, ob er nicht damit diesen oder jenen vor den Kopf stoße. Er durfte nicht schweigen, wann und wo es ihm gut schien. Er mußte reden, wo er nicht Bescheid wußte und loben, wo er nichts Gutes sah. Von seiner Wirksamkeit im Großrat unbefriedigt, ist Fritz Tellenbach doch der Meinung, es sei wichtig, sein Ansehen im Volk aufrecht zu erhalten.

Anders sein Bruder Christian Tellenbach. Der hat sich, um mit seinen Verwandten in keine Erbstreitigkeiten zu kommen, mit seiner schaffigen aber mißgünstigen Frau auf ein mageres Gütchen zurückgezogen. Christian ist ein innerlicher, schwerblütiger Mensch, der in der Einsamkeit mit seinem Gott ringt und innerliche Siege feiert und auch schwere seelische Niederlagen erleidet. Er schafft sich religiöse Wahnideen und zündet schließlich sein eigenes Haus an, um Gott durch ein Opfer wieder zu finden. In der Irrenanstalt wird er ruhiger und kommt schließlich, als der Kriegsausbruch den Bruder Fritz an die Grenze ruft, als stiller fleißiger Helfer auf dessen Hof.

Nun haben die beiden Brüder Kinder. Fritz einen Sohn Hans, und Christen eine Stieftochter Züseli. Diese beiden lieben einander, aber diese Liebesgeschichte ist nun nicht bloß eine Erzählung von Verliebtheit, Geldrücksichten und Standesvorurteilen. Da spielen Ideen hinein, patriotische und antimilitaristische. Hans Tellenbach war vor dem Krieg in der Rekrutenschule. Dort erleidet er einen doppelten Einfluß. Durch einen brutalen schneidigen Oberleutnant wird in ihm der Haß gegen das Militär großgezogen. Und ein junger Theologe und Mitrekrut sucht ihn auf die Widersprüche zwischen Militarismus und Christentum aufmerksam zu machen. Dessen Meinungen gipfeln etwa in folgendem Ausspruch: „Weißt du, eigentlich wäre es eher zum Heulen, denn vor meinen Augen klafft ein Abgrund, der die Welt zerreißt. Im Grunde ist die ganze Militärlerei ein verdammter Unsinn. Nicht wahr, wir sind doch alle Christen? Durch eine feierliche heilige Handlung sind wir als Kinder dem Reiche Gottes einverleibt worden — verstehst du, dem Reiche Gottes, zu dessen elementarsten Grundsätzen die Liebe und zu dessen Zielen die endgültige Ueberwindung des Todes gehört. Oder nicht? Wir aber werden dazu erzogen, im staatlich sanktionierten und patriotisch vergoldeten Mordhandwerk die nobelste Beschäftigung zu erblicken. Ist das etwa nicht ein Unsinn? Und den Widerspruch fühlen sie eigentlich alle, die das anordnen, wenn sie's schon nicht zugeben wollen.“ Hans erzählt dann später von diesem seinem „Verführer“, daß er ihnen gesagt, daß niemand das Recht habe, sie zu diesem Mordhandwerk zu zwingen. Man sollte nur einmal den Mut haben, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Bibelstellen habe er haufenweise zum Beweis angeführt. Zuletzt hätten sie alle gefunden, er habe recht. Schließlich hätten sich dann einige das Wort gegeben, wenn's einmal ernst werden sollte,

so wollten sie den Eid verweigern. Dabei hätte natürlich keiner gedacht, daß sie's je erleben würden. Auf einmal war's aber da. Hans rückte also mit dem festen Vorsatz ein: „Du schwörst nicht." Er kämpft einen schweren, verzweifelten Kampf und bleibt seinem Vorsatz treu, trotzdem „die Fahnen wie Feuer flackerten und brannten und aller Herzen in diesem Feuer brannten." Kameraden hatten es bemerkt. Man umgab ihn mit Mißtrauen und wich ihm aus. Der Korporal stellte ihn zur Rede und kündigte ihm an, daß er Rapport machen müsse. Vorher desertiert Hans und flüchtet in seiner Verzweiflung zu dem Mädchen, das er liebt.

Nun folgt die Bekehrungsgeschichte. Und da spielt Tavel einen Haupttreffer aus. Zwei Personen bringen Hans wieder auf den „rechten Weg". Die eine ist Züseli, ein ankehriges, liebes und bescheidenes und zugleich sehr hübsches Mädchen. Ihr Liebreiz, ihre Rechtschaffenheit und fromme Herzensgüte werden eindringlich geschildert. „Dieses Mädchen hatte Herz und Verstand, daß es nur so über einem hinweglief." Und gerade dieses anmutige Wesen muß nun die entscheidenden Worte sprechen. Sie wolle sich keinem verbinden, der nicht in allen Stücken ihren Glauben teile. Einem, der nicht für sein Vaterland ausziehe, wolle sie nicht Frau sein. Nur wenn er mit Ehren wiederkomme, wolle sie für immer die Seinige werden. Nun stelle man sich den armen verliebten Jungen vor, zu dem die über alles Geliebte solche Worte spricht. Aber das genügt noch nicht. Züseli besucht fleißig die Versammlungen eines in der Gegend bekannten Evangelisten Friedli. Der krönt nun das Bekehrungswerk. Friedli wird als alter weißhaariger, ganz in Gott lebender Mann geschildert. Der Leser soll es als selbstverständlich empfinden, daß dessen Meinungen in religiösen Konflikten unendlich wichtiger sind als diejenigen eines jungen noch wesentlich bloß mit dem Intellekt arbeitenden Theologiestudenten. Hans kommt mit Friedli zusammen, und Friedli sagt ihm, er solle nicht die Welt auf den Kopf stellen wollen, bevor er gelernt habe, sich selber z'underobe stellen zu lassen. Das müsse einer erst lernen, denn des Menschen Dichten und Trachten sei böse von Jugend auf. Züseli schildert dem Vater Fritz, der im Geheimen Friedli für den Verführer seines Hans hält, die Zusammenkunft von Hans und Friedli folgendermaßen: „Da kennt ihr den Friedli schlecht. Der ist nicht so einer. Mag schon sein, daß Hans im Stillen darauf gehofft hat, Vater Friedli würde seinen Sprung gutheißen. Aber da ist er an den Rechten gekommen. Sie haben neuis zusammen gehabt davon. Der Hans hat gesagt, es gebe nur ein Vaterland für alle Völker und es sei Unvernunft wider einander mit Mord und Brand ins Feld zu rücken. Man sollte den Glauben haben, alles über sich ergehen lassen, wie es komme, und es als Fügung vom lieben Gott hinnehmen. Da hat ihm aber der Vater Friedli heimgezündet. Erstens einmal wollte er sehen,

ob Hans ruhig zusehen würde, wenn ein Fremder auf mich z'dorf käme. Wenn man im gewöhnlichen Leben immer nach seinem Kopf gehandelt, so könne man nicht hurti hurti, wenn der Krieg kommt, auf den Glauben abstellen und alles drangeben wie Hiob. Die Obrigkeit habe das Schwert und wenn sie befehle, so solle der einzelne einstweilen das für den Willen Gottes über sich ergehen lassen. Einmal komme dann wohl die Zeit, da die Obrigkeit selber von Gottes Willen erfüllt sei und dann höre der Krieg von selbst auf. — Und das hat er ihm auch noch gesagt: wenn einer nicht im Stande sei, sein armselig Leibesleben für das irdische Vaterland einzusetzen, so sei er ganz sicher auch nicht reif für die ewige Heimat. Daraus sei eben der Krieg entstanden. Gäben die Menschen täglich ihr Leben für einander hin, wie sie nach Gottes Willen es tun sollten, so bliebe es ihnen erspart, es im Krieg gegen einander opfern zu zu müssen." Züseli schildert ferner, wie es von Hans an einem schönen Aussichtspunkt Abschied genommen: „Lue doch, Hans, siehst jetzt nicht, wie das schön ist? Da darf denk kein Fremder drin regieren." „Das ist doch dreckgleich, wer da regiert", sagte er noch. Aber da hab ich's ihm gegeben. „So?", hab ich gesagt, „so? Ist das gleich. Das ist unser Land, unsre Heimat. Das versteht niemand zu regieren, als wer darin aufgewachsen und drin daheim ist. Du wärst mir schon der Rechte," hab ich gemacht, „darinnen einem Fremden zu parieren. Ich einmal wäre nicht dabei: s'würd einem ja das Herz abschnüren. Und ein Mann, wo das nid gspürt, wird nicht meiner. Jetzt weißt's." —

Hans wird also von Züseli und Friedli bekehrt, so daß er seine Fahnenflucht als tiefste Verirrung betrachtet, zu der er nur in Gott weiß was für einer Geistesverwirrung gekommen sei. Er kehrt reuig zur Fahne zurück und wird verhältnismäßig gelinde bestraft. Dies verdankt er dem ihm wohlwollenden Vorgesetzten, dem Großrat und Major Senno, der im übrigen „keinen innigeren Wunsch kennt als einmal für sein Vaterland den Degen ziehen zu dürfen.".

Die patriotische Hochflut zu Beginn des Krieges wird von Tavel folgendermaßen geschildert: „Ein erdrückender Ansturm von Vaterlandsliebe schnürte ihnen die Kehle zu, nicht singseliger Patriotismus, sondern jene sehnsüchtig weinende, bald erhaben auflodernde Liebe, die glühend unsern Horizont überzieht, wenn der Gegenstand dieser uns sonst kaum bewußten Liebe vor unsern Augen in den Abgrund zu versinken droht. Es ist das Erwachen aus traumseligem Schlaf zum Bewußtwerden einer unsere Vorstellung weit überragenden Pflicht." Und Fritz Tellenbach, der Großrat, empfand es bei der Einberufung als „etwas unendlich Wohltuendes, so jählings aus diesem verstrickten Leben herausgerissen zu werden, nicht durch einen jämmerlichen Tod im Siechbett, sondern durch eine Opfertat, durch eine Hingabe an das Ganze, über die es nichts zu deuteln

und zu tuscheln gab. Dieses Opfer war heilig und durch keinen Zweifel zu beflecken.“ Und Christian Tellenbach, dem es heilig ernst war, es immer so zu halten, wie die Alten es gehalten, sagt vom Militärdienst: „Ja wohl, das war ein wichtiger Dienst, denn fremde Herren ertrug der teure heimische Boden nicht. Da steckte zu viel Seele drin, Seele von seiner Seele; die verstand kein fremder Herrscher.“

Und noch einmal wird das Thema hervorgeholt. Es sitzen alle zufrieden beisammen. Hans hat sein Züseli neben sich und fühlt wieder festen Boden unter den Füßen. Da spricht Pfarrer Zingel, der überall mit leiser Ironie als einer geschildert wird, der nicht von Merkigen kommt, folgende Worte: „Ei nun, daß ihr es mit der Frage der Eidespflicht so ernst genommen habt, gereicht euch nicht zur Unehre. Mancher schwört eben ohne Ueberlegung. — Und wenn man sieht, wie es jetzt draußen in der Welt geht, so darf man sich schon fragen, ob es denn eigentlich Gottes Wille sei, daß wir uns eidlich verpflichten zum Kriegsdienst. Evangelisch ist es jedenfalls nicht. Die Hauptsache ist schließlich nicht, daß wir ein Vaterland haben, sondern, daß wir endlich Menschen werden.“ Da protestiert nun der Großrat und meint, das Menschseinwollen habe uns diesen Krieg nicht erspart. „Wenn aber jedes Volk sein Vaterland schätzte, wie es sich gebührt, so achtete es auch das andere Vaterland und man wüßte nichts von Krieg und Kriegsgeschrei. — Ein Vaterland haben heiße seines Erachtens: ungestört für das Wohl seines Volkes arbeiten können.“ Darauf antwortet der Pfarrer: „Wenn man's so versteht, so hat man wohl ein Recht, sein Vaterland gegen fremde Einfälle zu verteidigen; aber eigentlich ist es doch Gottes Wille, daß alle Völker in einem Vaterland sich finden.“ Und das Schlußwort behält nun der Evangelist Friedli: „Halt! So weit sind wir noch nicht. Das ist freilich unsere Hoffnung. Aber Gott weiß, warum er Völker werden ließ und warum er jedem sein besonderes Stück Erde zu bauen gab. Hätten sie es nicht zu eitlem Gewinn und Genuß mißbraucht, so müßten sie heute nicht ihr Blut dafür fließen lassen. Wer sein Leben im Frieden hingibt, wehrt dem Kriege.“

III.

Dies ungefähr wären also wohl auch Tavels Meinungen. Hinter all diesen Gedanken ruht eine Gottesvorstellung, die ich nicht unangetastet lassen möchte. Was ist das für ein Gott, der jedem ein Land gibt? Der keine anderen Möglichkeiten kennt, Völker entstehen zu lassen und ihnen Erde zum bebauen zu geben, als indem er sie das Mordhandwerk lehrt und sie mit Feuer und Schwert auf den Länderaub schickt? Tavel weiß doch auch wie fast alle Staaten der Erde und damit auch die diversen Patriotismen entstanden sind! Und was ist das für ein Gott, der den Menschen

ins Herz gibt, die Liebe zu den so entstandenen Gebilden als heilig zu erklären? Und was für ein Gott wäre das, der sich mit dem Willen der verschiedenen irdischen Obrigkeiten ohne weiteres identifiziert? Ich fürchte, da haben die Ideen vom kaiserlichen Gottesgnadentum und auch die alte von den gnädigen Herren Obern in Bern unserem Friedli und wohl auch unserem Tavel einen bösen Streich gespielt. Tavel vergißt wohl, daß der Geist seit den Tagen der alten Propheten und der Christenverfolgung bis zur englischen und französischen Revolution und bis heute nicht gerade mit den Herrschenden zu sein pflegte, und daß es gewiß nicht die ungeistigsten Männer gewesen, die in den Regierungen oft etwas sehr anderes als „Gesalbte des Herrn" gesehen. Und woher weiß denn Tavel, um mich seiner Ausdrucksweise zu bedienen, daß nicht ein übermächtiger Geist einigen die Pflicht ins Herz gesenkt, nicht in erster Linie für ihr Vaterland zu sorgen, sondern den Menschen die Ueberwindung der Vaterländer zu lehren, damit die Menschheit einmal auf der Erde eine Heimat bekomme, und es nicht mehr Pflicht heißen wird, daß Gleichwertige sich gegenseitig zerfleischen.

Ich sehe das Wohlmeinende bei Tavel schon. Er litt selber mit unter dem Konflikt, den er seinen Jüngling erleben läßt, und er will andern Jünglingen diesen Konflikt ersparen und ihnen eine sichere Wegleitung geben. Aber wenn die Wegleitung nun heißt, man solle Gott und die Regierungen, die doch mit seinem Willen regierten, in ihren unerforschlichen Ratschlüssen machen lassen und sich willig unterziehen, so wird wohl das Elend der heutigen Zeit und des irdischen Daseins überhaupt nicht gemildert. Das dürfte doch nachgerade durchsichtig werden, daß die Völker in ihrer Mehrheit überall den Krieg nicht wollten, daß aber eine herrschende Militär-, Kapitalisten- und Kriegslieferanten-Kaste samt den von ihnen abhängigen Regierungen und Journalisten die Hetze betrieben haben. Es ist gewiß nicht schön in einem Land zu leben, in dem Fremde regieren; aber ist etwa der Herr Oberleutenant Schübliger, wie ihn Tavel getreu nach dem Leben schildert, kein „Fremder"? Und sind unsere Kriegsobersten, die Herren Wille, de Loys, Egli, Vogel und wie sie alle heißen, wirklich unseres Geistes? Und kann man sich einen Zusammenschluß mit andern Staaten immer nur unter dem Gesichtswinkel der Fremdherrschaft denken? Was heute nicht nur den Frieden verhindert, sondern vielleicht noch für lange hinaus den von aller Vernunft und Menschlichkeit geforderten europäischen Staatenbund, ist wohl in erster Linie die große Scham und die große Furcht der großen Unverantwortlichen, die nun nach der Zerstörung des Geistes, der Volkskraft und des Reichtums Europas es sich und ihren Völkern nicht eingestehen dürfen, daß alles umsonst gewesen. Drum wird von den Regierungen und ihren Journalisten fortgelogen und von den Völkern fortgeblutet und von den Kriegstheologen fortgepredigt, die Obrigkeit habe das

Schwert, und wenn sie befehle, so solle der einzelne einstweilen das für den Willen Gottes über sich ergehen lassen. Nein, das wollen wir nun nicht, und Tavel kann versichert sein, ernsthafte sozialistische und religiöse Antimilitaristen werden von den Gedankengängen seines guten Friedli nicht bekehrt.

IV.

Der Zufall wollte es, ich habe es schon in der Einleitung erwähnt, daß mir eine antimilitaristische Flugschrift eines bernischen Pfarrers am gleichen Tag mit Tavels heiliger Flamme ins Haus flog. Es ist eine Broschüre von Pfarrer Zulauf in Delsberg: Die Volkserlösung durch die Volksempörung.[1]) Auch hier spürte ich heilige Flamme, aber sie lohte in anderer Richtung. Es handelt sich hier um keine Einzelerscheinung. Aehnlichen Geistes gibt es heute viele im Schweizerland; aber ich will diese eine Schrift kurz besprechen, um deutlich zu zeigen, wie diejenigen denken, die Tavel bekämpft.

Zulauf hatte schon vorher eine tapfere Broschüre publiziert: „Das Schweizermädchen an der Grenze",[2]) in der er von seinen alltäglichen Erfahrungen in den seit Kriegsbeginn von eidgenössischen Truppen heimgesuchten Gegenden erzählt. Dort weist er auf die Gefahr hin, in der unsere Mädchen durch die Soldaten und namentlich die Offiziere geraten. „Das Ehrenkleid des Vaterlandes wird dem Schweizer und der Schweizerin verekelt; die ganze Grenzverteidigung wird als Heuchelei empfunden, wenn der Vaterlandsverteidiger im eigenen Land wie ein Türke haust. Nein, das ist nicht „echtes Soldatentum", wenn unser Militär das arme Schweizermädchen an der Grenze sich erobert und dienstbar macht. Diese Heldentat ist vielmehr — mit Verlaub, meine Herren Paradeoffiziere, die's trifft — Verrat an unserem Volk!" Als Zulauf gegen diese Dinge auftrat, wurde er auf das Bureau des Preßzensors beordert, und dort hätte er versprechen sollen in Zukunft zu schweigen. Zulauf hat aber völlig recht, wenn er betont, daß nicht das Veröffentlichen schlimmer Dinge, sondern die schlimmen Dinge selber ein Skandal seien. „Es ist eine furchtbare Tragik, daß unsere Männer im Wehrkleid, die des Volkes Unabhängigkeit schützen sollen, des Volkes Glieder in Knechtschaft und Verelendung hineinbringen." Unser Beobachter der Grenzbesetzung kommt schließlich zu folgender Erkenntnis: „Die besten Triebe im Menschen, der Freiheitssinn, der Bürgerstolz der Demokraten, der hochgesinnte Weltbürgergeist, dürfen sich in unserem Heere nicht entfalten. Der Tatendrang findet kein erhebendes Ziel. Gerade die Besten unter uns seufzen unter der Abstumpfung, die mit dem Kadavergehorsam, dem brutalen

---

[1]) Verlag W. Trösch, Olten.
[2]) Im Selbstverlag des Verfassers.

Zwang des Waffendienstes, uns befällt. Man bildet im Militär die Leute zum Vernichten des Lebens, zum rücksichtslosen Töten aus. In solchem Zusammenhang betrachtet, sind die Ausschweifungen der Soldaten, denen das Schweizermägdlein zum Opfer fällt, nur logisch." — Von ähnlichem Geiste getragen ist nun die neue Broschüre Zulaufs. Der Verfasser glaubt nicht mehr an das System, welches da brav staatsbürgerlich nach dem Leitsatz erziehen will: „Werdet wie wir Alten!" Er glaubt an den Föhn und an die Ideale der Jungen. „Gerade wenn wir alle Roheit hassen und edle feine Sitten in unserem Volke lieben, müssen wir uns gegen das eingerissene System und Regiment auflehnen." Zulauf fühlt sich mit Christus und mit Tolstoi einig, wenn er nicht der Empörung durch das Schwert ruft. Als seine Ahnen empfindet er nicht die Urschweizer, sondern die Urchristen. „Das Schwert ist nur ein Verlegenheitsmittel! Es ist der Strohhalm, an den sich der Ertrinkende klammert und der ihm nicht zum Leben verhilft." Das Feuer der Wahrheit, das Christus entzündet, wirke tiefer als blutige Rebellentat. „Ein wahres Wort strahlt wie ein klarer, ewiger Stern." Die Freiheit, die Christus verkündigt, und die uns niemand rauben dürfe, bestehe vor allem darin, unbeschränkt Gutes tun und Nächstenliebe üben zu dürfen. Christus habe sich durch eigenes Leiden, durch Hingabe seines eigenen Blutes die tiefe Wirkung auf die Zeitgenossen und auf die Nachwelt verschafft. Die Empörung durch das unschuldige Sterben sei die nachhaltigste Waffe gegen die Herrschaft der brutalen Faust. Jeder könne heute so sein Kreuz erwerben. So sei auch Liebknecht für alle Unterdrückten eingetreten, für die Leute in den Gefangenenlagern, für die infolge des Krieges verwahrlosten Kinder, für die Belgier, für die Armenier, und sicher könne man von ihm sagen, daß er durch sein Erleiden des Unrechts in diesem Weltkrieg mehr Nützliches geleistet, als irgend einer der berühmten Blut- und Eisengeneräle.

V.

Ich habe hier ein Gegenstück zu Tavels heiliger Flamme geschildert. Ich wüßte noch manches andere. Aber ich will zum Ausgangspunkt zurück. Ich stelle mir Tavel vor, seinen feinen Künstlerwillen und seinen ehrlichen Helferwillen, und ich stelle mir Zulauf vor mit seinem nicht minder tief empfundenen Willen, Leid und Not zu bannen. Es ist ein leidvoller Gedanke, zu sehen, wie heute Männer, die guten Willens sind, durch ihre verschiedenen Gedanken zu ganz entgegengesetzten Urteilen und Bestrebungen geführt werden, Männer, die eigentlich berufen wären, gemeinsam an der geistigen Hebung des Volkes zu arbeiten. Ich habe nur zwei Einzelfälle geschildert, aber jeder, der sich mit offenen Augen umsieht, weiß, daß diese Fälle heute eine typische Bedeutung erlangt haben. Es handelt sich um Dinge, in denen die tiefste

Erregung mitspricht. Eine Verständigung scheint ausgeschlossen. Es lassen sich ganz zweifellos beide Standpunkte mit Logik bis zum äußersten verteidigen. Zur Gemütsunterlage läßt sich, den Streit mildernd, vielleicht das sagen: Bei beiden Richtungen ist fast immer noch eine gewisse Sympathieunterströmung mit der Stellung des Gegners vorhanden. Auch diejenigen, die heute im übertriebenen Nationalismus und den ihn nach außen darstellenden Militarismus den Fluch Europas sehen, fühlen zeitweise die vaterländischen Traditionen verführerisch in sich aufleben und kriegen eine gewisse Wehmut des Ausgeschlossenseins in die Beine, wenn eine Truppe in flottem Marsch vorbeizieht. Auch der heimatschützlerischste Patriot kriegt manchmal einen tiefen Schreck in die Glieder, wenn er an Militärdiktatur und alle Schrecknisse des europäischen Brudermordes denkt und nach Auswegen sinnt. Aber das sind nur gelegentliche Unterströmungen. Das Entscheidende wird durch innere Kämpfe, innere Erlebnisse herbeigeführt, und die sind eben bei verschiedenen Menschen verschieden. Wer die tiefsten Empfindungen in die Zusammengehörigkeit mit seinem heimatlichen Volke hineinträgt, wird trotz aller Logik patriotisch und dann wohl auch militaristisch urteilen. Wer die tiefsten Empfindungen in den irdischen Geisteszusammenhang und irdisches Geisteswachstum hineinträgt wird, trotz Verfolgungen und Kriegsgericht, alles dem Entgegenstehende, also auch jenen Patriotismus, mit dem sich nicht reden läßt, als Gegner einschätzen.

Aehnlich stehts im wohl nicht ganz so tiefgehenden Konflikt zwischen denen, die als letztes äußerstes Mittel, wie Tell und Zwingli, die Gewalt der Faust gelten lassen und denen, die wie Tolstoi ins letzte Extrem auf jedes Erwidern der Gewalt durch Gewalt verzichten. Schließlich muß auch da jeder das vertreten, was er vor sich selber verantworten kann, und was er glaubt, in entscheidenden Situationen auch befolgen zu können.

Ein zarter Trost schwebt doch über all diesen schweren gegenseitigen Kämpfen. Tiefe und Redlichkeit des Empfindens, Klarheit und Wärme des Geistes und Ueberzeugungstreue schaffen auch zwischen Gegnern eine gewisse Zusammengehörigkeit, die sie oft enger verbindet, als solche verbunden sind, die durch äußerliche Wort- und Gedankenähnlichkeit scheinbar nebeneinander stehen. Jene Zusammengehörigkeit drückt sich in dem aus, was man gewöhnlich als Achtung vor dem ehrlichen Gegner versteht. Hoffen wir auf eine Zeit, wo diejenigen, die guten Willens sind, Schulter an Schulter wirken können, und suchen wir alle nach unseren bescheidenen Kräften für ihr Herannahen zu kämpfen.

U. W. Züricher.

Das Schicksal einer Tat.

Es hat sich während dieser ganzen drei Jahre kaum etwas Wichtigeres und zugleich kaum etwas Tragischeres ereignet, als die Friedensbotschaft Wilsons an den Senat der Vereinigten Staaten, die als eine Botschaft an alle Völker gedacht war. Es war ein unglaubliches Evangelium, ein sonniges Auftauchen der neuen Welt, auf die Zahllose hoffen, mitten aus dem blutigen Untergang der alten, wie ein Vorglanz des Gottesreiches selbst. Auf die Minderheit von Menschen aller Völker, die sich das Auge rein bewahrt haben für die Wahrheit und das Herz fähig für den Glauben an das Gute und Große im Menschenwesen, hat diese Kunde einen erschütternden Eindruck gemacht. In diesem Dokument war die Wende der Geschichte, an der wir stehen, mit Händen zu greifen. Mitten aus der Nacht strahlte helles Licht empor, Weihnachtslicht; staunend sahen sie es und aus dem Herzen, das das Freuen lang verlernt hatte, brach ein Strom des Jubels.[1])

Was der Präsident der Vereinigten Staaten der Welt verkündigte, war gewiß nicht inhaltlich etwas Neues. Diese Gedanken sind seit langem ausgesprochen und in den letzten Jahren uns Allen vertraut gemacht worden. Man kann sie anderwärts noch tiefer gefaßt finden. Aber man kann an diesem Beispiel gerade erkennen, wie wenig die Neuheit des Inhaltes bei einer solchen Botschaft die Hauptsache ist. Es ist in diesem Sinn eigentlich nie ein Evangelium neu gewesen. Ein Evangelium will uns immer nur verkündigen, daß etwas lang Ersehntes, lang Erwartetes nahe ist, vorhanden ist. Darum kommt es nur darauf an, ob die Kunde eine Vollmacht besitzt. Dies hängt von dem Geschehen ab, aus dem sie auftaucht und von der Art dessen, der sie bringt. Die erschütternde Bedeutung der Botschaft Wilsons beruht einmal darauf, daß sie jetzt erklang, mitten im Weltkrieg, mitten aus dem Kampf zwischen Krieg und Frieden, der mit dem Erscheinen des deutschen Friedensangebotes begonnen hatte, daß sie eine Antwort war auf das Seufzen und Flehen zahlloser Herzen, und sodann darauf, daß ihr Träger der Sprecher der, auf die Zukunftsmöglichkeit hin gesehen, größten und stärksten Nation der Erde und zugleich ein Mann von höchstem sittlichen Ansehen, kurz, ein Berufener war.

Es war ein Ruf aus der sogenannten neuen Welt zu einer wirklichen neuen Welt. Besonders aber eine frohe Kunde für die kleinen Völker. Diese hätten, wenn sie erkannt hätten, was zu ihrem Frieden diene, die Botschaft Wilsons als eine wahre Erlösung begrüßen müssen. Denn hier wurde eine Ordnung des Völkerlebens

---

[1]) Daß ein solches Schriftstück in einer so elenden Uebersetzung der Welt geboten wird, ist ein Skandal und erklärt auch ein wenig, warum es bei Vielen den Eindruck nicht machte, den es hätte machen sollen.

gezeigt, worin auch sie leben und atmen könnten. In der Ordnung des Rechtes und der Freiheit, die alle Völker, große und kleine, umspannte, wären auch sie aufgehoben und geschützt. Ja, es würde darin bis zu einem gewissen Grade der Unterschied von Groß und Klein aufgehoben. In einer solchen Ordnung wären die Kleinen nicht bloß mühsam Geduldete, solche, die sich ducken und sich alles gefallen lassen müssen; stolz und frei dürften sie ihr Haupt erheben und jegliche wahre Größe wäre ihnen zugänglich. Umgekehrt muß jedem, der das Denken nicht völlig verlernt hat, klar sein, daß bei einer Fortdauer des jetzt Europa beherrschenden politisch-militärischen Systems die kleinen Völker verloren wären. Sie könnten sich vielleicht noch eine Weile einen Schein von Selbständigkeit retten, aber auch dieser Schein würde verschwinden und inzwischen gibt es noch da und dort Menschen, die eine offenkundige Knechtschaft einem bloßen Schein der Freiheit vorzögen. Darum müßten besonders die kleinen Völker die Botschaft Wilsons zur Magna Charta ihrer auswärtigen Politik machen. Es war das Herrliche, daß diese Botschaft für die Kleinen nicht ausgegangen war von einem Volk, das selbst klein ist und das daher in dieser Sache keine Vollmacht hätte, weil es ja doch nur sein eigenes Interesse zu vertreten und aus der Not eine Tugend zu machen schiene, sondern umgekehrt von einem der größten und zukunftsvollsten Völker der Erde. Ein größerer „Glücksfall" könnte ihnen gar nicht werden. Dankgottesdienste hätten sie veranstalten, mit allen Glocken läuten lassen, ein großes Te Deum anstimmen sollen über die ganze Welt hin.

Was ist in Wirklichkeit geschehen?

Was geschehen ist, bildet eine neue Erläuterung des Wortes: „Das Licht scheint in die Finsternis, aber die Finsternisse nehmen es nicht auf." Wir wundern uns zwar nicht, daß die Kriegführenden nicht sofort ein Ohr für diese Kunde hatten, aber wie die Schweizer sich dazu gestellt haben, wird von einer künftigen Geschichtsschreibung nicht zu ihren Ehren gebucht werden.

Da machte sich zuerst der Haufe der Philister, Kleingeister, „Realisten" ans Werk. Zeitungsschreiber, die weder durch persönliche Anschauung noch durch geschichtliche und andere Studien dazu gekommen sind, von Art und Wert ferner stehender Völker und Kulturen etwas Ordentliches zu verstehen, deren Berufung zur Leitung der öffentlichen Meinung einzig darin besteht, daß sie wissen, was in einigen inländischen und ausländischen Zeitungen von etwas größerem Format steht, sagen ihr Sprüchlein vom dollarjagenden Yankee her, das ungefähr dem vom perfiden Albion entspricht. Ein gläubiges Publikum von Zeitungslesern spricht es ihnen nach. Diese Leutchen hier in einem Volke, das nichts ist, wenn das Großmachtsystem und der Krieg nicht zerbrochen werden, finden es lächerlich, wenn der Leiter des in mehr als einem Sinne größten Volkes der Erde von der Möglichkeit und Notwendigkeit einer neuen politischen Ordnung redet. Sie wissen natürlich alles besser. Sie wissen namentlich auch, daß kein Mensch etwas

Gutes und Großes will, namentlich kein Engländer oder Amerikaner. Wenn Einer Gutes und Großes verkündigt, dann muß sein wahrer Beweggrund irgend ein verstecktes Eigeninteresse sein, wahrscheinlich ein Geldinteresse. Andere Interessen scheinen diese Leute nicht zu kennen. Und auf dem Grunde einer solchen Auffassung von Welt und Menschen, einer solchen Abwesenheit des Glaubens an das Gute soll sich eine Demokratie erbauen! Kein Wunder, daß es unter uns so aussieht, wie sich in diesen Zeiten kund tut.

Ebenso bedeutsam und ebenso traurig war, wie die politischen Parteien sich zu der Sache stellten. Es konnte zunächst fast auffallen, wie kühl die bürgerliche Presse sich verhielt. Kaum ein warmes oder gar begeistertes Wort, einige Ausnahmen abgerechnet; im allgemeinen Verlegenheit, Staunen, Warten auf eine Parole von „oben"! Natürlich konnte ein schweizerisches Zeitungsschreiberlein dem Präsidenten eines Volkes von hundertundzehn Millionen nicht so leicht mit den üblichen Redensarten von „Schwärmerei", „weltfremder Utopie" u. s. f. abtun, wie das sonst in solchen Fällen üblich ist. Zwar war Wilson Professor gewesen und ein solcher kennt natürlich die Welt nicht so gut wie ein Zeitungschreiber, besonders dann nicht, wenn er einer andern Partei angehört. Immerhin, es blieb doch ein Rätsel übrig. Wie konnte ein solcher Mann so dumm reden? — Die Lösung fand sich. Die Botschaft Wilsons war eine idealistische Maske, wie die Heuchler jenseits des Aermelkanals und des atlantischen Ozeans im Gegensatz zu uns biedern Mitteleuropäern sie lieben. Amerika fürchtet einen Krieg mit Deutschland. Es fürchtet ihn namentlich darum, weil dann vielleicht Japan auch losschlagen könnte. Es ist ihm vielleicht auch bange wegen Europas Zahlungsfähigkeit, für den Fall, daß der Krieg noch länger dauern sollte .....

Man muß aber diese bürgerliche Weisheit auf ihren Ursprung untersuchen. Sie stammt einmal aus dem tiefen Materialismus, in den trotz ihrem gelegentlichen idealistischen Getue unsere Bourgeoisie zum guten Teil versunken ist, dazu aus ihrer kleingeistigen Philisterei und traurigen Engigkeit des Horizontes. Aber sie stammt auch aus einem tiefen Instinkt. Die bürgerliche Welt, soweit sie durch die Mehrheit ihrer Zeitungen vertreten ist, d. h. soweit sie *bloß* bürgerlich, *bloß* auf die Erhaltung ihrer Herrschaft bedacht ist, *kann* Wilson gar nicht ehrlich zustimmen. Die Ordnung, die er vorschlägt, bedeutete ihren Sturz. Diese Welt hat das heutige System nötig und ist mit ihm auf Leben und Sterben verbunden. Sie bedarf jener Art von Patriotismus, die den Krieg zum Hintergrund hat; sie bedarf des Militärs, um diesen Patriotismus zu nähren; sie bedarf der beiden, um gegen die Sozialdemokratie Stimmung zu machen. Sie ahnt, daß die Welt, die Wilson zeigt, auch den Sturz des Kapitalismus bedeutete, ob Wilson selbst dies wolle oder nicht. Dieser ganze Zusammenhang ist ihr instinktiv klar. Sie muß Wilson ablehnen, aber sie zeigt damit auch, wie gut das Schicksal der Schweiz in ihren Händen aufgehoben ist.

Wenn aber jemand meinen sollte, dieses Urteil stamme aus sozialdemokratischer Voreingenommenheit, so würde er sich stark irren. Denn fast noch mehr als das Verhalten der bürgerlichen mußte uns das der sozialdemokratischen Presse in dieser Sache anekeln. Hier hätte man doch, wenn man noch naiv gewesen wär, freudige Zustimmung erwarten müssen. Denn Wilsons Programm entspricht ja in allen wesentlichen Zügen dem sozialistischen Friedensprogramm. Freilich fehlt dessen antikapitalistischer Teil, aber man konnte doch so weit mit Wilson gehen, als er selbst gehen wollte. Vor der Utopie braucht man sich hier nicht zu scheuen, da man doch selbst jeden Tag den Vorwurf der Utopie vernimmt. Aber wer so gedacht hätte, der hätte damit nur verraten, daß er unsere marxistischen Dogmatiker schlecht kenne. Diese bilden sich nämlich ein, das Gegenteil von Utopisten zu sein. Sie sind Realisten, Männer der Wissenschaft. Sie stehen auf dem Boden der wirtschaftlichen Tatsachen. Sie haben auch einen Gott, der heißt aber: „Wirtschaftliche Entwicklung." Die Pazifisten sind für sie Utopisten, Schwärmer. Der Glaube an die Macht idealer Triebkräfte ist ihnen genau so lächerlich wie jenem Teil der bürgerlichen Welt.

Dazu kommt dann freilich noch etwas anderes. Sie, die in der Verhinderung oder Schlichtung des Krieges auf die bekannte Weise gescheitert sind, dürfen natürlich nicht zugeben, daß Andere den Weg des Friedens zeigen könnten. Das hieße ja, die allein seligmachende Kraft des eigenen Dogmas und des Kientaler Glaubensbekenntnisses in Zweifel ziehen.

So behandeln sie denn Wilson genau wie die Bürgerlichen. Er ist natürlich ein Heuchler. Sein eigentlicher Beweggrund ist, daß die Amerikaner nun ihre Kriegsgewinne gemacht und weiter nichts mehr zu erwarten, wohl aber zu fürchten haben, daß bei weiterer Dauer des Krieges aus Europa nichts mehr herauszuschlagen sei. Kurz: auch diese Leute, die eine neue Welt aufbauen wollen, glauben an nichts Gutes und Großes im Menschenwesen. Sie glauben nur an die Macht materieller Interessen. Daß sie den Vorbehalt hinzufügen, nur in der kapitalistischen Welt sei es so, ändert nichts an der Sache. Wer im Gegner an nichts Gutes glauben kann, kann es im Grunde auch im Genossen nicht — wie denn auch zu Tage liegt!

So hat man sich denn von allen Seiten her über diesen Mann Wilson hergemacht. Es scheint nun einmal ein Stachel in den Menschen zu sein, der sie treibt, solches zu tun. Wo ein Außergewöhnliches erscheint, da gibt es zuerst ein Aufmerken, ein Staunen. Dann erschallt der Ruf: „Wo ist Schmutz? Her damit, daß wir es besudeln! Wo sind Steine? Her damit, daß wir sie ihm anwerfen!" Dabei wiederholt sich immer eine seltsame Methode: Zuerst traut man dem Träger des Außergewöhnlichen nichts wirklich Gutes und Großes zu. Wenn er dann aber etwas tut, was nicht den höchsten Maßstäben entspricht, so schallt das Geschrei: „Da habt Ihr's! So ist der Mann!" Und erzürnt man sich, als ob man ihm wirklich das Größte zugetraut hätte.

So bei Wilson. Man behauptet, daß er rein materielle Interessen im Auge habe und wie er nun die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland abbricht und damit nur etwas tut, was er als verantwortlicher Leiter eines großen Volkes nach alle dem, was vorausgegangen war, gar nicht unterlassen konnte, da regt man sich gegen ihn auf, als ob er ein Tolstoianer zu sein behauptet hätte, der seinem Lande alles antun lasse, ohne einen Finger zu rühren. Hätte er sich aber als solchen erklärt, wie hätte man ihn dann zum Narren gemacht! Dieses ganze Verhalten ist klassisch. Es ist das sophistische Spiel, das noch immer angehoben hat, wo es galt, etwas Reines und Hohes in den Staub zu ziehen.

So werden an der Stellung zu dieser Tat die Geister offenbar. So enthüllen daran Völker und Parteien ihren Sinn. So zeigt sich daran der Geist, der uns noch immer beherrscht. Es ist der Geist, der uns in den Abgrund gestürzt hat. Denn was hat wirksamer zu der großen Katastrophe beigetragen, als dieses Mißtrauen gegen die von der angelsächsischen Welt ausgehenden Anregungen und Vorschläge zu einer Vermeidung des Krieges, als ob dort nichts Echtes und Großes zum Vorschein kommen könnte — dieses Mißtrauen, das aber nur ein Teil war des ganzen großen Unglaubens gegen Gott und Mensch, der uns beherrschte?

Es besteht in Wirklichkeit durchaus kein Grund zu diesem Mißtrauen gerade gegen die angelsächsische Welt. Wenn es bei uns so tiefe Wurzeln geschlagen hat, so ist daran einmal das langjährige Werk einer unwissenden und übel beratenen Presse schuld, sodann aber auch eine gewisse Unfähigkeit des durchschnittlichen Mitteleuropäers, angelsächsisches Wesen überhaupt zu verstehen. Man wendet der angelsächsischen Welt gegenüber das Verfahren an, das vorhin geschildert worden ist: man traut ihr nichts Gutes zu, aber man entrüstet sich über sie, wenn sie nicht nach den allerhöchsten Maßstäben handelt, nach Maßstäben, die man selbst lächerlich fände. Hier wäre eine richtge Mitte einmal angebracht. Die angelsächsische Welt ist gewiß mit schweren Fehlern belastet so gut wie die unsrige. Es sind zum Teil die gleichen, zum Teil wieder andere Fehler, aber es sind gerade die nicht, die man ihr am meisten zuschreibt. So ist zum Beispiel die Stellung des Amerikaners zum Gelde freier als die unsrige; so sind die Engländer nach meinem Urteil in Offenheit und Ehrlichkeit des Wesens und Auftretens allen andern Völkern überlegen. Jedenfalls hat die angelsächsische Welt neben ihren besonderen Fehlern ihre besonderen Tugenden. Dazu gehört eine gewisse Jugendkraft des Empfindens, ein großes Vertrauen zu dem Guten und Großen im Menschen, ein starker Glaube an einen Fortschritt der Menschheit im Sinne des Rechtes und der Freiheit, eine tiefe und energische Humanität. Es ist ein Optimismus, der oberflächlich werden, aber auch als Flamme eines mächtigen und zähen Enthusiasmus aufschlagen kann. Dies alles gilt ganz besonders von dem Amerikaner. Wir dürfen in diesem

Geiste eine Weiterentwicklung jenes Calvinismus erblicken, dessen Hauptsatz ist, daß alle Wirklichkeit Gottes Ehre verherrlichen soll. Es ist kein Zufall, daß Wilson, wie uns solche, die ihn persönlich kennen, versichern, ein echter Calvinist und in diesem Geiste ein tiefernster Christ ist, der alle seine Entschlüsse vor Gott wägt und dessen Ziel eine Welt politischer und sozialer Gerechtigkeit bildet. Dieser Mann darf, wenn irgend Einer, mit Vollmacht sprechen; er ist ein würdiger Träger einer großen Sache.

Aber nun ist noch viel tragischer als die Aufnahme seiner Botschaft durch eine ungläubige Welt das Schicksal, das ihr in der Person ihres Bringers bereitet wurde.

Da war einmal die Frage der Munitionslieferungen, die gegen ihn das Mißtrauen der Zentralmächte und ihrer Freunde erregt hatte. Nach meiner Ansicht mit Unrecht, wenn auch begreiflicherweise. Man frage sich doch, was ein Verbot dieser Munitionslieferungen bedeutet hätte. Offenbar eine entscheidende Parteinahme zu Gunsten der Zentralmächte. Denn diese hatten Munition in Fülle aufgehäuft und waren in der Lage, solche beständig in fast unbeschränkter Menge neu herzustellen, während die Entente, besonders England, lange Zeit ganz und gar auf die Einfuhr angewiesen waren. Ein Verbot der Munitionslieferung hätte damals die gleiche Wirkung gehabt, wie eine Kriegserklärung an die Entente. Ob ein überwältigender Sieg der Zentralmächte, der die sichere Folge dieses Vorgehens gewesen wäre, für den künftigen Weltfrieden vorteilhaft gewesen wäre, mag selbst beurteilen, wer noch ein wenig unbefangen ist. In diesem Dilemma, das ihm gewiß schwer genug geworden ist, wählte Wilson den Weg, der rein formell genommen, jedenfalls der richtige war; er erklärte: „Wir liefern, den bisherigen Grundsätzen des Völkerrechtes getreu, Munition an alle, die solche kaufen wollen.“ Er konnte sich dabei auf die Erwägung stützen, daß man gerade im Sinn des Weltfriedens nicht noch denjenigen helfen müsse, die sich am stärksten auf den Krieg gerüstet hätten. Weil die Zentralmächte infolge der englischen Blockade von dieser Möglichkeit, in Amerika Munition zu kaufen, keinen Gebrauch machen konnten, entstand der Schein einer Parteinahme gegen sie. Aber hatte nicht Deutschland sich am stärksten allen pazifistischen Bestrebungen widersetzt? Hatte es nicht eine friedliche Beilegung der zum Weltkrieg führenden Fragen verweigert? — Das sind nach den Berichten derer, die ihn kennen, Wilsons Gedanken gewesen. Dazu vergesse man ja nicht: Wilson ist, soviel wir wissen, nicht Antimilitarist im äußersten Sinn; er ist nicht gegen *jeden* Krieg, gegen den Krieg in *jedem* Falle. Was er will, ist eine neue internationale Rechtsordnung, die an Stelle der heutigen Gewaltordnung treten solle, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Vergesse man auch das Weitere nicht: auch der mächtigste Staatsmann kann nicht alles, was er möchte.

Wir haben also hier nicht sowohl ein tadelnswertes Verhalten Wilsons vor uns als vielmehr ein tragisches Verhängnis.

Das Gleiche gilt von dem, was nun zuletzt geschehen ist. Man kann sich etwas Tragischeres nicht denken, als daß diese neue Welt, kaum aufgetaucht, sofort von schwarzen Nebeln zugedeckt worden ist, und zwar von Kriegsnebeln. Noch hatte unsere Freude an ihr kaum Zeit gehabt, sich zu Worten, geschweige denn zu Taten zu gestalten, so erfolgte die deutsche Antwort an Wilson mit der Ankündigung des verschärften Unterseebootskrieges und der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern, hinter dem drohend der Krieg steht. Als erste Frucht des Friedensevangeliums der Krieg! Es wäre zu wenig, wenn man dies tragische Ironie nennte. Man muß hier, wie so oft im Laufe dieses Krieges, an eine verborgene Macht denken, die stets bereit ist, entscheidende Fortschritte des Guten zu hemmen und die um so tätiger und genialer wird, je mehr es im Guten Ernst wird.

Es hat sich wieder ein lauter Schall erhoben: „Da seht Ihr Euren Friedensapostel!" Aber diese Rede ist nun vollends reine Torheit. Wilson ist kein Privatmann, sondern Leiter eines großen Staates. Was konnte er, nachdem er am Schlusse langer Verhandlungen für einen bestimmten Fall mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen gedroht hatte, anders tun, als diesen vollziehen, nachdem jener Fall eingetreten war? Darf man dem Manne, der in jenen Verhandlungen eine Geduld und Langmut gezeigt hatte, die ihn zum Gespött der Welt machte, nicht zutrauen, daß er diesen Schritt nur getan hat, weil er nicht anders konnte, in tiefstem Schmerze über das vorläufige Scheitern seines großen Planes? Und vergesse man doch auch hier wieder nicht: Wilson hat nirgends erklärt, daß er in *keinem* Falle Krieg führen würde. Er ist Pazifist, nicht Tolstoianer. Man bleibt näher bei der Wahrheit, wenn man die Schuld an diesem vorläufigen Scheitern des edelsten Unternehmens, das seit drei Jahrhunderten ein Staatsleiter gewagt, denjenigen zuschreibt, die ihn zu diesem Schritte gedrängt. Man mag die Entente beschuldigen, daß sie das Friedensangebot der Zentralmächte nicht anders beantwortet hat, man mag mit noch größerem Rechte Deutschland beschuldigen, das auf Wilsons Botschaft keine andere Antwort hatte als einen Schlag ins Gesicht mit der eisernen Faust; man mag dies letztere mit um so mehr Recht tun, als Wilson durch seine Note an die Kriegführenden Deutschland eine gewichtige Unterstützung geliehen hatte, sehr zum Aerger der Entente. Das alles hat jedenfalls sehr viel mehr Sinn als das Gerede gegen Wilson.

Aber das alles ist doch schließlich Nebensache. Die Hauptsache ist, daß ein Mann, der in die heutige Welt eingeklemmt ist, die Welt des Staates, des Rechtes, der Gewalt, dieser Welt seinen Zoll entrichten muß, und zwar gerade in dem Augenblicke, wo er sich am meisten von ihr entfernt hatte.

Das ist die Geschichte einer großen Tat, soweit wir sie heute überschauen können.

Und nun — was bleibt übrig? Ist alles vergebens gewesen und vielleicht schlimmer als vergebens, da nun der Friedensglaube statt eines großen Sieges eine schwere Niederlage erlebt hat?

Vergebens ist eine solche Tat nie. Niederlagen zählen im Kampfe des Guten oft mehr als Siege. Diese Wahrheit kann untertauchen, aber nicht untergehen. Sie wird wieder kommen, noch reiner, noch mächtiger.

Sie wird gerade aus dieser Erfahrung lernen, ihre größte Tiefe zu gewinnen. Der Kampf um den Frieden wird letzten Endes nicht vom Staate gewonnen werden und nicht von den Regierungen, er wird nicht gewonnen werden bloß auf dem Boden des Rechtes, so edel dieser auch ist. Er weist noch höher hinauf.

Aber damit ist nicht gesagt, daß er nicht auch auf diesem Boden geführt werden soll. Und damit kommen wir wieder zu den kleinen Völkern zurück. Sollten diese nicht berufen sein, die Fackel aufzuheben, die Wilson aus der Hand geschlagen worden ist? Und unter diesen Völkern, sollte nicht Eines hier eine besondere Berufung haben, nicht im Sinne des Hochmutes, sondern der Dankbarkeit, der ernsten Pflicht? Unsere Schweiz hat Vieles versäumt in diesen wichtigen Jahren, hat die Prüfung dieser Zeit in den höheren Dingen nicht gut bestanden. Wenn ihr eine Art Gunst des Geschickes nun wieder eine große Aufgabe nahe rückt, sollte sie nicht darnach greifen? Es ist eine sehr ernste Frage, die an sie gestellt wird. Das Licht des Friedens muß in die Höhe gehalten werden mitten in der dämonischen Finsternis dieser Tage. Wir haben nicht zu fragen, ob es viel „nütze" oder nicht, wir haben es zu halten. Jemand muß es tun. Wer es tut, wird Ehre einlegen, wer es versäumt, wird es büßen müssen. Wer es tun will, der darf nicht auf den „psychologischen Moment" warten, d. h. auf die Zeit, wo es nichts mehr zu wagen gilt, weil die Sache ohnehin ginge, er muß wagen können, er muß einen Glauben haben an die Macht eines reinen Wollens und etwas von der Leidenschaft eines solchen Glaubens. Mit Klugheit und Angst hat man noch nie große Dinge getan.

Zu dieser Aufgabe für den Augenblick gesellt sich dann die für die Zukunft. Wir müssen die Arbeit an dem Kommen der neuen Ordnung, die in der Wilsonschen Botschaft erschienen ist, aufnehmen. Diese Wahrheit ist ja nicht an Wilson oder die Vereinigten Staaten von Nordamerika gebunden. Die kleinen Völker haben hier das Programm für all ihre künftige auswärtige Politik. Sie brauchen auf kein anderes zu warten, kein anderes taugt ihnen. Hier ist die Magna Charta libertatum für alle Völker. Sie muß erstritten werden.

Das muß laut gesagt, muß auf den Leuchter gestellt werden. Um dieses Programm müssen diejenigen Menschen sich sammeln, die auf politischem Boden für die Zukunft arbeiten wollen.

Dafür werden wir freilich ein neues Geschlecht nötig haben, neu nicht im Sinn des Kalenders, sondern des Geistes, ein Geschlecht,

das frei geworden ist von der Gebundenheit an das Bestehende wie von dem revolutionären Dogmatismus, ein Geschlecht, das von dem Utopismus des Glaubens an die Materie zurückgekehrt ist zu dem Realismus des Glaubens an den Geist, das das Gute und Große nicht mehr für Mährlein hält und Gott für stärker erachtet als den Teufel. Ein neues Geschlecht, eine neue Schweiz, ein neues Europa, eine neue Welt!

Die alte geht in Blut und Flammen unter. Alle guten Geister sollten in den Kampf ziehen, um das Grauenhafte zu verhindern, das uns der Frühling bringen soll. Wenn es dann doch kommt, nun, so soll es zum Guten dienen, dennoch! Es soll dazu dienen, daß der Krieg sich selbst endgültig richtet und alles, was zu ihm gehört — auch eine falsche Religion — und erst recht Gott und der Mensch das letzte Wort behalten.

L. Ragaz.

Stülpt nicht auch Jesus Christus einen Helm aufs Haupt.

In der trefflichen Predigt, die Pfarrer Karl v. Greyerz (früher in Winterthur, jetzt in Kandergrund) an der letztjährigen schweizerischen Predigergesellschaft gehalten hat und die im Druck erschienen ist (bei G. A. Bäschlin in Bern) hält er u. a. seinen Schild über die Antimilitaristen und sogar die Dienstverweigerer. Nachdem er zu einem tatkräftigen Glauben an das Reich Gottes, das Böses durch Gutes überwindet, aufgefordert, fährt er fort:

Und weil das alles sehr leicht gesagt ist, aber nur unter viel Mißgriffen und Mißerfolgen zur Tat wird, so begreift ihr nun, liebe Zuhörer und Amtsbrüder, daß ich in Bezug auf diesen fürchterlichen Weltkrieg fast nichts sagen mag. Denn wenn irgendwo, so sind da Worte leicht und ist da die rettende Tat namenslos schwer. Nur um ein Doppeltes bitte ich euch: stülpt nicht auch Jesus Christus einen Helm aufs Haupt und drückt nicht auch ihm Granaten in die Hand, sondern erhaltet ihn euch und der ganzen Menschheit als den, der er war und ist und bleibt, der nicht andere, sonderen sich selber in den Tod gegeben hat und der gestorben ist nicht den Heldentod fürs Vaterland, sondern zur Erlösung der Welt von eben dem Wesen, aus dem aller Krieg, auch dieser Krieg, in tiefster Wurzel stammt. Und das Andere, worum ich euch bitte: verspottet, verlachet, verlästert nicht die paar Brüder unter uns, die glauben, es ihrem Christengewissen schuldig zu sein, jeden Heeresdienst verweigern zu müssen. Ich und wohl ihr alle, wir können das nicht, unser Volk und unsern Staat, unsere Eidgenossenschaft und unsere Heimat solchem Schicksal aussetzen, preisgeben. Wir kämen uns feig,

undankbar, unschweizerisch, ja unmenschlich vor. Aber das ist gewiß, daß, je mehr wir auch in diesem Stücke hinanwachsen zu dem, der das Haupt ist, Christus, wir immer mehr mit brennender Scham und wachsendem Widerwillen dieses ganze fürchterliche System des bewaffneten Friedens und des technisch organisierten Tötens verabscheuen und im Namen des Evangeliums, der gottgeschaffenen und gottgewollten Zusammengehörigkeit aller Menschen, Völker und Rassen auf internationale Verständigung und Abrüstung hinarbeiten müssen. Jedenfalls ist es unsere, der Kirche und der Theologen Aufgabe nicht, die kriegerische Gesinnung zu stärken und zu feiern und in unsern Mitchristen vor allem das Verständnis für den Militarismus zu wecken. Das ist wach genug — das schlummert in jedem Raubtier — und das wach zu erhalten, wollen wir denen überlassen, die dazu verpflichtet sind. Jedenfalls wachsen wir damit nicht zu dem hinan, der das Haupt ist, sondern bleiben eben da stehen, wo die Menschheit vor Jesus Christus schon gestanden ist und ohne ihn eben immer stehen bleiben wird. Den Staaten, den Regierungen, den gekrönten Häuptern können wir es nicht zutrauen und nicht einmal zumuten, daß *sie* die entscheidenden Schritte tun. Aber den Kirchen und allen, deren Haupt Christus ist, muß es zu einer heiligen Pflicht werden, sich die Hände entgegenzustrecken und an das, woran die Klugen und Gewaltigen dieser Welt nicht glauben, ja was viele von ihnen gar nicht wünschen, nun eben zu glauben, aber wirklich zu glauben, das heißt, davon durchdrungen zu sein, daß es sich dabei um etwas handelt, das Gott anders haben will und das darum anders werden kann und anders werden muß, so gewiß Gott, der Gott und Vater Jesu Christi, die Liebe ist und die Liebe will.

Redaktionelle Bemerkungen.

Die Fortsetzung der Serie „Neue Wege“ mußte wegen zu starkem Andrang anderen Stoffes auf das nächste Heft verschoben werden.

Wir freuen uns, die ausgezeichnete Verteidigungsrede, die *Albert Picot* für John Baudraz gehalten hat, als dieser zum zweiten Mal wegen Dienstverweigerung vor Gericht stand, unseren Lesern darbieten zu dürfen. Sie ist, wie die Anklagerede von Eduard Chapuisat, ein Muster ritterlichen und verständnisvollen Eintretens für einen Standpunkt, den man selbst nicht teilt und eine Ehre für die welsche Schweiz wie für unser Offizierskorps.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — *Manuskripte* und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — *Druck und Expedition* von **R. G. Zbinden** in Basel.



Wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor. Wie von selbst steigt der Mensch gen Himmel auf; wenn ihn nichts mehr bindet, die höheren Organe treten von selbst aus der allgemeinen gleichförmigen Mischung und vollständigen Auflösung aller menschlichen Anlagen und Kräfte als der Urkern der irdischen Gestaltung zuerst heraus. Der Geist Gottes schwebt über den Wassern und ein himmlisches Eiland wird als Wohnstätte der neuen Menschen, als Stromgebiet des ewigen Lebens, zuerst sichtbar über den zurückströmenden Wogen.

Novalis: Die Christenheit oder Europa, 1799.

Gekreuzigt und auferstanden.

Das Zeichen des Charfreitags ist das Kreuz und das Osterzeichen das offene Grab. Eins ist nicht ohne das andere denkbar. Das Kreuz und das offene Grab *** gehören zusammen.

Sie sind seiner Meister geworden. Wie sollten sie auch nicht? Er ist allein und sie sind Viele. Gegen ihn steht der Staat und die Religion, die Volkstorheit und das Versagen der Jünger. So schlagen sie ihn ans Kreuz, das heißt: sie schänden ihn so tief, als dies nur möglich ist. So *siegen* sie über ihn, sie siegen gründlich.

Es ist gut, daß sie siegen. Sie werden durch diesen Sieg hervorgelockt. Sie zeigen, wer sie sind. Der Staat enthüllt sich in Pilatus, indem er kalten Herzens, der Wahrheitsfrage höhnisch ausweichend und bloß die Machtfrage ernst nehmend, das Göttliche aus dem Wege schafft. Die Religion enthüllt sich in der Gestalt der Pharisäer und Sadduzäer, der Vertreter der Konventikelfrömmigkeit und des Kirchentums, und zeigt, wie die Religion aus frommem Eifer und frommem Machtdrang noch schlimmer als der Staat gegen Gott

wüten kann. Im Unverstand des Volkes und in der Schwachheit der Jünger enthüllt sich auf verschiedene Art die Unzuverlässigkeit der Menschen als Hüter der göttlichen Wahrheit. Sie alle werden ihres Ruhmes entkleidet. Ueber sie Alle erhebt sich das Göttliche in seiner Unbedingtheit, sodaß für immer klar wird der Unterschied zwischen ihnen und Gottes Wahrheit. Sie alle werden von dem Mann am Kreuze gerichtet. Dadurch, daß sie siegen, werden sie gerichtet.

Es ist merkwürdig, wie hier der Sieg zur Niederlage wird. Je mehr sie sich an ihm austoben, desto höher steigt er über sie empor. Gerade dies wird — o wunderbare göttliche Ironie! — der Weg ihres Gerichtes. Was sind sie nun Alle vor ihm? Was sind sie mit ihrer kühlen Macht, ihrem frommen Hohn, ihrer kirchlichen Sicherheit, ihrem Wankelmut und Unverstand vor ihm? Was sind sie Alle vor ihm, dem Einzigen, sie, die Träger der Gewalt, Herrlichkeit und Heiligkeit der Welt, vor dem Manne am Schandpfahl? Am Schandpfahl hängt der Richter der Welt. Der an Händen und Füßen Angenagelte ist der König der Geister. Das Kreuz ist seine Erhöhung. Da sie zu ihm hinaufrufen: „Ist er der König Israels, so steige er herunter vom Kreuze und wir wollen ihm glauben," ist er schon der Auferstandene.

Die Jünger aber finden ihn, da sie ihn verlieren. Als sie mit ihm waren, da waren auch sie jenem Betrug der Selbstverständlichkeit verfallen, der uns Allen so sehr die Wahrheit verhüllt. Als sie in Gethsemane schliefen, da war dies nur das paradoxeste Hervortreten eines Zustandes, worin sie sich schon vorher befanden. Ihre Augen waren gehalten gewesen, daß sie ihn nicht so sahen, wie er war, daß sie nicht wußten, was sie an ihm hatten. Jetzt da er ihnen verloren scheint, beginnt in ihnen eine Verwandlung vorzugehen. Jetzt öffnen sich ihre Augen. Jetzt beginnt ein tiefes Nachdenken über sein Wesen. Gerade daß sie ihn verlassen, verleugnet, verraten haben, weckt sie aus ihrem Schlafe auf. Sie kehren in Reue und verdreifachter Liebe zu ihm zurück, nun fest geworden gegen Welt und Tod. Am Kreuze hat seine Auferstehung begonnen, ohne das Kreuz hätte die Botschaft: „Er ist erstanden," ihre Herzen nicht vorbereitet gefunden.

Diese Botschaft war allerdings notwendig. Zum Kreuz gehört das offene Grab, zu dem Nein, das vom Kreuze her der Welt, dem Staat, der Religion zugerufen wird, das strahlende Ja eines neuen Lebens, das vom offenen Grabe ausgeht. Ueber den Sinn des offenen Grabes streiten sich freilich die Christen. Es liegt das Geheimnis der Morgendämmerung darüber. Nur eines muß allen gewiß sein und das ist freilich der Fels, auf dem das Reich Christi steht: „Christ ist erstanden; er ist Sieger über Weltmacht, Hölle und Tod." Aber jedenfalls ist das offene Grab nur vom Kreuze her verständlich.

* * *

Wir haben Christus aufs Neue gekreuzigt. Der Weltkrieg ist der Schandpfahl, woran ihn die Christenheit aufs Neue geschlagen hat. Aber auch hier ist das Kreuz die Pforte der Auferstehung.

Wieder haben die Gegenmächte gesiegt. Der Staat hat sich mächtiger erwiesen als Christus. Der Krieg, das lang angebundene, nach dem Schlachtrausch dürstende Roß, ist losgebunden über die Erde gestürmt. Die idealistisch verkeideten Losungen der Machtpolitik haben noch einmal die Geister berückt. Die nationale Selbstvergötterung hat sich in wilden Hymnen ausgetobt. Der Haß hat sich in Blut gesättigt. Die Wahrheit hat ihr Angesicht verhüllt. In dumpfem Unverstand haben die Völker sich hinreißen lassen zu dem Kreuze, an dem der Gottes- und Menschensohn hängt — auch die Christen mit ihnen!

Aber indem diese Mächte siegten, wurden sie gerichtet. Wo ist jetzt der Glanz, den sie noch vorher hatten? Sie haben noch einmal ihren Tag gehabt, aber dieser Tag, der Siegestag, wurde ihr Gerichtstag. Sie sind enthüllt. Enthüllt ist die Politik der Gewalt, enthüllt die wahre Gestalt des Krieges, enthüllt eine gottlose Kultur, enthüllt eine gottlose Religion, enthüllt der dumpfe Bann, der auf den Völkern lastet und sie zur Beute des politischen Betruges macht. Alle diese Mächte haben den Nimbus verloren, mit dem sie vorher in den Augen Vieler noch umgeben waren. Sie sind, so mächtig sie noch scheinen mögen, doch schon gestürzt. Hoch über sie erhebt sich das von ihnen verratene und gemarterte Göttliche im Menschen, und es wird ein Tag kommen, wo es siegreich vom Kreuze herniedersteigt. Ja, schon erhebt sich im tiefsten Dunkel der letzten Kreuzesstunden, wo der Schrei erschallt: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ der Sturm, der die kommende Auferstehung verkündigt. Die Stunde des wildesten Sieges der Gegenmächte ist die Stunde des großen Umschwungs.

Die Christenheit aber wird erfahren, was die Jünger einst erfahren haben. Sie hat den Meister verloren und ist eine dunkle Stunde — eine *lange* Stunde! — ohne ihn. Aber in dieser Stunde besinnt sie sich darauf, was er ihr war. In dieser Stunde lernt sie wieder, sich nach ihm sehnen; lernt sie wieder erkennen, daß er doch mehr ist als all seine Gegner, und ihn zu lieben mehr als die Welt zu besitzen. Sie hat den Herrn verraten, aber in dem tiefen Schmerze darüber wird sie mit dreifacher Liebe zu ihm zurückkehren und ihn nie mehr verraten. Was auch uns belastete, war der Bann der Selbstverständlichkeit. Wir nahmen Christus hin als etwas, was man ererbt hat, etwas, das man schätzt und von dem man doch wieder nicht weiß, ob es nicht mehr eine Last sei. Wir wußten nicht recht, wie es wäre, wenn er uns entzogen würde. Nun ist diese einschläfernde Selbstverständlichkeit dahin. Nun sehen wir mit Schrecken, wie eine Welt ohne ihn wäre. Nun taumeln wir auf und suchen ihn. Nun weinen wir mit Petrus bittere Thränen der Reue ob unserer Verleugnung. Nun müssen wir ihn neu gewinnen. Vom Kreuze her

kehrt er zu uns zurück. Das Kreuz ist der Beginn seiner Auferstehung.

Freilich muß ein Ostermorgen kommen und in neuem Licht und Leben Gottes ein: „Christ ist erstanden" durch die Welt gehen, aber diese Nacht von Gethsemane und diese Finsternis unter dem Kreuze waren der Weg dazu. Gekreuzigt und auferstanden! L. Ragaz.

Neue Wege.

2. Die Rückkehr zu Christus.

Wenn die Geschichte einst auf die Entwicklungen zurückschauen wird, die in den jetzigen Ereignissen gipfeln, dann wird sie von einem großen Abfall von Christus reden und zwar von einem Abfall vor allem der Christenheit selbst.

Auf drei Linien hat er sich vollzogen:

1. Wir haben das Reich Christi an die Welt preisgegeben.
2. Wir haben das christliche Denken durch ein unchristliches ersetzt.
3. Wir haben das eigenartig christliche Leben verloren.

1. Wir haben das Reich Christi preisgegeben.

Was ist das Reich Christi? Es ist einmal ein Reich, ein wirkliches Reich. Das bedeutet: es ist nicht bloß eine Idee, eine abstrakte Wahrheit, die einzig im Reiche des Gedankens wohnt, sondern eine Wirklichkeit, eine Ordnung der menschlichen Dinge von ganz bestimmter Art, die so wirklich und tatsächlich ist wie ein weltliches Reich, wenn auch im übrigen von jedem solchen der Art nach von Grund aus verschieden. Wir können vielleicht den Sachverhalt am besten ausdrücken, wenn wir sagen: die Sache Christi ist nicht eine Religion, sondern eine Politie. Es gleicht insofern durchaus dem römischen Reiche; nur daß an Stelle des römischen Volkes das Gottesvolk tritt, das aus dem Geiste Christi geborene Volk, das einer höheren Ordnung angehört als die erdgeborenen Völker, an Stelle des auf dem Palatin thronenden Cäsar der unsichtbar der neuen Menschheit nahe Christus, an Stelle der Gewalt die Liebe, an Stelle der Knechtschaft die Freiheit, an Stelle der Herrschaft der Weltkräfte die Herrschaft der Gotteskräfte. Wer an Christus glaubt, der nimmt nicht bloß irgend eine schöne Lehre an, die man gelegentlich zur Schau trägt wie ein Paradekleid, oder die man im Innersten des Gemütes verbirgt, ohne daß dadurch das Gesamtleben eines Menschen wesentlich verändert würde, er tritt vielmehr aus einer Wirklichkeit in eine andere ein, er gibt ein Bürgerrecht auf, um ein anderes zu erwerben. In eine neue Ge-

meinschaft tritt er ein, neue Ordnungen erkennt er an, neue Rechte bekommt er und neue Pflichten, eine neue Heimat wird ihm zu teil.

Es ist ein Reich, ein sehr genau bestimmtes, ein geistig geartetes, das aber doch auch sichtbar ist und auf Sichtbarkeit hindrängt. Es ist aber auch ein übernatürliches Reich. Das bedeutet, daß es nicht von der bloßen Natur ist, nicht aus Fleisch und Blut geboren, sondern von einer höheren Art und Ordnung. Es erhebt sich über die bloße natürliche Gemeinschaft der Menschen: Ehe, Familie, Volk, Rasse, und hebt seine Bürger über die Zugehörigkeit zu diesen durch die Natur gebildeten Gemeinschaften empor. Es schafft damit dem Menschen eine neue Lebensmöglichkeit, erschließt ihm ein neues Land. Gerade an diesem Punkte tritt die ungeheure Umwälzung, die das Christentum bringt, besonders deutlich hervor. Das Heidentum bindet den Menschen an die natürliche Welt. Sein Leben erschöpft sich in Familie und Volk. Auch seine Religion führt im Grunde nie ganz über die Natur d. h. die gegebene Welt hinaus. Er ist ein Gefangener der natürlichen Gemeinschaften. Er gehört ihnen mit seinem ganzen Wesen an. Das Christentum rettet ihn aus dieser Haft und vollbringt damit die größte Freiheitstat der Geschichte, eine Freiheitstat, mit der keine politische Revolution an Tragweite verglichen werden kann. Es nimmt ihn nicht aus den natürlichen Gemeinschaften weg, aber es hebt sein wesentliches Leben an einen Ort empor, der darüber liegt. Damit schafft es zugleich eine Gemeinschaft umfassendster Art. Denn wenn die natürlichen Unterschiede die Menschen trennen, so werden sie durch ihre höhere Bestimmung verbunden. Weil diese das Wesentliche ist, so besiegt die Einheit die Trennung. Der Universalismus ist dem Christentum eingestiftet, das Reich Christi ist nicht ein Reich, sondern das Reich, das Menschenreich. Und so will es dem Menschen auch übernatürliche Kräfte und Gaben erschließen, das heißt: Kräfte und Gaben, die nicht bloß dem entsprechen, was die Natur spendet, was den uns geläufigen Ordnungen des Weltwesens entspricht, sondern die eben einem neuen Sinn und Wesen, einer neuen Ordnung, einem neuen Reich entsprechen. Es will ihnen Sieg verleihen über die Mächte, die die natürliche Welt beherrschen, über Armut, Krankheit und Tod so gut wie über Selbstsucht, Machtgeist, Sünde und Verlorenheit. Und so will es selbst siegreich vorwärts dringen, über alle Weltmächte und Weltordnungen hinweg, einem neuen Aeon entgegen, zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde, wo unter einer völligeren Gottesherrschaft der Mensch völliger zu sich selbst kommt, weit über das hinaus, was jetzt ist und gilt, der Menschwerdung Gottes entgegen.

Das ist das Reich Christi. Es ist ein Reich wie die Weltreiche sind und zugleich ihr Gegenteil — ein neues Reich, das Reich, wo nicht mehr das Zeichen des Tieres gilt, sondern das des Menschensohnes, wo alle die Zwangsordnungen, die aus dem Reiche der Natur emporsteigen, versinken vor der „herrlichen Freiheit der Söhne Gottes“ und im Namen Gottes der Mensch Herr ist.

Das ist das Reich, von dem Jesus die Jünger beten lehrt: „Es komme!" Es war das Hochgefühl der alten Christen, daß sie ihm angehörten, daß sie das neue Volk seien, „ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk . . . einst kein Volk, nun Gottes Volk." Sie blieben Glieder des römischen Reiches, aber sie gehörten wesentlich zu einem andern Reich. Sie verweigerten dem Cäsar das Opfer, nicht aus irgend einer Idee, sondern weil sie einen andern König hatten. Die langen folgenden Jahrhunderte blieb dies die selbstverständliche Voraussetzung alles christlichen Denkens und Tuns. Ein Christ war in erster Linie Bürger des Reiches Christi, nicht Angehöriger eines Volkes oder gar „Staatsbürger". Er schenkte der Familie und dem Vaterland seine natürliche Liebe, aber seine höhere, wesentliche Liebe galt einer anderen Welt. Mochte dieses Reich Christi noch so sehr in das Jenseits des Grabes verlegt werden, es blieb auch für das Diesseits das Allwichtige. Dieses Reich Christi auf Erden darzustellen, war die gewaltige Idee des mittelalterlichen Katholizismus, sie ist noch heute das, was dem Katholizismus Leben und Lebensrecht verleiht. Die Kirche wollte Theokratie, Christokratie[1]) auf Erden sein. Sie war es wohl auch zeitweilig, wenn auch nur auf schattenhafte Weise. Sie machte in bitterem Ernste und unter gewaltigen Kämpfen den Versuch, alles Leben dem Gesetz Christi zu unterwerfen. Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit, soziales Leben, Staatsleben — alles sollte sich zu einer Ordnung fügen, worin Gott Fundament und Giebel wäre. Sie erwarb sich das unermeßliche Verdienst, die Menschen über die natürlichen Reiche und natürlichen Bindungen hinweg zu einem geistigen Reiche und einer geistigen Gemeinschaft zu vereinigen. Sie hat die Menschen durch ihr Dasein und oft auch durch ihr Eingreifen vor der Tyrannei der natürlichen Ordnungen geschützt. Sie hat so die Idee der Menschheit dargestellt, den Menschen vertreten. Man wird diese Tatsache und ihre Bedeutung eines Tages noch besser als heute verstehen.

Wir wissen nun allerdings nur zu gut, daß die Kirche, in der Absicht, das Reich Christi auf Erden darzustellen, selbst ein Weltreich geworden ist, eine Mischung von Weltreich und Gottesreich, die zu einer großen Verderbnis wurde. Auch ruhte das ganze System auf geistigem Zwang. Die Reformation hat darum Recht gehabt, wenn sie leidenschaftlich auf Verinnerlichung drang. Sie wich zurück, um anzugreifen. Sie lockerte den Griff, womit die mittelalterliche Kirche das ganze Weltleben umklammert hatte. Sie gab die Welt frei. Wissenschaft, Kunst, Wirtschaftsleben, Staat sollten auf sich selbst gestellt werden, freilich so, daß ihr Zusammenhang mit Christus gewahrt bliebe. Eine Preisgabe des Reiches Christi an die Welt war nicht gemeint. Die Reformatoren trennen das Reich der menschlichen Gerechtigkeit von dem Reich der göttlichen Gerechtigkeit, die iustitia civilis von

[1]) Gottesherrschaft, Christusherrschaft.

der iustitia spiritualis. Aber selbstverständlich ist ihnen das Zweite die unvergleichliche Hauptsache. Sie geben dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber selbstverständlich ist ihnen das große Anliegen, daß Gott gegeben werde, was Gottes ist. Der Begriff des Staates in unserm heutigen Sinn ist für sie noch gar nicht vorhanden, von irgend einer Staatsfreudigkeit keine Rede. Der „Staat" ist ein notwendiges Uebel, um der menschlichen Sünde willen, zur äußerlichen Ordnung des Zusammenlebens und zum Schutz vor wilder Zuchtlosigkeit, aber nicht die Heimat für die Seele des Christen. Er hat auch für die meisten Bürger nicht soviel zu bedeuten, insofern sie dazu wenig mitzureden haben. Auch Luther, wenn er Obrigkeit und Krieg verteidigt, ist weit davon entfernt, diese christlich zu verherrlichen, sondern betont, in fast tolstoischer Weise, daß es für wirkliche Christen Krieg und Obrigkeit nicht gibt. Das alles ist eine ganz andere Stimmung und Denkweise, als was sich heute auf die Reformatoren beruft.

Aber es ist durch die Bresche, die geschlagen worden war, breit in die Welt eingezogen. Zu dem Geiste der Reformation gesellte sich der Geist der weltlichen Renaissance, dessen bewußtes oder unbewußtes Streben war, die christliche Lebensauffassung zu zerbrechen. Die Geschichte der modernen Welt vom sechszehnten Jahrhundert an ist eine fortschreitende Befreiung des Weltlebens von der Kirche. Aber die Befreiung von der Kirche wird zum Teil Befreiung vom Christentum. Wissenschaft, Kunst, Wirtschaftsleben, Sittlichkeit, Staat — sie alle versuchen immer mehr, ohne den Gottesglauben auszukommen und bloß mit dem Gedanken der „Natur" zu arbeiten. In der Wissenschaft setzt sich der Mechanismus und mechanische Evolutionismus durch, im Wirtschaftsleben die gegenseitige Ausbeutung, der „Kapitalismus", im Staatsleben die „Realpolitik". Aber fast bedeutsamer noch als diese Entwicklung ist, daß das Christentum selbst sich immer mehr der Welt ergibt. Das Reich Christi rückt nun erst recht ins ferne Jenseits oder ins Innere der Seele. Die Welt gehört der Welt. Die natürlichen Ordnungen erheben immer größere Ansprüche auf den Menschen. Ein Christ ist vor allem ein guter Gatte, Familienvater und Bürger. Das Christentum rückt wesentlich unter den Gesichtspunkt, daß es für die Erhaltung und Mehrung dieser natürlichen Gemeinschaften nützlich sei. Neben die konfessionelle Trennung tritt die Spaltung in die nationalen Christentümer, die kaum mehr nach einander fragen. Der Universalismus geht verloren. Der Christ ist nun in erster Linie Bürger und erst in zweiter Linie Christ. Der Staat nimmt nicht mehr mit dem Leibe und der „menschlichen Gerechtigkeit" vorlieb, er verlangt den ganzen Menschen, verlangt auch die Seele, legt Beschlag auf sein Gewissen. Der Christ seinerseits sieht den Staat nicht mehr als notwendiges Uebel an. Er wird staatsfreudig, er schenkt dem Staat seine Begeisterung, auch die religiöse, er geht ganz in ihm auf, geht mit ihm durch dick und dünn. Da infolge der demokratischen Entwicklung der Staat eine immer größere Rolle im

Leben des Menschen spielt, so bleibt, wenn man dem Kaiser alles geben will, was er verlangt, für Gott wenig mehr übrig. An Stelle des Christen tritt der „Staatsbürger". Und so begeistert sich der Christ auch für den Krieg, feiert darin religiöse Erhebungen. Kurz: die Welt verdrängt das Reich Christi. Und da die Welt infolge dieser Entwicklung sich ins Chaos auflöst, löst sich das an die Welt gebundene Christentum ebenfalls auf. Die Christen gehen mit ihren Staaten. Das staatliche Band erweist sich stärker als das christliche, das Natürliche siegt über das Uebernatürliche. Und so erleben wir das Schauspiel, daß die „Gemeinschaft der Heiligen", die im Glaubensbekenntnis der Kirche steht, nichts mehr gilt, wenn die Gemeinschaft des Blutes in Frage kommt, daß unser gemeinsames Christentum keine Rolle spielt, wenn wir uns politisch entzweien. Wir sind nicht in erster Linie Christen, sondern Deutsche, Franzosen, Engländer. Ist das etwa selbstverständlich? Ist es nicht herzzerreißender, schamloser Abfall von Christus?

Dieser Abfall erstreckt sich auf alle Kirchen und Parteien. Die katholische Kirche hat in der Katastrophe durchaus nicht besser bestanden als der Protestantismus. Sie hat sich nicht als eine die Völker zusamenhaltende Kraft erwiesen. Innerhalb des Protestantismus aber hat sich das positive Christentum nicht besser gehalten als das liberale. Es ist dem Schreibenden besonders schmerzlich gewesen, dies feststellen zu müssen. Er hat es stets als einen großen Vorzug des positiven Christentums betrachtet, daß es gegenüber einer drohenden Verflachung durch Rationalismus und Naturalismus den übernatürlichen Charakter des Christentums festgehalten und damit seine weltüberwindende Kraft gerettet habe. Mag es dabei in der Art und Weise, wie es das Uebernatürliche zu behaupten sucht, vielfach fehlgegriffen haben, oft zu eng und ängstlich gewesen sein, so gehorchte es doch einem richtigen Instinkt der Wahrheit. Aber was hilft es, wenn man das Uebernatürliche im Dogma, in der religiösen Theorie behauptet, es aber in der Praxis preisgibt? Das aber ists, was wir dem positiven Christentum unserer Tage vorwerfen müssen. Es ist genau so verweltlicht, wie irgend eine „freiere" Richtung. Es erstirbt in Ehrfurcht vor dem Staat und nicht nur vor dem Staat, sondern auch vor dem Krieg und dem Macht- und Gewaltprinzip, kurz, vor den naturhaften Mächten, vor der Welt. Ja, man kann es seit längerer Zeit deutlich beobachten, daß die Welt ihm teurer ist als das Reich Christi. Wer die religiösen Heiligtümer des Christentums antastet, wer die Grundwahrheiten, ohne die dieses nicht bestehen kann, bestreitet, wer von der Christusgestalt nur einen kümmerlichen Rest mehr übrig läßt, das Evangelium „zeitgeschichtlich" wegerklärt und Gott zu einer philosophischen Idee verblassen läßt, der kann diesen „Positiven" ein lieber Mann sein, falls er nur die geltenden weltlichen Ordnungen unangetastet läßt, wer aber im Namen Gottes gegen diese Welt auftritt, die das echte Evangelium selbst in so schroffem Gegensatz zum

Reiche Gottes stellt — wehe ihm! Mag er dies noch so sehr um Gottes willen tun, mag er noch so fest auf dem Boden der alten christlichen Wahrheit stehen, er ist in den Augen dieser „positiven“ Christen ein gefährlicher Mensch, ja ein Ungläubiger, Gottloser. So würde die Positivität dieses Christentums also wesentlich in der Erhaltung gewisser weltlicher Ordnungen bestehen? Daß wir vor einem solchen positiven Christentum keine Achtung haben können, brauchen wir nicht zu versichern. Es scheint uns ein ärmliches Beginnen, diese oder jene biblische Erzählung vor der Kritik zu retten und dabei dem Cäsar zu opfern. Es scheint uns ein testimonium paupertatis, sich an Waffenruhm und Waffenhelden zu begeistern und dann wieder vor scheinfrommen Redensarten irgend welcher Mächtigen dieser Erde in Dankbarkeit zu ersterben, als ob Gott aufs äußerste stolz sein müßte, von so hohen Herrschaften begönnert zu werden. Die völlige Abwesenheit der Empfindung dafür, wo wir es mit echter Religion (im besten Sinne des Wortes!) zu tun haben und wo bloß mit einem Zerrbild, ist das traurigste Zeichen der Veräußerlichung und Verkümmerung dieses Christentums. Gewiß gibt es ein positives Christentum besserer Art und das, was dieses hüten will, bleibt bestehen, aber seine Durchschnittsform ist Christus nicht näher als irgend eine andere Form des Christentums.

Wir haben das Reich Christi an die Welt preisgegeben.

2. Wir haben das eigenartig christliche Denken durch ein unchristliches ersetzt.

Der Vorgang, der sich auf dem Gebiete der Gesamtorientierung des Christentums vollzogen hat, muß wohl nach der Regel des Zusammenhangs der Lebenserscheinungen eines Organismus seine Analogie im Theoretischen haben. Wenn das Reich Christi an die Welt preisgegeben wird, so kann das eigenartig christliche Denken nicht unberührt geblieben sein.

Was heißt denn „christliches Denken?“ Wir haben zu zeigen versucht, daß das Reich Christi übernatürlich sei, d. h. nicht bloß im Himmel bestehend, aber über die bloß natürlichen Gegebenheiten hinausgehend. Ein eigenartig christliches Denken wird also ein solches sein, das geeignet ist, diese Welt zu erfassen und zu verstehen. Von diesem aber ist nun zu sagen, daß es uns in erschreckendem Maße abhanden gekommen ist.

Wir haben diese Seite der Entwicklung schon vorhin nebenbei angedeutet. Mit dem Zerfall der mittelalterlichen Kultur kam ein Denken auf, das bloß mit der Welt, d. h. der Natur rechnete. Es ließ bei der denkenden Bearbeitung der Wirklichkeit immer mehr Gott aus dem Spiele. Es versuchte die Erscheinungen aus dem Wirken „natürlicher“ Kräfte zu erklären. Als solche verstand es auf dem Gebiete der Naturwissenschaft im engeren Sinne des Wortes immer entschiedener die materiellen, rein mechanisch zu fassenden Vorgänge, auf dem Gebiete der sog. Geisteswissenschaften aber den höheren oder

niederen Naturtrieb. Ein Hereinwirken einer höheren Welt lehnte dieses Denken immer entschiedener mit Heftigkeit, ja Leidenschaft ab. An Stelle des zweckvollen göttlichen Schaffens trat eine sich selbst genügende, aus ihren eigenen Mitteln lebende „Entwicklung". Das strenge „Gesetz", das alle Wirklichkeit beherrschte, schien jede schöpferische Freiheit, göttliche wie menschliche, auszuschließen, und in einer solchen Welt des materiellen oder physischen Mechanismus bleibt für die lebendige Seele kein Raum.

Auch dieser Vorgang hatte ein Stück Recht. Das mittelalterliche System mit seiner Beherrschung des Denkens durch die äußere Autorität mußte zerbrechen. Es soll uns niemand im Verdacht irgend eines Dunkelmännertums haben. Es hätte sich auch eine Wissenschaft denken lassen, die bloß im Bewußtsein ihrer Schranken der Gottesfrage ausgewichen wäre, wissend, daß sie mit ihren Mitteln gar nicht an das tiefste Wesen und letzte Geheimnis der Wirklichkeit reiche, und einer anderweitigen Betrachtung der Dinge Raum gebend. Aber in solchen Schranken blieb dieses Denken nicht. Es trachtete nach Alleinherrschaft, es wollte Himmel und Erde umspannen, das letzte Wort der Erkenntnis sprechen. So kam zuletzt jene sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung zustande, die für Zahllose eine neue Religion war, an die sie so fest glaubten, wie nur je Anhänger einer Religion an deren Credo. Diese Weltanschauung kannte, wie gesagt, keine andern Wirklichkeiten, als die der Welt, d. h. der natürlichen Gegebenheiten. Sie mußte also Gott, mußte Christus leugnen.

Im Gefühl der Gefährlichkeit dieser Denkweise wandte sich das Christentum gegen sie und es entstand jener sogenannte Kampf zwischen Glauben und Wissen, der die Geistesgeschichte der letzten Jahrhunderte ausfüllt. Das Christentum gehorchte dabei einem richtigen Instinkt, aber es machte den Fehler, sich zu ängstlich an alte Denkformen zu klammern und das Heil im Rückwärtsblicken zu suchen. Das neue Denken besaß in wesentlichen Punkten eine einleuchtende Wahrheit. Wer konnte auf die Länge Kopernikus, Kant, Laplace, Lyell, Darwin ablehnen, *bloß* ablehnen?

So drang denn auch dies Denken ins Christentum ein und führte hier zu einer Umwälzung bis auf den Grund. Es fiel vor ihm das alte religiöse Bild der Natur und Geschichte dahin. Das *Uebernatürliche* im alten Sinne löste sich auf. Es kam überall das Bestreben auf, das Walten Gottes in den natürlichen Ordnungen des Weltlaufs zu erkennen, es darauf zu beschränken. Das Wunder wurde in dieser Welt zum äußerst mißtrauisch betrachteten Fremdling. Auch in der „heiligen Geschichte" mußte alles möglichst „natürlich" zugegangen sein, möglichst nach dem uns geläufigen Schema des Weltgeschehens. An Stelle Gottes trat die Religion, an Stelle seines schaffenden Waltens die religiöse Entwicklung, an Stelle des heiligen Geistes, der aus den Propheten redet, die religiöse Genialität, an Stelle des Wunders das Naturgesetz, kurz, an Stelle Gottes der Mensch und an

Stelle des übernatürlichen Gottesreiches eine geistdurchstrahlte, geistbelebte Welt.

Wir wollen nicht Unrecht tun und nicht zu rasch urteilen. Diese ganze geistige Bewegung hat gewiß ihre Notwendigkeit und ihren Segen gehabt. Sie hat die Welt von allerlei Düsternis und Wahn befreit, hat auch die heilige Geschichte lebendiger, im besten Sinne menschlicher gemacht. Aber bei aller Anerkennung dieser Tatsache müssen wir uns doch darüber klar sein, wohin dieser Weg uns zuletzt geführt hat. Was ist aus der Natur geworden? Eine alles verschlingende Maschinerie. Was aus der Geschichte? Eine ins Ziellose gehende Kulturentwicklung. Was aus Gott? Ein letztes Wort für das Bestehende. Was aus Jesus? Ein religiöser Heros der Vergangenheit. Was aus dem Reich Gottes? Ein verklärender Schimmer über der blassen Kulturentwicklung. Was aus der Bibel? Ein Buch voll wuchernden Mythus.

Wir müssen uns klar sein, daß dieses Denken mit der Aufhebung Christi endet. Denn es hebt die übernatürliche Welt auf. Das eigenartig christliche Denken ist anders geartet. Es rechnet mit einem Gott, der Macht hat über die Welt, der sie schaffend verändern kann, der nicht eingesperrt ist in die sogenannten Gesetze der Welt, sondern sich in freien Taten kundtut. Es rechnet mit Wirklichkeiten, die über die uns geläufigen Weltwirklichkeiten hinausreichen, es kennt eine besondere Welt, die ihre besonderen Ordnungen und Erscheinungsformen hat, es weiß von Möglichkeiten, die dem Weltverstand als Unsinn erscheinen. Sein Reich Gottes hat selbständige Art und Kraft. Es ist nicht bloß ein dünner erbaulicher Anhang des Weltwesens, es hat eigene Existenz und Macht. Sein Christus ist nicht bloß ein großer Mensch, sondern das Licht und Leben Gottes in Menschengestalt, „der Weg, die Wahrheit und das Leben,“ das Unbedingte, das die Welt richtet und rettet, das A und O, der Anfang und das Ende der wahren Geschichte. Nicht eine religiöse Entwicklung kennt es, sondern eine Geschichte des wirklichen Offenbarwerdens Gottes unter den Menschen. Nicht auf Religion kommt es ihm an, sondern auf Gottes Wirklichkeit. Nicht glaubt es an eine endlose Entwicklung, sondern an ein Hindrängen der Geschichte auf letzte Entscheidungen und an einen Christus, der lebendig durch die Geschichte schreitet und in diesen Entscheidungen mit Macht und Klarheit hervortreten wird als das Ende der Wege Gottes.

Was ist von dieser Welt unter den Händen der modernen Theologie übrig geblieben? Sie ist verschwunden. Wir haben uns allerdings lange freundlichen Täuschungen hingegeben. Wir haben geglaubt, Stück für Stück von der übernatürlichen Welt, worin das Christentum sein Leben hatte, aufgeben oder gegen ein „natürliches“ Ersatzstück umtauschen zu dürfen und immer noch genug übrig zu behalten, ja sogar durch solches Aufgeben falschen Reichtums reicher zu werden. Es soll auch gar nicht geleugnet werden, daß dies in gewissem Sinn auch der Fall war. Religiöser Fortschritt vollzieht sich immer

durch Vereinfachung, durch Sammlung auf das Wesentliche, er führt durch scheinbare Verarmung zur Bereicherung. Aber doch nur dann, wenn die übernatürliche Welt festgehalten wird, sei's auch mit neuen geistigen Mitteln, auf freiere und einfachere Weise. Wie aber, wenn diese Welt sich auflöst? Wenn eine Theologie kommt, die das Paradoxe ins Banale auflöst und das eigentlich Umwälzende des Evangeliums auf „historischem" Wege beseitigt, es zeitgeschichtlich „erklärt" und damit unwirksam macht? Wie, wenn eine Theologie kommt, die Christus aus der Verkörperung des Unbedingten zu einer Gestalt verwandelt, die in die geschichtlichen Relativitäten gebannt ist und mit ihr vergeht? Wie, wenn eine Theologie kommt, die mit in E. W. aus dem Evangelium von Christus und seinem Reiche alles streicht, was den Maßstäben unserer „Kultur" nicht entspricht, alles, was unsere gegebene Welt wesentlich überragt? Dann haben wir wieder Abfall von Christus und zwar diesmal Abfall im *Denken*. Dann steht am Ende das Nichts. Ein folgerichtiges Denken und mehr noch ein klares Empfinden wird es deutlich erkennen.

Vor diesem Nichts sind wir heute mit unserem Durchschnittsdenken, besonders dem unserer Theologie, angelangt. Wir sind mit unserem Latein zu Ende. Es ist unbegreiflich, wie Viele fortwirtschaften, ohne von der durchdringenden Schärfe dieser Erkenntnis erschüttert zu werden. Sie leben von Brocken, die übrig geblieben sind, sie schreiten auf einer dünnen Decke, die jeden Augenblick einbrechen kann.

Es gibt nur ein Entweder-Oder: Entweder ist Christus nicht die Wahrheit, oder unser Denken muß umkehren.

3. Wir haben aber auch das eigenartige christliche *Leben* verloren.

Es ist wohl von vornherein anzunehmen, daß bei einer solchen Entfernung von Christus auf dem Gebiete der praktischen Gesamt-Orientierung und des christlichen Denkens das eigenartig christliche *Leben* nicht gedeihen konnte. Es mußte ja der Atmosphäre und des Erdreiches entbehren, worin allein es sich hätte entfalten können.

Tatsächlich ist denn auch hier eine erschreckende Entfernung von Christus eingetreten. Wir können, was hier geschehen ist, wieder mit den Ausdrücken bezeichnen, die sich uns auch schon bisher aufgedrängt haben: Verweltlichung und Entseelung.

Das wahrhaft christliche Leben muß sich entsprechend dem Grundcharakter des echten Christentums aus übernatürlichen Quellen nähren und in übernatürlichen Wirkungen äußern. Es gehören dazu wohl vor allem: Glauben und Liebe, Glauben an eine übernatürliche Welt und übernatürliche Liebe.

An beiden sind wir zuletzt grenzenlos arm geworden.

Der *Glaube* an Kräfte einer höheren Welt hat dem Glauben an die Kräfte *dieser* Welt Platz gemacht. Wie die Seele der Geschlechter, die die Luft dieser letzten Jahrhunderte geatmet haben, traten nach und nach an Stelle des Bildes Christi, der am Kreuze sterbenden

Liebe, die doch stärker ist als die Welt, eine Reihe von grausamen Götzen. Da kam zuerst in der äußeren Politik der Machiavellismus, der sich in der neuesten Zeit als „Realpolitik" einen gewissen idealen Schimmer zulegte, damit der Glaube an den Götzen der reinen Gewalt, der Verzicht auf Christus im Verhältnis der Völker zu einander. Es kam im Wirtschaftsleben der Kapitalismus, dies Prinzip der gegenseitigen Ausbeutung, wieder ein Verzicht auf Christus in einer zentralen Angelegenheit der Menschen, und dafür das Bekenntnis zum Götzen Egoismus. Es kam in der Natur- und Geschichtsbetrachtung der Darwinismus, der Glaube an den Krieg als treibende Kraft aller Entwicklung, den Götzen des Blutes. Immer tiefer drang dieser dreifache und doch eine Glaube in die Seelen ein und gestaltete die Verhältnisse.

Davor mußte die Liebe weichen; denn die Liebe stammt aus dem Glauben — zum mindesten kann sie nicht leben ohne einen ihr entsprechenden Glauben. Wenn nun der Glaube sich von Christus ab den Götzen zuwendete, wie hätte die echte christliche Liebe bestehen können? Es mußte eine andere Liebe aufkommen, die Liebe zu der Welt, die durch jene Götzen vertreten war: Liebe zum Geld, zur Sinnlichkeit, zu sich selbst, vielleicht zur Familie, zum Volk. Diese Liebe mußte mächtig anschwellen. Sie mußte etwas vom Feuer des Unbedingten annehmen, mußte Religion werden. So bekamen wir jene maßlosen Steigerungen des Mammonismus, der geschlechtlichen Sinnlichkeit, des Egoismus, des Patriotismus, die zuletzt im Weltkrieg ihre Auslösung gefunden haben.

Der echt christliche Glaube ist in einer andern Welt verankert und so auch die echt christliche Liebe. Sie wendet sich einer andern Art von Wirklichkeit zu. Sie reicht über den natürlichen Trieb, die natürliche Antipathie und Sympathie hinaus. Sie ist universalistisch. Die grenzenlose Armut an dieser Liebe, in die wir geraten sind, offenbart uns der Weltkrieg. Nicht daß es keine solche Liebe unter uns gäbe oder gegeben hätte, aber sie ist eine vereinzelte Erscheinung, sie ist nicht die uns umgebende Atmosphäre, sie ist keine Weltmacht, wie sie es in einigen großen Zeiten der christlichen Geschichte gewesen ist. Gerade in dieser Beziehung erscheint uns ja heute die Welt Christi oft fast als ein Märchen. Von dieser Seite gesehen erscheint der Weltkrieg vielleicht am allergreulichsten als Zeichen des Abfalls von Christus.

Aber wir sind überhaupt seelisch arm geworden in einer Welt des Mechanismus, der Hetze, des wilden Kampfes. Wir müssen von vielem, was mittelalterliche Seelen empfanden, sagen, daß wir zu seelenschwach sind, um es zu fassen. Indem wir uns an gewisse groben Oberflächenwahrheiten der Welt verkauften, ist uns vieles von den höchsten Wahrheiten des Christentums fremd oder halbfremd geworden. Wir sind auf falschen Wegen weit, weit davon abgerückt — in einen großen Abfall.

Die Folge dieses Abfalls ist der Weltkrieg. Darin aber stürzt nun auch diese Welt des Abfalls, diese Welt, die sich Christus entgegenstellte, zusammen. Das stellt sich doch wohl für jeden, der mit jenen großen Gedanken über Ziel und Verlauf der Geschichte im Herzen, die mit dem Christusglauben verbunden sind, in dieses Geschehen hinausschaut, als der tiefste Sinn der ganzen Katastrophe dar. Sie ist das Schlußwort einer bestimmten Entwicklungsstufe des Reiches Gottes. Der Kampf zwischen diesem und dem Weltreich hat zu dieser äußersten Spannung geführt. Mitten im vermeintlichen Siege bricht das Gegenreich zusammen und das Reich Christi steigt auf, in neuer Gestalt, zu neuer Macht und Herrlichkeit. Dem Abfall folgt die Rückkehr zu Christus.

Auch sie ist nicht unvorbereitet. Es haben in der Entwicklung, die zum Abfall führte, auch Kräfte gewaltet, die umgekehrt Christus zutreiben. Wie wir mehrfach betont haben, mußte ja das alte christliche System zerfallen. Die Kirchenform des Reiches Gottes hat ihre Zeit gehabt. Dieses mußte sich in größerer Freiheit entfalten und mit einem ebenfalls in dieser Freiheit sich entfaltenden Weltreich den Kampf aufnehmen. In all dem heißen Schaffen, all der heftigen Gärung der Jahrhunderte, die zuletzt dem Abfall zutrieben, ist auch eine Linie erkennbar, wo die neue Gestalt des Reiches Christi sich heranbildete. Das religiöse Denken hat, mit der Philosophie im Bunde, darnach gerungen, die neue Gestalt der Welt, die aus dem Zusammenbruch des alten Denkens aufgestiegen war, mit dem Gottes- und Christusglauben zusammenzudenken, beide zu einer tiefen und großen Einheit zu verbinden, und sie hat es nicht ohne mächtigen Erfolg getan. Das neue Denken erwies sich in manchen Punkten geeigneter als das alte, Christus zu fassen, und die neue Wissenschaft und Philosophie, die außerhalb der Kirche erwuchs, war doch nicht ohne Gott, ohne Christus. Der sittliche Geist des Christentums, der Leitung der Kirche entronnen, machte sich auf, die zunächst gottlos, christusfrei gewordene Welt in Freiheit für Gott und Christus zu erobern. In vielen heißen und ruhmvollen Feldzügen errang er herrliche Siege. Er setzte eine Sittlichkeit durch, die nicht anders kann, als mit Grundgedanken des Christentums zu rechnen, besonders mit dem von ihm in die Welt gebrachten von dem unendlichen Wert der Seele, oder, wie wir sagen, dem unbedingten Wert des persönlichen Lebens. Er versuchte das zerfallene Völkerleben durch umfassende sittliche Ideen zu einigen und ließ über ihm den Gedanken eines Völkerrechtes aufleuchten, das doch wenigstens eine Erinnerung an ein über der Gewalt liegendes Reich ist. Er hat nie ganz aufgehört, den Krieg zu bekämpfen. Er hat den Staat aus dem Gewaltstaat in den Rechtsstaat und Wohlfahrtsstaat überzuführen versucht. Er hat im Familienleben echt christliche Ideale mit Hartnäckigkeit vertreten und davon nicht abgelassen. Er hat dem Kapitalismus den Sozialismus entgegengestellt. Er hat überhaupt, nachdem er in mannigfachster Gestalt gegen alle Art von Elend die helfende und rettende Liebe Christi in

Gestalt von Einzelpersonen und Einzelbestrebungen aufgeboten hatte, als neuerwachtes soziales Gewissen und Solidaritätsgefühl die ganze Gesellschaft wieder mit Liebe zu durchdringen und durch Liebe zu erlösen versucht. Dabei hat er in der Tiefe eine neue Welt geschaffen, die freilich noch von winterlicher Kälte bedeckt, aber bereit ist, hervorzubrechen, wenn die Frühlingsstürme brausen und die Frühlingssonne scheint und ein Auferstehungsruf durch die Welt geht. Es ist darum eine notwendige Ergänzung zu dem, was wir über den tiefsten Sinn der Weltkatastrophe gesagt haben — freilich eine paradoxe und Vielen anstößige Behauptung — wenn wir sagen, daß es gerade das stille Drängen dieses neuen Lebens gewesen sei, was die Katastrophe erzeugt habe, daß also in diesem Sinne Christus ihr Urheber sei, indem *sein* Stoß eine Welt in Trümmer warf, die *seinem* Reiche im Wege stand.

Jedenfalls gilt, daß unsere Rettung und Hoffnung in *diesem* Reiche besteht. Der Weg zu ihm kann selbstverständlich nur durch eine *Umkehr* gefunden werden. Wir werden, besser gesagt, auf denselben Wegen zu ihm vordringen müssen, auf denen wir von ihm abgefallen sind, aber in der entgegengesetzten Richtung.

Wir werden also zuerst und vor allem das Reich Christi wieder gegen und über das Weltreich setzen und zwar einmal als ein wirkliches Reich und sodann als ein übernatürliches, das heißt: ein über die bloß natürlichen und weltlichen Ordnungen hinausgehendes. Christus muß *zuerst* kommen; wer überhaupt zu ihm gehören will, der muß ihm zuerst und wesentlich gehören. Es wird gewaltig der Ruf erwachen: „Niemand kann zweien Herren dienen; ihr könnt nicht Christus dienen und dem Fürsten dieser Welt.“

Das wird eine große Umwälzung bedeuten, eine völlige *Umkehrung* der Denkweise, die in den letzten Jahrhunderten zur Herrschaft gelangt ist und uns dahin gebracht hat, wo wir jetzt stehen. Sie bestand, wie wir uns erinnern, darin, daß das Reich Christi allmählich nur noch ein Anhang des Weltreiches wurde. Man war zuerst Gatte, Berufsmensch, Bürger und dann, oft in weitem Abstand, auch noch Christ, soweit dafür noch Raum blieb in der Herberge. Hier also muß die völlige Wendung einsetzen: Christus zuerst oder überhaupt nicht. Dieses Entweder-Oder muß die Losung sein, die uns in den großen Kampf führen soll, der entscheidet, ob Er Wahrheit sei oder nicht, ob Er recht habe oder die Welt.

Diese Umkehrung schließt ein, daß die *Welt* ihr Recht *auch* bekommen soll. Die Natur soll ja nicht vernichtet, sondern erlöst werden. Dabei soll auch dem Gesetz des *Wachstums* im Reiche Gottes in Ehrfurcht sein volles Recht gewahrt bleiben. Es handelt sich nicht darum, die Familie aufzuheben, davon ist natürlich nicht die Rede. Es handelt sich aber auch nicht darum, den Staat einfach abzubrechen, die Rechtsordnung zu beseitigen. Es handelt sich sogar nicht darum, sozusagen dogmatisch alle Anwendungen von Gewalt abzutun. Diese Dinge mögen noch aus allerlei Gründen, auf der

Oberfläche liegenden oder sehr tief verborgenen, ein Recht haben, vielleicht für lange. Es kann mit der Revolution, die durch Christus im Prinzip gesetzt ist, sehr wohl eine Evolution in praxi verbunden sein. Darüber braucht grundsätzlich kein Streit zu walten. Notwendig scheint uns nur — und das kann allein der Streitpunkt sein — die völlige Umkehrung der Orientierung. Mögen Staat, Recht, Gewalt noch so viel vorläufiges Recht haben, das, worauf es uns ankommen muß, ist das Reich Christi, das Reich der Freiheit und Liebe der Söhne Gottes. Wir mögen Staat, Recht, Gewalt an ihrem Orte gelten lassen, also dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, wir mögen ihnen sogar in diesem Sinne unsere Hilfe angedeihen lassen, unsere Arbeit widmen, aber das Wesentliche, unser eigentliches Ziel, ist ein neues Reich, das Reich, wo Gewalt und Zwang aufhören und Geist und Gnade herrscht, eben das Reich Christi. Nicht der Staatsbürger ist unser Ideal, sondern der Gottesreichsbürger. An dieser Stelle haben wir Posto zu fassen, hier fest zu werden, von hier aus der Welt zu helfen. Und wenn die Weltmächte zeitweilig mit ihren Ansprüchen alles zu verschlingen drohen, dann müssen wir erst recht, und dann vielleicht in schroffer Einseitigkeit, das höhere Leben vertreten, Christus vertreten. Immer aber und überall müssen wir das Uebernatürliche gegen die Tyrannei der natürlichen Bindungen geltend machen. Das Familienleben ist gut und soll durch Christus erhöht und erlöst werden — gerade darum aber ist es nötig, daß es ein Höheres gab als das Familienleben, und daß wir über ihm stehen und Christus mehr lieben als Vater und Mutter. Das Volkstum ist gut und soll durch Christus erhöht und erlöst werden — gerade darum ist nötig, daß es etwas Höheres gebe als das Volkstum, daß wir über ihm stehen und Christus mehr lieben als das Vaterland. Die Welt ist, insofern sie Gottes Schöpfung ist, gut und soll durch Christus erhöht und beseligt werden, aber gerade darum ist nötig, daß es etwas Höheres gebe als die Welt, daß wir über ihr stehen und Christus mehr lieben als die Welt. Wenn das Reich Christi Nebensache wird und die Welt die Hauptsache, dann geht die Welt zugrunde, sie wird gerettet, wenn das Verhältnis umgekehrt wird. Das ist die Grundparadoxie des Lebens.

Wir müssen zum Zweiten wieder das eigentliche christliche Denken zurückgewinnen. Zurückgewinnen? Vielleicht ist besser zu sagen: neu gewinnen. Denn noch einmal: es handelt sich nicht um irgendwelche reaktionäre Absichten. Im Gegenteil: nur im Vorwärtsdringen werden wir dieses Bessere ergreifen können, allerdings bei ernstlicher Beachtung vergangener Erkenntnisformen.

Es ist gerade das neue Leben, das schon seit einiger Zeit auf dieser Spur geht. Die sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung ist ein Bau, der mächtige Risse zeigt und dem Einsturze nahe ist. Die gründlicheren Geister gerade unter den wissenschaftlichen Denkern wenden sich mit Unwillen von der Meinung

ab, als ob durch Worte wie „Natur", „Naturgesetz", „Entwicklung" etwas über den letzten Grund und Sinn der Wirklichkeit gesagt sei. Scharfe Augen können vielleicht schon jetzt erkennen, wie aus dem Zerfall dieses scheinbar für die Ewigkeit gefügten „modernen" Weltbildes ein neues auftaucht, das dem echten christlichen Glauben und Hoffen ungleich besser entspricht. Diejenige Philosophie der Gegenwart, die trotz allen Verkleinerungsversuchen doch den Anspruch machen darf, die der Zukunft zu sein und dem Denken unabsehbare neue Aussichten zu öffnen, kann man geradezu eine Philosophie des Glaubens an einen lebendigen Gott nennen. Es zeigt sich allerorten wieder die Lust und Notwendigkeit, die Materie aus dem Geist, das Tote aus dem Lebendigen, die Teile aus dem Ganzen, die Notwendigkeit aus der Freiheit, die Welt aus Gott zu erklären, statt umgekehrt. An Stelle einer Betrachtung von unten her tritt wieder eine Betrachtung von oben her. Allenthalben bricht die Erkenntnis durch von der Oberflächlichkeit vieler Urteile und Denkformen, die uns lange selbstverständlich schienen, allenthalben erwacht ein neuer Sinn für die Tiefen der Wirklichkeit. Das alles muß einer bessern Erfassung der Wahrheit Christi zu Nutzen kommen. Schon dämmert sie von ferne auf. Schon fangen wir an, zu verstehen, daß das Unbedingte wirklich in die Geschichte eingehen kann. Schon tritt an die Stelle der Entwicklung der Religion wieder die Offenbarung Gottes, an die Stelle der Religion Gott und an die Stelle der religiösen Psychologie das Suchen Gottes. Schon begreifen wir besser das Walten eines lebendigen Gottes in der Geschichte. Wir fangen an zu verstehen, daß die Welt dort noch nicht zu Ende ist, wo unsere Denkwerkzeuge vorläufig versagen. Die Möglichkeit einer Welt, die sich über der uns geläufigen Welt erhöbe und auch da und dort mit gewissen Aeußerungen in sie hineinträte, wird auch Menschen von freiestem Geiste verständlich. Was der Christus ist und was eine Geschichte, die unter seinem Zeichen steht, wird da und dort wieder klar. Stück für Stück erwachen in dieser Zeit des furchtbaren Erdbebens alte, halb erstorbene Grundwahrheiten des Christentums. Es naht eine große Auferstehung Christi auch im Denken!

Deutlicher wird Vielen sein, daß das eigentlich christliche L e b e n sich aus der Entartung und Erstorbenheit wieder erhebt. Man darf ja mit Zuversicht sagen, daß mitten im Zusammenbruch des „Christentums" die Sache Jesu einen Ernst und eine Wichtigkeit gewonnen hat und auf eine Weise in den Mittelpunkt alles Denkens gerückt ist, wie noch nie, seit dem Kreuz auf Golgatha und dem Ostermorgen, ja vielleicht überhaupt noch nie. Das ist ein großer Trost, ein Trost, der schon allein genügt, uns mitten in den Schrecken dieses Weltunterganges immer wieder zuversichtlich zu stimmen, ja, hoch aufatmen zu lassen vor Freude ob dem göttlichen Kind, das aus diesen Geburtswehen erstehen wird. Jetzt

ist jede lebendige Seele vor die Frage gestellt, was von beiden gelten soll: die Welt der Gewalt und des Hasses, die Welt des Tieres, die Welt des Krieges und Höllenwesens oder die Welt Jesu, die Welt der Liebe und Freiheit, die Welt des Menschen, die Himmelswelt auf Erden. Noch nie ist das neue Testament so die Chronik der Tagesereignisse gewesen. Die Götzen, die sich an Stelle Christi gesetzt hatten, sind erblaßt, sie wanken auf ihren Altären. Erschüttert ist der Glaube an die Gewalt. Wie wir schon lange nicht mehr an den Darwinismus glauben, insofern er das letzte Wort der Erklärung für die Entwicklung der Natur sein wollte, und die „gegenseitige Hilfe" dafür als mindestens so wichtig erachten wie den „Kampf ums Dasein", so glauben wir auch nicht mehr an die Realpolitik und nicht mehr an die Notwendigkeit, das wirtschaftliche Leben auf das Spiel der verschiedenen Egoismen zu gründen. Einige mögen freilich tun, als ob sie mehr als je davon glaubten, aber es ist kein froher Glaube mehr, sondern ein Glaube der Verzweiflung. Wer noch an Licht und Hoffnung glaubt, wendet sich von den Götzen ab und Gott zu, dem Gott, der in Christus uns begegnet.

Aber in den Schmerzen und Freuden der Umkehr merken wir erst recht, wie weit wir auf den falschen Weg gekommen sind, und wie weit der Weg ist, den wir nach der andern Richtung zu gehen haben. Wir sind arm geworden, sehr arm, arm an Glauben, arm an Liebe, arm an Seele, arm an Gott, arm an wahrer Menschlichkeit, arm an Christus. Langsam werden wir wieder in die Wahrheit hineinwachsen müssen, immerfort neue Armut, aber auch neue Wahrheit entdeckend, nach und nach erstarkend, nach und nach den Weg des Lebens deutlicher sehend. Wir werden eine falsche Kultur bis auf den Grund abbauen, werden überall an Stelle der Technik die Seele, an Stelle der Sache den Menschen setzen. Wir werden nach und nach jene Quellen aufgraben, aus denen ein Leben gelebt werden kann, das über die Natur hinausliegt, von dem her die Wunder jenes Glaubens und jener Liebe getan werden können, von denen allein eine wahre Menschenwelt lebt. Wir werden Christus wieder finden, neu finden, und in ihm die Wiedergeburt der Welt.

Inzwischen — sagen wir es noch einmal! — sind wir arm. Wir müssen diesen Sachverhalt mit aller Schärfe festhalten. Noch ist Vorfrühling. Noch ist im Walde kein frisches Grün. Noch heult bloß der Sturm über das Land. Noch fehlt die Kraft, daß die neue Welt geboren werde. Noch ist Wartezeit. Wir müssen zunächst unsere Armut recht ergründen, sie durchleben, durchleiden, all ihr Elend empfinden. Noch muß falscher Reichtum weg. Noch fehlt uns der Geist, der das Reich Christi den Menschen als kraftvolle Wirklichkeit hinstellt, vor der jede andere erblaßt. Noch fehlt uns jene neue strahlende Erkenntnis Christi, die wir nötig

haben, wenn wir weiter leben, neues Leben gewinnen sollen. Noch rinnen die Quellen nicht, in denen ein neuer Frühling des frommen Lebens erblühen soll. Wir warten auf Offenbarung. Nur sie kann uns weiter helfen, nicht unser Grübeln und Suchen, am wenigsten unsere Gelehrsamkeit. Es muß uns neues Licht geschenkt werden, Gottes Herz muß sich wieder auftun über der Welt mit neuer Ausgießung seiner Wahrheit; sonst gehen wir in Finsternis verloren.

So ist es die Zeit des Suchens Christi. Darin besteht vorläufig zum guten Teil unsere Rückkehr zu ihm. Es ist die Zeit der Entbehrung. Und doch spüren wir, daß diese Armut auch selig ist, seliger als ein gewisser Reichtum. Uns leuchtet in der Seele die Verheißung, daß den „geistlich Armen" das Himmelreich gehört. Wir sind nicht bloß im Suchen, wir haben auch schon gefunden, finden stetsfort. Wir wandeln zwar noch nicht in der Sonne, aber wir grüßen mit der Seele den Morgen. Gewiß ist das Dunkel tief und es kann eine Zeitlang noch tiefer werden, aber das Dunkel ist am tiefsten, kurz bevor der Tag anbricht. Die Not ist furchtbar, aber wo die Not am größten ist, da ist Gott am nächsten. Sie war am größten in Gethsemane und auf Golgatha, aber da war auch der Ostermorgen nahe. L. Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sieg, der die Welt überwindet.

Die Weihnachtsmesse 1916.

Wieder sammeln sich an diesem Weihnachtsmorgen die Christen der Erde an der Krippe in Bethlehem, wo sie in der zarten Gestalt eines Kindes die Ideen anbeten, denen diese Christen — in den kämpfenden wie in den nichtkämpfenden Ländern — während der letzten Jahre in Gedanken, Worten und Taten von Weihnachten zu Weihnachten untreu gewesen sind. Das Weihnachtslicht erreicht nur schwach diejenigen, die so im dunklen Lande wohnen. Wieder fühlen wir mit großem Schmerz den Gegensatz zwischen den Wirklichkeiten der Erde und der Hoffnung der Weihnachten, daß den Völkern das Joch ihrer Bürden zerbrochen werden soll. Schwach ist der Glaube, mit welchem unsere Lippen die Worte nachsagen, daß aller Krieg mit Sturm und blutigem Kleide von Feuer verzehrt werden soll. Nur wenige wagen auf die Herrschaft zu hoffen, die groß werden soll und deren Frieden kein Ende. Die Menschen, die sich jetzt in Kirchen und Bethäusern sammeln, haben nur geringe Kraft, ihre Herzen zu erheben bei dem Gruß des Engels von der großen Freude, die allen Völkern widerfahren soll.

Zwar gibt es noch solche, die auf die Verheißung hoffen, daß der Weihnachtsfürst die zerknirschten Herzen heilen, den Gefangenen Freiheit und den Zerschlagenen Erlösung predigen soll. Aber diese fassen die Worte nur in dem Sinne, daß sie selber von der Zerknirschung der Reue aus dem Gefängnis der Sünde erlöst werden sollen; sie empfangen sie nur als Verheißungen von Erlösung an die einzelnen Seelen. Sie haben nie die tiefe Freude verstanden, welche die Weihnachtsbotschaft denjenigen brachte, die ihre Verheißung von dem bleibenden Frieden auf Erden empfingen. Deshalb sind die bittersten Erfahrungen des großen Krieges ihnen entgangen. Sie haben für die Tatsache die Augen zumachen können, daß die geweihten Verkündiger des Christentums in allen Ländern die Möglichkeit geleugnet haben, daß Jesu Geist das Leben der Staaten durchdringen könnte — daß sie die Kriegspflicht verherrlicht, die Waffen gesegnet und das Feuer des Völkerhasses glühend erhalten haben. Noch an diesem dritten Weihnachtsfest wird man selten in Kirchen und Bethäusern den Geist Jesu finden. Aber er offenbart sich vielleicht an beiden Seiten eines Schützengrabens, wo die miteinander Kämpfenden schon die verflossenen Kriegsweihnachten gezeigt haben, daß der Völkerhaß kein natürlicher Seelenzustand ist. Im Gegenteil haben die Kämpfenden, von der Weihnachtsstimmung ergriffen, zusammen Lieder gesungen, einander Weihnachtsgaben beschert und am heiligen Abend mit dem Kampfe aufgehört, den sie — hätten sie selber bestimmen können — nie mehr hätten aufnehmen wollen!

Aber in Kirchen und Kapellen wird man heute nur um einen Friedensschluß beten, der Sieg über den Feind bedeutet; um die Kraft, die zum Aeußersten im Kriege aushält. So verwunderlich ist die Möglichkeit des Menschenherzens, sich selbst zu täuschen, daß die meisten, die zu dieser Morgenstunde in Andacht versunken sind, sich selbst die rechten Weihnachtsfeierer wähnen, weil sie das Kind in der Krippe als Gottes eingeborenen Sohn, als Erlöser der Welt begrüßen!

An alle diese hat man das Recht, den Vorwurf zu richten, daß sie Jesus mit ihren Lippen ehren, während ihre Herzen ihm und seiner Verkündigung fern sind; die Verkündigung, daß Gott alle Menschen als seine Kinder liebt, und daß Gottes Gebot an diese Kinder vor allem lautet: Liebet einander!

Die Kirchenlehre trägt die Schuld an der tiefen Ohnmacht des Christentums, die Welt zu besiegen. Sie hat den Schwerpunkt von dem Verhältnis der Menschen zu Jesu eigener Lehre verrückt und ihn in die Christuslehre der Kirche verlegt. Die Seligkeitslehre der Kirche läßt die Menschen in dem Erdenleben nur einen Vorhof zu der himmlischen Herrlichkeit erblicken, während die eigene Lehre Jesu uns hieß, die Ankunft des Reiches Gottes auf Erden zu fördern. Der Wille Gottes, um dessen Erfüllung er die Menschen beten lehrte, war die Verwirklichung der Liebe, des Friedens, der Gerechtigkeit unter den Menschen. An diese Möglichkeit glaubte Jesus selbst mit dem Glauben,

von dem er zeugte, daß er Berge versetzen kann. Diejenigen, die trotz allem in dieser Zeit die Hoffnung auf die Ankunft dieses Liebes- und Friedensreiches erhalten haben, sind die Erbnehmer dieses Glaubens. Sie werden oft — von den Kirchenchristen — Heiden genannt, aber während des Weltkrieges hat sich nur in ihren Herzen die Liebe zu Jesus von Nazareth brennend gehalten. Nur sie haben den gebrochenen Ton in seiner Stimme vernommen, als er von dem einen Jünger verraten und von dem anderen verleugnet wurde. Nur sie haben in seinem Antlitz die Trauer gesehen, als seine Seele zum Tode betrübt war. Diejenigen aber, die ihn noch immer als ihren Heiland bekennen, sind taub wie Steine gewesen, als er vor der Tür stand und an ihren haßharten Herzen klopfte. Sie haben wie die Kriegsknechte kalt gestanden, wenn Jesu Kreuz an unzähligen Schädelstätten wieder errichtet wurde. Sie haben in all den Gedankenschmieden gearbeitet, wo die Nägel geschaffen wurden, mit denen man wieder am Kreuze die Füße befestigt hat, in deren Spuren der Friede den Kriegsgequälten hätte nahen können, und die Hände, die einmal ausgestreckt wurden, die ersten Glieder einer Brüderkette zu formen. Dadurch, daß man Jesus über das Zeitliche erhoben hat, hat man sich gegen den störenden Eingriff seiner Lehre in den Weltverlauf und die Staatsbildung gesichert. Der Geist, der von dem Kampf der Völker ums Dasein nichts wußte, aber nur von der Kindschaft aller Menschen in einem Vaterhaus, ist den Völkerführern heutzutage ebenso unbequem wie einst den Schriftgelehrten und den Pharisäern.

Aber dieser im Weltkriege aufs neue Gekreuzigte hat wieder begonnen, die Herzen der Menschen zu sich zu ziehen. Diejenigen, die schon längst den Glauben an Christum, den Heiland, gelassen haben, lauschen wieder Jesu, dem Verkündiger. Sie fühlen, daß er die Wahrheit gegeben, die für das Zusammenleben der Menschen auf Erden am unentbehrlichsten ist. Während der Selbstzerstörung der Völker in der Form des Weltkrieges hat das Uebermaß des Grauens immer mehr Menschen zu der Einsicht geführt, daß die Entchristung der Völker durch immer tiefere Mammonisierung und Militarisierung das Gleichgewicht zwischen den beiden Grundgesetzen des Lebens — der Selbstbehauptung und der Selbstentsagung — derart gelöst hat, daß dieses gestörte Gleichgewicht sich als die innerste Ursache des Weltkrieges darstellt. Schon unsere nordischen Vorfahren bildeten die tiefe Mythe, der Tod Balders sei der Anfang der Götterdämmerung. Diejenigen, die nicht meinen, daß die Verkündigung Jesu die alleinbegreifende und endgültige Offenbarung vom Wege zum Leben ist; diejenigen, die vergewissert sind, daß der Entwicklung des Einzelnen wie der der Völker die mutige Selbstbehauptung, die vielseitige Kraftentfaltung ebenso unentbehrlich ist wie die opferwillige Liebe; diejenigen, die an keinen solchen Frieden glauben, der das Gesetz aufheben würde, daß der Kampf ein Mittel der Entwicklung ist — diese sind es jetzt, die daran erinnern müssen, daß die Menschheit ebenso wenig die

Wahrheiten entbehren kann, für deren Verkündigung Jesus sein Leben ließ. Nicht nur für die einzelne Seele, sondern auch für die Völker gilt, daß der Geist mehr ist als die Formen; daß die Seele einen Wert hat, den keine weltlichen Erfolge ersetzen können; daß die reinste Macht, die ein Mensch ausüben kann, die ist: seine Mitbrüder lieben, der Gerechtigkeit dienen und die Wahrheit suchen.

Seine größte Macht übt ein Mensch aus, wenn er für die Hoffnung, den Glauben und die Liebe, von denen er gelebt hat, in den Tod geht. Dann sind wir Zeugen des Durchbruches der ewigen Mächte in die Zeitlichkeit. Und dieser Durchbruch verliert nicht seinen Wert als Offenbarung des Göttlichen, wenn auch der Glaube und die Wahrheit, für welche man sich opfert, später als Irrtümer angesehen werden. Um so mehr behalten solche Opfer ihre wunderbare Kraft, wenn sie wegen der Wahrheiten geschehen, die durch alle Zeiten lebendig bleiben, und die einmal nach dem anderen vom Weltverlauf als ewig bestätigt worden sind.

* *
*

Während der Zeit, die dem Weltkrieg vorherging, waren die geistigen Wirklichkeiten übersehen, in dem Lebensführen der Einzelnen wie der Staaten. Man verstand die Lehre nicht, daß nur das Leben selbst der Sinn des Lebens sein kann; daß an dem Punkte in der Ewigkeit, wo das Menschengeschlecht steht — mit dem großen Unbekannten hinter sich und dem großen Unbekannten vor sich — es keine andere Aufgabe geben kann als diejenige, daß ein jeder Mensch sein Erdenleben auf möglichst reiche Weise lebt, um so seine Stufe an dem Wege zu bilden, wo unser idealschaffendes Vermögen uns zu einem beständigen Steigen treibt. Nur wenn das Erdenleben als ein Ewigkeitswert an sich gefaßt wird — und nicht als eine kurze Prüfungszeit für eine nach dem Erdenleben kommende Seligkeit — werden die Menschen dazu angetrieben, alle ihre Kräfte darauf einzusetzen, in diesem Dasein das Göttliche hervorzuarbeiten, anstatt wie bisher die Erde ein Schlachtfeld bleiben zu lassen und dem Leben nach dem Tode alle dunklen Rätsel des Daseins anheimzustellen. Nur wenn unser Erdenleben uns ein ebenso wesentlicher Teil der Ewigkeit wird wie der Teil, der vorherging, und der Teil, der folgt — dann erst betrachten wir wirklich das Leben aus dem Gesichtspunkt der Ewigkeit. Dann können wir vor den Geheimnissen des Todes still stehen, wenn wir wissen, daß wir unseren Erdentag so verwendet haben, daß er wert ist, in den großen, hier von uns nur geahnten, Zusammenhang eingefügt zu werden.

Aber nicht dieser heilige Lebensglaube war es, der die Lebensführung der Menschen während der Jahrzehnte vor dieser Sündflut leitete. Sie handelten nach der seelenlosen Lebenslehre, die mit der Summe der Mittel, die sinnlichen und geistigen Genüsse des Erdenlebens zu steigern, die sogenannte Entwicklung unseres Geschlechts mißt.

Der Wille der Seele zum Wachsen wurde nicht wahrgenommen; die ideale Sehnsucht, das Dasein umzuschaffen — um der Seele mehr Raum zu verschaffen — wurde verhöhnt. Was man die Fortschritte der Kultur nannte, geschah unter einem immer unerträglicheren Lärm, der die Völker daran hinderte, den Stimmen zu lauschen, die wie flüchtende Schwäne über herbstliche Gewässer klagten, als sie ihren Geist heimatlos gefunden in dieser immer mehr nach außen gewendeten Kultur, die nur nach neuen Möglichkeiten fieberte, die neuen Bedürfnisse zu befriedigen, die sie unablässig schuf, die aber den Ewigkeitswerten des Lebens keinen Platz bereitete. Die Menschen werden immer weniger, die nur dann in ihrem Dasein einen Sinn sehen, wenn dieses eine Aufgabe, ein Beruf, ein Kampf, ein Sieg für Ideale ist; die in dem Winkel vom Weltall, in der Sekunde von der Ewigkeit, die uns das Leben gibt, ein Licht zünden; diejenigen, die für dieses Ziel ihr Leben leben und ihren Tod geben. Und doch wird nur der Tod ein Ton in einer nach ewigen Gesetzen gebauten Symphonie, wo das Opfern und das Leiden für die Harmonie ebenso unentbehrlich sind wie das Besitzen und das Glück. Das Geschlecht vor der Sündflut wollte das Opfern, das Leiden und den Tod nicht bejahen, und deshalb mangelte es ihm an Heiligkeit in seiner Lebensberauschung, an Andacht in seinem Glück, an Treue in seinem Besitzen. Weder als Einzelmenschen noch als Mitglieder ihres Volkes faßten sie das Leben als den rechten Gottesdienst des Menschen. Aber den wenigen, die so taten, war es schon zur Erfahrung geworden, daß man in dieser Weise eine Tiefe erreicht, wo sich die Wurzeln des Lebensglaubens und die des Jesuglaubens zusammenflechten. Dem einen Glauben wie dem anderen ist das Wesentliche, „Gottes Reich" zu verwirklichen, und zwar zuerst dadurch, daß sie die Friedensbotschaft des Weihnachtens verwirklichen. Diejenigen, die in dem Wahn leben, daß die Friedensgläubigen den Krieg hassen, weil er ihnen Lebensgenüsse, ja, das Leben selbst raubt, sie vergessen, daß unsere Zeit uns sowohl christliche als nichtchristliche Friedensfreunde zeigt, die gewillt sind, für den Frieden zu leiden und zu sterben. Ringsum in der Welt gibt es schon eine neue Gesellschaft, deren Eifer es ist, den Kriegsgott vom Altar des Vaterlandes zu stürzen. Die Kriegsgläubigen, welche die Friedensgläubigen verhöhnen und verfolgen, gleichen den Menschen im Römerstaate, welche die Christen als gottlos umbrachten. Die Kriegsgläubigen der Gegenwart sind ebenso stockblind für den neuen Glauben, vor dem der Nationalismus — in der Form des Militarismus und des Mammonismus — fallen wird. Dieser neue Glaube stellt gegen diese Mächte das erste Gebot: „Du sollst keine anderen Götter haben vor dem Gott, der eine geistige Macht ist, eine Macht, die wir berufen sind, in der Bildung des Erdenlebens, im Verlauf der Weltentwicklung zu offenbaren, wo jetzt die Geistesarmut und die Gottabwesenheit auch aus den Gedanken edler Seelen reden und sich auch in hohen Kulturwerten verbergen."

Wir sehen tagtäglich, daß diejenigen, die sich noch die Jünger Jesu nennen, ihn nie in Geist und Wahrheit empfangen haben. Seine einzigen echten Nachfolger sind diejenigen, die in ihren Gedanken, Worten und Taten von ihrer Gewißheit zeugen, daß die Menschheit seiner Liebeslehre nachleben muß, damit der Friede auf Erden zur Wirklichkeit werde. Für die auf diese Weise Glaubenden ist das Friedensproblem bei all seiner Schwierigkeit doch einfach.

Aber wer kann dafür blind sein, daß diese Liebeslehre während neunzehnhundert Jahren verkündigt worden ist, ohne daß sie eine lebensgestaltende Macht bei anderen Naturen als bei den natürlich Jesuähnlichen geworden ist? Denkt man diese Erfahrung durch, dann versteht man, daß die Liebeslehre des Christentums mit einer andern Wahrheit zusammenarbeiten muß, nämlich mit der Wahrheit, daß die Menschennatur Kraft- und Machtausübung auch in anderen Richtungen bedarf als nur in der zu lieben, zu dienen und zu opfern. Wenn die Menschenliebe und der Friedenswille nur niedrige Begierden, nur selbstsüchtige Triebe zu bekämpfen hätte, dann dürften diese Mächte verhältnismäßig leicht siegen können. Aber sie sind auf andere, heilige Grundkräfte der Menschennatur gestoßen, die nicht einmal die Güte und die Friedsamkeit zügeln dürfen. So hat Streit entstehen müssen zwischen der Selbstbehauptung der Individuen und der Völker einerseits und dem anderseits alle Selbstsucht — nicht am wenigsten die Selbstsucht im Kleid der Vaterlandsliebe — verurteilenden Geist Jesu. Der Gegensatz zwischen *Jesu Lehre* und dem neuerwachten *heidnischen Staatsbegriffe* ist so tief, daß er sog. Christen dazu gebracht hat, Jesu als Richtschnur des zwischenvölklichen Machtkampfes zu verleugnen!

Weil aber der heidnische Staatsbegriff der Gegenwart die allerhöchsten Forderungen an den Opferwillen der Einzelmenschen stellt, vor allem während des Krieges, können die Friedensglaubenden ihn nicht allein mit der Verkündigung von dem Wert der christlichen Ideen bekämpfen. Auch der Krieg zeigt im höchsten Grade den Willen der Menschen, zu lieben, zu dienen, auch zu opfern — aber nur für das eigene Land. Die Stärke der Friedensgläubigen ist, daß das Christentum die Opfer der Einzelnen für die *ganze Menschheit* verlangt, während die Staaten diese Opfer für die Machtkonkurrenz des eigenen Staates mit anderen Staaten verlangen. So sind Volksführer in einer so wahnwitzigen Sinnlosigkeit stehen geblieben wie der, daß der Opfergedanke des Christentums für antichristliche Ziele gebraucht wird. Aber so schneidend ist diese Paradoxie, daß sie erweckend gewirkt hat. Die Menschen werden von Tag zu Tag gezwungen, immer mehr die Notwedigkeit einzusehen, zwischen den Ideen des Christentums einerseits und dem Weltmachtwillen anderseits zu wählen. Aber es gibt auch einen dritten Weg: der, eine Gleichgewichtlage der Völker zu bilden, wo die Wahrheiten des Christentums nicht weggeworfen zu werden

brauchen, weil sie die volle Kraftentfaltung der einzelnen und der Völker hemmen, wo vielmehr die Friedsamkeit und der Machtwille jedes sein Recht bekommt. Diese Gleichgewichtslage wird von den Friedensfreunden gesucht, die nicht der Ansicht sind, daß die Friedensfrage nur durch das Nachleben der Liebeslehre gelöst werden kann, sondern daß dieses Nachleben im Gegenteil in einer gemeinsamen und alle vereinenden Rechtsordnung der Völker möglich wird. In dem Gottesreich, von dem wir träumen, muß die ganze Menschennatur für ihre besten Kräfte Raum finden, die bald einander zügeln, bald einander steigern müssen. Ein Friedensreich, wo kein Wetteifer mehr wäre, wo kein Kampf entstünde, wo sich keine Gegensätze brächen, da gäbe es auch keine Ziele zu erreichen, da herrschte das Stillstehen. Aber dies ist das Undenkbare ebensowohl wie das Unausstehliche. Die Friedensfreunde träumen also nur von der Veredelung der Kampfmittel. Selbst die Tatsache, daß die Friedensapostel oft unter sich über den Weg zu ihrem gemeinsamen Ziel streiten, zeigt es, wie schwer es dem Menschen in seiner irdischen Begrenzung ist, die Wahrheit anders denn als Stückwerk zu sehen. Wollen aber die Friedensfreunde mit religiösem Ernste ihrem Ziel dienen, dann dürfen sie den Teil der andern an der Wahrheit nicht verkennen. Die eine Gruppe sieht am klarsten, daß die nationale Kraft- und Machtentfaltung in einem Reich der Liebe und des Friedens, wo das Lamm neben dem Wolfe weidet, nicht aufhören kann oder darf; daß die Machtentfaltung der Völker wie die der Individuen fortgehen muß, und daß die einzige Möglichkeit, die Schwerter zu Pflugscharen umzuschmieden, darin besteht, für eine solche zwischenvölkliche Rechtsordnung zu arbeiten, daß sie einem fortgesetzten Taumel ringender Kräfte Raum gibt, doch ohne daß diese Kräfte mit den Mitteln des Krieges oder auf Kosten des Rechts anderer ihren Sieg suchen.

Die andere Gruppe betont am stärksten — bald aus rein christlichen, bald aus psychologischen Gesichtspunkten — daß die wesentliche Friedensarbeit nicht an Schreibtischen und auf Kongressen, nicht auf Rednerbühnen und im Vereine geschieht, sondern da, wo der Friedensglaube die Menschen zu demselben Opferwillen treibt wie der Kriegsglaube. Dieser erhält immer noch seine Glut und seinen Glanz von den Millionen, die da sterben, um ihr Land zu schützen, dessen blinde Hauptmänner nie ein anderes Mittel, das Vaterland zu bewahren, gewahr wurden, als das, dessen Söhne in den Tod zu senden. Der Friedensglaube vermag nicht, diese Blinden sehend zu machen — in Bezug auf die Möglichkeit, das Vaterland mit andern Mitteln als den des Krieges zu bewahren und zu stärken — ehe auch dieser Glaube Blutzeugen schafft. Denn nur der Glaube, der den Mut gibt, für den Glauben zu sterben, besitzt die Kraft zu bekehren. Immer noch werden edle Jünglinge dazu getrieben, in dem Glauben an den Krieg als das letzte Mittel für den Bestand, die Macht und die Ehre des Vaterlandes zu sterben. Wenn andere edle Jünglinge aus demselben

Grund gewillt sind, ihr Leben für den Frieden zu lassen — dann erst wird die Friedensbewegung voller Ernst.

Und deshalb ist zweifelsohne die am meisten zukunftsbildende Kraft die, welche in all den kriegführenden Ländern eine geringe Anzahl dazu getrieben, den Kriegsdienst zu verweigern. Eine geringe Zahl, von denen einige erschossen worden sind und andere diese Weihnachten im Gefängnis zubringen, weil sie in ihrem Willen, den Krieg zu überwinden und den Frieden zu schaffen, so brennend sind, daß sie mit den Gesetzen, welche die Völker gestiftet, um die Verteidigungstauglichkeit zu bewahren, in Streit geraten sind, Gesetzen, die in allen Ländern ihre Gültigkeit haben, weil kein Volk noch den Versuch gewagt hat, durch Abrüstung den Friedenszustand einzuleiten. Diese Maßregel muß auch unwillkürlich eine den Völkern gemeinsame sein. Die Friedensfreunde, die über die Wirklichkeit denken, befinden sich also in einer Lage, wo es zwischen dem Friedenswillen und dem Verteidigungswillen keine andere Brücke gibt als die, welche vom Vaterlandsgefühl gebaut wird. Ist dieses lebendig, muß es uns zu demselben Handeln für die Sicherheit des Vaterlandes mahnen wie für unsere eigene, wenn wir gegen Gewalttäter ein Schloß vor unsere Tür setzen. Aber dieser Bedarf des Landes an Schutz schafft nun für viele junge Männer mit ebenso lebendigem Friedenswillen einen äußerst schmerzvollen Kampf zwischen zwei Pflichten. Es ist gar nicht zu verwundern, daß sich immer mehr Menschen vor dem Weltkrieg — wo eine Frontvertiefung von einem Kilometer den einen Tag mit vielen tausend Leben gewonnen wird, um den andern Tag zwischen neuen Leichenwällen wieder verloren zu werden — sagen daß die wahnsinnigen Schlachtopfer des Krieges nur dadurch aufhören können, daß die Opfer sich weigern, sich schlachten zu lassen. Die Wehrpflicht — die man vor fünfzig Jahren als einen unerhörten Fortschritt in der Richtung des Weltfriedens ansah, in Vergleichung mit den angeworbenen Heeren — hat statt dessen gezeigt, daß sie die Greuel des Krieges vertausendfacht und sie zum äußersten verlängert hat. Sie ist jetzt eine unmenschliche Gewalt der Staaten über die Gewissen der Einzelnen, eine Gewalt von der Stärke, daß sie vielleicht nur durch ein zielbewußtes Martyrium aufgehoben werden kann.

Weil kein Volk allein zu handeln wagen kann, wenn es der Abrüstung gilt, gehen alle Völker bis auf weiteres wie die Tiere in ihren Gitterkäfigen unter der Zwangsvorstellung herum: daß der Friedenszustand unmöglich ist, daß man also für den Kriegszustand handeln muß. Und auf diese Weise bestätigt man diesen, während er mit jedem Tag abnehmen könnte, wenn man statt dessen für die Ankunft des Friedens zu handeln wagte. Vielleicht wird die Jugend, die nach dem Kriege übrig ist, die Kraft gewonnen haben, die Gitter herunterzubrechen? Bis auf weiteres sieht man diesen Weihnachtsmorgen,

wie alle die vorhergehenden, die Scharen über den Gesang der Engel an die Hirten gerührt werden, aber die Rührung schwindet mit dem Ausgangslied aus der Kirche oder dem Gebethaus. Denn noch ist der Glaube nicht gegründet, der die Scharen dazu treibt, für den Frieden etwas zu wagen. Nur die Gewaltigen reißen den Himmel an sich; nur die Gedanken, für welche Märtyrer sterben, sind zum Leben geboren. So lange der Nationalismus neben den Scharen, die durch einen notgezwungenen Gehorsam in den Tod getrieben werden, auf andere Scharen, die freiwillig in den Tod gehen, rechnen kann, hat der Nationalismus die Oberhand, denn so lange ist der Kriegsglaube eine noch lebende Religion. Der Friedensglaube ist noch nicht aus dem Samen des Gedankens herausgekommen; er lebt noch nicht von den Wurzeln des Glaubens außer bei den christlichen Friedensfreunden und bei den wenigen, die den Lebensglauben umfassen, der die stärksten Lebensimpulse des Heidentums wie des Christentums in sich schließt, der in sich die Liebe zum Leben und die Liebe zum Tode trägt; der Glaube, in welchem der Mensch und Gott, das Erdenleben und die Ewigkeit in ein Verhältnis zu einander gekommen sind, ein Verhältnis ebenso reich und neu wie das, welches das Christentum in seinen Morgenstunden brachte. Millionen hassen schon den Krieg, weil er grausam, roh, mühsam, sinnlos ist. Aber dieser Haß genügt nicht, den Krieg zu überwinden, denn gegen diese Gründe und Meinungen stehen diejenigen ebenso fest, für welche die Jugend der Völker jetzt ihr Blut gibt. Die Ströme von Worten und Ströme von Tinte, die jetzt für den Frieden fließen, zeigen sich ohnmächtig, so lange die Völker für den Sieg durch den Krieg noch Ströme von ihrem besten Blut geben.

An diesem Weihnachtsmorgen werden die Christen vor das brennende Bewußtsein gestellt, daß sich das Christentum als eine abnehmende, nicht als eine wachsende Macht gezeigt hat. Wenn wir aber den Christen einräumen müssen, daß davon nicht die Rede sein kann, daß das Christentum seine Ohnmacht gezeigt hätte, weil es noch nicht einmal in dem inneren Leben der Gesellschaften verwirklicht war, geschweige denn die zwischenvölklichen Verhältnisse, dann muß man der wissenschaftlichen Friedensverkündigung eben dasselbe zugestehen. Weder das Christentum, noch die Friedenswissenschaft hat Frieden und Verbrüderung bringen können, weil die Staaten nie eine von diesen Lehren versucht haben. Die sogen. Kulturwelt hat sich jetzt ebenso unchristlich gezeigt wie bei Jesu Geburt und ebenso verständnislos wie bei der Friedensverkündigung, die schon von den Dichtern und Sehern der Antike vor Christi Geburt kam. Aber diejenigen, die den Anlaß finden, auf die Unmöglichkeit des Friedens hinzuweisen, weil die Weltereignisse noch einmal die Vernunft höhnen; weil das Evangelium der Bruderliebe und des Friedens noch eine Kriegsweihnacht einer im Kriege verblutenden Menschheit verkünden wird, die werden uns nicht brotlos finden. Denn immer zahlreicher

werden aus den kämpfenden Ländern die Zeugnisse von Seelen, die zwischen den Forderungen des Vaterlandes: zu hassen und zu töten, und dem Gebot ihres eigenen Herzens: zu lieben und zu helfen, zermartert werden. Auch schweigsame und verzagte Menschen sind aufgestanden und haben dem Schreien ihrer Landsleute getrotzt, um dem Feinde gerecht zu werden oder ihren Landsleuten die Wahrheit über ihren Haß zu sagen. Und dieser Opfermut hat die gewöhnliche Folge gehabt, immer mehr solche Bekenner zu schaffen. Alle jene, die den Tod des Kriegsweigerers und die Gefängnisstrafe, die Landesflucht oder den Verräternamen gewählt haben, die sind zu dieser Stunde die Hirten, die zuerst zu der Krippe des Christkindes gekommen sind. Uns sind sie es, sei es, daß sie zu denen gehören, die da glauben, daß von diesem Kind all die Wahrheit ausgestrahlt ist, die die Menschheit braucht, um vermenschlicht zu werden, sei es, das sie unter denen sind, die da fühlen, daß die Nachfolge Jesu nicht genügt, um aus dem Chaos des Lebens von kämpfenden Kräften eine Welt in harmonischer Wechselwirkung zu schaffen. Aber, denkt mancher, ob man unter den Hirten oder den Königen an der Krippe die Friedensfreunde findet, die nur theoretisierend, vorbereitend, abwartend sind? Sind diese, denkt man, von ganzem Herzen friedensglaubend? Ihre maßvollen, ungefährlichen Bemühungen für den Frieden haben sich kraftlos gezeigt in einer Zeit, wo Millionen im Kriege ihr Leben lassen. Man muß verstehen, daß die kämpfenden Völker bis auf weiteres diesen rücksichtsvollen Gelehrten des Völkerrechts nicht lauschen, die unter sich die Formen des künftigen Friedens erörtern und mit ihren geduldigen Mühen den Zustand vorbereiten, wo eine zwischenvölkliche Loyalität ebenso notwendig wird, wie es die binnenvölkliche Loyalität schon ist. Nichts ist gewisser, als daß erst vom Baume des Rechts die Frucht des Dauerfriedens geholt werden kann. Aber diese Friedensfreunde gleichen leider noch Kirchenvätern ohne Kirchen. Zuerst müssen nämlich die Völker zum Friedensglauben bekehrt werden, ehe eine heilige, allgemeine Kirche für ihre Lehre Jünger gewinnen kann. Für diese Bekehrungsarbeit braucht man Missionare mit dem Mut der Märtyrer; denn nichts anderes ergreift die Hartherzigen und die zu glauben Zögernden. Jetzt während des Orkans des Weltkrieges ist nicht der Augenblick, diese teure Saat auszuwerfen. Ja, nicht einmal bei den Friedensverhandlungen wird ein solcher Märtyrermut einen Friedensschluß herbeiführen können, der einen dauernden Weltfrieden bringt, mag man auch soviel davon reden, in dem Eifer, vor den eigenen Gewissen zu entschuldigen, daß man den Weltkrieg verlängert. Denn alle die kriegführenden Länder haben auch andere Kriegsziele, welche — mögen sie gewonnen oder nicht gewonnen werden — der Anlaß zu neuen Kriegen werden.

Das Einzige, woran wir diesen Weihnachtsmorgen unsere Hoffnung festklammern können, ist das neue Geschlecht, das den Krieg erlebt und von diesem eine solche Erweckung bekommt, daß es also

vom Friedenswillen brennend wird. Dieses Geschlecht wird von dem Heidentum des Nationalismus und des Kriegsglaubens frei werden, gewillt, der Verkündigung von dem Wert jeder einzelnen Menschenseele, sowohl aus dem Gesichtspunkt der Erde wie dem der Ewigkeit, auf's neue zu lauschen. Dieses Geschlecht wird die Heuchelei von sich werfen, unser Leben auf Erden ein Pilgerlied gen Himmel zu nennen, während die also Redenden so handeln, daß die Erde eine Rennbahn für den Wetteifer aller selbstischen Leidenschaften bleiben muß. Dieses vom Kriege geweckte junge Geschlecht wird wie kein früheres seine Kräfte dafür einsetzen, von dem Stück Ewigkeit, das uns die Erde gibt, das Eden zu schaffen, das die ideale Sehnsucht des Geschlechts einmal in den Morgen der Zeiten verlegte, das wir aber jetzt als das höchste Ziel des Geschlechts ahnen. Diese neue Jugend wird vom Weltkrieg die Weisheit lernen, die vor dem Krieg verhöhnt wurde: daß die Bereitung für den Krieg die erste Ursache des Krieges und die Bereitung für den Frieden die erste Bedingung des Friedens ist. Erst wenn diese Weisheit den Steuermännern der Staaten ein unerschütterlicher Kompaß geworden ist, dann können die Völker, die nun ausschließlich auf die eigene Selbstbehauptung eingerichtet waren, in Frieden und Glück anfangen, für sich selbst mit allen andern zusammen zu schaffen.

In einem der Kriegsländer lebt ein großer Künstler, der das Ende des Krieges abwarten muß, um die Marmorblöcke zu erhalten, die sich jetzt in Feindesland befinden und ohne welche er die Meisterwerke nicht machen kann, für die die zurückgehaltenen Blöcke vorgesehen sind.

Dieses Ereignis ist symbolisch. Der Kriegszustand hemmt vor wie bei und nach dem Kriegsausbruch unzählige Schöpferkräfte. Ueberall harren diese auf einen ihnen unzugänglichen Stoff; überall finden wir unausgeführte Werke, weil die Hemmungen des Krieges — die unmittelbaren wie die mittelbaren — die Verwirklichung der Ideen hindern. So lange diese Hemmungen fortgehen, können weder Christen noch Nicht-Christen die Grundmauern zu dem Gottesreich aufrichten, von dem das Kind in der Krippe Bethlehems träumte. Ueberall liegen die Marmorblöcke umhergestreut, aber sie können nicht zusammengeführt werden, um den Tempel zu bauen, wo die Menschheit einst in Geist und Wahrheit anbeten soll.

Deshalb können wir auch diese Weihnachten nur dadurch feiern, daß wir Waffen für den heiligen Krieg gegen den Krieg schmieden. Dieser heilige Krieg darf nicht so anfangen, daß ein einziger kleiner Staat seine Verteidigungsmittel wegwirft. Aber er muß so anfangen, daß ein Friedensgläubiger mit seiner Fackel die des andern anzündet, so daß, wo jetzt hundert Verzagte von dem Frieden flüstern, bald Hunderttausende mit ihren Fackeln hervorstürzen, um das blutige Kleid des Krieges zu verbrennen. Der Weltkrieg wäre nicht möglich gewesen, wenn die Leiter der Völker in den nun kriegführenden Ländern

die Millionen entschlossen gefunden hätten, das Nein ihres Gewissens gegen das Gebot zu setzen, hinauszugehen, um sich töten zu lassen oder zu töten. Erst wenn der Volkswille also von dem Kriegsglauben bekehrt worden ist, werden die Völker von ihren sichtbaren oder unsichtbaren Führern nicht in eine neue Hölle geworfen werden können, wie die, aus welcher sie jetzt nach Erlösung seufzen.

Um die Bekehrung der Völker zu bewirken, sind beide Richtungen in der Friedensarbeit von nöten, genau so, wie man die Sprengung von zwei Seiten nötig hat, wo eine Alpenkette durchbrochen wird. Will man nur mit der Kraft der christlichen Liebes- und Friedenslehre arbeiten, dann wird das Friedenswerk noch ebenso viele Jahrhunderte in Anspruch nehmen wie die, welche seit dem ersten Weihnachtsfest verflossen sind. Will man nur mit dem Schaffen völkerrechtlicher Mitteln arbeiten, um die zum Friedensgedanken noch unbekehrten Völker zu gewinnen, dann wird die Folge dieselbe werden. Der Frieden braucht ebenso gut Herzen, von Glauben und Opfermut brennend, wie Köpfe, von Rechtsklarheit und Wissen erleuchtet. Durch ihre gemeinsame Arbeit wird einst die Hoffnung des Psalters bewährt werden: daß Güte und Treue sich treffen, daß Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Die Güte und der Friede sind zu schwach ohne die Treue und Gerechtigkeit, aber so sind es auch diese ohne die Güte und die Friedsamkeit. Zusammen müssen sie den Tempel aufbauen, wo jeder Mensch — schwach oder stark — wählen kann, ein Mitbauender oder ein Niederreißender zu sein. Treffet eure Wahl zu dieser Stunde, denn die Not der Menschheit verlangt euer Werk! Ihr werdet nur Mühe und Leiden wählen, wenn eure Wahl sein wird, für den Frieden zu bauen. Denn niemand von den jetzt Lebenden wird den Tempelbau sehen. Aber diese Gewißheit darf unsere Glaubenskraft nicht lähmen. Nicht nur das Licht, welches das Kind in der Bethlehemskrippe umstrahlt, nein, auch das Licht, das von all den reinen Seelen ausstrahlt, die in der Entwicklung unseres Geschlechtes vom Dunkel zum Tage leuchtende Spuren hinterlassen, können uns die ewige Wahrheit bestätigen: daß der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube ist. Und Glaube ist eine gewisse Zuversicht von dem, was wir hoffen, ein Nichtzweifeln an dem, was wir nicht sehen. Dieser Kinderglaube ist stets den Juden ein Aerger und den Griechen eine Torheit. Aber dieser Glaube ist doch Jahrhundert nach Jahrhundert die erlösende Macht gewesen, jedesmal, als die Menschheit von irgend einer Fessel des Bösen, die sie gefangen hielt, erlöst wurde.

Möge ein solcher Glaube in den Herzen von immer mehr Friedensfreunden brennend werden! Denn dann wird endlich der Weihnachtsmorgen herankommen, wenn die Verheißung der Propheten und Engel durch Frieden auf Erden zur Wahrheit geworden ist.

Ellen Key.

(Aus dem schwedischen übersetzt von Frau Lorentzen-Bergmann.)

Rettet den Rest der Jugend durch einen baldigen, gerechten und dauerhaften Frieden.

Sollte dieser Friede ein dauernder sein, so muß er nicht nur objektiv gerecht sein, sondern auch — und das noch viel mehr — subjektiv von beiden Parteien als ein gerechter aufgefaßt werden. Eine feststehende Definition aber für einen solchen Frieden finden wir nicht im Friedensinhalt, sondern in der Friedenstechnik. Diese Definition lautet: Der Inhalt eines Friedens der Gerechtigkeit darf nicht von einer Kriegslage abgeleitet werden, er darf nur auf Grund der Mittel des Rechts, d. h. freier Verständigung und event. Schiedsentscheidungen zustande kommen. Ein Friedensinhalt, bei dessen Ableitung die Kriegslage auf Kosten der Rechtsmittel zur Geltung kommt, bedeutet Raub durch Massenmord. Von der Kriegslage, d. h. in unserem Fall vom Fehlen der absoluten Entscheidung, d. h. Vernichtung der Widerstandskraft eines der beiden Gegner, darf nur die Unmöglichkeit einer Ableitung des Friedensinhaltes von der Kriegslage, oder mit anderen Worten die gegenseitige Aufhebung der Gewalt und ergo die Notwendigkeit, sich der Mittel des Rechts zu bedienen, geschlossen werden.

Es kommt also bezüglich der Dauerhaftigkeit des Friedens vor allem und vielmehr auf die Friedenstechnik an.

Z. B. hat die Frage von Elsaß-Lothringen den Frieden seit langer Zeit gefährdet, weil sie so auf der einen wie auf der anderen Seite durch Gewalt gelöst wurde. Mit dieser gewaltsamen Lösung wurde nur der Ort der nationalen Kränkung gewechselt. Bestand vor 1870 diese Kränkung auf deutscher Seite, so hörte sie mit der Gewaltlösung von 1870 nicht auf, sondern übertrug sich auf die andere Seite. Sollte jetzt vielleicht wieder die Frage durch Gewalt gelöst werden, so würde neuerdings die nationale Kränkung und damit der Kriegsherd nur den Ort wechseln, würde aber nicht aufgehoben sein. Der einzige Ausweg ist also darin zu finden, daß die Frage durch andere Mittel, d. h. durch genannte Rechtsmittel und nicht durch Gewalt geregelt wird.

Dieses Beispiel zeigt uns, daß wir vor allem auf die Friedenstechnik in oben angegebener Weise achten müssen und danach trachten sollen, daß dieser Friede nicht von irgend einer Partei der anderen aufgezwungen werde. Die Kriege haben sich ja fast ausschließlich nur durch die Kriegsentscheidungen und die damit einhergehenden aufgezwungenen und daher national kränkenden Friedensschlüsse fortgesetzt. Denn jeder aufgezwungener Friede — mag er auch objektiv ein gerechter sein — kann beim besiegten Volke schon durch die Tatsache des Zwanges den Schein der ungerechten Vergewaltigung erwecken und damit einen neuen Kriegsherd schaffen. Soll dieser Friede nun wirklich ein dauerhafter sein, so muß er eben anders als viele frühere aufgezwungene Friedensschlüsse, geschlossen werden, nämlich durch die Friedenstechnik der Rechtsmittel.

Denn einzig und allein in der Friedenstechnik finden wir die oben angegebene — für beide Parteien feststehende und klare — Definition eines gerechten Friedens, wobei nicht einmal der Schein der ungerechten Vergewaltigung bei irgend welcher Partei entstehen kann. Der Friede selbst muß — zur Sicherung der Dauer — schon in seiner Technik das Bild der nachfolgenden Zeit der Rechtsmittel zeigen. Auf diese Weise kann dieser — hoffentlich letzte — Krieg einen Wendepunkt der Weltgeschichte darstellen, nämlich den Uebergang der Zeit der internalen Gewalt in die des internationalen Rechts. Denn, während sein Anfang noch in der Zeit der internationalen Gewalt liegt, würde schon die Technik seiner Beendigung in die Zeit des zukünftigen internationalen Rechtszustandes hineinragen und ihr als Symbol dienen. Es würde ja ein Friede der Rechtsmittel den Bankerott des Militarismus bedeuten, denn dieser würde trotz soviel Elend und Leid sein Ziel, den Militärsieg, nicht erreicht haben. Wollte man aber den Militarismus durch den Militärsieg bekämpfen, so würde man ihm nur von Neuem Autorität verschaffen.

Der genannte Friede der Rechtsmittel ist aber nur dann gesichert, wenn nicht infolge eines Militärsieges dem Rechte ein Rivale in der Gewalt entsteht, während bei Unentschiedenheit des Krieges die Gewalten beider Parteien sich gegenseitig aufheben und die Rechtsmittel allein zur Regelung des Friedens führen können. Andererseits bedroht das — infolge der Kräfte- und Dimensionenverhältnisse der heutigen Kriegsparteien aussichtslose — Jagen nach dem Phantom Militärsieg den Rest der noch den Völkern beider Lager nach der Hinmordung ihres Kernes übrig gebliebenen Jugend mit der Vernichtung.

Es ist also die Pflicht für einen baldigen Frieden der Rechtsmittel mit allen Kräften einzutreten. Die obige Bedingung, daß der Friede kein aufgezwungener sei, gilt nicht nur bezüglich der Regierungen beider Lager, sondern auch bezüglich der betreffenden Völker, d. h. daß bei diesem Frieden nicht die Regierungen über die Köpfe der Völker hinweg Abmachungen treffen, die deren Lebensinteressen berühren. Es wird eine ganze Reihe von Volksabstimmungen zu veranstalten sein und der Friedensinhalt soll dann die gerechte Resultante der berechtigten Wünsche aller an den betreffenden Fragen verinteressierten Völker sein. Erst ein solcher Friede kann einen soliden Unterbau für eine zu gründende den Frieden sichernde internationale Organisation bilden. Sonst würde der ganze Organisationsbau auf einem Vulkan stehen.

Aus diesen Bedingungen der Nichtaufgezwungenheit ergeben sich nun aber wichtige Konsequenzen für die Technik der Friedenseinleitung oder -Vermittlung. Da eine Reihe von Untersuchungen und Volksabstimmungen vorzunehmen ist, so ist es eben schwer vor ihnen in einen Vermittlungsplan Details bezüglich vieler Fragen anzugeben. Ein Friedensprogramm, heute aufgestellt, muß sich daher darauf be-

schränken, nur die ganz klaren und unstrittigen Punkte festzustellen und bezüglich der übrigen Fragen nur die Lösungstechnik, nicht aber die Endform anzugeben. Als Technik wurden oben freie Verständigung und event. Schiedsentscheidung genannt. Zu diesen Lösungsmitteln ist folgendes zu sagen.

Die Schiedsentscheidung soll nur als ultima ratio die Wiederaufnahme des Krieges nach dem Waffenstillstande ersetzen, d. h. die Verhandlungen sollen nicht unter dem Drucke der Drohung mit der Kriegsfortsetzung stehen, sondern im Bewußtsein, daß als ultima ratio Schiedsentscheidung gilt. Erst dann wird man sagen können, daß der Friedensinhalt keine Spur von irgend welcher von der Kriegskarte abzuleitenden Gewalt in sich enthält. Aber zu hoffen ist, daß man auch ohne Schiedsentscheidung und bloß mit freier Verständigung auskommen wird. Den Weg dazu finden wir im alten Buch der Bücher. Zum Streiten ist außer Konfliktsobjekt Konfliktssubjekt nötig. Dasselbe Konfliktsobjekt, das die Hirten Abrahams und Lots zum Streiten bringt, wird vom friedenliebenden und vernünftigen Abraham friedlich geregelt, indem er sagt: „Es sei doch kein Streit zwischen mir und dir und zwischen meinen Hirten und deinen Hirten, denn verbrüderte Menschen sind wir ja. Ist nicht die ganze Erde vor dir? Trenne dich doch von mir. Wenn du zur Linken, will ich zur Rechten, und wenn du zur Rechten, so will ich zur Linken. Ja, die Parteien müssen sich sagen, „denn verbrüderte Menschen sind wir ja", müßten Liebe zu einander zu den Verhandlungen mitbringen und daher Wetteifer im herzbezwingenden gegenseitigen Entgegenkommen und Nachgeben zur Schau tragen, indem sie sagen: „Wenn du zur Linken, will ich zur Rechten u. s. w." (Diesen Satz nannte der Prof. Förster die Quelle aller Kulturen.) Andererseits sollten beide Lager vernünftig einsehen, daß „die ganze Erde vor ihnen ist, daß es auf dieser Erde Raum für Alle gibt, und die sogenannte Interessengegensätze immer mehr und mehr durch die in der modernen Zeit sich fortwährend verstärkende Interessensolidarität der Völker bei weitem übertroffen werden; so daß sich heutzutage die Völker, indem sie einander vernichten, selbst zugrunde richten. Z. B. sind England und Deutschland sich doch gegenseitig die größten Kunden. Indem Einer den Anderen vernichtet, richtet er seinen besten Kunden und also seine größte Lebensquelle zugrunde. (Siehe Norman Angell „die große Täuschung", „Yearbook", Hofkalender".) Alles Gerede von einer Fortsetzung dieses blutigen Krieges durch einen ökonomischen muß daher an der Wirklichkeit zerschellen. Ja, schon die leider so lange Dauer dieses Krieges wird infolge der genannten Interessensolidarität der Völker für beide Parteien doppelt verhängnisvoll.

Endlich müssen die Parteien einsehen, daß „die ganze Erde" und mit ihr auch ihre Naturschätze, die Rohstoffe kein Mensch und keine Menschengruppe gemacht hat und diese daher sich nicht den absoluten Besitz irgend eines Erdteiles anmaßen dürfen. „Die Erde aber soll nicht

verkauft werden zum absoluten Besitz; denn mein ist die Erde; denn Fremdlinge und Einsaßen seid ihr bei mir". (Leviticus 25, 23.) In diesem himmlischen Satze befindet sich die Quelle der gerechten und friedlichen Regelung aller sowohl sozialen wie auch internationalen Interessenfragen, während aus der Nichtbefolgung dieser Lehre sich alle sozialen Leiden und Revolten, wie auch alle internationalen blutigen Auseinandersetzungen ergeben. Kein Mensch und keine Menschengruppe kann als absoluter Einsaße eines Landes gelten, sondern jedermann trägt neben seinem Einsaßencharakter zugleich auch den Charakter des Fremdlings, denn des Schöpfers ist die Erde. „Und die Erde gab er den Menschen" (Psalmen). Allen Menschen zugleich. Die ganze Erde gehört der ganzen Menschheit. Infolge der Arbeit und des Schutzes, die eine Menschengruppe auf irgend einem Erdteile leistet, kann sie nur gewisse der Leistung entsprechende Nutzungsrechte beanspruchen, nie aber den absoluten Besitz. Diese Wahrheit findet zwar schon heute ihren Ausdruck in den internationalen Beziehungen in gewissen Rechten des Staates bez. des privaten Bodenbesitzes, andererseits in den internationalen Beziehungen, unter der Form des Völkerrechts, wie z. B. auf dem Gebiete des internationalen Menschen- und Warenverkehrs. Aber diese Aeußerung der Zugehörigkeit der ganzen Erde zur Menschheit sind leider noch zu schwach. Und parallel mit der Stärkung dieser Aeußerungen werden sowohl die intra- wie auch die internationalen Beziehungen immer friedlicher, gerechter und freundlicher sich gestalten. Und wie in den internationalen Beziehungen die mangelhafte Verteilung des Bodens — privater Großgrundbesitz — und der politischen Rechte die hauptsächlichste Quelle alles Elends bildet und den wichtigsten Maßstab abgibt für die Beurteilung des parasitisch-pathalogischen Zustandes des Staates, so gibt auch die mangelhafte internationale Festlegung und Sicherung des Friedens und der Rechte der ganzen Menschheit auf die ganze Erde den Maßstab zur Beurteilung des parasitisch-pathalogischen Zustandes in den internationalen Beziehungen, der soviel Elend und Unglück bringt. Es muß also mit der verjährten und verhängnisvollen Auffassung vom Rechte zu einer absoluten Staatsunabhängigkeit aufgeräumt werden. Gerade so wie in den internationalen Beziehungen die Freiheit und die Rechte des Bürgers ihre Grenze finden an der Freiheit und den Rechten seiner Nächsten, so müssen auch die Unabhängigkeit und die Gebietshoheitsrechte eines jeden Staates ihrer Grenze finden an der Unabhängigkeit und gewissen Rechten der ganzen Menschheit auf sein Gebiet — wie z. B. zum Verkehr auf demselben — und seine Bodenschätze.

Gerade so aber wie die Entwicklung von dem einen Pole der absoluten Unabhängigkeit zur Mitte der gegenseitigen Abhängigkeit der Staaten voneinander führt, so leitet sie auch vom entgegengesetzten Pole der Abhängigkeit zur erwähnten Mitte der Interdependenz der Staaten. Und dies auf folgende Weise. Die geistige, durch rohe Gewalt ununterjochbare Leistung des Menschen gewinnt immer mehr gegenüber seiner

physischen, unterjochbaren Produktion — da diese immer mehr an der entwickelten Technik eine Konkurrenz findet — an Bedeutung. Da die geistige Leistung aber am ergiebigsten ist, wenn sie vor roher Vergewaltigung geschützt ist, so wird das Unterdrücken, auch für den Herrschenden immer verderblicher. Da auch andererseits die moderne Waffen- und Deckungstechnik die Brechung der Defensive, besonders wo sie infolge großer Dimensionen, Gelegenheit hat zu immer neuen Stellungslinien, nach Bloch, fast unmöglich macht — was auch die resultatlosen, verhängnisvollen, an Blut und Kapital so verlustreichen zweieinhalb Kriegsjahre bestätigen — so sehen wir, daß auch auf diesem Gebiete der Frage des Könnens, wie auf dem früher erwähnten Bereiche des Nutzens, die Geschichtsleitung immer stärker der Menschheit zuruft: „Die Gewalt hat ihre Rolle ausgespielt, das Recht und die Liebe kommen an ihre Stelle.“ Die Entwicklung in der Geschichte führt also zugleich vom Pole der Unabhängigkeit einerseits und vom entgegengesetzten Pole der Abhängigkeit andererseits zur gerechten Mitte der Interdependenz, von der Unterdrückung zur Befreiung, vom Parasitismus zur Sybiose, von der Gegnerschaft zur Harmonie und Liebe. Mit dem enormen Heranwachsen des modernen Verkehrs, macht sich diese Interdependenz den Völkern immer mehr fühlbar. So sind die Völker immer mehr auf die Freiheit des Verkehrs und der Niederlassung bei ihren Nachbarvölkern, auf die Rohstoffe derselben, auf den Schutz ihrer Brüder, die als Minorität bei ihren Nachbarvölkern wohnen, angewiesen. Immer mehr wachsen also die Reibungsflächen und die Konfliktsmöglichkeiten. Da kann es ohne durchgreifende internationale Machtorganisation, die die genannten internationalen Beziehungen rechtlich regelt, diese Ordnung sichert und den Völkern es verbietet Gewaltrichter in der eigenen Sache zu sein, nicht mehr gehen. Diese Organisation muß geschaffen werden, und man hätte nur die Winke der Geschichtsentwicklung zu befolgen, ihre früher erwähnten Wege der fortwährenden Herabsetzung der Möglichkeit und des Nutzens der Vergewaltigung zu betreten und so an diese Tendenz der Geschichte katalytisch beschleunigend einzuwirken. Sie müßte einerseits durch billige Regelung der Rechte der ganzen Menschheit auf die ganze Erde, die verschiedenen *Kriegsanlässe* aus der Welt schaffen und sollte dann, auf diesem *einzig soliden Unterbau* gestützt, andererseits durch den Ueberbau der Friedenssicherung vermittels einer internationalen Gewalt, die die einzelnen Staaten zwingt, die Regelung ihrer Konflikte den erwähnten Rechtsmitteln zu unterwerfen, die *Kriegsmöglichkeiten* im Keim ersticken. *Beide, Unterbau wie Ueberbau sind nötig. Ohne soliden Unterbau* der möglichsten Zufriedenstellung aller Völker auf Grund der gerechten Resultante ihrer berechtigten Wünsche, kein fester, sondern nur ein schwankender Ueberbau der gewaltsamen Friedenssicherung, der unter sich einen Vulkan hätte. Bei einer richtigen Lösung der Frage der internationalen Organisation verlieren die speziellen Grenz- und Streitfragen an Schärfe, denn

die Lösung derselben wird durch die richtige Lösung der Frage der internationalen Organisation bedeutend erleichtert oder kann sogar schon in der letzteren Lösung gelegen sein.

In richtiger Konsequenz der obigen Feststellung, daß der Mangel an einer internationalen Organisation zur Sicherung des Friedens und der Rechte der ganzen Menschheit auf die ganze Erde, die Quelle fast allen Streits und Leids bildet, findet die gewaltige Bedeutung einer solchen internationalen Organisation ihren Ausdruck bez. der Lösung der Fragen, nicht nur auf dem Gebiete des allgemeinen Völkerrechts und -Friedens, sondern auch im Bereiche der speziellen Grenz- und sonstigen Konflikte zwischen einzelnen Staaten. Denn durch die richtige Lösung der Fragen im Gebiete des allgemeinen Völkerrechts, verlieren die speziellen Konflikte an Schärfe. Ihre Lösung wird erleichtert, oder ist schon in der Lösung der Fragen des allgemeinen Völkerrechts- und Friedens gelegen. Z. B. Deutschlands Interesse am freien Zutritt zu Bulgarien und zu der Türkei, wie auch Serbiens Interesse am freien Zutritt zum Meere. Rußlands Interesse an der freien Durchfahrt durch die Dardanellen, Deutschlands Interesse an der Meerfreiheit. Diese Fragen des freien Zutritts können schon durch die erwähnte internationale Organisation — dadurch, daß sie den freien Verkehr auf der ganzen Erde für die ganze Menschheit sichert — geregelt werden, wobei diese Organisation den Zusammenhang zwischen der Sicherung der Verkehrsfreiheit und der Sicherung des Friedens wird berücksichtigen können.

Andererseits soll mit der Gründung dieser internationalen Organisation, so für England wie für Deutschland jeder Unterschied zwischen Serbien und Bulgarien verschwinden. Die bisherige verhängnisvolle Europaspaltwunde — die soviel köstliches Blut fließen ließ — muß spurlos verschwinden. Die Gegnerschaft beider Lager muß in noch stärkere Freundschaft sich wandeln. Die beiden Lager, zusammen mit der übrigen Welt, werden zu einem Bund verwachsen. Feinde werden zu Freunden.

Noch ein Beispiel. Im Falle, daß Elsaß-Lothringen, oder ein Teil desselben, auf Grund einer — dank der deutsch-französischen Vereinbarung — zustandegekommenen Volksabstimmung, zu Frankreich fällt. In diesem Falle würde Deutschland einerseits nur einer Bürde los werden, denn ein Gebiet mit einer widerstrebenden Bevölkerung wird immer mehr zur Last und Gefahr für den betreffenden Staat. Andererseits würde die internationale Organisation dadurch, daß sie den Staaten ihren gerechten Anteil an den Rohstoffen der ganzen Erde, wie auch den Frieden sichern würde, die durch den Verlust von Elsaß-Lothringen eventuell entstehende Gefahr von Verlust an Rohstoffen und an Grenzsicherung beheben. Die Grenzverschiebung kann aber auch eine bessere Defensivgrenze ergeben. Wieviel aber würde Deutschland und mit ihm ganz Europa dadurch gewinnen, daß endlich dieser Dorn im Körper Europas — die Elsaß-Lothringische Frage — durch Rechtsmittel entfernt und das größte Hindernis der deutsch-

französischen Annäherung aus der Welt geschafft werden würde. Diese letzteren Errungenschaften wären auch erreicht, bei anderen Ergebnissen der Volksabstimmung — Verbleiben bei Deutschland, ein Staat für sich oder Zusammenschuß mit Belgien, Luxenburg, eventuell auch mit der Schweiz zu einem Pufferstaat. (Siehe Carteret.)

Hauptsache dabei ist das für beide Parteien beruhigende Bewußtsein, daß endlich die Frage durch Rechtsmittel gelöst wurde.

Diese für beide Parteien so glücklichen Resultate einer Lösung der Konflikte durch Rechtsmittel erklärt sich einfach dadurch, daß die Rechtsmittel außer ihrer Wirkung der Gemüterberuhigung, auch eine starke Selektionskraft besitzen. Sie nimmt, wie oben gezeigt, den Staaten illusorische und lästige Werte und ersetzt sie durch reale Güter.

Durch die bewiesene Tragweite der richtigen Lösung der Frage der internationalen Organisation auch für die speziellen Konflikte zwischen den einzelenen Staaten, muß bei den Verhandlungen zuerst die erst erwähnte Frage der Organisation behandelt werden.

Man sieht, die Konfliktsobjekte weisen die Möglichkeit der Schlichtung auf. Nur müssen auch die die Konflikte behandelnden Subjekte mit ernster Gerechtigkeits- und Friedensliebe, durch Wetteifer im gegenseitigen Entgegenkommen diese erwähnten Schlichtungsmöglichkeiten ausnutzen wollen.

Um diese Unterhandlungsart zu sichern, könnten die Regierungen eine Beratungskommission einsetzen, zu der eine neutrale Stelle die ihr als vertrauensvoll und friedensliebend bekannten Persönlichkeiten aus beiden Lagern, wählen sollte. Diese Kommission sollte über die Fragen beraten — mit event. Zuhilfenahme von Schiedsentscheidung — einig werden, diese Lösungen dann den Regierungen, den Volksvertretungen und der öffentlichen Meinung vorlegen. Die Tatsache, daß Angehörige beider Lager über verschiedene Fragen sich geeinigt haben, wird einen wichtigen Faktor für die Wirkung ihrer Vorschläge auf die öffentliche Meinung und Regierungen abgeben.

Da diese Technik der Rechtsmittel unbeeinflußt von Gewalt also von irgend welcher momentanen militärischen Situation, sein muß, was übrigens auch nicht anders sein kann, solange der Gegner Widerstandskraft besitzt — so ist die Frage des Zeitpunktes für einen solchen Frieden unabhängig vom Momente. Es muß daher möglichst bald Waffenstillstand geschlossen und in die genannten Friedensverhandlungen eingetreten werden. Zu diesem Ziele nun führen unter anderen folgende Wege. Alle müssen beschritten werden und sollen sich gegenseitig ergänzen und befruchten.

1. Vermittlung durch neutrale Regierungen.

2. Vermittlung durch private Gruppen mehr oder weniger angesehener aber ehrlicher Friedensfreunde aus neutralen oder kriegführenden Ländern beider Lager.

3. Ein für unsere Tage besonders wichtiger Weg. Oeffentliche und klare Erklärungen der Regierungen und der politischen

Parteien. Ihre Wirkung ist eine gewaltige und hier besonders muß der Hebel angesetzt werden. Im heutigen Kriege, wo Massen soviel gesinnter Bürger im Schützengraben liegen und die moderne Kriegführung auf ihre Treue angewiesen ist — denn die notwendige Anspannung aller Kräfte ist unmöglich ohne Treue und Ergebenheit der Bürger — genügt nicht mehr der Zwang. Es muß auch der zweite Faktor, die Treue, herhalten. Auf diese ist nur dann zu rechnen, wenn die Massen der Bürger der Meinung sind, daß sie sich vor Vergewaltigung verteidigen müßten. Die Kriegführung ist also heutzutage sehr stark der Wirkung der öffentlichen Meinung ausgesetzt. Und da muß eingegriffen werden, in dem die Regierungen, die wirklich einen rein defensiven Krieg führen, die Masseu des gegnerischen Lagers durch klare und öffentliche Erklärungen so aufklären, daß ihnen keine Möglichkeit gelassen wird zu glauben, daß sie es nötig hätten, sich zu verteidigen. Es genügt nicht für eine Regierung, nur einige Sätze herzusagen — wie z. B., daß sie die Freiheit, Gleichheit und noch so schöne Dinge verteidigen — die aber so unklar gehalten werden, so verschiedenartig gedeutet werden können, daß sie den gegnerischen Völkern die Möglichkeit lassen, zu glauben, sie müßten sich verteidigen. Kurz, auf die Klarheit und Bestimmtheit kommt es an.

Leider hörte man bisher von verschiedenen Regierungen nur unklare Erklärungen, wie z. B.: „Wir verteidigen uns und kämpfen für die Freiheit. Wir werden bis zur völligen Besiegung und Bezwingnng unserer Feinde im Kampfe ausharren." Einerseits fehlt solchen Sätzen die oben erwähnte erforderliche Klarheit. Andererseits welch schreckliche Dissonanz herrscht hier zwischen der Behauptung, daß man sich verteidigt und zwischen dem Satze vom Kampf bis zur Bezwingung. Ein Verteidiger ist nicht ausschließlich auf Besiegung angewiesen. Er muß darauf rechnen, daß die Zeit und die Kriegsleiden den Friedensfreunden im gegnerischen Lager in ihrer Agitation starke Bundesgenossen sind und dieser Agitation bei den Gegnern ist der Verteidiger verpflichtet zu helfen durch die erwähnten klaren Erklärungen der Bereitschaft zum Frieden der Rechtsmittel. Die sind mächtige Mitkämpfer für die Friedensfreunde und unüberwindliche Störer und Bekämpfer der chauvinistischen Kreise im gegnerischen Lager, welch letzteren nur der Mangel an klaren Erklärungen die Möglichkeit läßt, ihre Völker einzuschüchtern und sie so zum Krieg anzufeuern. Ausschließlich auf Waffensieg ist nur die Führung eines agressiven Krieges angewiesen.

Für den defensiven Charakter der Kriegsfortsetzung muß der Beweis aus der erwähnten konsequenten Verhalten während derselben — und das ist vor allem die Abgabe der erwähnten klaren Erklärungen — erbracht und kann nicht durch den aus der Vorgeschichte zu entnehmenden Beweis ersetzt werden.

Beim Fehlen des zuerst erwähnten Beweises, und noch mehr, bei fortwährendem Citieren der „Bezwingung der Feinde", muß man darauf gefaßt sein, daß sich endlich sogar die eigenen Völker fragen

werden: „Ist das nicht ein agressiver Krieg geworden oder gar vielleicht von Anfang an gewesen, und wenn selbst die Akten der Vorgeschichte für den Defensivcharakter sprechen, hat nicht vielleicht unsere Regierung diesen Ueberfall gerne erwartet und auf ihn hingesteuert? Die Pflicht dem Frieden gegenüber ist während des Krieges größer, als vor demselben. Denn man hat mit einem blutenden Volke zu tun. Also fort mit den grausamen Wort „Waffensieg". Kein schrecklicheres Wort besitzt die Menschensprache. Dieser moderne „Waffensiegkultus" übersteigt bei weitem an Schrecknissen den alten Molochkultus. Ein Verteidiger braucht nur den Sieg der Vernunft, des Gewissens und der Liebe über die rohe Gewalt, und dem kann nur durch die erwähnten klaren Erklärungen, geholfen werden. Es zeigt sich also, daß auch in der Frage der Klarheit und Oeffentlichkeit die Technik dieses Friedens eine andere sein muß als die vieler früheren Friedensschlüsse und daß sie in sich schon das Bild der nachfolgenden internationalen Beziehungen aufweisen muß. Die Geheimdiplomatie hat den Krieg gebracht und heute verlängert sie ihn. Darum, fort mit ihr jetzt schon. „Und es werde Licht." (Genesis.)

Die Stärke oder Schwäche kann nicht aus den erwähnten Erklärungen abgeleitet werden, sondern einzig und allein aus der Resultante der militärischen Situation und der Reserven. Nun ist es klar, daß beide Lager hinreichend stark für die Verteidigung sind, nicht aber stark genug zur Besiegung. Eine Wahrheit, gegen die kein Säbelrasseln mit Siegesversicherung etwas beweisen kann.

Die erwähnte klare Erklärung soll so gehalten werden, daß die Regierungen und die politischen Parteien der Gegner eine ähnlich gehaltene abgeben können, damit bei ungefährer Uebereinstimmung der Erklärungen beider Lager das Kriegsende sofort — vielleicht sogar ohne Vermittlung — eintreten kann. Erreicht man eine Uebereinstimmung in den Erklärungen nur zwischen gewissen Parteien beider Lager, dann ist auch schon ein Riesenschritt vorwärts gemacht. Die Tatsache, daß sich gewisse politische Parteien beider Lager auf eine und dieselbe Formel geeinigt haben, würde — dank dem immer weiter um sich greifenden heißen Friedenswunsch der Völker — bald auch die Einigung der übrigen politischen und der Regierungen beider Lager, auf Grund dieser oder einer ähnlichen Formel, bringen. Es muß daher die öffentliche Meinung von den Regierungen die erwähnten Erklärungen verlangen und in die politischen Parteien und Presse dringen, daß sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, wie Androhung der Kreditverweigerung und der schärfsten Opposition, auf die Regierungen für die Abgabe obiger Erklärungen einwirken. Es ist außer zwischen den Regierungen auch zwischen den politischen Parteien und der Presse bei der Lage eine Einigung auf eine gemeinsame Erklärungsformel zu vermitteln.

Besonders ist in dieser Hinsicht auf die dem Frieden mehr geneigten Kreise zu rechnen. Der Vorgang kann etwa folgender sein. Man stellt eine Formel auf, die — möglichst auf Grund vorheriger Vermittlung, Erfahrung oder Untersuchung — Aussicht hat wenigstens von gewissen

politischen Kreisen — das heißt politischen Parteien und der Presse — beider Lager angenommen zu werden, und man sieht für sie, durch Presse, Versammlungen u. s. w., möglichst viele politische Kreise der neutralen wie auch der kriegführender Länder beider Lager zu gewinnen. Je mehr Kreise die Formel für sich zu gewinnen vermag, desto stärker wird sie auf die Kriegsparteien einwirken. Denn die Kriegsparteien sind der Wirkung der öffentlichen Meinung, nicht nur der eigenen Länder, sondern auch der neutralen, ausgesetzt, was die Bemühungen beider Lager um die Gunst der Neutralen öffentlichen Meinung beweisen.

Eben weil es so stark auf die öffentliche Meinung ankommt, kann und muß daher ein jeder mitwirken, durch Agitation in der Presse, Versammlungen und von Mann zu Mann. Fort mit der verhängnisvollen Verzweiflungsfrage: „Was kann ich tun?“ Man wird erst durch diese Frage schwach. Ein jeder hat die Kraft der Einwirkung auf seine Mitmenschen, nur muß er sich dessen bewußt sein. Das Bewußtsein dieser Macht aktiviert, das Nichtbewußtsein schwächt sie. Besonders haben die Intellektuellen die Pflicht einzugreifen, denn sie sind Vertreter der Wissenschaft, die dem Kriege die Vernichtungswerkzeuge gab.

Ueberall, in den neutralen wie auch in den kriegführenden Ländern, müssen sich die Friedensfreunde — möglichst organisatorisch — zusammentun, um mit vereinten Kräften für den Frieden der Rechtsmittel einzutreten. Besonders in den neutralen Ländern sollen sich die Angehörigen beider Lager zur Festlegung einer Friedensformel der Rechtsmittel unter Anschluß von Neutralen, zusammentun und gemeinsam für sie eintreten. Schon die Tatsache dieser Einigung würde der Formel eine starke Wirkung verleihen. Organisationen für die Friedenspropaganda wie z. B.: 1. Union of Democratic Control, London, 37 Norfolkstreet, Strand W. C.; 2. Völkerrecht, Charlottenburg, Kantstraße 159; 3. Anti-Oorlog Raad im Haag, Theresienstraße 51; 4. Ligue des Pays Neutres, Lugano; 5. Internationaler Frauenkongreß im Haag; 6. American Women Peace Party, South Michigan Avenue 116, Chicago; 7. Bund für Menschheitsinteressen in Bern; 8. Vereinigung Angehöriger kriegführender Staaten beider Lager unter Leitung von Neutralen, Zürich, Usteristraße 12, u. s. w. sind gegründet worden. Diese Organisationen sind eventuell zu stärken und neue sollten hinzukommen. Kurz, die ganze Menschheit muß die Stimme erheben, verstärkt durch die Hilfe der Presse und der politischen Parteien, des Papstes und der neutralen Regierungen und sich zu einem Schrei vereinigen: „Genug des Mordens und der Verwüstung“, und den Regierungen zurufen:

„Ihr saget, Ihr wollet einen dauernden Frieden, d. h. daß in den Völkerbeziehungen nur die Rechtsmittel zur Geltung kommt bezeugt also Euere Treue zu diesem Prinzipe, indem Ihr aus demselben die Konsequenzen auch schon für diesen Frieden ziehet.

„Ihr saget, Ihr führet einen Verteidigungskrieg. Ein Verteidiger aber führt nur den Krieg, um dem Gegner die Ableitung des

Friedensinhaltes von der Kriegslage zu verwehren, nicht um selbst das dem Gegner verwehrte zu tun. Er darf nicht den Krieg über dieses Verteidigungsziel hinaus verlängern, sonst trägt er die Blutschuld der Verlängerung. Er muß also immer bereit sein, auf Rechtsmittel einzugehen und das unabhängig von seinen Bundesgenossen. Denn ein Bundesvertrag kann nur zur Verteidigung verpflichten, nicht aber zur Ermöglichung der Vergewaltigung und zur Verwandlung Europas in einen riesigen Friedhof. Ein solcher Vertrag, als im Gegensatz zum Naturvertrag, der besagt, daß die Völker nicht zu vernichten und nicht zu vergewaltigen sind, müßte als a priori aufgehoben gelten. Ziehet also richtig die aus beiden Konsequenzen Eueren Behauptungen vom Dauer- und Verteidigungsfrieden und erklärt öffentlich:

„Zur Aufdeckung und zur dadurch ermöglichten Bekämpfung des Herdes der Kriegsfortsetzung, wie auch zur Verscheuchung der bei den gegnerischen Völkern verbreiteten Furcht vor einem ihnen drohenden Gewaltfrieden, die sie zur Fortsetzung des Krieges antreibt, erklären wir öffentlich, daß die erwähnte Kriegsfortsetzung unsererseits nur zur Verteidung vor einem Gewaltfrieden, nicht aber um selbst den Gegnern Gewalt anzutun, geführt wird. Selbstverständlich also sind wir bereit, in Friedensverhandlungen auf Grund freier Verständigung einzutreten, und eventuell auch Waffenstillstand zu schließen. Dafür gilt folgende Basis:

1. Herausgabe Serbiens, Belgiens, Nordfrankreichs und der Walachei.

2. Ueber die Frage

a) einer internationalen Organisation mit der Aufgabe, die internationalen Beziehungen, das Völkerrecht, den Frieden und die Abrüstung zu ordnen und zu sichern, im Zusammenhange mit der Frage der Meer- und Handelsfreiheit, der Meerengen einschließlich der Dardanellen und der Kolonien,

b) von Elsaß-Lothringen, der Gebiete der russisch-deutschen, der österreichisch-italienischen und anderer Grenzen,

sind wir bereit Verhandlungen zu führen, im Geiste der absolut freien Verständigung, des Wetteifers im gegenseitigen Entgegenkommen und der Gerechtigkeit, unter Berücksichtigung des Nationalitätenprinzips und unbeeinflußt von irgend welcher von der Kriegskarte abzuleitenden Gewalt. Als ultima ratio der Verhandlungen sind wir bereit, das Haager oder ein anderes Schiedsgericht anzunehmen. Hoffentlich wird der Wetteifer im gegenseitigen Entgegenkommen diese ultima ratio ersparen, die übrigens nur dazu dienen sollte, die Kriegsfortsetzung als ultima ratio zu ersetzen, damit den Verhandlungen der Druck der Kanonen erspart bleibe. Mit dem Momente der Erkläruug der Bereitschaft zu Friedensverhandlungen seitens der Gegner, sind wir bereit Waffenstillstand zu schließen, und möge er recht bald zu stande kommen.

Zu einer derartigen Erklärung seid Ihr auch verpflichtet, damit endlich der Herd der Kriegsfortsetzung entdeckt und zerstört werden

könne. Dieser Herd besteht entweder in einem Mißverständnisse, das heißt daß die einen Regierungen von der Bereitschaft der anderen Regierungen zu Rechtsmitteln nicht wissen — und dann hilft die obige Erklärung — oder darin, daß die einen oder die anderen Regierungen zu den Rechtsmitteln nicht bereit sind. Dann würde — durch die obige Erklärung des einen Lagers — die Leitung des anderen der Bekämpfung durch die öffentliche Meinung der eigenen Völker und der ganzen Erde überliefert werden. Keine Regierung wird das Odium auf sich nehmen wollen, vor der öffentlichen Meinung der ganzen Erde als Träger der Blutschuld der Kriegsfortsetzung dazustehen. Durch Ausbleiben aber der obigen Erklärung ermöglicht man dem Gegner die Deckung vor den eigenen Völkern und man wird daher — bewußt oder unbewußt — Mitschuldiger der Kriegsfortsetzung. Mit einem Worte, die Massen kämpfen nur in der Meinung sich verteidigen zu müssen. Ihnen gegenüber Mord der Aufklärung vorzuziehen, wäre ein großes Unrecht.

Obige Formel kann — entsprechend der erwähnten Forderung — von beiden Lagern abgegeben werden. Darum soll sie in die öffentliche Meinung lanciert werden.

Den neutralen Regierungen muß zugerufen werden: Auch Ihr solltet ja Euch zur Friedensorganisation vereinigen, die den Störenfried im Zaum halten sollte. Bezeugt Eure Treue zu diesem Prinzipe, indem Ihr mit vereinten Kräften schon bei diesem Kriege bei den Kriegsparteien für die Abgabe der erwähnten klaren Erklärung der Bereitschaft zum Frieden der Rechtsmittel eintreten, und bei Nichtbefolgung sie wenigstens mit Boykott bedrohet.

Etwas ähnliches sollten auch die Kriegslieferanten tun.

Ein Schrei erhebe sich von einem Ende der Erde zum anderen.

„Genug des Mordens, der Toten, Witwen und Waisen. Der Kern der Jugend ist vernichtet. Es gilt den Rest zu retten.“

„Verbleibe nicht in der Ferne während dein Nächster verblutet.“ (Leviticus.)

B. M. Wolf.

Vor dem Kriegsgericht.

Ein Bericht.

Die Theologen machen in Tiefsinn, die schlichten Seelen handeln. Die Friedensleute denken Systeme einer Gesellschaft ohne Krieg aus, aber in den Herzen Zahlloser geht eine Bewegung vor sich, die eines Tages in einen gewaltigen, über die Erde hallenden Ruf ausbrechen wird: „Wir führen keinen Krieg mehr! Wir wollen von Krieg und was dazu gehört nichts mehr wissen! Weg mit dem Greuel! Wir opfern dem Moloch nicht mehr!“ In dem

Augenblicke, wo dieser Schrei ausbricht und die Tat ihm folgt, ist der Krieg besiegt. Dafür bedarf es freilich eines neuen Geistes, der über die Menschenwelt ausgegossen wird; aber warum sollten wir nicht auf diesen hoffen dürfen? Schon sind allerlei Vorboten da. —

In einem Städtchen der Nordwestschweiz stehen drei junge Männer vor dem Kriegsgericht. Alle drei haben bei einem neuen Aufgebot ihrer Division den Dienst verweigert. Der eine ist in Zivilkleidung auf dem Kasernenhof erschienen, um zu erklären, daß er keinen Dienst tun könne, der Andere ist aus dem angetretenen Dienst fortgegangen, der Dritte hat im Dienst die Annahme scharfer Munition verweigert. Nun harren sie des Urteils.

A ist ein junger Architekt. In außerordentlich harter Jugend, durch das dichteste Gestrüpp von Schwierigkeiten vordringend, auf dem Wüstenweg der scheinbaren Hoffnungslosigkeit wandernd, ist er durch ein Maß von Begabung, Tatkraft, Seelenstärke und Glauben, wie es nur die Auserwählten besitzen, bis zu einem Punkte vorgedrungen, von dem aus sich der Blick auf das Land wahrer, freier Künstlerschaft öffnet. Fast noch ein Knabe, hat er einer großen bedrängten Familie den Vater ersetzt. Er hat ihr wiederholt lockende Möglichkeiten künstlerischer Ausbildung zum Opfer gebracht. Will jemand kommen und behaupten, dieser junge Mann sei einer von denen, die keine Opfer bringen wollen? Mitten in Not und Mühsal seines Kampfes findet er Kraft und Lust, seine Seele dem Höchsten zuzuwenden. Er geht ihm auf den verschiedenen Wegen nach, die sich dafür einem jungen Menschen unserer Tage anbieten. Er wird Abstinent, Kämpfer für Natürlichkeit, Gesundheit und Reinheit des Lebens. Er wird Sozialist. Es wird ihm klar, daß in einer vom Mammonismus vergifteten Welt auch keine Kunst gedeihen, daß man darin kein Haus in wahrer Schönheit und mit wahrem Segen bauen kann. Aber höher noch dringt er hinan, tiefer gräbt er und zuletzt fließt Alles in Einem zusammen: „Es gilt, Gott zu finden und ihm allein zu dienen; es gilt, ein wirklicher Jünger Jesu zu sein.“ Das ist freilich eine große Sache und der Weg dazu weit.

Nun bricht der Krieg aus. Er reißt ihn mitten aus den schönsten Verheißungen und stößt ihn bald in großen innern Kampf. Schon vorher, während des Rekrutenkurses, hat der Adel seiner Natur unter Schmutz und Roheit des Kasernentons gelitten. Nun sieht er sich in den Dienst einer Welt gestellt, die der Welt Gottes entgegengesetzt ist. Den militärischen Drill, der bekanntlich zu dem ganzen System des Militarismus gehört, empfindet er als Mittel zur Entindividualisierung und Entmenschung des Soldaten. Die Feldpredigten, die er etwa zu hören bekommt, wirken anders, als die Prediger beabsichtigten. Es ist ein langer und harter innerer Streit. Da ist die Familie, die seiner bedarf, deren Stolz er ist, die Mutter vor allem, die so viel gelitten. Darf er ihr nun

Herzeleid und Schande — in den Augen der Törichten! — bereiten? Fast noch schwerer wiegt ein anderer Grund: Ist er denn ein wirklicher Christ, der im Namen Christi so Großes tun darf? Wer es mit ansehen durfte, mit welcher Ehrlichkeit gegen sich selbst, welchem Mißtrauen gegen falsche Motive, welcher Selbständigkeit, welcher Freiheit und Reife des sittlichen Urteils, kurz, welcher Richtigkeit im höchsten Sinne des Wortes dieser Kampf geführt und dieser Entschluß zuletzt gefaßt wurde, der erlebte mit Ehrfurcht und Freude, daß wahrhaft großes Handeln, wahrhafter Dienst des Ideals noch nicht ausgestorben ist.

Er hat es zuletzt getan, offenbar, weil er nicht mehr anders konnte. Bis zuletzt war er nach der Aussage seines Hauptmanns ein musterhafter Soldat gewesen. Auch würde gänzlich fehlgreifen, wer ihn für einen „Schwärmer", „Fanatiker", überspannten Menschen hielte. Er ist ein im schönsten Sinne gesunder, frohmütiger, klar denkender, realistischer Mensch, — eine lichte und ergreifende Jünglingsgestalt, wie man ihr selten begegnet. Liebe, Freundschaft, Ehre, schwer errungene Möglichkeiten des Wirkens — alles hat er Gott hingegeben und ist im Kerker ein glücklicher, seliger Mensch.

B. ist eine schlichtere Gestalt, aber nicht von geringerem Wert. Er ist Schriftsetzer. Im Sozialismus hat seine Seele einen idealen Inhalt gefunden. Freilich nagt es an ihm, daß die Sozialdemokratie dem Kriege gegenüber das Ideal des Sozialismus verleugnet hat. Auch er ist eine religiöse Natur, wenn auch auf etwas andere Weise als A. Tolstois Schriften beeinflussen ihn, wie er denn gewissermaßen eine tolstoische Natur, ein Mensch nach der Weise von Tolstois Helden, ist: ein Mensch voll Sanftmut und Güte. Wie soll ein solcher Mensch töten können? Er ist Vegetarier, weil er die Tötung des Tieres nicht ertragen kann, wie sollte er zur Tötung des Menschen fähig sein? Sein Kampf scheint weniger bewußt und dramatisch gewesen zu sein, wie der, den A gestritten, sein Entschluß ist still gereift, wie eine Frucht reift. Auch er hat zuletzt nicht anders gekonnt. Auch er hat bezahlen müssen. Denn er muß eine junge Frau, die seinen Schritt nicht ganz leicht verstehen kann, in tiefen Kummer stürzen. Sie haben ein zweijähriges Kind, ein zweites soll in Bälde erscheinen — und der Vater im Gefängnis und die dummen Zungen der Menschen! Aber er kann nicht anders! Und so ist auch er trotz allem fröhlich und getrost. Ein reiner, feiner, bescheidener Mensch.

Wieder von anderer Art ist C. Bei ihm treffen wir mehr das an, was wir den Antimilitarismus des natürlichen Menschen nennen könnten. Ihn ärgert all das Drum und Dran des Militärdienstes. Er hat Händel mit seinem Hauptmann. Bald ist er ein guter, bald ein schlechter Soldat. Er ist eine etwas unruhige, trotzige Natur. Dazu ist er auch Sozialdemokrat und als solcher

schon Antimilitarist. So wird ihm, dem Korporal, die Sache „zu dumm“ und er verläßt den Dienst. Auch er ist jung verheiratet. —

In der öden Vorhalle des Gerichtslokales warten die Angeklagten und ihre Freunde. Weibel gehen hin und her, Offiziere tauchen auf und verschwinden — stumme Götter! Endlich beginnen die Verhandlungen. Ein kleiner Saal. Etwas erhöht das Gericht, ein Bundesrichter als Vorsitzender, daneben einige Offiziere (darunter ein bekannter Sozialdemokrat!) und Soldaten. Vor den Schranken die Pulte für Ankläger und Verteidiger und dann die Angeklagten und das Häuflein Zuhörer. Zwei Schlachtreihen! Ein Gedanke bewegt uns: wenn nur unsere Sache rein und groß vertreten wird! Oder wird es zu mühsamen Verhören, juristischen Kniffen, erregten Auseinandersetzungen, sensationellen Zwischenfällen kommen? Es fehlt an alledem nicht, aber es geschieht ein großes Glück: in den Mittelpunkt tritt die Rede, worin der Angeklagte A, gleichsam als Vertreter der Mitangeklagten und der ganzen Sache, Zeugnis abgelegt von dem, was in ihm lebt. Er verliest zuerst die Erklärung, womit er seinen Entschluß begründet. Sie lautet:

„Hiemit erkläre ich, das im August 1914 von mir geforderte Versprechen des unbedingten Gehorsams nicht mehr halten zu können. Ich werde bei Kriegsausbruch niemals an einem Mitmenschen Gewalt verüben. Im geistigen Suchen bin ich zur religiösen Ueberzeugung gelangt, daß die Lehre Christi das Beste ist, was uns gegeben wurde und die Erfüllung derselben der letzte Sinn unseres Daseins ist. Wenn Staat und Christentum Gegensätze sind, ist es meine persönliche Pflicht, mich zu dem zu stellen, welches ich als das Wichtigere erkannt habe. Die allgemeine Anschauung geht dahin, daß Mord und Totschlag im alltäglichen Leben Verbrechen sind. Dagegen im Kriege, da Staat gegen Staat steht, der Einzelne für seine Handlungsweise nicht mehr verantwortlich ist, bezw. das Töten des Gegners eine heilige Pflicht ist. Nun aber schließt die Erfüllung der Lehre Christi nicht den Untergang des völkischen Lebens in sich, sondern betont im Gegenteil dessen Daseins-Berechtigung, sofern die Einzelteile der Gesamtheit in ihrem persönlichen Leben positiv ihrem religiösen Bekenntnis nachleben. Ist dies aber nicht der Fall und entstehen aus dem alltäglichen Zündstoff die ganz großen Konflikte, wie dieser furchtbare Krieg, so ist dennoch der Zweifel gerechtfertigt, ob der Einzelne bis in die letzten Konsequenzen hinein — die seinem Gewissen widersprechen — die Folgen der Nichterfüllung mitzutragen hat oder ob er nicht nach seiner inneren Erkenntnis seine ganze Kraft dafür einzusetzen hat, daß eine andere Richtung eingeschlagen wird.

Wie ein Volk aus vielen Einzelnen besteht, so wächst das Volksleben aus dem Leben des Einzelnen heraus. Und je klarer und deutlicher der Einzelne sich zu seiner Ueberzeugung bekennt und sie fortwährend mit seinem äußeren Leben in Einklang zu bringen

sucht, umso tiefer wird sie in der Gesamtheit durchdringen. Das Leben und die Lehre Christi ist hierfür unsere letzte Erkenntnis und darum kann Christus auch zu jedem Einzelnen in jedem Volke sprechen. Für uns aber kann seine Vollkommenheit nur ein Licht sein, dem wir fortwährend nachstreben müssen. Mit dem Gebot: „Du sollst nicht töten“ können wir also das Problem des Krieges nicht ohne Weiteres erledigen, sondern müssen diesem das Positive entgegenstellen, das sich in der Lehre Christi, in jedem seiner Worte und Taten äußert. Solange wir uns gegenseitig so belügen und ausbeuten, wie dies gegenwärtig der Fall ist, können wir nicht hoffen, daß eine andere Gemeinschaft als die jetzige daraus entstehe. Und dennoch wird diese Ordnung als die rechtmäßige anerkannt und mit Gewalt aufrechterhalten! Alle Bestrebungen, die darauf hinausgehen, unser Arbeitsleben umzugestalten, werden bekämpft und die bewaffnete Macht ist der stärkste Schutz des großen persönlichen Besitztums. Es mögen tausende hungern, der Eine, der sich durch alle Mittel des Gemeinsamen bemächtigt hat, wird als der rechtmäßige Besitzer anerkannt. Christus lehrt uns, daß wir alle Brüder sind, aber wenn wir das im alltäglichen Leben als eine Utopie betrachten — wie könnte das im Völkerleben anders sein! Statt gegenseitiger Hilfe sucht jeder möglichst viel für uneingeschränkten Lebensgenuß zu erwerben, das materielle Leben ist nicht der Boden für fruchtbares, für geistiges Wachstum, sondern beherrscht dasselbe ganz.

Der Militärdienst wird von der Allgemeinheit gefordert zur Aufrechterhaltung des eigenen Staates und zum Schutze der Angehörigen vor äußeren Feinden. Nun liegt schon darin ein Widerspruch, daß der Einzelne sich im alltäglichen Leben verleugnen soll (in Bezug auf unser gemeinsames religiöses Bekenntnis!) dagegen die Gemeinschaft unbedingte Selbstbehauptung beansprucht. Nicht Unrecht wieder mit Unrecht zu vergelten ist der tiefste Kern der christlichen Lehre — im Staatsleben wird dem die Geltung als einer selbstverständlichen Unsinnigkeit abgesprochen. Wenn ich meine Mutter vor Mord bewahre — obwohl auch im Kriege der Mord der Zivilbevölkerung „rechtlich“ geahndet wird! — indem ich den Sohn einer anderen Mutter erschieße, so darf denn doch gefragt werden, wie ich das mit meiner christlichen Ueberzeugung verantworten kann. Dafür nur dem eigenen oder fremden Staatslenker die Schuld zuschieben, kann und will ich nun nicht mehr, denn habe ich darüber einmal nachgedacht, so kann mich im letzten Grunde kein Mensch zwingen, so etwas zu tun. Komme ich aber so mit bestehenden Gesetzen in Konflikt, so bleibt mir nichts anderes übrig, als die Folgen meiner Handlungsweise zu tragen.

Lehne ich den militärischen Gehorsam im Ernstfalle ab, so ist auch jede weitere militärische Ausbildung zwecklos. Ein Uebertritt zur Sanität ist vom ethischen Standpunkt schon deswegen

ausgeschlossen, weil dieselbe ja kein Protest ist gegen die militärische Ausbildung und deren Folgen, sondern sogar die kaum geheilten Kameraden wieder an die Front zurücksendet. Deshalb stelle ich das Gesuch, mich aus der Armee zu entlassen; ist das aus gesetzlichen Gründen nicht möglich so werde ich meine Konsequenzen daraus ziehen und den Beispielen von Baudraz, Naine, Humbert-Droz, von Rüti u. s. w. folgen und Irrenhaus, Zuchthaus bezw. Tod im Kriegsfalle für meine Ueberzeugung zu tragen vermögen."

Er fügt dann weiter hinzu:

„Ich habe in der abgegebenen Begründung alles kurz und klar zusammengefaßt, was mich in jahrelangem geistigen Ringen und Suchen zur Dienst-Verweigerung führte. Im Untersuchungs-Verhör wurden aber noch einige Bemerkungen getan und Fragen gestellt, auf die ich hier nochmals zurückkommen möchte.

Man fragte mich, ob ich den Staat dem Individuum unterordne. Ich bejahe diese Frage. Ich anerkenne nicht den Staat als Höchstes und Bestes und wo er mich zu Gewalt und Mord erziehen und bereit halten will, versage ich ihm den Gehorsam. Wenn ich unser Land gegebenen Falls so beschützen soll, indem ich im Blute fremder Soldaten stehe, so kann ich nicht anders als „Nein" sagen. —

Ich kann die Auffassung nicht mehr teilen, wonach der Staat vor allem so gefördert werden soll, daß nur auf seiner Grundlage eine höhere Gemeinschaft sich aufbauen kann. Viele offizielle Vertreter der christlich-kirchlichen Lehre vertreten die immer weiterschreitende Verchristlichung der bestehenden Staaten. Die Ordnung des Staates aber beruht auf Gesetz und Zwang, während die christliche Lehre doch nur in der persönlichen Gesinnung ihre tiefsten Wurzeln fassen kann. Der Staat ist eine Organisation der Macht und der politischen Grenzen, das Christentum aber die Lehre der Liebe und international. Das „Recht" soll die Gesellschaft vor dem Krieg aller gegen alle schützen, aber ist ein größerer Erwerbskampf als der heutige denkbar? Der tiefste Gegensatz zwischen Recht und Religion liegt darin, daß das Recht nur mit Hilfe der Gewalt bestehen kann, während echte Religion die freie Harmonie zwischen Persönlichkeit und Gesellschaft schafft. Gegenüber seinem Nächsten als Bruder handeln kann man nur aus der Gesinnung heraus, aber nicht durch irgend welchen äußeren Zwang und Rechtsbegriff. Dem Worte: „Durch den Nationalismus zum Internationalismus" steht das Wort Christi entgegen: „Trachtet vor allem nach dem Reiche Gottes, alles andere wird euch zufallen." Dem aber kann ich nur nachleben, wenn ich meinem Nächsten das tue, was ich wünsche, daß er mir tue. Aber wenn auch dieser Nächste — wie man mir spöttisch sagte — ein schlechter Bruder ist, werde ich versuchen, Unrecht nicht wieder mit Gewalt heimzuzahlen. Das Wort „Ihr seid alle Brüder" bezieht sich nach

meiner Erkenntnis auf alle Menschen, auch auf fremde Soldaten, die sich einem verbrecherischen Regierungsbefehl, in unser Land einzufallen nicht widersetzen können. — Und wie Eltern nichts von ihren Kindern verlangen sollten, was dieselben nicht vor ihrem eigenen Gewissen verantworten können, so kann auch der Staat nicht unbedingte Autorität in Dingen besitzen, die ich vor allem vor mir selbst verantworten muß.

Einer der Untersuchungsrichter fragte mich, ob ich oder meine Vorfahren schon einmal geisteskrank gewesen sind. Diese Frage ist insofern typisch, als auch Baudraz und andere seiner Nachfolger auf ihren Geisteszustand untersucht wurden. Kann man denn in militärischen Kreisen gar nicht begreifen, daß es immer mehr Menschen geben wird, die Völkermord mit Christentum, Sozialismus und Internationale nicht mehr vereinigen können? Wer kann mich hindern, die ganze Welt als mein Vaterland anzuschauen? Sie ist überall wunderbar erschaffen und nur wir selbst machen sie uns zur Hölle. Ich habe während meinem Aufenthalt im Ausland so viel Gutes erfahren, daß ich das hier schon gestehen darf.

Weiter wurde gefragt, ob ich mit Dienstverweigerung Märtyrerkrone und Glorienschein erwerben, ob ich ein berühmter Mann werden wolle. Ich kann hierauf nur antworten, daß ich muß, weil ich nicht mehr anders kann. Glauben Sie denn wirklich, daß ich Gefängnisstrafe meiner Freiheit vorziehe, daß ich Mutter und Geschwister, Freunde, Beruf und Freiheit so leichthin zurücklasse, um mit einer Gewissenstat renommieren zu können?

„Die Angst vor den Kugeln im Ernstfalle hat Sie zu diesem Schritt bewogen“ — wurde mir entgegengehalten und doch haben sie mich ja vollständig in ihrer Gewalt! Ich erinnere mich sehr wohl, daß uns im August 1914 nach jedem Artikel für dessen Mißachtung die Todesstrafe verheißen wurde. Millionen von Menschen sind dem Kriegsmoloch zum Opfer gefallen, weßhalb sollte ich nicht für meine Ueberzeugung sterben können? Es ist im Gegenteil umgekehrt: die meisten Soldaten haben vor dem Kriegsgericht mehr Angst als vor Kugeln und Granaten.

Man hält uns jüngeren Antimilitaristen viel entgegen, daß wir die Opfer ausländischer wie auch inländischer Apostel seien. In gewissem Sinne schon, denn schließlich ist ja die ganze christliche Lehre kein nationales Eigengewächs. Gewiß haben Tolstoi und andere auf uns einen großen Einfluß, aber anderseits ist denn doch zu sagen, daß gerade dieser furchtbare Krieg empfindende Menschen am stärksten auf die Frage drängt: „Warum und wodurch das alles?“ Das aber wird wohl in den kriegführenden Ländern noch viel mehr der Fall sein als bei uns, doch hat die militärische Zensur auch alle Ursache die Zahl der militärischen Dienstverweigerungen nicht bekannt werden zu lassen. Es wäre ja auch entsetzlich, wenn dieses grausige Abschlachten die Menschen nicht auf andere Wege brächte,

der Kampf gegen den internationalen Militarismus und Nationalismus wird wohl noch ganz anderen Umfang annehmen. Sie sehen ja, was sich in der sozialdemokratischen Partei für innere Kämpfe abspielen um zur Klärung zu kommen. Man wiederholte mir immer wieder, daß ja die Schweiz eine Ausnahmsstellung einnehme und tatsächlich nur die Vaterlandsverteidigung in Betracht komme. Gewiß ist es ein Verbrechen, wenn eine Großmacht morgen dieses Land zum Kriegsschauplatz verwandelt und doch kann ich nicht anders als dem Bösen nicht wieder durch das Böse zu widerstehen.

Man drang auch nochmals in mich, daß ich ja bei der Sanität keinen Gegner zu töten brauche, sondern im Gegenteil helfen und verbinden könne. Dem halte ich entgegen, daß man nicht nur Wirkungen mildern, sondern vor allem mit ganzer Kraft die Ursachen bekämpfen soll. Es ist ja auch ein entsetzlicher Widerspruch sich gegenseitig zuerst mit allen Mitteln zu verstümmeln und nachher sich wieder gegenseitig zusammen zu flicken. — Aber auch bei uns im Frieden ist die Hilfe der militärischen Sanität etwas Widerspruchvolles, da werden die Kameraden durch unsinnige Märsche, Strapazen und Uebungen gewaltsam ruiniert und nachher kommen sie in eine ärztliche Behandlung, die mich oft genug empört hat.

Ich wurde gefragt, ob ich hoffe, durch meine Tat Propaganda zu machen. Ich bejahe diese Frage in vollem Umfange. Wie ich den Beispielen der Tat von Baudraz, Naine, Humbert-Droz und anderen folge, so hoffe ich, daß sich immer mehr und mehr solcher Nachfolger einstellen werden.

Es ist daher selbstverständlich, daß wenn sie mir nicht die Entlassung aus der Armee gewähren können, ich wie Baudraz mich ebenso ruhig ein zweites und wenn nötig ein drittes Mal wegen Dienstverweigerung verurteilen lasse. Einmal wird doch die Zeit kommen, wo die Menschen die militärische Abrichtung zum Völkermord als etwas Entsetzliches begreifen und den Gehorsam verweigern werden. Der Weg dazu wird voll Opfer sein, denn der Kapitalismus, der im Militarismus seine stärkste Stütze hat, wird alle Mittel anwenden, um die antimilitaristische Bewegung zu unterdrücken. Bei uns macht sich diese Reaktion in vermehrtem staatsbürgerlichen Unterricht, im Pfadfinderwesen und anderer militärischer Jugenderziehung schon stark bemerkbar. Sie kann aber den rollenden Stein nicht mehr aufhalten. Wie eine neue Reformation wird die soziale bezw. die christliche Gesinnung sich zur Tat durchsetzen — über alle Grenzen hinweg Parteischablonen und Theologen-Christentum wegfegen und uns eine Stufe näher bringen zum Reiche, das uns Christus verheißen hat.“

Diese Rede, die ergänzt wird durch Antworten auf Fragen des Großrichters, namentlich aber die ganze Haltung des Angeklagten, macht den tiefsten und ergreifendsten Eindruck auf Alle.

Du kannst, lieber Leser, ihn selbstverständlich nicht miterleben, weil ihr Wert nicht bloß in den ausgesprochenen Gedanken besteht und Du Ort, Zeit, Lage, Stimmung nicht miterleben kannst. Versuche Dir den Zusammenstoß der zwei Prinzipien anschaulich zu machen und bedenke, wie wichtig es ist, daß in einer solchen Stunde eine Sache würdig vertreten wird. So ist es geschehen. Alle fühlten, was dies bedeute. Dieser Eindruck überwog alle andern. Aber wir wollen nicht zu bekunden vergessen, daß Alle drei Angeklagten ihren Mann wacker stellten. Alle sind sie tapfer und getrost. Keiner sagt ein unwahres Wort. Keiner bittet um leichte Strafe. Keiner lehnt sich gegen das Bestraftwerden auf. Nicht ohne symbolische Bedeutung ist für den Kenner der christlichen Geschichte die prinzipielle Weigerung eines der Angeklagten, auch nur militärische Achtungstellung anzunehmen. Das erzeugt ziemliche Erregung und spielt in der Anklage eine große Rolle.

Als Zwischenspiel ein Stück aus einem Zeugenverhör.

Großrichter: Hätte sich dieses Problem nicht auch anders lösen lassen?

Zeuge: An und für sich gewiß, es gibt in solchen Dingen nur individuelle Lösungen und von einem mechanischen Müssen kann in sittlichen Dingen ja nicht die Rede sein. Der Sprechende steht in inniger Beziehung zu gesinnungsverwandten Kriegern an der Front. Diese können erklären, daß wir nun einmal Alle Schuld an dieser Katastrophe trügen und darum auch Alle helfen müßten, die Folgen zu tragen. Er empfindet vor ihnen die größte Ehrfurcht. Aber der Angeklagte mußte wohl auf Grund seiner Gesinnung einen andern Weg gehen.

Großrichter: Aber die Schweiz ist doch jedenfalls relativ unschuldig an der Katastrophe. Wenn sie trotzdem in den Krieg mitgerissen werden sollte, wäre es dann nicht doppelt Pflicht, mitzutragen?

Zeuge: Der Krieg entspricht schließlich überall dem gleichen Prinzip.

Großrichter: Haben Sie nicht im Vorverhör erklärt, daß Sie die Grenzbesetzung für selbstverständlich gehalten hätten?

Zeuge: Gewiß. Denn das Schweizervolk war im August 1914 selbstverständlich nicht so weit und ist es auch heute noch nicht, um im richtigen Sinn zu erklären: „Ich lege die Waffen nieder.“

Großrichter: Sie haben aber auch erklärt, daß die Schweiz jedes Opfers wert sei.

Zeuge: Gewiß. Ich glaube auch für die Schweiz sterben zu können, wie ich für sie gelebt habe und leben werde — nur nicht mit den Waffen in der Hand. Man kann übrigens gerade aus gut schweizerischer Gesinnung zum äußersten Antimilitarismus gelangen. Wenn das militärisch-politische Prinzip, das heute Europa beherrscht, nicht zerbrochen wird, dann sind die kleinen Völker

verloren. Wenn es aber zerbrochen werden soll, dann müssen gewaltige und tiefe Kräfte aufgeboten werden. Denn der Krieg ist gewissermaßen eine kosmische Macht. Solche Kräfte sind religiöser Art und aus ihnen stammt die Tat des Angeklagten.

Großrichter: Hat es wohl einen Sinn, solchen abstrakten Idealen nachzuhangen, statt zunächst einmal an das Konkrete und Nächstliegende zu denken, die Pflicht gegen das Gebot der heutigen Lage und Stunde? Wäre das nicht die Forderung einer reifen Sittlichkeit?

Zeuge: Wer so denkt, wie der Angeklagte, der ist überzeugt, daß er, wenn er für Gottes Sache eintritt, auch das Beste für sein Volk tut und daß das scheinbar Fernste das Nächste ist. —

Und nun zu den Richtern. Hier ist zu scheiden zwischen den Richtern selbst und dem Ankläger. Dieser bietet ein Gegenbild zu den Angeklagten, wie man es bedeutsamer nicht hätte bestellen können. Er ist freilich kein Chapuisat, der in der Anklage dem Angeklagten alle Ehre gibt. Zwar kann er nicht umhin — und das sei anerkannt – wenigstens bei dem Einen anständige, ja edle Motive gelten zu lassen. Aber unreif ist auch er und diese ganze Hoffnung auf ein sogenanntes Reich Gottes auf Erden Phantasterei. Daß einer nicht die Waffen führen will, kann man ja zur Not noch fassen, aber wenn er nicht einmal den Ausweg betreten will, zur Sanität zu gehen, so ist dies schon Setzköpfigkeit und weiter nichts. Ueberhaupt ist die erste Pflicht eines Menschen und Christen, für das Vaterland und die Familie zu sorgen! Interessant ist sodann, wie dieser Beamte, der Staatsanwalt eines großen Kantons ist, die Sozialdemokratie behandelt. Ich bin immer noch naiv genug gewesen, zu meinen, daß wenigstens höhere Gerichtsbeamte in amtlichen Verrichtungen außerhalb der Parteien zu stehen hätten. Aber nun hören wir aus dem Munde eines solchen eine Rede gegen die Sozialdemokratie, wie man sie sonst etwa wohl in einer freisinnigen Parteiversammlung hören mag. Er bemerkt dabei nicht den Widerspruch, daß er Sozialdemokraten vorwirft, ein Vaterland im Stich zu lassen, das sie durch seinen Mund ja gar nicht als Vollbürger anerkennt.

Noch interessanter sind die Gedanken, die er über Christentum und Krieg vorträgt. Krieg ist immer gewesen und wird immer sein. Zu meinen, daß man durch Teilen (das ist's also, was dieser hohe Gerichtsbeamte, der auch bei politischen Prozessen seines Amtes walten muß, sich unter Sozialismus vorstellt: teilen?) und Abschaffung der Klassen den Krieg beseitigen könne, ist ein Wahn. Man sehe, wie auf unsern Dörfern, wo doch die Verhältnisse, worin die Menschen leben, gleichartig sind — (Krieg entsteht? Nein, so hätte der Schluß, wenn er hätte bündig sein sollen, lauten müssen, statt dessen lautet er:) Streit entsteht. Wie könnte da im Verhältnis der Völker Krieg ausbleiben? Die Welt muß

von Zeit zu Zeit Krieg haben. Man hegt wohl etwa Friedensträume und schmiedet allerlei Pläne zur Beglückung der Menschheit, aber dann bricht das Tier wieder hervor. So haben wir jetzt diesen Krieg. Wir Alle finden ihn scheußlich. Aber was machen? Es wird halt nach bestimmter Zeit wieder Krieg kommen.

Daran ändert kein sogenanntes Christentum etwas. Diese Religion hat zweitausend Jahre Zeit gehabt, der Welt den Frieden zu bringen, wenn sie es in dieser Zeit nicht getan hat, wie soll sie es jetzt oder künftig tun? Ueberhaupt; was geht uns als Bürger Christus und das Christentum an? Wir könnten ja Muhammedaner sein und hätten dann wenigstens in Bezug auf den Krieg eine leichtere Stellung. Freilich sind wir Alle Christen (O Kierkegaard, komm her! „Wir sind Alle Christen!"), aber wir haben mit den reellen Verhältnissen zu rechnen und brauchen uns jedenfalls kein Gewissen daraus zu machen, einen Staat zu verteidigen, der doch gewiß zu den besten, die es gibt, gehört.

Auch von dieser Rede gilt, nur in umgekehrtem Sinn, daß man sie hören mußte, um den rechten Eindruck davon zu bekommen. Es treten sich so ganz merkwürdig typisch gegenüber die zwei „Religionen", die sich gleichermaßen Christentum heißen: die schwärmerisch erscheinende Zuversicht auf eine neue Welt und die graue Hoffnungslosigkeit, die über ein Bild der Menschenwelt, wo Philistertum und Bestialität sich gatten, die Ueberschrift setzt: „Wir sind Alle Christen." Im Uebrigen muß anerkannt werden, daß das vom Ankläger beantragte Strafmaß nicht gar zu schlimm erscheint.

Etwas anders wieder die Richter. Der Großrichter ist korrekt, fast nobel. Ein inneres Verstehen der Gesinnung, mit der das Gericht es zu tun hat, scheint ihm freilich fremd zu sein. Er hält eine Denkweise für seltsam, die im Grunde bei einem Christen doch selbstverständlich sein sollte. Es sind zwei Welten, die einander gegenübertreten. Sie können einander kaum begreifen. Man spürt die Macht der Welt, die sich in dem Militärgericht verkörpert. Und man konnte sie draußen im soldatengefüllten Städtchen und auf dem Exerzierplatz schauen, wo der Drill seine seltsamen Künste übte. Dennoch: der Großrichter ist nicht unritterlich. Ebenso der Offizier, der als amtlicher Verteidiger funktioniert. Und so das Urteil. Es anerkennt die reinen Motive, wenigstens bei A und B, ohne weiteres und läßt auch C ziemlich Gerechtigkeit widerfahren. Die Strafe erscheint als angemessen. Strafe muß sein. Das wissen die Dienstverweigerer ganz gut. Sie müssen sich im Namen ihres Glaubens gegen eine bestehende Ordnung auflehnen, trotzdem sie zu jedem Opfer für die Gesamtheit, das ihre Gesinnung ihnen erlaubt, bereit wären, und so ist es ihr eigener Wunsch, dieser Ordnung durch Leiden zu bezeugen, daß es nicht Willkür oder Selbstsucht sei, was sie veranlasse, ihr in einem bestimmten Fall den Gehorsam zu versagen.

So scheiden wir wohl Alle von den Richtern ohne Verstimmung, Zorn oder Haß, wenn auch im tiefen Gefühl jenes Gegensatzes zweier Welten. Aber die ausgesprochenen Gegner stehen uns ja nicht immer am fernsten. Es gibt solche unter uns, die zwar die Uniform hassen, als Symbol der Unmenschlichkeit, aber einen Offizier durchaus ehren und in seiner Art gelten lassen, ja, sich ihm sogar näher fühlen können, als manchem Pazifisten. Gegner sind sich oft recht nahe und können einander oft doch auch verstehen. Und wenn nicht jetzt, so vielleicht künftig einmal.

Zum Dritten noch ein Wort von den Zuhörern.

Da erscheinen in eleganter Uniform, den Säbel an der Seite, zwei Feldprediger, ein protestantischer und ein katholischer Feldprediger! — Der dies schreibt, möchte bei diesem Anlaß gestehen, daß er auch einen Feldprediger für einen Menschen hält. Er kennt sogar einige, die er nicht nur als Menschen, sondern auch als Jünger Christi hochschätzt. Sie werden ihm dies, was er nun sagen muß, nicht übel nehmen. Denn das muß er allerdings sagen, daß er bei diesem Anlaß an den Feldpredigern Aergernis genommen hat. Auf der einen Seite diese edlen jungen Menschen, aus dem Gefängnis heraus, als Sträflinge, auf der andern diese eleganten Offiziersfiguren, Feldprediger genannt, die mit den Offizieren natürlich auf gutem Fuße stehen, zu ihrer Welt gehören! Jene drei jungen Menschen werfen im Grauen vor dem Krieg ihr Leben zum Protest hin und diese amtlich bestellten Diener Christi kommen — mit dem Säbel! Diese bestellten Verkünder des Gottesfriedens prangen in Uniform und Ehren und überlassen es einem armen Schriftsetzer und einem vielgeprüften, endlich am Beginn einer ersehnten Laufbahn stehenden Künstler, mitten aus Kampf und Not der Seele und der Verhältnisse heraus Christus zu vertreten! So habe ich es empfunden und wohl nicht nur ich. Sie mögen es mir nicht übel nehmen. Ich weiß, daß sie anders fühlen und daher auch anders handeln müssen, und will sie auch persönlich nicht antasten, aber es schadet ihnen nicht, wenn sie allfällig dies lesen und diese Stimme hören. Mir waren sie bei diesem Anlaß neben dem Ankläger ein Typus des „Christentums", sagen wir: das Sinnbild des kirchlichen Christentums. Die Militärleute waren mir an dieser Stelle viel lieber.

Es war aber auch ein Häuflein anderer Leute da, „Christen" und Sozialisten, einige beides zusammen, auch ein Pfarrer. Die waren nun, mit den Angeklagten zusammen, der Gegenpart, das andere Lager. Und das ist mir nun auch wieder bedeutsam erschienen, daß es gerade Sozialisten, darunter sehr revolutionäre, waren, die hier gegen Krieg und Kriegswelt, vorhandener Welt, das Reich der Hoffnung und Güte, die neue Welt vertraten. Man konnte da über all die Erscheinungen hinweg, die sonst etwa den Grundcharakter einer Sache verhüllen, erkennen, was zusammengehört. So werden

sich die zwei Heere immer mehr gruppieren. Und da war es nun bezeichnend, was für einen großen Eindruck das Auftreten des jungen Christen auf diese „Ungläubigen" machte. Ich glaube nicht, daß tiefsinnige Erröterungen vom „Stillesein" und vom „Sich-Beugen unter die gegebenen Ordnungen" und vom „Wort, das man noch nicht habe", ihnen Eindruck gemacht hätten. Einige Taten und der Unglaube schwände wie Schnee vor der Frühlingssonne! Selig sind die schlichten Sinnes sind, denn sie werden die neue Welt öffnen!

Der diesen Bericht schreibt — mehr eine Skizze als ein Bild — ist nicht der Meinung, daß nur der Jünger Christi sei, der gerade den Weg dieser Zeugen geht. Er hütet sich, dafür zu werben oder gar zu agitieren. Er möchte eher umgekehrt diesen Weg erschweren. Es ist ihm gerade vor dem Kriegsgericht wieder besonders klar bewußt gewesen, wie der, der ihn geht, es reinsten Herzens und reifen Glaubens tun muß. Es kommt nicht sowohl darauf an, daß Viele diesen Weg gehen, als daß die, die ihn gehen, ihn recht gehen. Aber die tiefe Empfindung hat er doch gehabt, daß das, was sich dort in dem kleinen Städtchen, in dem kleinen grauen Saal des öden Amtsgebäudes an jenem Februarnachmittag begeben hat, ein Sinnbild sei dessen, was kommen wird. Darum hat er, trotzdem er lieber geschwiegen hätte, sich verpflichtet gefühlt, davon Bericht zu geben, denen, die es gern und denen, die es ungern hören.

Einer, der dabei war.

Die schweizerische Sozialdemokratie und die Militärfrage.

In der sozialdemokratischen Partei steht neben den drückenden Sorgen der Teuerung und den dadurch hervorgerufenen Lohnbewegungen die Militärfrage im Vordergrund der Diskussion. Es beginnt allmählich die Ueberzeugung sich Bahn zu brechen, daß es in dieser wichtigsten aller Fragen der Gegenwart nur ein entschiedenes Entweder-Oder gibt, das selbst vor der Ablehnung der Landesverteidigung nicht zurückschreckt; ja es hat sich gerade in diesem Punkt das ganze Problem mit zwingender Logik zugespitzt. Die Mehrheit der Militärkommission hat die grundsätzliche Ablehnung der Landesverteidigung beantragt und der Parteitag des Kantons Zürich hat am 11. Februar diesem Antrag zugestimmt und der schweizerische Parteitag wird es voraussichtlich auch tun.

Wer auch nur ein wenig einen Einblick in die vorangegangenen umfangreichen Verhandlungen hat tun können, wird sich hüten, zu behaupten, daß solche Beschlüsse etwa leichter Hand ohne Rücksicht auf ihre Tragweite, vielleicht nur aus Trotz oder Oppositionslust zustande gekommen seien. Wir müssen im Gegenteil bekennen, daß eine schwere und ernste Geistesarbeit dahinter steckt, nicht nur auf Seiten der Führer, sondern auch bei der breiten Masse. Statt in Unwillen und Unverstand zu schimpfen über das nutzlose und gefährliche Theoretisieren der vaterlandslosen Gesellschaft, wäre es besser, sich zu vergegenwärtigen, was es heißen will und für die Gesamtheit bedeuten kann, wenn einmal der Kampf gegen die ganz Europa mit dem Ruin bedrohende Gewaltherrschaft des Militarismus offen und gründlich aufgenommen und geführt wird. Es hat keinen Zeck, über das endlose Völkermorden in Aufregung zu geraten, wenn diese Entrüstung nicht zum festen, entschlossenen Willen führt. Und als eine solche unmißverständliche Willenskundgebung sind die genannten Parteibeschlüsse aufzufassen.

Ist es zu weit gegangen, wenn nun in diese Beschlüsse die Ablehnung der Landesverteidigung einbezogen wird? Die Minderheit sträubt sich gegen diese äußerste Konsequenz des Antimilitarismus und sie scheint nicht nur die öffentliche Meinung, sondern auch die Tatsache auf ihrer Seite zu haben, daß unsere Truppen den Krieg von unserem Lande ferngehalten. Wir wollen das nicht verkennen, aber auch nicht vergessen, daß noch andere Umstände, wie die günstige geographische und strategische Lage, sowie die unbedingte Aufrechterhaltung der Neutralität den Grenzschutz wesentlich erleichtert haben.. Andererseits ist es begreiflich, daß die Sozialdemokratie mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit gerade die Ablehnung der Landesverteidigung zum Schibboleth im Kampfe gegen den Militarismus gemacht hat, denn eben diese Parole der Landesverteidigung ist die verhängnisvolle Klippe gewesen, an der die frühere Internationale gescheitert und in die Brüche gegangen ist, ja es ist die große Lüge gewesen, mit welcher man die Völker auf einander gehetzt hat. Darum hat jenes Losungswort seinen Kredit und seine Zugkraft verloren bei den noch aufrechten Internationalen.

Und wäre auch die Landesverteidigung in unserm Land durchaus gerechtfertigt, so handelt es sich doch jetzt nicht darum, nur für unser Verhalten eine Formel zu finden, sondern darum eine Parole auszugeben, die dem gesamten internationalen Proletariat als Leitmotiv gelten kann. Und da bleibt gerade im Blick auf die gemachten Erfahrungen nichts anderes übrig, als den Militarismus in jeder Form und Gestalt ohne alle Klauseln und Konzessionen zu verurteilen. Es ist ein mannhaftes sich Aufraffen einer neuen Internationale aus den Klammern des ins Absurde gestei=

gerten Nationalismus und all derer, die diesen Nationalismus als bequemen Vorwand für ihre egoistischen Pläne gebrauchen. Das Proletariat, das so unsagbar unter den Folgen des furchtbaren Krieges leiden muß, hat ein volles Recht auf diese entschiedene und entschlossene Haltung. Es strebt mit aller Macht über den unerträglich gewordenen Zustand der Dinge hinaus, wo Kapital und Militär unter der Führung von gewissenlosen Diplomaten die Hauptrolle spielen, es will eine neue Ordnung, eine neue Welt.

Aber da erhebt sich die andere Frage, ob solche Parteibeschlüsse etwas erreichen und dem Ziel näher führen, auch wenn sie augenscheinlich mehr sind als bloß dekorative, der Masse aufgenötigte Parteitagsresolutionen, vielmehr z. T. im Widerspruch zu den Führern sich durchgesetzt haben. Es kommt in der Tat nicht auf eine allgemein anerkannte, nach allen Seiten erwogene glatte Formulierung an, die den Führern so viel Kopfzerbrechen und bei den Anhängern so leicht Spaltungen verursacht, sondern auf die zähe Kraft des unbedingten Willens, der dahinter steckt. Wenn einer der Führer schreibt: „Hat man den Grundsatz beschlossen, so folgen die Handlungen automatisch," so kann er dieselbe Enttäuschung erleben wie im August 1914. Vom Beschließen zum Handeln ist oft ein weiter Weg. Das Handeln ist in vorliegendem Fall mit ungeheuren, ja mit den größten persönlichen und allgemeinen Opfern verbunden. Ohne solche Opfer kommt keine neue Welt zustande; aber nur dann kann man sie auf sich nehmen, wenn das, was man verliert, sei es das Leben, sei es das Vaterland, weit aufgewogen wird durch das, was man zu gewinnen hofft, d. h. es braucht mehr als nur einen Ekel vor dem Bestehenden, es braucht einen feurigen, lebendigen Glauben an das Kommende. Es braucht die religiöse Begeisterung, sich als Träger des Unbedingten und Wahren zu fühlen, das kommen muß. So allein wurde die Römerwelt des Kaisertums und des Papsttums überwunden; ihre Gegner wußten nicht nur klar zu unterscheiden zwischen Cäsar und Christus, zwischen Kirchenherrschaft und Reich Gottes, sondern sie bewiesen ihren Glauben an das Größere und Höhere, indem sie dem Cäsar wie dem Papst ihre Huldigung glatt verweigerten; ohne Resolutionen und Formulierungen wirkte das Tatbekenntnis jedes Einzelnen als Sprengstoff gegenüber einer alten, dem Untergang geweihten Welt. Sie mußte nicht dem Mehrheitsbeschluß, sondern der entschiedenen Haltung Einzelner weichen. Ohne solche kühne Ueberzeugungstreue werden wir auch im Kampf der Gegenwart nicht zum Ziel kommen.

Nun wissen wir ganz wohl, daß eine politische Partei solche Opferwilligkeit des Einzelnen nicht auf ihr Aktionsprogramm nehmen kann; das ist und bleibt Sache des Einzelnen, und es ist taktisch richtig, wenn davon in den Beschlüssen nichts steht, aber es ist ebenso unrichtig, wenn so etwas gar nicht einmal erwartet, sondern

mit fast zynischer Offenheit es als selbstverständlich angenommen wird, daß jeder im gegebenen Fall im Instinkt der Selbsterhaltung handeln werde, und daß es erst dann vorwärts gehe, wenn man die 60% Mehrheit auf seiner Seite habe. Das hat bei aller radikalen Stellungsnahme eine verdächtige Aehnlichkeit mit einer geheimen Angst vor den letzten Konsequenzen. Es sei ferne von uns, darüber zu Gericht zu sitzen und uns damit über andere zu erheben. Wir möchten uns nur das hier klar machen, daß je höher das Ziel ist, desto schwerer der Weg sich gestaltet, daß wir aber auf diesem gefährlichen Weg nur dann vorwärts zu gehen den Mut haben, wenn wir an das Ziel, an eine bessere Weltordnung, an eine bessere Menschheit glauben können. Es genügt wahrlich nicht, wenn die Masse ihre Delegierten wählt, die den Kampf in den Behörden ausfechten sollen, während sie sich jeder weiteren Verantwortung und Initiative enthoben glaubt; ebenso wenig können die Führer warten, bis die Masse die nötige Schwere erlangt hat, damit die Lawine in's Rollen gerate, um dann erst aktiv einzugreifen. In diesem schweren Kampf um die Befreiung aus den Fesseln und Geleisen einer verkehrten Welt, ist jeder Führer, der den Mut besitzt, dem Strom entgegenzuschwimmen, koste es, was es wolle. Wenn die schon gepflogenen und die noch kommenden Verhandlungen den Erfolg haben, daß nicht nur möglichst einheitliche Beschlüsse gefaßt werden, sondern möglichst viel persönliche Entschlüsse, möglichst klare Einsicht in die treibenden Mächte und vor allem eine feste Zuversicht in die Möglichkeit einer gründlichen Neugestaltung reifen, dann sind sie gewiß nicht umsonst. Die kommenden Ereignisse, mögen sie sein, wie sie wollen, sollen einen jeden gerüstet und gewappnet auf seinem Posten finden.

L. St.

Zur russischen Revolution.

Das Ereignis der russischen Revolution ist eine Welterschütterung ersten Ranges. Wenn ihre Durchführung gelingen sollte, so hätten wir daran ein Stück Ostern. Mögen gute Geister darüber walten und es vor den Entartungen bewahren, die allen Revolutionen drohen. Die Gefahren sind groß und offenkundig. Aber wir wollen Gott zutrauen, daß er im Osten Licht schaffen werde — und von Osten her zugleich auch uns.

Wir bringen heute zwei Stimmen zu dieser Sache. Die erste ist ein Artikel unseres Freundes Pfarrer Gerber, den wir aus der „Bündner Volkswacht“ abdrucken. Nachdem er Gottfried Kellers „Revolution“ zitiert, fährt er fort:

Wie anders heißt hier der Dichter die Revolution willkommen, als es unsere gegenwärtige schweizerische Presse tut. Der so oft als Kronzeuge des Patriotismus angerufene Gottfried Keller hat nichts von dem spießbürgerlichen Geiste des heutigen Schweizertums, das jeden frischen Luftzug im Völkerleben fürchtet. Schon anläßlich der Befreiungskämpfe der Portugiesen, die ihren König

verjagten, mußte man sich schmerzlich verwundern, wie kühl und skeptisch-abwartend die Nachkommen Wilhelm Tells davon Notiz nahmen. Keine warme Sympathie, kein Jauchzen, daß wieder der Freiheit eine neue Gasse gebrochen wurde, ja vielmehr eher ein beflissenes Abwinken: Man dürfe die Sachlage nicht überschätzen, es sei vielmehr sehr wohl möglich, daß der alte Zustand bald wieder zurückkehre u. s. w. Als das seit Jahrhunderten erstarrte gewaltige chinesische Reich sich zu recken anfing und das alte Regiment abschüttelte, wieder dieselben müden vernünftelnden Erwägungen, obschon wir da vor einem der größten Momente der Weltgeschichte mit unabsehbaren Folgen stehen. Und nun stehen wir vor der russischen Revolution, und jedes freiheitsliebenden Menschen Herz beginnt stärker zu schlagen. Sollte nicht die Schweiz, die von der politischen Freiheit ihre Existenzberechtigung und ihren Ruhm ableitet, dieser Umwälzung einmütig zujubeln? Auch hier wieder kühl-neugieriges Zuwarten. Auch hier wieder der Beweis, der zwar nachgerade nicht mehr nötig ist, daß unser Freiheitsgefühl auf ein Minimum gesunken ist, daß unser Herz nicht mehr wie einst in den Achtundvierzgerjahren allem Freiheitskampf in der Welt zujubelt (und sei es wenigstens nur den politischen Freiheitskämpfen), daß das Interesse an der politischen Freiheit nur noch ein Vorwand für Landesverteidigung und neue militärische Kredite ist. Wir sind so nüchtern und klug geworden.

Von dieser Philisterhaftigkeit zeugen nicht nur die Zeitungen, sondern schon die Lesebücher, die der heranwachsenden Jugend in die Hand gedrückt werden, um ihr Denken von früh auf normal und ordnungsliebend zu bilden. Nehmen wir als Beispiel das achte bündnerische Lesebuch. Spricht es nicht Bände, wenn die französische Revolution, in der trotz allen Greueln (die sich übrigens neben unserm Weltkrieg so kindlich ausnehmen) die gewaltigsten Menschheitsziele aufleuchteten, in das „Licht" der Schillerschen Worte gestellt wird: „Weh', wenn sich in dem Schoß der Städte .... Da werden Weiber zu Hyänen .... Nichts Heiliges ist mehr; es lösen sich alle Bande frommer Scheu u. s. w." Es paßt dazu vortrefflich, wenn die Sympathien der Lesebuchgeschichte mehr bei den Verteidigern der alten, verhockten Zustände (will sagen bei der alten Schweizerfreiheit) sind, als bei den allerdings ruppigen Freiheitsbringern. Es ist das Entsetzen des liberalen Philisters vor allem Ungewohnten, der lieber die Fleischtöpfe der Knechtschaft Aegyptens (z. B. den betrauerten geraubten Staatsschatz Berns) will, als die Nöte der noch ungewohnten Freiheit, das unsere Geschichtsbetrachtung bestimmt und auch unser gegenwärtiges Erleben der Weltgeschichte beherrscht.

Wir aber schöpfen neue Hoffnungen aus der russischen Revolution. Es ist falsch, sie nur als einen Nachtrag in der Weltgeschichte zu betrachten, die nun die bürgerliche Befreiung auch in Rußland nachholt. Wohl ist dies auch der Fall und auch nötig; es müssen zuerst die bürgerlichen politischen Fesseln fallen, bevor die soziale Befreiung in einer neuen Volksgemeinschaft anbrechen kann. Im neuen Duma-Regiment führt das liberale Bürgertum. Aber wer die neueste Geschichte Rußlands mit seinen Revolutionsbestrebungen kennt, wer auch nur die neuesten Telegramme verfolgt, der sieht deutlich, daß unter der liberalen Freiheitsbewegung auch schon eine soziale geht. Wohl mag viel des gewaltigen Erlebens, der großen Ideen, die in jeder Revolution (über die Jahrhunderte leuchtend) aufblitzen, wieder von der Gewöhnlichkeit zugedeckt werden; wohl müssen wir uns auf Rückschläge gefaßt machen; aber daß eine russische Revolution im 20. Jahrhundert bei den *negativen bürgerlichen* Errungenschaften der französischen Revolution stehen bleiben kann, ist unmöglich. Sie muß zu einer *sozialen Leistung* vorwärts drängen.

Welch ein Licht fällt durch diese Revolution auf dieses gewaltige, für uns so rätselhafte russische Volk! Zwar war es dem wirklich Gebildeten schon lange nicht verborgen, daß Rußland nicht einfach mit Schlagwörtern wie „Land der Zarenknute", „des Wutki", „der Bestechung" und des „Analphabetismus" abgetan werden kann, sondern, daß in diesem Volke große Kräfte schlummern und der Befreiung und Entfaltung harren. Welch einen Reichtum uns oft so fremdartigen und doch so reichen Fühlens und Denkens haben uns die Schriften und das Leben Dostojewskis und Tolstois eröffnet, um nur diese beiden Namen zu nennen. Wie ungläubig und

unbeträchtlich erscheinen uns viele der Spitzen der deutschen Literatur gegenüber den Tiefen des Mitgefühls und Menschenkenntnis, die uns in den Werken dieser Dichter offenbart worden. Sie allein schon hätten uns etwas gefaßt machen können auf das Große, das jetzt so unerwartet schnell angebrochen ist. Oder um einen Kleinern zu nennen: Wie menschlich nahe ist uns der Sozialismus eines Kropotkin, dieses Mannes, der die gegenseitige Hilfe in allem Tier- und Menschenleben so herrlich als die schaffende Macht aufzuzeigen weiß. Aber ging nicht schon ein Erstaunen durch die Völker Europas am Anfang des Krieges, als mit einem Schlage in ganz Rußland das Alkoholverbot durchgeführt wurde, eine Verfügung von so einschneidender Wirkung, daß auch das organisatorisch so bewundernswerte Deutschland sich nicht einmal daran wagte, aus Angst vor den mannigfachen Interessen des Alkoholkapitals und dem urgermanischen Verlangen nach Bier (trotz allem Hunger). Von uns Schweizern selber zu schweigen, für die bei jeder energischen Verfügung im Interesse der Volksgemeinschaft die Freiheit hindernd im Wege steht. Ein Volk, das zu solchem fähig ist, kann noch mehr.

Darum grüßen wir die russische Revolution. Mag auch dem herrlichen Erwachen, wie Gottfried Keller es besingt, ein mühsameres Vorwärtsschreiten und mannigfache Reaktion folgen, der Ruf nach Freiheit ist mächtig erwacht und wird nicht mehr zur Ruhe kommen, einer Freiheit, geschaffen durch das Volk selber. Möge die russische Revolution das Signal sein zum Erwachen aller Völker zu *ihrem* Freiheitskampf.

Russland zum neuen Jahre. 1905/1906.

Raß, dwa, tri, tschetyre....[1])
Horch! welch ein Geklirre.
Reißt die Fenster auf!

Sträflinge! sie ziehen
— da gibt's kein Entfliehen —
Ketten schwer sich nach!

Kahlen Hauptes stecken
sie in grauen Säcken
groben Leinentuchs.

Nummern auf dem Rücken!
wie sie stumm sich bücken
nach Kopekensold,

Den, mit vollen Händen
ihnen nah'n zu spenden
Eltern, Weib und Kind!

Schweigend nur sie grüßen;
Sprechen wär' zu büßen
sofort durch den Tod.

Denn zu beiden Seiten
fromme Mörder schreiten,
Bajonette droh'n.

Wahrheitspioniere
schleppt man fort — wie Tiere —
auf die Opferbank.

Denn hier heißt Verbrechen
läßt man nicht bestechen
sich vom Zarengold!

Tyrannei und Lüge
feiern Siegeszüge
auf Märtyrerblut!

— — — — — — — —

Raß, dwa, tri, tschetyre!
Hört ihr das Geklirre
durch der Zeiten Flucht?!

Doch, der Ketten Eisen,
Blut und Tränen, reißen
rostend nun entzwei.

Auferstehungsstunde! —
Blitzschnell fährt die Kunde
durch das Zarenreich.

Was da schlief, erwachte;
Morgendämmerung brachte
hellen Tag der Tat.

Was der Zar geknechtet,
was so lang entrechtet —
„Menschenwürde" — kämpft.

Kämpft den Kampf ums Leben,
macht in Schuld erbeben
der Tyrannen Mut.

[1]) Eins, zwei, drei, vier....

Hui! welch' wirres Drängen!
Hui! welch' blut'ges Sengen!
Hie! „Gut" oder „Bös"?

Gott und Satan streiten; —
Ewigkeit und Zeiten
eifern um den Sieg! —

Fallen soll das Schlechte;
aufersteh'n das Rechte
frei vom Formenzwang!

Aus dem Schlamm erheben
soll sich neues Leben
wahrer Menschlichkeit.

Bis in allen Reichen
alle Zaren weichen
Gott, und seinem Recht!...

Maria Bertha Lavater, Zürich.

Ein Hilfsbuch zum Verständnis des alten Testamentes.

In einer leider durch allzu lange Pausen unterbrochenen Serie von Prophetenbildern, deren letztes demnächst erscheinen soll, habe ich versucht, den Lesern der Neuen Wege etwas von dem Reichtum des alten Testamentes zu vermitteln, und zwar gerade von den Schätzen, die unserer Jugend in den Jahren, wo sie Religions-Unterricht empfängt, noch gar nicht oder doch erst in höchst unvollkommener Weise erschlossen werden können. Das alte Testament ist auch in diesen Zeiten, wo die schwersten Gegenwartsprobleme auf uns einstürmen, nicht unzeitgemäß geworden; im Gegenteil, es hat für uns neues Leben gewonnen.

Aber freilich, wir bedürfen der Anleitung zu seinem Verständnis; der Laie, der es zur Hand nimmt, wird oft die Edelsteine, die es in sich birgt, nicht gleich erkennen. Er wird leicht stolpern über allerlei Fremdartiges, nur aus dem geschichtlichen Zusammenhang Verständliches, das eben, so lange es unverstanden bleibt, ihm leicht das Ganze verleidet. Viele sind auch noch allzusehr gewohnt, die Bibel als das Lehrbuch des rechten Glaubens zu betrachten, das uns aus jeder Zeile zuruft: du mußt an mich glauben, sonst bist du kein frommer Christ! Und diese Zumutung hat eine mehr oder weniger bewußte Antipathie gegen das ganze Buch in ihrer Seele zurückgelassen. Aber es vermag, als Urkunde einer großartigen Geschichte Gottes mit den Menschen aufgefaßt, auch heute noch zu einem Wort Gottes an uns, zu einem Mittler der Kraft Gottes für uns zu werden.

Die wissenschaftliche Erforschung des alten Testamentes kann es nicht schaffen, daß Gotteskräfte aus diesem Buch in unsere Seele sich ergießen. Aber sie kann allerlei Steine aus dem Wege räumen und Wegweiser aufstellen, bis wir dahin gelangen, wo die Quellen sprudeln. Doch alle Wissenschaft hat es an sich, daß sie leicht eine Geheimkunst wird. Das ist nicht nur in der Berufskrankheit des Gelehrtendünkels begründet, sondern in der Sache selbst. Die wirklichen Fachleute wissen,

welches unsichere Tasten die wissenschaftliche Forschung ist; sie wissen, wie viel wir nicht wissen, wie die Ergebnisse beständig im Fluß sind und wie jeder Forscher täglich bereit sein muß, seine Anschauungen zu revidieren. Nur für ahnungslose Dilettanten ist das, was „die Wissenschaft“ sagt, unfehlbar. Aber gerade darum besteht auch eine gewisse Scheu, wissenschaftliche Ergebnisse in die Welt hinaus zu posaunen.

Aber für die alttestamentliche Forschung liegt die Sache so, daß die Arbeitenden die Freude an ihren Funden nicht für sich behalten können; sie müßten sonst ein böses Gewissen haben. Nicht das, was sie durch ihre Arbeit geleistet haben, sondern das, was ihnen dabei geschenkt worden ist, möchten sie zugänglich machen. Diesem Wunsch ist das Werk entsprungen, auf das ich kurz hinweisen möchte: das sogenannte Göttinger Bibelwerk. Der volle Titel lautet: Die Schriften des alten Testamentes, in Auswahl übersetzt und für die Gegenwart erklärt von H. Greßmann, H. Gunkel, M. Haller, Hans Schmidt, W. Stärk u. P. Volz. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Ich habe das Werk auch für meine Prophetenbilder dankbar benutzt und möchte es solchen, die dem alten Testament näher kommen möchten, nachdrücklich empfehlen.

Die Gesamtauffassung, welche in diesem Bibelwerk zu Worte kommt, wird etwa als die „religionsgeschichtliche“ bezeichnet. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Bezeichnung zu einem wissenschaftlichen Parteischlagwort geworden ist. Denn was sie sagt, ist im Grunde selbstverständlich, nämlich daß die Urkunden und Quellen darauf untersucht werden, welches unmittelbare religiöse Leben darin pulsiert. Man fragt die Schriften des alten Testamentes nicht danach, welche „Lehre“ oder „Theologie“ oder welche „Ideen“ sie aussprechen. Deshalb fragt man auch nicht, ob sie das aussprechen, was unserer modernen Anschauung entspricht und was wir gern darin finden möchten, sondern was die Menschen, von denen diese Schriften verfaßt sind und die, von denen sie Kunde geben, gedacht und getan, wie sie empfunden, wie sie Gott gedient und was sie von ihm erwartet haben. Man erfaßt diese Menschen gerade in ihrem Abstand von unserer heutigen Art. Darum stellt man sie auch in den Zusammenhang mit den Religionen der gesamten Umwelt, man fragt nach den Einflüssen, die von den Aegyptern, Babyloniern, Phöniziern, Persern und zuletzt Griechen auf die Israeliten eingedrungen sind. Nur scheinbar wird damit das alte Testament uns entfremdet; in Wirklichkeit gewinnt es gerade, es tritt vor uns in unmittelbarer lebendiger Frische, während es durch die Brille dogmatischer oder ideengeschichtlicher Betrachtung angesehen wie von des Gedankens Blässe angekränkelt erschien.

Freilich, die religionsgeschichtliche Betrachtung ist Mittel und nicht Zweck. Es ist ein Fehler, wenn man bei ihr stehen bleibt, wenn man bloß wissen möchte, was einst vor Jahrtausenden gewesen ist. So bleibt die Erforschung des alten Testamentes reine Gelehrsamkeit, mit der man allerdings am besten unter den Brüdern von der Zunft bliebe. Wir

lesen das alte Testament, um zu wachsen in religiöser Erkenntnis. Wir möchten, daß Gott klarer vor unser Auge trete, damit wir ihn auch in der Gegenwart besser schauen. Wir möchten gewonnen werden für die Wege, die er mit der Menschheit geht, und für die Ziele, die er ihr steckt. Wir möchten ergriffen werden von den Kräften, die er durch seine Auserwählten ausströmen ließ. Darum ist die Erforschung der Bibel immer Angelegenheit der christlichen Gemeinde, und hat ein solches Werk, dessen Zweck mit dem häßlichen Wort „Popularisierung der Wissenschaft“ sehr unzutreffend bezeichnet wird, seine Berechtigung. Wenn es sich in der Hauptsache mit seinem Hilfsdienst begnügt und es dem Leser überläßt, den letzten Schritt der religiösen Erkenntnis selbst zu tun, wenn es also wissenschaftliche Forschung und nicht religiöse Verkündigung bieten will, so darf man ihm das nicht zum Vorwurf machen. Freilich möchte ich auch davor warnen, daß solche, welche nur durch das traditionelle Bild hindurch die religiöse Erkenntnis glauben gewinnen zu können und von kritischen Behauptungen, Ungeschichtlichkeits- und Unechtheitserklärungen beunruhigt werden, dieses Werk zur Hand nehmen.

Eine Eigentümlichkeit der Forschungsmethode dieser Forscher ist es, daß sie durch das Achten auf die schriftstellerische Form und den Stil dem Wesen eines Textes besser auf den Grund zu kommen suchen; diese Methode erweist sich oft als sehr fruchtbar. Es ist das Verdienst von Gunkel, diesen Gesichtspunkt in die Forschung eingeführt zu haben. Ebenso hat er mit Nachdruck den methodischen Grundsatz vertreten, daß die für unsere lückenhafte Kenntnis erste schriftliche Bezeugung eines Gedankens oder Brauches nicht mit der Entstehung gleichbedeutend ist; ein vermeintlich neuer Gedanke ist oft einer längst bestehenden religiösen Ueberlieferung entnommen, die uns zufällig literarisch nicht bezeugt ist. Aus dieser Erwägung heraus müssen namentlich manche früheren Unechtheitserklärungen von Texten revidiert werden.

Das Werk zerfällt in drei Abteilungen. In der ersten Abteilung werden die Sagen des alten Testaments behandelt, und zwar von Gunkel die Urgeschichte und Vätersage, von Greßmann die Ueberlieferung von den Anfängen Israels bis zu den Büchern Richter und Ruth. Man lasse sich durch den Ausdruck „Sage“ nicht erschrecken. Er enthält zunächst nicht ein geschichtliches, sondern ein stilistisch-literarisches Urteil. Sage ist das, was zuerst viele Generationen hindurch mündlich überliefert und erst lange nach den Ereignissen aufgeschrieben worden ist; und zwar ist sie im Gegensatz zum Märchen, der Schöpfung der dichterisch schaffenden Volkspoesie, die Ueberlieferung wirklicher geschichtlicher Vergangenheit. Was in dieser mündlichen Tradition im Einzelnen zuverlässige Erinnerung, was frei schaffende Ausschmückung oder Kombination ist, das ist oft sehr schwer zu unterscheiden, und es wird darin nie ein Forscher ganz mit dem andern übereinstimmen. Ich bin in manchen Punkten geneigt, der Ueberlieferung mehr zu trauen als die Verfasser, namentlich was die Geschichte von Mose angeht. Aber

ich werde mich sehr entschieden dagegen wehren, wenn diese etwas konservativere oder radikalere Kritik als etwas frömmer oder weniger fromm taxiert wird. Das ist eine Frage der Wissenschaft und nicht der Frömmigkeit.

Die zweite Abteilung enthält Prophetismus und Gesetzgebung des alten Testaments im Zusammenhang der Geschichte Israels. Greßmann behandelt die älteste Geschichtsschreibung und Prophetie bis Hosea, Hans Schmidt die großen Propheten, Jesaja bis Hesekiel, unser Landsmann Max Haller das Judentum, das heißt Deuterojesaja, nachexilische Propheten und späteres Gesetz. Gunkel hat drei einleitende Aufsätze über die Geschichte Vorderasiens zur Zeit der großen Propheten, über die geheimen Erfahrungen der Propheten und über die Propheten als Schriftsteller und Dichter beigesteuert. Wir freuen uns dieses Bandes ganz besonders, da er viel dazu beitragen kann, unserm Geschlecht die Propheten wieder näher zu bringen, und wir freuen uns dieser feinen Würdigung dieser Großen im Reiche Gottes.

In einer dritten Abteilung behandelt W. Stärk die Lyrik (Psalmen und Hoheslied), K. Volz die Weisheitliteratur (Hiob, Sprüche Salomos und des Jesus Sirach, Prediger). Gerade die Psalmenerklärung zeigt, wie fruchtbar für das Verständnis der stilgeschichtliche Gesichtspunkt ist. Wir sehen hier auch, daß die Forschung geneigt ist, die Psalmen ihrer Entstehungszeit nach in eine etwas frühere Periode hinaufzurücken, als eine zeitlang angenommen wurde, oder auf eine Datierung ganz zu verzichten.

Ich glaube das Werk nicht besser empfehlen zu können, als wenn ich dankbar bekenne, daß durch seine Lektüre meine Liebe zum alten Testament neu gewachsen ist. R. Liechtenhan.

Rundschau.

Aus dem preussischen Abgeordnetenhaus.[1] Die Debatte zum Kultusetat wird fortgesetzt.

Abg. Dr. Kaufmann (Z.) ist bereit, die weibliche Forbildungsschule zu unterstützen, aber nur unter der Bedingung, daß der notwendigste Unterrichtsgegenstand, die Religion, in den Vordergrund tritt. Erfreulich sei es, daß der Minister die Möglichkeit gegeben habe, die Zahl der Religionsstunden in den mittleren und oberen Stufen der Mittelschulen auf drei zu erhöhen, aber das genüge noch nicht.

Abg. Ad. Hoffmann (Soz. Arbg.): Die Einführung des Religionsunterrichts in den Lehrplan der Fortbildungsschule verträgt sich nicht mit der Verfassung. Die „religiösen Wellen" des Krieges sind zerschellt an den Tatsachen. Wo ist das religiöse Leben geblieben? Die furchtbaren Dinge, die das Weltendrama vor unseren Augen abspielen läßt, ertöten die letzte Spur von Gottesglauben. (Sehr richtig! bei der Soz. Arbg.) Die Religion der Nächstenliebe hat längst Schiffbruch erlitten. Schlachtfeld

---

[1]) Aus dem Berliner „Vorwärts", 28. Februar 1917.

und Religion lassen sich nicht vereinigen. Der beste Schutz gegen zukünftige Kriege ist eine richtige Erziehung der Jugend.

Durch den Krieg wird auch der Kultusetat finanziell belastet. Es ist deshalb notwendig zu prüfen, wo Ersparnisse gemacht werden können. Die Minister könnten ganz gut auf die 14,000 M. Aufwandsentschädigung verzichten und sich Mühe geben, mit 36,000 M. auszukommen. Noch mehr könnte gespart werden bei den Gehältern der Geistlichen. Der Austritt aus der Landeskirche wird vielfach als Verbrechen, als Auflehnung gegen die Obrigkeit angesehen und mit Dienstentlassung bestraft. Man betrachtet die Kirche als Institution, um jede feindliche Regung zu unterdrucken. (Sehr richtig! bei der Soz. Arbg.) Das vom Staate bezahlte Christentum hat sich noch niemals gegen die Scheußlichkeiten und Bestialitäten des Krieges aufgebäumt, ein solches Christentum ist eine faule Nuß, ein leerer Schemen ohne Inhalt. (Sehr wahr! bei der Soz. Arbg.) Unter dem Krieg ist nicht nur die christliche Kirche zusammengebrochen, sondern auch die internationale Sozialdemokratie, die offiziellen Parteiinstanzen haben versagt, sie haben schmählich vor dem Gegner kapituliert und sich ihren ehemaligen Todfeinden an den Hals geworfen. (Sehr richtig! bei der Soz. Arbg.) Gegen die Orgie des Hasses, die die Welt durchflutet, hat die Kirche keine Stellung genommen. Wer wird künftig die Lehre der Kirche von der Nächstenliebe noch ernst nehmen? Die Kirche ist eine Kirche der Reichen und Mächtigen, das Christentum ist die Magd des nationalistischen Eroberungswahnsinns geworden. (Sehr wahr! bei der Soz. Arbg.) Wir lehnen jeden Pfennig ab für eine Kirche, die es versäumt, den Standpunkt der Menschlichkeit, des Rechts und des Friedens zu vertreten. Den Protest gegen alle Grausamkeiten des Krieges, gegen den schamlosen U-Boot-Krieg haben Sie der geknebelten oppositionellen Sozialdemokratie überlassen, der man hier im Hause vollends den Mund schließen will.

Vizepräsident Dr. Krause: Es ist nicht zulässig, von einem schamlosen U-Boot-Krieg zu sprechen. Wenn wir in der Not des Vaterlandes zu diesem Mittel greifen, so ist es unwürdig, dies als schamlos zu bezeichnen. (Lebhafter Beifall.)

Abg. Ad. Hoffmann (fortfahrend): Ich bin darüber anderer Meinung. Aber ich muß diese Meinung unterdrücken. Keine Notwehr entschuldigt es, Wehrlose zu töten oder Gefangene umzubringen. Das gilt für alle, gleichviel, ob es sich um französische Nettoyeurs oder um sonstwen handelt. (Sehr richtig! bei der Soz. Arbg.) Der Krieg erinnert auch an das Wort, daß nur der Mensch allein Vernunft habe, daß er sie aber benutze, um tierischer als das Tier zu sein. Wir Sozialisten der alten Richtung protestieren scharf dagegen, daß Not kein Gebot kennt. Die Welt läßt sich nicht täuschen, auf die Dauer nicht einmal das eigene Volk. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo in den Schulen dem Volke die ganze Wahrheit enthüllt wird. Hüten Sie sich, daß die rote Flut des ruchlos vergossenen Blutes der Millionen nicht eines Tages über Sie zusammen schlägt. (Bravo! bei der Soz. Arbg.)

Abg. Dr. v. Campe (natl.): Der Abg. Hoffmann hat uns hier eine Vorlesung gehalten, die ihm wahrscheinlich ein anderer ausgearbeitet hat. Ich habe das Gefühl, daß auch er einmal einem Mephisto zu Füßen gesessen hat. (Heiterkeit). Besäße er die Ehrlichkeit, mit der er heute prunkt, dann müßte er sagen: „Mir wird von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum.“ (Stürmische Heiterkeit. — Abg. Hoffmann: Das ist bei Ihnen nicht möglich.) Nein, es ist unmöglich, daß ich so konfus wäre. In diesem Augenblick geht der Mensch nicht über den Deutschen Ich weise es weit von mir, in dem Sinne lediglich als Mensch genannt zu werden, in diesem Augenblick, wie unsere Feinde. Ich bin stolz darauf, daß ich ein Deutscher und nicht nur ein Mensch bin. (Lebhafte Zustimmung.)

Abg. Raudohr (fk.) verbreitet sich über die Jugendpflege und die militärische Jugenderziehung, die große Erfolge gezeigt habe. Für einen Zwang wäre es vielleicht noch nicht zu spät. Auch der Sparzwang für die Jugendlichen habe segensreich gewirkt.

Abg. Hänisch (Soz.): Zunächst will ich mich kurz mit der Kontroverse beschäftigen, die Adolf Hoffmann mit Heckenroth und Kaufmann über die Frage Krieg und Christentum gehabt hat. Ich tue das höchst ungern, da gemäß meiner sozial-

demokratischen Grundanschauung im Interesse sowohl des Staates wie auch der Religion selbst beide nichts miteinander zu tun haben sollen. Der früher von rechts so gern betonte Standpunkt, daß nur ein guter Christ ein guter Soldat sein könne, wird heute auch wohl von Herrn Heckenroth nicht mehr aufrechterhalten werden, nachdem er sich gestern mit einer Toleranz, die wir von der Rechten sonst durchaus nicht gewöhnt sind, über den Islam ausgesprochen hat. Aber Heckenroth braucht gar nicht in die Ferne zu schweifen: Auch die Nichtchristen im deutschen Heere, Juden und Dissidenten, haben im Kriege ihre volle Pflicht getan und ich hoffe, daß Herr Heckenroth seine Toleranz auch auf diese ausdehnen wird. Nachdem islamische Offiziere in diesem Kriege deutsche Truppen befehligt haben, läßt sich die Fernhaltung von Dissidenten und Juden aus dem deutschen Offizierkorps, nicht mehr aufrechterhalten. (Bravo! links.) Auch als Dissident erkenne ich den großen historischen Kulturwert, den das Christentum anderthalb Jahrtausende hindurch ausgeübt hat, natürlich rückhaltlos an, trotz aller tiefen Schatten, die — wie die katholischen und evangelischen Hexenprozesse, die Inquisition, die päpstliche Sittenverderbnis des Mittelalters u. s. w. — auf seiner Geschichte ruhen. Aber gerade darum, weil ich mich bemühe, diesen Dingen möglichst objektiv gegenüber zu stehen, kann ich nicht dringend genug davor warnen, Krieg und Christentum miteinander zu vermengen. Das gibt niemals einen Einklang, sondern stets nur eine schrille Dissonanz. (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.) Sie glauben gar nicht, welchen ungeheuren Schaden gerade auch in den Schützengräben das Christentum von der ja in ihrer ursprünglichen Fassung widerrufenen, zum mindesten außerordentlich mißverständlichen Aeußerung des Pastor Philippi gehabt hat, daß der Krieg noch gar nicht lange genug gedauert habe. Ebenso großen Schaden hat die Schrift des Divisionspfarrers Schettler angerichtet: „In Gottes Namen durch.“ Solche Schriften sind durchaus kein Gottesdienst, sondern in meinen Augen eine direkte Gotteslästerung. Der Krieg ist kein „Element der göttlichen Weltordnung“, er ist vielmehr eine nur allzu menschliche, besser gesagt untermenschliche Angelegenheit. Und je tiefer ich davon durchdrungen bin, daß es in diesem Kriege um die nackte Existenz des deutschen Volkes geht, daß, nachdem alle unsere Friedensbemühungen gescheitert sind, gar nichts anderes mehr übrig bleibt, als den Kampf bis zum Ende durchzufechten, desto dringender bitte ich Sie: Lassen Sie den lieben Gott dabei aus dem Spiel! Der Geistliche möge, wo es gewünscht wird, dem Einzelnen Hilfe leisten und Trost spenden, aber auf die krampfhaften Versuche, den Heiland der Liebe umzudeuten in einen Gott des Hasses und der Rache, verzichte man ein für allemal. (Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Ich erkenne auch meinerseits gern an, daß etwas Großes und Wunderbares in der ganz ungewöhnlich starken geistigen Bewegung liegt, die unter dem Einfluß dieses Krieges überall in Deutschland zu spüren ist. Während von allen Seiten her der furchtbarste Ansturm gegen die deutschen Grenzen tost, den die Weltgeschichte je erlebt hat, drängen im Innern des Landes tausenderlei Bestrebungen an die Oberfläche, die darauf abzielen, unser ganzes nationales Leben auf neue Grundlagen zu stellen. Ich weiß sehr genau, welche ungeheuren Widerstände sich diesen Bestrebungen besonders in Preußen entgegenstellen — das haben nicht zum wenigsten manche neuen Debatten hier im Hause gezeigt. Ich weiß auch und bedaure es lebhaft, wie mißtrauisch und lau man im Kultusministerium allen wirklich großzügigen Reformen gegenübersteht, wie man dem Neuen nur zögernd, widerwillig und mit halbem Herzen manchmal einen kleinen Schritt entgegenkommt. Da wird es noch harte Kämpfe geben. Es gibt in unserem Bildungsleben noch außerordentlich viel dunkle Stellen, in die wir Sozialdemokraten immer wieder mit der Blendlaterne der schärfsten Kritik hineinleuchten werden, es gibt zahllose wunde Stellen, in die wir immer wieder den Finger legen müssen. (Sehr wahr! bei den Sozialdemokraten.) Besonders im Volksschulwesen liegt bei uns in den kleinen Städten und auf dem flachen Lande noch sehr viel im Argen, noch immer haben wir zahlreiche überfüllte Klassen, noch immer gibt es auf dem Lande Schulhäuser, die eine Schande für einen Kulturstaat sind, der Lehrermangel ist immer noch groß. Die schlechte Bezahlung vieler Lehrer, ihre besonders auf dem Lande

oft unwürdige Behandlung und minderwertige soziale Stellung tragen die Schuld daran. Noch immer können Zehntausende nach Entlassung aus der Schule keinen korrekten deutschen Brief schreiben. Das schlimmste Uebel aber ist der Klassencharakter unseres Bildungswesens überhaupt. Wer von uns ahnt, wie viele Begabungen noch ungekannt im Volke schlummern mögen? Welches Verbrechen eine Nation an sich selbst begeht, die nicht alle in ihr schlummerden Kräfte entwickelt, darauf haben vor mehr als 100 Jahren schon Scharnhorst und Fichte hingewiesen. Das Wort des Reichskanzlers: „Freie Bahn jedem Tüchtigen" muß endlich zur Wahrheit werden, und wir werden nicht aufhören, an dies Versprechen zu erinnern, bis es eingelöst ist. (Sehr richtig! bei den Sozialdemoktaten.) Selbstverständlich kann auch die Schule an den ungeheuren Ereignissen dieser Zeit nicht teilnahmlos vorübergehen. Aber alles kommt hier auf das Wie an. Ich stimme durchaus mit dem sehr beherzigenswerten Aufruf überein, den vor einiger Zeit zahlreiche namenhafte Pädagogen unter anderen Wilhelm Förster, Paul Natorp, Bruno Wille, Heinrich Wolgast und Gustav Wynecken, veröffentlicht haben. Dringend wird da gerade im Namen eines wohlverstandenen Patriotismus davor gewarnt, nationale Gehässigkeit irgendwelcher Art in die Kinderseelen einzusäen. Ich rede keinem weichherzigen Nichts-als-Pazifismus das Wort, ich will auch keinen verschwommenen Kosmopolitismus. Die Kinder sollen sich mit Stolz als Angehörige des großen deutschen Kulturvolkes fühlen. Aber das ist ganz etwas anderes als die systematische Erziehung zum dauernden Haß gegen unsere Feinde. Großzügigiste Sozialreform, weitestgehende Gesundheitsreform und grundlegende Schulreform, diese drei Dinge müssen im neuen Deutschland eine einzige große Einheit bilden, auf der sich das neue freie Deutschland und auch das neue freie Preußen aufbauen wird, das nach diesem Kriege kommen wird, allen Widerständen und aller Rückschrittlerei zum Trotz. (Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Berichtigung. Im Februarheft steht Seite 52 oben die Bemerkung, daß die herrnhutische Brüdergemeinde keine Ausländer mehr zulasse. Ich hielt mich dabei an eine briefliche Mitteilung aus einer deutschen Brüdergemeinde, des Inhalts, „daß alle, die in Deutschland im Dienst der Brüdergemeinde stehen (von nun an) Deutsche sein müssen" laut eines neuen Paragraphen in der Kirchenordnung. Die Richtigkeit dieser Mitteilung wird nun von anderer Seite auf Grund amtlich eingeholter Informationen bestritten. Ich bringe dies hiemit unsern Lesern gebührend zur Kenntnis.

L. St.

Redaktionelle Bemerkungen.

Dieses Heft soll ein wenig den Charakter einer Osternummer haben, wodurch auch die Anordnung der Beiträge bestimmt ist. Wir betrachten namentlich den Aufsatz von Ellen Key als ein Osterzeichen, auch wenn der Aufsatz „Weihnachtsmesse" heißt. Vielleicht ruft er einer Diskussion?

Was die Serie „Neue Wege" betrifft, so sei bemerkt, daß sie in zwangloser Weise weitergeführt werden soll, d. h. so, daß nicht notwendig jede Nummer ein Stück enthalten muß.

Aus verschiedenen Gründen hat sich die Herausgabe dieses Heftes um einige Tage verzögert. Wir bitten die Leser um Entschuldigung.

Wir wünschen den Lesern mitten in den Schrecken dieser Zeit etwas von Osterglauben. Man muß ihn ja gerade zu solchen Zeiten bewahren.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Vom Tode.[1]

Wir kommen ja oft aus gleich ernstem Anlasse an dieser Stätte zusammen und spüren dabei stets in irgend einer Weise den furchtbaren Ernst des Todes. Allein, stets zeigte uns diese dunkle Macht noch eine lichte Seite und oft hatte sie gar etwas Friedliches, Versöhnliches, fast Natürliches an sich. Heute aber fehlt dieser milde Zug gänzlich und erschüttert stehen wir der ganzen rohen Gewalttätigkeit der Todesherrschaft gegenüber. Wie ein Frühlingsblümchen belebte das holde Geschöpfchen unser Gemeindeleben, und mit rohem Tritt hat der Tod das zarte Blümlein zertreten. Als verheißungsvolle Knospe schaute es ins Leben hinaus und mit rauhem Griff hat der Tod die Knospe in ihrem Werden abgebrochen. Da ringt sich denn aus unseren verwundeten Herzen die bange Frage empor: was ist das für eine Welt, die keinen Raum bietet für solch liebliche Blume, in der solch eisiger Frosthauch über die Knospen kommt und sie vor dem Blühen und Reifen vernichtet? Eine Welt des Todes! — tönt es dumpf von solchem Grabe zurück! Und wie ein schauriges Echo schallt dieselbe Antwort uns allenthalben entgegen. Denn nicht nur hier in unserer Gemeinde entfaltet der Tod seine gewalttätige Herrschaft und greift mit roher Hand in die zarten Gebilde des Lebens hinein — ist nicht die ganze Erde heute ein großer Frühlingsgarten, in dem die verheißungsvollsten Knospen und Blüten zerdrückt, zerstört, zerschlagen sind? Ihr alle, die ihr jetzt erschüttert seid durch dieses Dahinsterben des lieben Kindes — denket daran, und laßt euch dadurch auch erschüttern, daß der Krieg, von dem ihr täglich leichthin lest, gerade solch furchtbaren, unnatürlichen Tod ausstreut, daß hinter all den Zahlen, die ihr bereits ohne das leiseste Erbeben eueres Herzens lest, ebenso vielfacher Schmerz steht wie hier. Schaut hinaus in unsere Welt mit all ihrer Brutalität und allenthalben erkennet ihr mit Schrecken: sie ist eine Welt des Todes!

---

[1]) Aus der Grabrede beim Tode eines Mädchens.

Vor solchem Tode versagen alle Trostworte; der Schmerz schwemmt sie hinweg, wie ein Bach die dürren Blätter, die man darein wirft. An dieser Todesmacht prallen aber zumal all die Worte ab, die gewöhnlich ihr Dunkel erklären und erleuchten sollen, — jene Worte vom unerforschlichen Ratschluß und den rätselhaften Wegen Gottes, jene Worte vom „Besten“, das dem Menschen mit dem Tode widerfährt. Erwartet von mir nicht diese Redensarten, die bei solchem Anlasse hergesagt zu werden pflegen: ich bringe sie nicht über meine Lippen, denn ich trage sie auch nicht in meinem Herzen. Die Herrschaft des Todes ist zu ernst und zu furchtbar, als daß wir mit ein paar leichten angelernten Worten an ihr vorübergleiten möchten. Hat denn etwa Jesus solche Worte gesprochen, als er der Macht des Todes gegenüberstand? Kamen ihm diese trostlosen Trostworte auf die Lippen vor dem Töchterlein des Jairus, am Sarge des Jünglings zu Nain, vor dem Grabe des Lazarus? Stellen jene Erzählungen ihn als solchen erbaulichen Todeserklärer vor uns hin? Heißt's nicht vielmehr, daß er tief erregt ward und ergrimmte ob der Todesherrschaft und ihr mit seiner Gotteskraft entgegentrat? Und auch seine Jünger erkennen den Tod als einen Feind, gegen den es sich zu wappnen gilt mit allen Kräften des Lebens und es erwacht in ihnen zugleich mit dem neuen Geiste auch die Hoffnung, daß der Tod als letzter und größter Feind Gottes von der Erde genommen wird, wenn Gottes Reich mit seiner Kraft und Herrlichkeit anbricht. Und da sollten wir nicht erschüttert und erregt an diesem Grabe stehen dürfen, wenn wir diesen Feind Gottes und Christi, des Gottesreiches und alles wahren Lebens solche Gewalt ausüben sehen auf der noch immer unerlösten, unter Welt- und Todesmächten seufzenden Erde? Nicht Gottes Ratschluß, nein die furchtbare Herrschaft des Todes, nicht Gottes Fügung, nein des Todes Machtentfaltung steht hier vor uns; nicht Gottes Wege sehe ich hier, sondern weglose Wüste, in der die göttlichen Lebenskräfte sich noch keinen Weg gebahnt haben! Drum weinet nur, die ihr durch diesen Tod verwundet wurdet: Gott im Himmel weint mit euch; tränenden Auges hat er euer Kind in seine Vaterarme genommen! Seid nur erschüttert und erregt: unser Heiland war's auch, als er die Seele dieses Kindes der dunkeln Todesmacht entriß und die zarte Knospe in einen Garten brachte, wo sie bleiben und gedeihen kann und nicht von eisigen Todesfrösten vernichtet wird!

Aber weshalb besteht denn diese Herrschaft des Todes immer noch, wenn sie doch widergöttlich ist? Weshalb vernichtet nicht Gott diesen furchtbaren Gegner seines Reiches? Weil noch viel andere Todesmacht auf der Erde lastet, die zuvor aufgehoben werden muß. Erst müssen andere Gottesfeinde, die dem Kommen des Gottesreiches hemmend im Wege stehen, besiegt werden, bevor dieser größte Feind von der Erde genommen werden kann. Könnten wir denn überhaupt schon jetzt ohne den Tod sein? In unserer Welt der Oberflächlichkeit und Eitelkeit, der Selbstsucht und des Unrechts, der Gewalt und des Krieges,

der Sünde und des Lasters? Wäre das das Leben Gottes und Christi: ein endloses Leben in dieser Welt? Ja, ertrügen wir überhaupt solch ein Leben? Würden wir ohne den Tod nicht vollends unser Leben spielen statt leben und dabei um jeden tieferen Lebensgehalt kommen und einem geistigen Tode verfallen, der zehnmal schlimmer wäre als der leibliche? Hielten wir es aus in dieser endlosen Entfesselung der Selbstsucht? Schrieen wir nicht vielmehr nach der Ruhe des Todes? Und muß denn nicht der Tod auf Erden herrschen, wenn der Mensch selber sich zu dessen willigem Diener macht, wenn er die Lebenskräfte durch Sünde und Laster schwächt und durch Gewalt und Krieg den Tod verbreitet? Wahrlich, so lange all diese dunklen Mächte und Gewalten als eigentliche Söldner des Todes unser Dasein beherrschen, kann und darf der Tod nicht überwunden werden. Das ewige Gottesleben kann sich erst dann auf Erden entfalten, wenn wir es gelernt haben, unser irdisches Leben aus Gott zu leben, wenn wir die ewigen Kräfte voll unser zeitliches Dasein durchströmen lassen. Wie schon für den Einzelnen die Macht des Todes nur durch die ewigen Werte, die er aus seinem irdischen Dasein hervorwachsen läßt, überwunden wird, so ist es auch dieses ewige Leben, das die Todesherrschaft auf Erden schließlich brechen wird. Wie dort, wo der Geist dieser Welt unser Leben bestimmt, der Tod Macht über uns hat, so wird er auch diese Erde so lange beherrschen, als sie Welt und nicht Gottesreich ist! Und diese finstere Macht kennt keine Rücksichten und kehrt sich an kein Alter, sie herrscht einfach und macht ihre Herrschaft geltend; sie ist roh und gewalttätig wie die Welt überhaupt, deren letztes Wort sie darstellt.

Darum wollen wir nicht den Tod in seiner furchtbaren Herrschaft mit unsern frommen Redensarten umspielen, und wollen uns nicht mit unsern Erbaulichkeiten über sein Dasein beruhigen: wir wollen den Kampf gegen ihn aufnehmen, indem wir uns dem hingeben, der beschlossen hat, die Erlösung der Welt durchzuführen. Gott will alle Weltherrschaft, und damit schließlich auch alle Todesherrschaft brechen, aber all seine Werke tut er durch Menschen, die sich ihm hingeben und damit die Träger seines Willens werden. Durch Christus ruft er uns auf, daß wir mitbauen an seinem Reiche, dem Reiche, darin sein Name geheiligt wird und sein Wille geschieht, darin auch kein Tod mehr sein wird, noch Leid, noch Schmerz, noch Klage. Aus diesem Aufruf leuchtet uns der wahre Weg Gottes und sein wirklicher Ratschluß auf; denn das Licht dieses Gottesreiches und nicht die Finsternis der Schicksalsmächte hat er beschlossen. Warum reden wir überhaupt nur dann von Gott und seinen rätselhaften Wegen, wenn Tod und Verderben über unser Leben hereinbrechen? Ist er denn nicht der Gott des Lebens und des Heils? O, Dunkel und Finsternis sind nur dort, wo sein Licht noch nicht hinstrahlt; die Rätsel und Schwierigkeiten erheben sich dort, wo seine Wahrheit noch nicht lösend wirkt; und dort allein herrscht auch der Tod, wo sein Leben noch nicht Macht

hat. Nicht hinter all den „Unerforschlichkeiten“ wollen wir Gottes Wege ahnend suchen, sondern dort wollen wir sie schauen, wo sein Geist die Unerforschlichkeiten unseres Daseins überwindet. Und diese Wege wollen wir auch gehen, denn sie allein führen uns zum Licht und Leben!

Hier allein liegt auch die Hilfe für unsere Todesnot und der wahre Trost für unsere Todesschmerzen. Kämpft für den Sieg der Sache Gottes, für die Geltung seines Willens auf Erden und ihr kämpfet auch für den Sieg des Lebens über den Tod. Als treue Kämpfer Gottes erringt ihr euch schon jetzt inmitten der Todesherrschaft wahres Leben, das gegen die Macht des Todes gewappnet ist; ihr helft aber auch der schließlichen Ueberwindung aller Todesherrschaft den Weg bereiten. Gott braucht Menschen, die in allem Leide, das ja auch sein Leid ist, und unter dem ganzen Drucke der Weltmächte, der ja auch auf ihm lastet, unbeirrt an ihm festhalten als an dem, der schließlich doch den Sieg behalten muß. Wo Menschen, die durch schwerstes Erdenleid gehen mußten, dennoch, ja erst recht auf ihn bauen, da werden sie zu Kämpfern und Vorkämpfern für das Gottesreich. Macht Gottes Sache zur eigenen Sache und Gottes Kampf zum eigenen Kampf, und ihr findet und erfahret auch die wahre Ueberwindung des Leides, denn in solchem Kampfe findet ihr immer mehr ihn, der stärker ist als alles Leid. Nicht das Leid zu vergessen gilt es — ach, dieses Vergessen, bei dem ja nicht Gott, sondern die bloße Zeit in ihrem Dahinrinnen den Tröster spielt, ist nur Abstumpfung und Gedankenlosigkeit! — wohl aber gilt es, in allem Leid mutig und getrost vorwärts zu schauen und allem Dunkel und aller Not den Glauben entgegen zu halten: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Bewahrt euern Schmerz tief in euren Herzen, gedenket aber in eurem Schmerze auch des Schmerzes, den Gott darob empfindet, daß die Menschen immer noch in Gottesferne und Eigenwillen ihre eigenen Wege wandeln wollen und damit das Kommen seines Reiches hemmen; laßt euch durch euren Schmerz, den euch die Welt bereitete, entflammen, in treuem Kampfe an eurem Posten die Welt zu überwinden. Trauert nur um euer Kind — ihr habt das Recht dazu! — aber sprecht in all eurer Trauer aus tiefstem Herzen: „Dennoch bleibe ich bei dir, denn du hälst mich bei meiner rechten Hand; wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und nach Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost!“ Solcher Glaube schafft Licht um sich und läßt das Dunkel wieder helle werden; solcher Glaube überwindet die Welt und hebt schließlich das Rätsel des Todes auf; solcher Glaube bringt auch dem Einzelnen das Verlorene wieder und kann dereinst, wenn der Glaube zum Schauen wird, in seliger Erfahrung sprechen: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge, auch die schwersten, zum Besten dienen.“

R. Lejeune.

Das Proletariat und die religiöse Erneuerung.

Vorbemerkung.

Man wird vielleicht der Ansicht sein, daß über ein so heikles Thema nur „Berufene“ reden sollten, Pastoren, Professoren und politische Führer, die allein schon durch ihren Namen und ihre Stellung Gewähr leisten für die rechte Gesinnung und den sittlichen Ernst zu einem derartigen Unterfangen und die ferner den absolut notwendigen Fremdwörter- und Zitatenschatz beherrschen und im übrigen überhaupt über die nötige berufliche Fertigkeit zur „Erledigung“ so überaus schwieriger Fragen verfügen. Ich will nicht prüfen, wie weit die innere Berechtigung der sogenannten Berufenen geht, über das „Volk“, seine Leiden, Wünsche, Anschauungen und Sehnsüchte zu reden und zu schreiben, ich will nur feststellen, daß sie meist zu hoch gestellt sind, um beurteilen zu können, was in den Tiefen geschieht. Gerade die offiziell Berufenen sind mit ihrem Urteil über das Volk am schnellsten fertig, weil sie es im Studierzimmer machen und es ablehnen (aus Furcht sich zu beschmutzen) sich mit dem Pöbel auf gleich und gleich zu stellen. Man hat behauptet, daß in Gottes Namen alle denkbaren Verbrechen tausendfältig begangen worden sind; trifft das nicht auch zu „im Namen des Volkes?“ Ist nicht dieses ganze wahnsinnige Völkermorden im Namen und zum Schutz und Wohlergehen jedes einzelnen Volkes gemacht worden, ohne daß diese Völker, in deren Namen dies alles geschieht, irgend eine Meinung dabei zu äußern hätten, als die, die man von ihnen verlangt? In der schweizerischen Arbeiterpartei raufen sich jetzt die Führer über den rechten Standpunkt zur Militärfrage. Die Ansicht der Geführten hat man noch nicht zu hören bekommen; man will sie auch nicht hören bis die Zeit erfüllet und die Vertrauensmänner des Volkes sie am geeigneten Orte zu Protokoll geben dürfen: „In Anbetracht, daß . . ., in fernerer Erwägung, daß . . ., bittet, beantragt, fordert und beschließt das Volk u. s. w.“ Angesichts dieser Sachlage — und wer will sie bestreiten? — muß es als eine Anmaßung erscheinen, wenn ein Proletarier so ganz gegen alle Disziplin und gute Sitten seine Stimme erhebt und allen „Berufenen“ in dieser Sache zuruft: „Macht die Rechnung nicht ohne uns!“ Eine Anmaßung, die vielleicht noch erhöht wird durch die allen Arbeiterversuchen anhaftenden Mängel wie: Unbeholfenheit in Aufbau und Stil, Unkenntnis des nötigen Rüstzeuges an „einschlägiger“ Literatur, an allgemeinen Kenntnissen und darum eine gewisse Einseitigkeit in der ganzen Ausführung. Die einzige anzuführende Rechtfertigung kann nur im Thema selbst liegen, in der Erkenntnis, daß nur das wertvoll und wahr ist, was uns nach heißem Ringen als innere Frucht gereift ist.

Die Arbeiterbewegung gleicht einer riesigen, für elektrischen Betrieb eingerichteten Maschine, an der sich viele fleißige Hände abmühen, um sie in Gang zu bringen. Knirschend drehen sich die Zahnräder, die Maschine „läuft", aber sowie sie das zu verarbeitende Material zu fassen kriegt, steht sie still, oder läuft noch gar einen halben Gang rückwärts; da hilft alle Anstrengung nichts. Denn wie vermögen ein paar schnell ermüdete Muskeln die Arbeit der Elektrizität, dieser geheimnisvollen, in ihrem Wesen uns unbegreiflichen Naturkraft zu ersetzen? Auch der Arbeiterbewegung fehlt die unerschöpfliche, sich selbst verjüngende motorische Kraft, die den Riesenkoloß vorwärts treibt, bis das Werk getan ist, und die, wenn ein fremder Gegenstand ins Räderwerk gelangt, eher die ganze Maschine sprengt, als daß sie nachgäbe. Der Krieg zeigt uns mit einer erschreckenden Deutlichkeit den fast gänzlichen Mangel einer tiefen, unerschütterlichen Weltanschauung unter den Proletariermassen. Der sozialistische Gedanke, der am Anfang der Arbeiterbewegung aus auf der Hand liegenden Gründen eine faszinierende Wirkung hatte, ist so ziemlich allgemein zu einer bloßen Macht- und Magenfrage verwässert. Man sieht dies am besten daran, daß die verschiedenen sozialistischen Organisationen mehr oder weniger dem Nationalismus huldigen, weil ihnen vorläufig auf dieser Seite die geringsten Gefahren und die größten Vorteile zu liegen scheinen. Die einzelnen Arbeiter aber gehorchten den Einberufungsbefehlen ihrer Regierungen umso eher und lieber, je weniger die sozialistische Anschauung, nicht als Magenfrage, sondern als Frage der Umwertung aller bisherigen Werte von ihnen Besitz ergriffen hatte. Man konnte gerade hier in der Schweiz sehr gut beobachten, daß junge Sozialisten mit wahrer Begeisterung hinaus in den Krieg zogen. Wenn man sie fragte, was aus ihrem Sozialismus geworden, sah man nur erstaunte Gesichter. Der Staat, der Krieg hatten mit einem Schlage diese „Phantastereien" erstickt; und neigt nicht die Mehrzahl der Menschen dazu, sich jeder „realen Macht", und sei sie noch so brutale Gewalt, in erschauernder Ehrfurcht zu beugen? Dieser starre Druck fängt an, sich allmählich von den Menschen zu lösen; aber die Frage erhebt sich: wie kann man die sozialistische Idee so vertiefen, daß sie nicht nur imstande ist, hohnlachend alle Ueberrumpelungsversuche feindlicher Anschauungen abzuweisen, sondern ihre alte Werbekraft in erhöhtem Maße wiedergewinnt und unwiderstehlich wird für jeden auch nur einigermaßen wahrheitsliebenden und denkfähigen Menschen?

Zur Erreichung dieses Zieles erscheint mir als Grundforderung die Erweiterung unserer sozialistischen Ideen zur Weltanschauung. Bisher hatten wir nur eine Klassenanschauung, im besten Fall eine höchst einseitig orientierte Weltanschauung, die, statt an den Aufbau einer eigenen Kultur zu gehen, sich in Kritik und Kampf gegen die herrschenden Klassen erschöpfte; denn den Opportunismus kann man doch wohl nicht als Ausbau sozialistischer Kultur ansehen. Das Vor-

handensein von Not und Elend, sowie die klare Erkenntnis ihrer Ursachen und der möglichen Wege zu ihrer Beseitigung genügen aber offenbar nicht zur Umwälzung der heutigen wirtschaftlichen Weltordnung. Wir sehen, daß die rein sozialistischen Ideen nicht die Handlungen der Proletariermassen bestimmen, oder auch nur wesentlich beeinflussen konnten, daß im Gegenteil der Opportunismus den Sozialismus zur Phrase herabwürdigte, indem er den Nationalsozialismus erfand und schon vorher.

Niemand, der die Seele des Großstadtarbeiters auch nur einigermaßen kennt, wird behaupten können, daß dem Proletarier jeder Sinn und jede Aufnahmefähigkeit für tiefe Religiosität abgehe. Der immer mehr um sich greifende Drang, über den begrenzten Klassen- und Parteistandpunkt hinauszuwachsen, das wachsende Interesse für Naturwissenschaft und Kunst sind die sichtbaren Anzeichen dafür. Es ist freilich eine Tatsache, daß damit auch das Interesse der Arbeiter für das Christentum (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) in bedauerlicher oder erfreulicher Weise abnimmt. Es ist aber auch eine bedauerliche Tatsache, daß die kirchenlosen Religiös-Sozialen in keiner Weise versuchen, sich dem Verständnis des Volkes anzupassen; daß sie für ihre grundsätzlich neuen Anschauungen immer noch die alten, den Arbeitern vom Kirchentum her verhaßten Worte, Gleichnisse und Begriffe gebrauchen.[1]) Nur Eingeweihten wird der neue Sinn klar; die schnell urteilende Menge aber hat für die ihr wohlbekannten alten Formeln ein verächtliches Lächeln. Es scheint mir doch in erster Linie notwendig zu sein, daß sich die interessierten Kreise endlich darüber klar werden, was der Proletarier überhaupt „glauben" *kann* und was nicht. Die Hoffnung vieler, daß der Krieg die Massen allmählich wieder dem alten, lieben Gott zuführt, ist eine ganz unbegründete. Die zeitweilige Füllung der Kirchen war nur ein Ergebnis der Furcht und darum eine vorübergehende Erscheinung von zweifelhaftem Werte.

Es ist den Arbeitermassen heute eine unerschütterliche Wahrheit, daß alle Religion und jeder Glaube an Gott nur ein Mittel der herrschenden Klassen und des Staates zur Niederhaltung der Arbeitssklaven und darum eine verächtliche Sache sei. Jeder Arbeiter weiß heute aus Büchern, Vorträgen und Zeitungsartikeln, daß kein Gott die Welt in sechs Tagen erschaffen haben kann, ja, daß dies überhaupt gar nicht nötig war, weil ja ein erster Anstoß (oder nicht einmal das) und das Kausalgesetz genügten, um aus dem, was am Anfange „wüste und leer" war, die heutige Welt zu entwickeln. Er sieht sich als Teil der Natur, als Glied in der Entwicklungskette des organischen Lebens und als nichts mehr. Er glaubt darum auch nicht an eine Seele oder gar an deren Unsterblichkeit. Und wenn er auch trotz Elend und aller Sklaverei das Leben liebt, so nicht minder die Ge-

---

[1]) Gewiß erkenne ich die bisherigen Bemühungen und Leistungen, besonders schweizerischer Kreise dankbar an; aber sie sind mir doch, wenigstens in ihren Aeußerungen, zu wenig von Grund auf revolutionär, zu wenig schöpferisch.

wißheit, daß einmal „Alles zu Ende" ist. Um zu spüren, welche tiefen Wurzeln nicht die Religionslosigkeit, sondern der „Unglaube" geschlagen hat, muß man einmal hören, mit welch innerer Befriedigung die älteren Arbeiter vom Nichtsein reden, und mit welchem Hohn sie den Gedanken zurückweisen „ewig Halleluja singen und dem lieben Gott in die Nasenlöcher gucken zu müssen." Vor Jesus, dem großen Menschen, nicht dem Sohn Gottes, hat man eine heilige Ehrfurcht als vor einem genialen Dichterphilosophen, dessen Gedanken man aber „heute leider noch nicht nachleben kann, ohne zu Grunde zu gehen", denn „die Pfaffen leben ja selbst nicht einmal darnach!"

Die Erfahrung und die Geschichtsbetrachtung lehren, daß die geistigen Anschauungen mit den wirtschaftlichen Zuständen in engen Wechselwirkungen stehen, daß veränderte Lebensbedingungen die Anschauungen umändern, und daß ebenso neue Ideen oft einen großen Einfluß auf die fernere Gestaltung der Volkswirtschaft ausüben. Es ist aber eine der seltsamen Ironien der Geschichte, daß bestimmte Ansichten nicht immer mit dem entsprechenden Wirtschaftssystem zusammenfallen. Die gleichwertige Weltanschauung des Bürgertums mit seiner kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist der Materialismus. Das Bürgertum hat aber diese seine Weltanschauung bis heute noch nicht völlig übernommen, und zwar deshalb, weil es noch zum Teil an früheren, überlebten Vorstellungen hängt, oder weil es zum Teil davor zurückschreckt, seine Lebensweise und seine Handlungen ehrlich zu zerlegen und beim rechten Namen zu nennen. Die Arbeiterklasse und ihre Führer trifft das Verdienst (wenn man es so nennen will) den Materialismus zur lebensfähigen Weltanschauung erhöht zu haben. Es zeigt sich aber von Tag zu Tag mehr, daß das Proletariat ja eigentlich mit dieser Anschauung gar nichts zu tun hat; es hat sich ihrer bedient als Waffe gegen den Kapitalismus, dieser aber erkennt immer mehr, daß ja der Materialismus als Philosophie die kapitalistische Ordnung rechtfertigt und fängt daher an, ihn zur Ueberlistung des Proletariates zu benützen. Ein gutes Beispiel ist dieser Weltkrieg, zu dem sich die Arbeiterklasse im Namen des Materialismus (Nationalsozialismus, Imperialismus u. s. w.) mißbrauchen läßt. Die herrschenden Klassen werden umsomehr die materialistische Lebensauffassung, Philosophie und Geschichtsauffassung (mit der man ja auch wie z. B. Nietzsche zu anderen Schlüssen kommen kann als die Marxisten) zu der ihrigen machen, je mehr die Proletarier davon zurückkommen, um ihre ureigene Weltanschauung auszubauen und zu verwirklichen: den idealistischen Sozialismus mit seiner religiösen Grundlage.

Es wird dann nur noch zwei Anschauungen geben, die auch je einem Wirtschaftssystem entsprechen: der Materialismus der Kapitalisten, der nur die Materie anerkennt, alles Leben als solches leugnet und es als Bewegung der Materie restlos auflöst; der dann konsequent jeden Sinn des Lebens leugnet, alle Zustände dem sinnlosen, eisernen Kausalgesetze zuschreibt, das auch die Zukunft bestimmt und gegen das

sich aufzulehnen strafbares Verbrechen ist (d. h. ein Verbrechen, sich gegen die bestehende kapitalistische Ordnung aufzulehnen).

Dem gegenüber steht der Sozialismus der Proletarier: Im Anfang war die Tat. Der Anfang für uns nur denkbar als beliebiger Einschnitt in eine unendliche Linie und somit gleichzeitig Anfangspunkt für die Unendlichkeit nach vor- und rückwärts. Von diesem Einschnitt an, den wir gewöhnlich vor der Entstehung unseres Sonnensystems machen, geht für uns sichtbar durch die Materie die Tendenz der Formenbildung und der Gestaltung des organischen Lebens. Wir sehen auch ein vorläufiges Ziel: das Selbstbewußtsein, die Selbsterkenntnis der Materie. Die stete Verjüngung der Formen, die Erneuerung des Lebens durch Uebertragung des Erreichten auf neue, unverbrauchte Individuen garantiert gewissermaßen die Fortentwicklung und damit die Erreichung eines etwaigen Zieles. Die Frage, wie das Proletariat, wie die Menschheit sich in Zukunft zur Religion stellen wird, hängt davon ab, ob man dem Sein überhaupt grundsätzlich einen Sinn zuerkannt oder ob man eben alles dem Zufall, dem blinden Walten eines mechanischen Kausalgesetzes unterschiebt. Wenn wir in der brausenden Symphonie des Lebens einen Sinn zu spüren meinen, so kann es nur in der Richtung einer allmählichen Offenbarung und Selbstdurchsetzung eines Erkenntniswillens sein. Eine erschöpfende Antwort kann jedes Individuum nur im Selbsterlebnis finden. Hier allein liegen die stärksten Wurzeln des Sozialismus, denn der aufwärtsstrebende Geist muß logischerweise in jedem Menschen vorhanden sein und somit wäre die Achtung vor dem Mitmenschen, das „liebe deinen Nächsten als dich selbst“ die Grundlage des Zusammenlebens. Wenn die Menschwerdung, die „Offenbarung Gottes“, wie der kirchliche Ausdruck lautet, der Sinn des Lebens ist, so ergibt sich von selbst, daß die Gegenwart als Weiterentwicklung der Vergangenheit wertvoller sein muß als diese, eben weil sie dem Sinn des Lebens mehr entsprechen, klarer zum Ausdruck bringen sollte; die Zukunft aber köstlicher als die Gegenwart (daher Nietzsches Sehnsucht nach dem Uebermenschen). Für die einzelne Persönlichkeit ist demnach das Höchste: das umfassendste augenblickliche Leben, weil ja nur darin ein Offenbarwerden des schaffenden Willens möglich ist. Christus, ein Mensch, der von diesem Willen so durchgeistigt war, daß ihn heute noch Viele als über den Wolken thronenden Gott anbeten, bedeutet einen entschiedenen Wendepunkt im „Kommen des Reiches Gottes“. Er kündigt eine neue Epoche an: die Ueberwindung jeder Gewalt durch den Geist und seine Aeußerungen. Die Lehre Christi ist eine tiefere Begründung des Sozialismus als das „Kapital“ von Marx (mit dem die Arbeiter doch nichts anzufangen wissen) und die gegenwärtige Katastrophe hätte für die sozialistische Bewegung nicht so unheilvoll sein können, wäre sie mehr auf die Lehre des Nazareners, als auf den mathematischen Jongleurkünsten des sozialdemokratischen Theoretikers aufgebaut gewesen.

Josef Dietzgen sagt, Knechtseligkeit sei das Wesen jeder Religion. Er lehnt darum jede Religion ab und erhebt (wohl als konsequenter wissenschaftlicher Marxist) die Sozialdemokratie zur Religion der Zukunft. Der logische Schluß, den er auszusprechen vergessen hat, ist, daß auch das wahre Wesen der Sozialdemokratie zum Teil Knechtseligkeit sein muß. Die Art, wie Dietzgen seine Religion der Zukunft begründet, bestätigt das Gesagte. Hat man früher (wenigstens im Prinzip) Gott gedient, d. h. den höchsten Werten und Idealen in sich, die man eben personifiziert Gott nannte und Gottvertrauen demnach erhöhtes und verfeinertes Selbstvertrauen bedeutete, so soll man von nun an, nach den Aposteln der Zukunftsreligion von Dietzgen bis Münzenberg, der Allgemeinheit dienen, dem Wohl des Volks und dem Willen der Massen Rechnung tragen. Lag früher das Reich Gottes in uns, so liegt es jetzt im Ergebnis der Wahlversammlung, der Massenkundgebung, der Volksabstimmung. Die Autorität des eigenen Gewissens, diese Grundlage jeder noch nicht gänzlich vom Kirchentum überwucherten Religion, muß herunter von ihrem Thron und sich dem öffentlichen Gewissen, diesem angeblichen, fragwürdigen Willen der Allgemeinheit beugen. Das Gesetz der eigenen Brust hat sich dem von Volksvertretern fabrizierten Gesetzen unterzuordnen. Das erste Gebot der neuen Religion Sozialismus lautet demnach: Voluntas populi suprema lex. Die Aufgabe der sozialistischen Bewegung kann nicht sein, den Schwerpunkt des Handelns vom persönlichen Gewissen ins öffentliche Gewissen zu verlegen, die persönliche Verantwortlichkeit durch die Disziplin zu ersetzen, sondern vielmehr das Gewissen gänzlich zu befreien von jeder Art Kirchentum und vom Unrat jeglicher Pfäfferei und ihm seine ursprüngliche Kraft wieder zu geben, auf die Gefahr hin, daß es auch einmal gegen den Volkswillen und für die Idee Mensch zu handeln treibt. Gerade die Erfahrungen und Ergebnisse mit und in der Wissenschaft und ihre Konsequenzen zeigen dem Proletarier immer mehr, daß es kein objektives Wissen, keinen objektiven Standpunkt gibt, noch geben kann, ohne unbewiesene, einfach nur angenommene und darum in der Luft schwebende Voraussetzungen, und daß alle bisherige scheinbare Realität immer schemenhafter wird, immer mehr flüchtige, wechselnde Erscheinung einer noch unbekannten, unfaßbaren Wesenheit, die sich aber eben durch die für uns wahrnehmbaren Erscheinungen dokumentiert. Alles Bedeutungsvolle sinkt herab oder wird erhöht zum Sinnbild, je nachdem wie man zur Wertschätzung des Lebens stand. Das Symbol wird zur einzigen Realität und das Symboldeuten der Punkt, wo der Mensch über sich hinaus zu greifen versucht. Früher, als man grob realistisch alle den Sinnen sich bietenden Erscheinungen Wesenheit zuerkannte, verdichtete der Mensch auch seine subtilsten Erfahrungen und die sich daraus ergebenden Ahnungen zu sinnlich faßbaren Vorstellungen. So schuf er seine Götter und seinen Gott, die Moral und höhere Sittlichkeit und alle gesellschaftlichen Formen, die wie z. B. der Staat nicht dem Menschen dienen,

sondern ihn beherrschen, und die Stirner Gespenster nennt, weil es eben eingebildete Wirklichkeiten sind, die nur solange leben und herrschen, als man an sie glaubt und ihnen die eigene Kraft leiht. Denn alles, was der Mensch Wertvolles erobert und was ihm geschenkt wird, fesselt er durch die Sprache zu grausam harter Frohn an seine Tretmühle, bis es seine sieben langen Jahre gedient hat und altersschwach geworden ist und durch neue Sklaven ersetzt wird. Wie oft hat nicht die Ahnung von der Wesenheit des Lebens, von der wir nur Erscheinungen sind, ihren Ausdruck und ihre Vorstellungsform gewechselt; welch ein weiter Weg vom Fetisch des Negers bis zur Religiosität Tolstojs. Man hat geglaubt und glaubt es zum Teil noch, jede Religion überhaupt im Prinzip vernichtet zu haben, weil man beweisen konnte, daß sie von Menschen gemacht und keine Offenbarungen Gottes seien. Das ist natürlich Unsinn. Religiösität hat sich genau so mit dem Menschen entwickelt, ist mit ihm gewachsen und hat ihn auf allen Irrwegen begleitet wie seine übrigen Anschauungen und vor allem sein Wissen. Hält man die Wissenschaft für weniger wahr und für trügerischer, weil sie des Menschen Werk ist, als wenn sie irgend einem Moses auf einem heiligen Berge geschenkt worden wäre? Und zeigt nicht anderseits das augenblickliche Dilemma der sozialistischen Bewegung, daß alle Wissenschaft und selbst der sog. wissenschaftliche Marxismus eine völlig unzureichende Grundlage ist; und es sollte auch dem Verstocktesten dämmern, daß, wenn die Bewegung nur auf der materialistischen Geschichtsauffassung aufgebaut ist, wir nie zum Sozialismus kommen werden. Es sei denn, man halte einen sozialausgebauten Staat mit allen möglichen Wohlfahrtseinrichtungen und tausend Verhütungs-, Bewahrungs- und Besserungsanstalten für Sozialismus.

Man sehe z. B. wie die Sozialdemokratie den Krieg bekämpft! Ihr Hauptargument gegen den Krieg, soweit sie überhaupt ernsthaft dagegen ist, lautet: „Das Proletariat hat kein Interesse daran!“ Und wenn ihr Interesse nun einmal, wenigstens scheinbar auf Seiten des Staates liegt, dann ist es eben auch mit ihrer Kriegsgegnerschaft, mit dem Klassenkampf und dem Kampf um die Eroberung der politischen Macht zu Ende und es bleibt nichts als eine Staatspartei, die mehr Anerkennung und Berücksichtigung verlangt und gebührende Vertretung in der Regierung. Die Opposition in den kriegführenden Ländern in allen Ehren; aber das ist doch schließlich nichts als Selbsterhaltungstrieb, der nach dem Krieg seine sehr blaßrote „Farbe der Entschließung“ wieder verlieren wird. Die ganze Kriegsfeindlichkeit wird man dann wieder wie vor dem Kriege sich in ein paar gelegentlichen Leitartikeln, in Maifeierreden und, last not least in Militärbudget-Ablehnung austoben lassen. Die Staaten aber werden derweil weiter rüsten.

Es fehlt dem Proletariart eine einheitliche entsprechende Weltanschauung. Die materialistisch-monistische Welterklärung ist doch wohl keine, oder im höchsten Fall nur der Bruchteil eines solchen. Ebenso

die aus der „wissenschaftlichen Geschichtsauffassung“ sich ergebende Hoffnung auf den Sozialismus. Der Mangel einer Weltanschauung, Religion oder, wie man's nennen will, ist aber Schuld daran, daß die Proletarier keine Sozialisten der Tat sind, daß ihr Sozialismus nur ein Firnis ist, kein Sauerteig, nur eine politische Parteibewegung, keine Kulturbewegung. Zu einer Weltanschauung gehört mehr als nur Wunsch und Wille sich hier gut einzurichten: die Sozialdemokratie hat eben gerade durch diese Einseitigkeit den Sozialismus aus einer Menschheitsfrage zu einer Magenfrage gemacht. Darum ihr Versagen, wenn der Magen einmal nach der anderen Seite zieht. Weltanschauung muß eben mehr als Klassenanschauung sein. Sie darf sich nicht begnügen mit der Analyse bestimmter Lebensvorgänge und der Geschichte sowie der Proklamierung einer mehr oder minder willkürlichen Auslegung des Kausalgesetzes zum Dogma des Sozialismus. Denn der Marxismus und die materialistische Geschichtsauffassung, die theoretische Grundlage der Sozialdemokratie, was sind sie anders als das durch die Entwiklungslehre der Naturwissenschaft zur Binsenwahrheit gewordene Kausalgesetz, an einem besonderen Fall dargestellt und erläutert? Die unglückliche Losung und Lösung: Religion sei Privatsache, hat ihr gutes Teil dazu beigetragen, daß Menschen mit den verschiedenartigsten Ansichten über Welt und Leben, Gott und Unsterblichkeit keine innere Gemeinschaft (als Vorbedingung jeder äußeren) bilden konnten weil sie sich gegenüberstanden und keinen Versuch machen konnten, sich näher zu kommen, weil es kein anders Band gab das sie umschlingen konnte als die Magenfrage und die gemeinsamen materiellen Interessen. Diese berühmten gemeinsamen Interessen sollten nach der marxistischen Theorie zwar genügen, die wiederstrebensten Elemente zu einem riesigen Block zusammenzuschweißen und daraus ein Neues zu schaffen; in Wirklichkeit aber haben alle den letzten Rest ihrer Spezialbedeutung verloren, sie sind verwässert, ohne etwas Neues gewonnen zu haben als eine zweifelhafte Aussicht auf den sozialdemokratischen Beamtenstaat. Das Proletariat ist zu einer charakterlosen toten Masse erstarrt.

Es gibt wohl nicht viel Arbeiter, die noch an ein Leben der individuell abgegrenzten Seele nach dem Tode glauben. Die meisten denken wohl überhaupt nicht darüber nach, denn es gilt ja als im höchsten Grade rückständig sich mit derartigen Fragen zu beschäftigen. Wer es aber dennoch tut, kommt wohl regelmäßig zu dem Ergebnis, zu dem man eben kommen muß, wenn man nicht an den kirchlichen Gott glaubt und hier und da einen kleinen Einblick in die Naturwissenschaft genommen hat (durch Zeitungen, Vorträge und Volksbibliotheken): Zu dem Ergebnis, daß es zwar ein ewiges Leben geben muß, wenn auch nicht ewig für die abgeschlossene Persönlichkeit, die ja eben nur eine augenblickliche äußere Form darstellt, daß aber Nichts ständig ist, sondern alles ewiger Umbildung, Neuschöpfung und Neuzusammensetzung unterworfen ist. Hier ist nun der Angelpunkt, an

dem es sich entscheiden muß, ob der Proletarier beim Monismus, diesem vorläufigen Bourgois-Materialismus stehen bleiben soll, oder ob er fortschreiten soll zum Sozialismus als Weltanschauung, zur Religion der bewußen Tat, des Zweckwillens, im Gegensatz zum kirchenchristlichen Weltkonservierungstum. Der Monismus, ein nichtssagendes Beruhigungsmittel für den Arbeiter, das alle Fragen, auf die es hier ankommt, offen läßt, aber aberhin „beliebt" ist als Ergänzung und Abschluß des Sozialismus, den der Arbeiter in seiner Presse, in Partei und Gewerkschaft serviert bekommt, kann er auf die Dauer befriedigen? Man kann schon heute überall in der jungsozialistischen Bewegung beobachten, daß eine tiefere Erklärung des Lebens und des Sozialismus allmählich zum Bedürfnis, ja zur Lebensfrage wird für die ganze sozialistische Bewegung; denn die Oberflächlichen nehmen diese nur noch als Parteibewegung, von der man schließlich „sein Gutes" hat oder doch erhofft. Die Ernsthaften aber machen krampfhafte Versuche, sich ihren Idealismus zu erhalten, führen entweder einen aussichtslosen Heldenkampf, oder gehen innerlich zu Grunde, oder das Schlimmste, ziehen resigniert mit Realpolitikern und Opportunisten am gleichen Strang.

Wenn man nun zu positiven Ergebnissen kommen will, so muß man in dieser Frage mehr als bei irgend einer andern zunächst einmal das feststellen, was unter allen Umständen verneint werden muß, weil es gerade zum heutigen Zustand geführt hat. Durch die Ablehnung des Verderblichen und Falschen wird sich von selbst das Gesunde und Rechte als natürlicher Antipode ergeben und sei es auch nur in Ahnungen und Andeutungen. Wenn wir nun fragen, was hat die Massen hauptsächlich der Religion entfremdet, so ergibt sich als Antwort, daß, neben den Ergebnissen der Ideenentwicklung (z. B. der Philosophie oder der wissenschaftlichen Naturbetrachtung), von denen wir hier als belanglos absehen können, das Kirchentum die Hauptschuld, ja man kann in gewissem Sinne sagen: die einzige Schuld trägt an dem, was heute der größte Kummer der Kirchen ist. Ich brauche wohl nicht viel Worte darüber zu verlieren. Wer die Geschichte der christlichen Kirche kennt, weiß, daß sie den langsamen aber sicheren Tod des Christentums, der lebendigen Lehre Jesu Christi bedeutet. Er weiß dann auch, daß die Festlegung und Fesselung des lebendigen Geistes in bestimmte „ewige" Formen, Dogmen, Gebräuche und Institutionen schon nach ganz kurzer Zeit die Erstarrung, Verknöcherung dieses Geistes bedeutet; schließlich sogar seinen Tod und die Umkehrung in sein Gegenteil. Das ist der natürliche Gang der Dinge; denn wo der Geist so schwach geworden ist, daß man sich auf ihn besinnen muß und ihn darum in Formen und Schablonen zu bannen sucht, da ist er eigentlich schon nicht mehr vorhanden. Der Kirchenkundige weiß aber auch ferner, daß mit der Bildung einer eigentlichen Priesterkaste, mit dem Pfaffentum nicht nur die geistige Entwicklungsfähigkeit aufhört, aufhören muß, sondern daß die Kirche

dadurch überhaupt aus einem Gefäß des Geistes zu einer rein weltlichen Institution wird, zu einem Instrument der Bevormundung, der Herrschaft, Macht und Ausbeutung, direkt und indirekt. Der heilige Gral ist aus einem stärkenden Symbol zur Kaffeetasse, zum Schnapsglas geworden. Ein analoges Beispiel in unserer Zeit: die begeisterten Verkünder des Sozialismus haben allmählich aus ihrer „heiligen Mission“ eine Profession gemacht. Die Wirkung? das rote Pfaffentum hat den sozialistischen Gedanken erwürgt und eine zur Macht und Herrschaft strebende politische Bewegung daraus gemacht; und mich dünkt fast, der neue Konstantin der Große ist schon geboren, der seine bröckelnde Macht mit dieser neuen Kirche befestigen und verjüngen wird.

Wir sind hiermit schon zu drei Ergebnissen gelangt: die Religion des Proletariates darf erstens kein für alle Zukunft feststehendes Dogma sein, sondern sie muß eine an den tiefsten Werten unseres Innern orientierte Lebensanschauung sein, so ungebunden und frei von jeder Schematisierung, daß sie mit jeder neuen geistigen Erfahrung, mit jeder jungen Generation sich weiter entwickelt und verjüngt. Daraus ergibt sich von selbst der zweite Punkt: die Unmöglichkeit einer Priesterkaste, eines schmarotzenden Pfaffentums. Statt dessen wird ein freiwilliges Priestertum, Denker und schaffende Künstler den dunklen, unbekannten Weg in die Zukunft erleuchten. Der dritte und für den Sozialisten fast der wichtigste Punkt: daß die neue Anschauung nicht zu einem Instrument der Herrschaft und Ausbeutung werden darf, braucht kaum noch betont zu werden. Mit der Abwesenheit und Unmöglichkeit einer selbständigen Priesterkaste ist allen Herrschaftsgelüsten von diesem Gebiete aus die Spitze abgebrochen. Diese feststehenden Voraussetzungen für den sozialistischen Arbeiter sind aber eigentlich schon mehr als allgemeine Vorbedingungen. Sie enthalten im Grunde schon den Kern der neuen Religiosität in sich.

Betrachten wir nun kurz, was der sozialistische Gedanke zu unserem Thema zuzusteuern im Stande ist. Sozialismus heißt: Gemeinsamkeit. Nicht die Gemeinsamkeit eines Arbeitshauses, eines sozialdemokratischen Zwangstaates, in dem der Arbeitszwang und die Anbetung des Gesetzes die Grundpfeiler bilden, sondern die freiwillige Gemeinsamkeit der Menschen, die den Zwang im Prinzip überwunden haben, weil sie durch die bittere Erfahrung der Weltgeschichte zur Einsicht seiner Nutzlosigkeit, seiner Schädlichkeit und seiner Unfruchtbarkeit gekommen sind. Gemeinsamkeit in dem Sinne, daß, bei aller Hochachtung vor der Genialität des Einzelnen, es doch die zusammengefaßten und zusammenwirkenden Kräfte aller Einzelnen sind, die das Bild der Menschheit ausmachen, und daß eben die gesamte Menschheit der Träger und Erhalter alles Schöpferischen ist, oder sein sollte. Daß darum unser Tun und Lassen von dem Geschichtspunkte aus betrachtet werden muß: wie fördern wir das Schöpferische im Menschen, wie bringen wir alle lebenbejahenden Kräfte zum Blühen, wie helfen wir

an der Weiterentwicklung der Idee Mensch. Mir will scheinen, daß die augenblicklichen Postulate der Sozialisten z. B. Abschaffung des Lohnsystems, des Privateigentums u. s. w. gerade heute mit der Erfahrung des Weltkrieges so selbstverständliche Voraussetzungen für jede gesunde Weiterentwicklung der Menschheit sind, daß ich mir wohl jede nähere Untersuchung darüber ersparen kann. Anderseits sind sie mir nicht weitgehend genug, zu einseitig, zu sehr nur mechanische, physische Eigenschaften einer gewünschten Gesellschaftsform, die ohne ergänzende metaphysische Anschauungen härtere Sklavereien in sich bergen kann als der heutige Zustand. Man erwäge einmal alle Möglichkeiten, zu was für einer Ausgeburt der Hölle der Staat, auch der sog. sozialistische Staat sich auswachsen kann, wenn er der einzige Arbeitgeber und Eigentümer ist, und man wird sich hüten, in der Abschaffung des Lohnsystems und des Privateigentums schon den Sozialismus zu sehen. Den Kapitalismus als Klassenerscheinung abzuschaffen und den Kapitalisten Staat an seine Stelle zu pflanzen, das ist die „historische" Aufgabe der Sozialdemokratie. Der Kapitalismus ist tot; es lebe der Kapitalismus.

Der Sozialist kämpft für eine Idee. Vielleicht hat er die Ueberzeugung, daß sie für ihn selbst und seine direkten Nachkommen keine Wirklichkeit werden wird. Er könnte villeicht auf einem andern Wege zu einem persönlichen Glück gelangen, sich vor Verfolgungen schützen; um so eher, als er häufig sehr wenig Menschenliebe besitzt, weil der klaffende Unterschied zwischen seinem Ideal und den Menschen seiner Umgebung mehr Ekel als Liebe hervorruft. Warum folgt er trotzdem mit Begeisterung seiner Idee? Was ist das für ein Zwang, für eine fremde, unbekannte Macht, die ihn in seinen Bann zwingt? die ihn unter Umständen einem Martyrium preisgibt, das in keinem Verhältnis steht zu dem, was er als einzelne Person unter den günstigen Unmständen dabei herausschlagen könnte. Dieser Zwang, der in jedem Einzelnen wurzelt, und der in der Massenseele jetzt auf eine so wenig edle Art zum Ausdruck kommt, man könnte ihn ein höheres Streben nach Zusammenfassung, nach Einheit, nach einem praktischen Menschheitsbewußtsein nennen. Es geht gleichsam ein leitender Gedanke durch die Schöpfung. Wir verfolgen ihn rückwärts durch alle Stadien der Naturentwicklung bis zum Sonnennebel und vorwärts bis zum Sozialismus und darüber hinaus. Wir folgen ihm blindlings und glauben an ihn, d. h. wir glauben daran, daß er uns weiterführen wird, aus dieser Misere heraus, vorwärts, aufwärts. Wir vertrauen ihm so gründlich, daß wir wissen, er führt uns auch ohne die wissenschaftlichen Begründungen der Marxisten zum Sozialismus. Dieser Fatalismus, diese Zuversicht, dieses kindliche Sichhingeben an die Idee der Entwicklung, die jeder Sozialist als eine ihm anvertraute heilige Offenbarung empfindet, das alles sind die Zeichen der Unterwerfung und des Gehorsams gegen das Prinzip, gegen den Willen, der im Leben und in der ganzen Materie wirksam ist. Um nun dem möglichen Ein-

wand der Marxisten, daß dieser Wille nur der anders aufgefaßte Selbsterhaltungs- und Verteidigungstrieb sei, vorzubeugen, will ich einen Größeren vorschieben.

Nietzsche hat mit einer wunderbaren Klarheit dargelegt, daß der Wille zur Macht, der sich nicht nur erhalten, sondern was mehr ist, der sich durchsetzen will, der seine Eigenart, seine Besonderheit der Welt aufzwängen will, um sie an sich zu bereichern, um ihr eine Richtung zu geben, daß dies der stärkste aller menschlichen Triebe ist.

Ludwig Feuerbach hat die Wolken durch die Sonnenstrahlen der Vernunft zerteilt und gezeigt, daß kein Gott in träger Ruhe dahinter sitzt, nur das eigene Ideal des Menschen, mit dem der Mensch noch nichts Besseres anzufangen wußte, als es über den Wolken thronen zu lassen. Friedrich Nietzsche, der (scheinbare) Gottverächter, hat die Konsequenz davon gezogen: bisher verehrten wir unser Ideal, also ein Phantom als Gott; wohlan, laßt uns diesen Gott verwirklichen! Er erkennt den Willen an, der uns „emporpeitscht", er dient ihm mit der ganzen Kraft eines starken Genies. Aber er nennt ihn eben nicht Gott, um ja niemand in die Versuchung zu führen, den alten, lieben Gott da über den Wolken damit zu verquicken. Und da ist nun zu sagen, daß der Proletarier zwar den Glauben an den sogenannten „persönlichen" Gott (eben den über den Wolken) verloren hat, daß er aber noch nicht die Erkenntnis erlangt hat, daß alle Gottbegriffe eben nur Sinnbilder, Symbole sind und sein können, weil der Mensch sich eben nur Vorstellungen machen kann, die im Rahmen seiner Erfahrung, seiner Vorstellung, seiner sinnlich-begrenzten Natur liegen. Der Sozialismus, der mehr sein muß als das Recht auf den vollen Bauch, mehr als die Regelung der wirtschaftlichen Verhältnisse, er braucht den Begriff der zweckmäßigen Entwicklung, worin der Glaube enthalten ist, daß die selbstbewußte Natur, die vernunftbegabte Menschheit berufen ist, die Entwicklung bewußt zu fördern und allmählich die Arbeit der Naturkräfte, der Triebe und Instinkte in den Dienst seiner Vernunft zu stellen und teilweise vielleicht direkt durch die Vernunft zu ersetzen. Dies ist der Kern, die Richtung der sozialistischen Idee, die heute schon sehr stark im Unterbewußtsein der Proletarier schlummert. Leider wird dieser Kern von den Sozialdemokraten fast durchgängig so gedeutet, daß sie die Idee Mensch mit ihrer eigenen Individualität identifizieren und darum ihre Meinung, oder unpersönlich gesprochen, das Gesetz, die Zwangsorganisation, den Staat den Menschen aufoktroieren wollen, anstatt das Heil gerade davon zu erwarten, daß der Mensch, immer mehr erlöst von der Willkür der Mitmenschen wie vom Zwang des geschriebenen Gesetzes, wieder mehr dem Gesetz in sich selbst gehorchen lernt und sich so selbst wieder einen Reichtum von Entfaltungsmöglichkeiten erschließt, von dem unsere Kultur des Scheins und der Aeußerlichkeit kaum eine Ahnung hat, wie z. B. die Werteinschätzung von Menschen wie Tolstoj beweist. Die Sozialdemokratie bewegt sich in den Bahnen Nietzsches: Erziehung einer Beamten-Autokratie (unter

dem Deckmantel der Demokratie), die an Macht und Herrschaft alle bisherigen Kratien und Kirchen übertreffen wird, weil ihre Mittel raffinierter und listiger, und die Anerkennung und der Gehorsam gegen sie darum viel nachhaltiger und folgenschwerer sein wird. Vielleicht begreift man von diesem Gesichtspunkte aus die Bedeutung Tolstojs, den die Sozialdemokraten bezeichnenderweise zwar stets für einen großen Dichter und Moralisten, als Philosophen und Denker, aber für einen überspannten, verirrten und schwachköpfigen Phantasten halten.

Wir Sozialisten haben als solche nur Daseinsberechtigung, sofern wir uns als Träger einer göttlichen Idee fühlen, als Vollstrecker eines göttlichen Gebotes, nämlich: der menschlichen Gemeinschaft eine vernünftige Grundlage zu schaffen, und zwar in wirtschaftlicher, sowie rechtlicher und ethischer Hinsicht. Eine Grundlage, auf der überhaupt erst eine gemeinsame menschliche Arbeit möglich ist. Ohne das Bewußtsein höherer Berufung ist unser Sozialismus nur eine Frage des persönlichen Wohlergehens, durch gleiche Verhältnisse von Millionen zur Klassen- und Machtfrage vergrößert, der dann die Herrschenden mit eben soviel Recht die Worte eines pfäffischen Söldlings entgegenschleudern können: „Als Knechte seid ihr geboren, als Knechte sollt ihr sterben,“ denn uns schmeckt die Macht sehr gut.

Eines möchte ich noch sagen. Man hat mich gefragt, welche Mittel, welche Taktik das Proletariat anzuwenden hätte. Ich kann darauf nur kurz erwidern: Je klarer dem Proletariat seine Rolle, je reiner ihm die Idee des Sozialismus zum Bewußtsein kommt, je deutlicher werden ihm die Wege vorgezeichnet sein, und um so reiner und ungetrübter die anzuwendenden Mittel. Wenn heute in den Köpfen der Sozialisten das Chaos herrscht, so darum, weil bis jetzt das Genie noch nicht erschienen ist, das, die Not der Zeit recht verstehend, allem Streben und unbewußten Wollen das erlösende Wort gesprochen hätte. Der philosophierende Statistiker Marx konnte nur ein Vorläufer sein. Das Herzerfrischende an ihm ist sein leider nur zu negativer Widerpart Bakunin. Leibhaftige Synthese von Tolstoj und Nietzsche, Geist vom Geiste Walt. Whitmans, wann schreitest du über die Erde, die hungernden Millionen zu schöpferischer Tat fortreißend?

Es ist nicht meine Absicht zu zeigen, wie das Volk etwa wieder zu Religion kommen könnte. Im Gegenteil, ich bin der Ansicht, je gründlicher die Abkehr der Massen von den Kirchen sich vollzieht, um so größer die Gewähr für eine radikale Heilung vom Pfaffentum mit seinen notwendigen Begleiterscheinungen und Uebeln und umso reiner die kommende religiöse Wiedergeburt, und umso sicherer die Gewißheit, daß es nicht zu Religionskämpfen kommen wird. Wann der Zeitpunkt für die Wiedergeburt der Massen kommt? Wenn die Sozialisten allgemein zur Einsicht gekommen sind (vielleicht erst nach schmerzhaften Erfahrungen), daß Revolutionen mit Dynamit und Maschinengewehren nicht, oder nicht allein zum Sozialismus führen, sondern daß dazu vor allem die Revolution in uns und gegen uns

selbst notwendig ist. Womit ich dem Dulden und der fälschlich christlich genannten Knechtsseligkeit nicht das Wort geredet haben will; wie mir denn auch ein gründliches Erwachen der Massen aus der Kriegshypnose und das darauf notwendig folgende heilige Donnerwetter über die, die es angeht, als der einzige mögliche und auch wünschbare Weg aus der heutigen Weltlage erscheint. Gustav Schulz.

Das Pfarramt in der religiösen Krisis der Gegenwart.

Es ist das Religiöse in uns, das nach Klarheit in Gedanken und Lebensführung verlangt. Das bringt es naturgemäß mit sich, daß wir der offiziellen Vertretung des Religiösen gegenüber, zu mehr oder weniger bestimmten Einwänden gedrängt werden. Mir und andern über diese Einwände Klarheit zu verschaffen, ohne die Gerechtigkeit außer Acht zu lassen, ist der Zweck dieses Aufsatzes.

Die Beurteilung wird schärfer oder milder, je nachdem man nach oben oder nach unten vergleicht. Es kann im Grund denen nicht verübelt werden, welche die Tätigkeit des Pfarrers ohne weiteres an Christus messen; denn die Persönlichkeit Christi ist es ja, die als bedingungsloses Vorbild von allen Kanzeln verkündet wird. Dies ist auch das letzte Einigende, das die Pfarrer unter sich verbindet. Alles andere ist seit der Losreißung von der autoritativen Einheitskirche individueller Auffassung unterworfen. Würde auch die absolute Vorbildlichkeit Christi aufgegeben, würde man damit eben auch aufhören, „Christ" zu heißen und könnte natürlich auch nicht mehr religiöser Beamteter einer spezifisch christlich orientierten Gesellschaft sein. Und doch, muß man sich nicht fragen, ob man überhaupt noch vorurteilslos über das Leben Christi nachdenken kann, wenn die Antwort ohne Weiteres mit dem Lebensideal und mit dem Beruf zusammenfallen muß? Und andrerseits: Beeinträchtigt es denn für den abweichend Denkenden die Ehrfurcht vor der Person des großen Menschheitspropheten, wenn man glaubt, daß Christus in wichtigen Fragen, etwa in der Gottesauffassung oder gegenüber der Askese, anders gedacht hat, als man selber infolge des autonomen Charakters des Geistes zu denken gezwungen ist? Und was wäre ein Preisgeben seines eigenen Denkens aus Verehrung, etwa im Sinne von etwas glauben, das man eigentlich nicht glaubt? Doch sicher auch nichts Religiöses.

Ungefähr so ist aber heute die Situation vieler. Wir sind zum großen Teil als religiöse Menschen keine „Christen" mehr. Nicht etwa Antichristen oder Gleichgültige, bewahre! Aber gerade

unser „religiöses" Gefühl verlangt von uns unerbittliche Aufrichtigkeit. Die Anerkennung der überlegenen Geistesgröße und Liebeskraft Christi kann für uns nicht gleichbedeutend sein mit dem von vielen Kirchenleuten gewünschten Aufgeben des eigenen Fühlens und Denkens. Wir wissen doch, daß schließlich auf diesem eigenen Fühlen und Denken auch alles wahrhaft religiöse Leben beruht, und daß eben aus dieser religiösen Unmittelbarkeit, aus dieser Religion aus erster Hand auch alle Kirchen ihre Kraft schöpfen, so sehr sie sich immer dagegen sträuben und absichtlich und unabsichtlich das Religiöse und das Kirchliche mit einander verwechseln. Das klassische Beispiel hiezu bleibt ja immer Christus selbst: als Prototyp des antiautoritären, unkirchlichen Religiösen, der von den patriotisch und kirchlich Gesinnten verfolgt und getötet wurde, und der doch wieder der Eckstein der größten Kirchengebilde wurde. Ein sehr gefährliches Vorbild! Die Anforderungen, die Christus ans Leben stellt, sind ungeheuer. Wie nehmen sich, an ihm gemessen, unsere Pfarrer aus? Es wäre unbillig, nur diesen Gesichtspunkt gelten zu lassen. Man muß ihn aber auch immer ins Auge fassen, um allfälligen theologischen Anmaßungen begegnen zu können. Daneben kann man ungefähr folgendes sagen: Die große Masse der zivilisierten Völker, die in Genuß und Arbeit, also wesentlich in sogenannten materiellen Interessen, dahinlebt, hat doch ein instinktives, dunkles Gefühl, als ob das nicht alles sein sollte, als ob es irgend eine über das individuelle Leben hinausweisende Richtlinie, irgendwelche Menschheitsideale geben sollte. Ueber das Unerbittliche des Todes nachzudenken, hat man meist auch weder Zeit noch Lust, liebt es aber, wenn andere das tun oder wenigstens so sprechen, als ob sie es täten. So entsprechen denn die Pfarrer doch einem gewissen Massenbedürfnis, so lange sie wenigstens nur tiefsinnige, schöne, beruhigende Gedanken mitteilen und keine allzustarken Forderungen an die Lebensführung stellen.

Im letzteren Falle werden sie leicht unbequem. Als Vertreter und Vorbilder einer sanften Durchschnittsgeistigkeit spielen sie die hauptsächlich gewünschte Rolle in unserem Volksleben. Die fast mit der Muttermilch eingesogenen traditionellen religiösen Gedanken immer wieder in schönem Redefluß gedreht und gewendet anzuhören, sie so aufzufrischen und in schweren Lebenssituationen in ihnen einen reellen Trost zu finden: das ist es ungefähr, wozu die Mehrzahl des noch kirchlich empfindenden Volkes einen Pfarrer braucht. Der Pfarrer ist immer noch, vorab in ländlichen Gegenden, der Besorger des Lebens der Massenseele, der Seelsorger. Soweit wäre das recht und gut. Nun aber kommt der Haken. Der mittleren Geistigkeit entspricht das Unproblematische, das Gewisse, das Absolute. Diesem Bedürfnis ist die durchschnittliche Redeweise der Pfarrer angepaßt. Und selbstverständlich wird dadurch im Volke die Vorstellung befestigt, als ob das Alle in gleicher Weise angehe. Wer seine Seele

lieber nicht von andern besorgen läßt, sie lieber selbst besorgt, der wird verdächtig. Er wirkt wie eine Ausnahme von etwas, das doch in gleicher Weise für alle gelten soll. So stört er das schöne Sicherheitsgefühl. Und doch, kann der stark geistig orientierte Mensch etwas dafür, daß er andere Bedürfnisse hat als die Mehrzahl seiner Volksgenossen, so starke dazu noch, daß er ihnen leben muß und weder aus Höflichkeit, noch aus Furcht, noch aus Erbarmen andere simulieren kann?

Und wenn nun etwa auch die Pfarrer den Anspruch erheben, ihre Seelsorge als absolute, für alle verbindliche aufzufassen, so wird die Sachlage erst recht kritisch. Wir wissen zur Genüge, daß viele der geistigsten Menschen in ihren seelischen Kämpfen nicht einmal bei Christus durchweg befriedigende tröstende Antworten fanden, geschweige denn bei irgend einem Zufallspfarrer.

Der starke Mensch, der geistige Mensch, hat überschüssige Kräfte, und wenn er zugleich ein gütiger Mensch ist, so möchte er diese Kräfte in helfende Tat umsetzen. Das ist nun aber nicht so leicht, als mancher junge, ehrlich begeisterte Theologe vielleicht meint. Muß man nicht die Verlassenheit und Verstoßenheit am eigenen Leibe erfahren haben, um ein Wissen von der Seele und ihren Abgründen zu bekommen, muß man nicht das endlose Grauen vor dem Leben erlebt haben, muß man nicht vielleicht selbst den Verworfenen beigezählt worden sein, um Verständnis für das fahle Lächeln des Verzweifelten zu haben?

Wenn der Mensch vom Leben in die Klauen genommen wird, daß er aufstöhnt und zusammensinkt unter dem Gefühl der Abhängigkeit, wenn die Seele von tiefem Mißtrauen gegen alles Menschliche gefoltert wird, wenn die maßlosen Aengste, Qualen, Brünste und Sehnsüchte, die das Dasein der Kreatur zerwühlen, den Einzelnen in den Wirbel des Lebens hineinreißen, dann wäre Seelsorge am Platz. Aber eben da, wo sie am nötigsten wäre, ist sie auch am schwersten.

Ich weiß, es gibt auch heute noch tiefe Menschen unter den Theologen, einige, die ein persönlich erlebtes und nicht nur ein oberflächlich schematisch zusammengelesenes Wissen von den Hintergründen des Lebens haben. Eben häufig sind sie nicht. Die tiefsten Menschen waren meistens, und sind heute mehr als je, außerhalb der Kirchen, und dies umsomehr, je mehr die Abgründigkeit auch mit geistiger Klarheit und Helligkeit gepaart ist. Womit ich natürlich nicht sagen will, daß es ohne weiteres ein Zeichen von Tiefe sei, wenn einer der Kirche den Rücken gekehrt und die Kirche mit dem Wirtshaus oder Klublokal vertauscht hat. Nein, die Gerechtigkeit verlangt, festzustellen, daß wenigstens bei der ländlichen Bevölkerung durchschnittlich die bessern, tüchtigern Menschen kirchlich gesinnt sind.

Ich will auch nicht ungerecht sein gegen die vielerorts weit verbreiteten, antikirchlichen Sekten. Ihre oft recht unangenehme zudringliche Buchstabengläubigkeit ist die Saat, welche die Theologen früherer Jahrhunderte mühsam gesäet haben. Von ihrem absolut biblischen Standpunkt aus haben sie den Pfarrern gegenüber ja natürlich insofern Recht, als z. B. Christus auch kein bezahltes Amt hatte, sondern sich eben „berufen" fühlte, und daß er, das Vorbild, als Erwachsener sich taufen ließ. Für diejenigen, welche unwissende Buchstabengläubigkeit und bornierte Winkelprophetie nicht gerade bewundern, ist der Pfarrer, als wenigstens teilweiser Kenner moderner Wissenschaft und Bildung, als Eingeweihter in Bibelforschung und Bibelkritik, meist aber doch die sympatischere Persönlichkeit. Freilich muß auch zugegeben werden, daß die Kirche oft kein Verständnis hatte für das in den Sektenbildungen spontan auftauchende, tiefe Verlangen nach unkonventioneller religiöser Aufrichtigkeit, nach wirklicher Brüderlichkeit.

Nicht so wie bei den Bauern, eher fast umgekehrt, verhält es sich beim Industrieproletariat. Die Kirche hatte allzulange kein Verständnis für die ökonomischen Nöte der Lohnarbeiter, und wesentlich aus politischen Gründen hatte sie die Fühlung mit ihnen verloren. Der Arbeiter machte schlimme Erfahrungen mit dem „Bremserfachverein" und verlor das Zutrauen zu dem bezahlten Diener des Geistes, empfand ihn als behaglichen Rentner, der ein materielles Interesse daran hat, den bestehenden Zustand zu segnen. Es ist zweifellos als hervorragender Akt von Selbstbesinnung zu deuten, wenn die sogenannten sozialen und sozialistischen Pfarrer die große langjährige Irrung ihrer Kollegen wieder gut zu machen suchen. Im Ganzen aber ist für den organisierten Proletarier der Sozialismus an die Stelle der Kirchenreligion getreten. Die Vorstellung eines persönlichen, gütigen und zugleich allmächtigen Gottes wirkte zu verletzend auf die Getretenen, als daß sie noch irgendwie tröstlich hätte sein können. Belastete Worte verlieren leicht ihre Werbekraft. Und das Wort „Gott" ist eben deshalb so belastet, weil es so viel Minderwertiges decken mußte, weil es als Notbehelf für jede ungelöste Frage hingestellt wurde. Man muß unbedingt auf verstandesklare Darlegung auch in den tiefsten religiösen Fragen dringen, wenn man nicht pomphaftem, pathetischem Phrasenschwall das Feld überlassen will. Viele fassen es eben als sachlich ganz unbegründete Anmaßung auf, wenn die „Haushalter über Gottes Geheimnisse" beim Sprechen von Gott und vom Glauben andeuten, daß sie ganz andere innerliche Erfahrungen haben, daß sie über Erkenntnisquellen verfügen, die den „Laien" verschlossen seien.

Nicht gerade erbaulich ist die religiöse Stellung weiter Kreise des sogenannten gebildeten Bürgertums. Im Gewöhnlichen sind sie liberal und freidenkerisch, haben für Alles, was nach Theologie riecht, ein überlegen freundliches Lächeln, sind den Pfarrern gegen-

über voll herablassenden Wohlwollens, beobachten aber den guten Ton und brauchen für Taufe, Konfirmation, Ehe und Leichenbegängnis pfarrherrlichen Beistand. Nützt's nichts, so schadet's nichts. Es schadet aber. Gewiß nicht allen, nicht denen, die in den traditionellen Glaubensvorstellungen sich wohl fühlen, nicht denen, die im Pfarrer ihren geistigen Lehrer und Freund verehren. Wohl aber denen, die dem Kirchenleben fremd sind, die nur aus Konvention und Angst vor dem Geschwätz der Nachbarn Handlungen mitmachen, die für sie gar keinen tiefern Sinn haben, gar kein Bedürfnis sind. Dies stärkt nun beständig die Gewohnheit, sogenannte religiöse Akte als gesellschaftliche Anstands- und Toilettenfragen aufzufassen. Es zeugt von dem mangelnden Ernst in religiösen Dingen und davon, daß man in weitesten Kreisen gar keine Ahnung mehr davon hat, was religiöses Erleben bedeutet. Man gewöhnt sich daran, den Besuch der Predigt und das Einhalten traditioneller kirchlicher Gewohnheiten als religiöses Leben aufzufassen und die Religiosität der Mitmenschen danach zu beurteilen. Auch manche Pfarrer, freilich lange nicht alle, aber solche, die gern wichtig genommen werden, machen diesen Unfug mit. Das heißt aber den wahren Sachverhalt auf sehr grobe Weise verzerren.

Wenn zwei ernste, nachdenkliche Menschen sich im Wirrsal des Lebens finden, wenn eine Fülle überströmender Gefühle in ihnen emporquillt, und sie nun voll Seligkeit und Verantwortung einen Bund schließen, bedeutet für solche eine kirchliche Trauung, deren Inhalt ihrem eigenen Denken und Fühlen fremd und häufig genug inferior ist, nicht eine Vertrivialisierung ihres Heiligsten? Wenn zwei solche Menschen Kinder bekommen, und sie sich mit festem Willen vornehmen, diese nach bestem Können und Vermögen ihren geistigen Zielen zuzuführen, bedeutet für solche nicht die landesübliche Taufe mit dem konventionellen, ihnen in der Wortstellung gar nicht entsprechenden Gelöbnis, durch einen Pfarrer, dessen Ideen sie nicht teilen, der ihnen im innersten Seelenleben nicht nahe steht, einfach eine unreligiöse Handlung? Wenn Religion wenigstens mit Aufrichtigkeit und Verinnerlichung etwas zu tun hat. Religiöse Symbole erheben nur dann, wenn sie eine Verklärung des innersten Gefühls- und Gedankenlebens bedeuten; aber sie verletzen, wenn dieses mit ihnen in einem peinlich empfundenen Widerspruch steht. Je größer die Freude, je größer der Schmerz, umso verletzender jede nicht auf ihrer Höhe stehende konventionelle Redeweise. Und welcher Pfarrer könnte ohne Ueberhebung von sich sagen, daß er alles Fühlen seiner Mitmenschen in gleicher Stärke nachempfinde und dazu noch die diesem so verschiedenartigen Fühlen entsprechenden Worte finden könne? Einfachen Leuten gegenüber mag das ja ganz recht sein, und viele mögen beklagen, daß die Bedürfnisse unserer Ausdruckskultur nicht auf dem einfachen Niveau einer weltverlassenen Landbevölkerung geblieben sind. Aber mit Tatsachen

muß man sich eben abfinden. Je inniger zum Beispiel Menschen mit einander verbunden waren, um so tiefer werden sie getroffen, wenn sie durch den Tod getrennt werden. Mitempfindende suchen nach Worten des Trostes. Wie selten finden sie diese! Am besten noch nächste Freunde; aber sind das denn immer gerade Pfarrer! Gewiß es können Pfarrer sein, und dann sind sie natürlich so gut am Platz wie andere Freunde, aber eben als Freunde und nicht als Pfarrer. Bietet die geläufige Trostredeweise von Leuten, die dafür staatlich angestellt sind, auch oft den Mitlaufenden recht schöne Erbauung, so bleiben doch vielfach die wirklich Trauernden davon gänzlich unberührt. Ein Leichenbegängnis eines lieben Menschen ist aber kein Theater.

Was den Konfirmandenunterricht anbetrifft, so kann der natürlich je nach der Persönlichkeit des Pfarrers so gut oder so schlecht sein wie jeder andere Unterricht. Der feierliche Schlußakt, die Admission jedoch, entbehrt bei allem dabei entfalteten landesüblichen Todesernst doch einer gewissen Tragikomik nicht, wenn man bedenkt, daß damit die Jungmannschaft mit bindendem Gelübde als urteilsfähige Vollbürger in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen wird in einem Alter, wo doch meist kaum das eigentliche Ringen nach Erkenntnis seinen Anfang genommen hat, und viele so einfach mit Naturnotwendigkeit zum Bruch eines Gelöbnisses gezwungen werden. Ich habe heute noch die Gestalt eines freundlichen Pfarrers in bestem Andenken, weil er uns seinerzeit mit entsprechender Begründung kein Gelübde abgenommen hat. Und in welchem Mißverhältnis stehen nicht die Ansprüche, die mit dem Abendmahl verbunden werden, zu dem wirklichen Sachverhalt. Ein weihevolles Symbol der Brüderlichkeit — scheinbar, und gleich nach Torschluß bei der überwiegenden Mehrheit wieder ganz selbstverständlich die völlig gleichen Standes- und Klassengegensätze wie vorher, mit allen entsprechenden Ueberhebungen und Geringschätzungen. Die beim Abendmahl entfaltete Feierlichkeit bedeutet im Grund nicht viel anderes als eine eindrucksvolle Stärkung des ebenso gedankenlosen als populären Sonntagvormittagchristentums.

Ich mache den Pfarrern keinen Vorwurf. Ich stelle nur psychologische Tatsachen fest. Und es gibt Pfarrer genug, die mir in all dem völlig beipflichten, die unter den Anforderungen ihres Amtes schwer leiden, tiefer leiden, je begeisterter sie ihre Pflicht zu erfüllen trachten und eben doch dabei das Gefühl haben und es haben müssen, den idealen Forderungen nie ganz genügen zu können. Den redlichen Willen soll man da, wo er vorhanden ist, anerkennen. Ich bestreite auch gar nicht, daß von vielen Pfarrern noch jetzt seelische Kraft in Fülle ausgestrahlt wird, und wer aus innerem Bedürfnis heraus seinen Pfarrer nötig hat, den will ich gern in Ruhe lassen. Wir andern aber, die wir wohl den Freund

im Leben lieben, und denen Freundesworte in Freud und Leid wertvoll sind, die wir aber eines offiziellen Seelsorgers nicht bedürfen, soll man womöglich auch in Ruhe lassen und uns deshalb keine minderwertigen Motive unterschieben. Wir stehen den Pfarrern so unbefangen gegenüber wie irgend welchen andern Menschen. Wir haben für sie wegen ihres Amtes weder die Verehrung primitiver ländlicher Gegenden noch die Geringschätzung primitiver städtischer Freidenker. Wer sich unter Pfarrern auskennt, weiß, wie viel wertvolle Seelenkräfte auch heute noch in diesem Beruf sich entfalten. Es stimmt übrigens auch jetzt noch, daß eine große Mehrzahl der hervorragendsten Freidenker Kinder und Enkel von Pfarrern sind. Schon diese Tatsache sollte auf einen oft vorkommenden Zusammenhang von religiösem Fühlen und ausgesprochener Unkirchlichkeit hinweisen.

Mit der starren religiösen Rechtgläubigkeit ist's nämlich eine verzwickte Geschichte. Sie bedeutet, kurz ausgedrückt, nicht mehr und nicht weniger als die Ursache der Religionskriege, soweit wenigstens dabei überhaupt geistige Motive in Frage kommen. Denn natürlich ist jede Rechtgläubigkeit in schroffem Widerspruch mit jeder andern Rechtgläubigkeit, und wenn nun fanatische, bornierte Temperamente dazu kommen, kann man sich die Folgen an den Fingern abzählen. Die Konsequenzen der „Rechtgläubigkeit" sind also nicht gerade religiöser Art. Es dürfte daher das Paradoxon nicht so unangebracht sein, daß die Religion als seelenverbindende Macht auf Seite derjenigen steht, die als Skeptiker und Kritiker den Dogmen gegenüberstehen. Wenn man also dogmatischen Lehren und kultischen Forderungen kühl und ablehnend gegenübersteht, so braucht das nicht ohne weiteres Ueberhebung oder hochmütige Laune zu sein, sondern es können in tiefstem Sinne religiöse Motive einem solchen Verhalten zu Grunde liegen. Das wissen nun auch viele Pfarrer. Und sie wissen auch, daß ihr Amt gegenwärtig und wohl noch auf lange hinaus in einer permanenten Krise sich befindet. Sie wissen, daß sie selbst oft für ihre innern Kämpfe einen Seelsorger und Wegweiser am nötigsten hätten. So traulich und friedlich sich von außen das Leben in einem still verborgenen, weltabgelegenen Pfarrhaus ausnimmt, so ist letzteres doch recht oft der Schauplatz einer vielfach uneingestandenen, nur für den Sehenden klar erkennbaren, stillen Tragödie. Mancher Pfarrer liegt Jahre lang in schwerem Kampf mit sich selbst. Alle Zweifel, die sich an seinen Beruf, an sein Gebundensein an ein landeskirchliches Dogma hängen, zerwühlen ihn. Und es sind nicht die Bessern, die wenig von diesem Ringen wissen. Es ist eine merkwürdige Doppelstellung, die viele einnehmen: innerlich ein um Erkenntnis und Liebeskraft ringender Geistesmensch, äußerlich der Gemeinde gegenüber der von dieser verlangte konventionelle Schönredner, der mit traditionellen Ausdrücken von Gott und Jenseits, von Buße und Gnade, von

Erlösung und vom Himmel orakelt. Und dies letztere nicht eigentlich als Heuchler, wie man oberflächlich manchmal meint, sondern oft aus einem gewissen Erbarmen mit dem in seinen einfachen Vorstellungen glücklichen Landvolk, das man nicht leichtsinnig in alle selbst-empfundenen, aufregenden Zweifel hineinziehen will, dem man den Frieden nicht nehmen will.

Und doch geht alle geistige Entwicklung überall durch Not und Zweifel. Nicht schwächliche Schonung, sondern leidvolle Bedrängnis läßt die Menschen reifen. Dies gilt natürlich nur für das geistige Leben. Jeder, der körperliche Leiden, materielle Not lindern und Kriegsmöglichkeit verringern kann, ist ein Wohltäter der Menschheit. Geistige Leiden verursachen zu müssen, ist aber oft das Schicksal der Adelsmenschen, die für sich und andere eine höhere Geistigkeit anstreben wollen.

Es ist schwer zu sagen, wie das Pfarramt sich in Zukunft gestalten wird, und wie es wünschenswert wäre, daß es sich gestalten würde. Ich denke, der Zweifel in die kirchliche Rechtgläubigkeit wird in Zukunft ebenso sehr die ländliche Bevölkerung durchdringen, wie der Zweifel in die materialistische Rechtgläubigkeit das Industrieproletariat. Als Vermittler der Volksklassen können ernsthafte Pfarrer ihre Bedeutung haben. Vielerorts sind sie ja auch die eigentlichen Vorkämpfer gegen ländliche erwerbssüchtige Knorzigkeit, gegen die Veralkoholisierung und Verliederlichung der Massen, die eifrigen Befürworter humanitärer Einrichtungen und die Helfer der Unterdrückten und Elenden. Wenigstens wenn sie den nötigen moralischen Mut haben und nicht aus Angst vor der wählenden Gemeinde, vor mächtigen Dorfmagnaten und allem Winkelämtergrößenwahn, die materiellen Interessen schonen und sich mit einem salbungsvollen Wortsalat zufrieden geben.

Auch wenn man dem Pfarramt ganz fremd gegenübersteht, kann man doch seine große Bedeutung im Volksleben nicht leugnen, schon deshalb nicht, weil sich doch wirklich viele tüchtige Menschen ihm widmen.

Menschen mit Begeisterung, Menschen, denen man vertrauen kann, ohne sich in seinen Gefühlen gekränkt und betrogen zu sehen, Menschen mit dem Takt und der Geduld der Liebe, werden immer gesucht werden. Wer gemeinsame Kulthandlungen als Wohltat empfindet, dem soll man sie nicht schmälern. Form und Ausdrucksweise aber zu finden, daß auch abgründige Kulturmenschen dabei sich wohl fühlen können, dürfte nicht so leicht sein.

Möglich, daß überall Staat und Kirche getrennt werden, und die sogenannten Landeskirchen dann einfach nur besonders starke Sekten unter den andern Sekten vorstellen. Möglich, daß die Kirchen mit der Zeit alle und jede verbindliche Dogmatik fallen lassen und damit allerdings aufhörten „Kirchen“ zu sein. Möglich, daß jeder Mensch, der das Zeug zum seelischen Helfer hat, dann als

„Pfarrer" angestellt werden könnte; wenn nämlich die Volksmehrzahl es wenigstens als Wohltat empfinden sollte, wenn unter ihnen Menschen leben, die wesentlich geistigen Zielen ihr Leben weihen, und denen man deshalb den nötigen Lebensunterhalt dazu bietet. Das hieße also materielle Güter schenken, um geistig wachgerüttelt zu werden. Möglich auch, daß mit der Zeit Aerzte an die Stelle der Pfarrer treten, freilich Aerzte, deren menschliche Beschaffenheit und Ausbildung sie auch zu Seelenärzten befähigte.

Das Schönste wäre wohl, wenn so viel Geistigkeit lebendig würde, daß man nicht extra bezahlte Wecker und Wahrer anstellen müßte, sondern daß eine freie geistige Tauschgenossenschaft das ganze Volk zu lebendigem Streben mitreißen würde. Freilich, alles Konventionelle, Traditionelle, Kirchliche wäre damit verschwunden, und an seine Stelle wäre wirkliche geistige Unmittelbarkeit, wirkliches „religiöses" Leben getreten. Derartige Idealvorstellungen mögen sehr phantastisch klingen, immerhin sind sie nötig, um die kämpfenden Strömungen und Richtlinien der Gegenwart von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus beurteilen zu können.

U. W. Züricher.

Humanitär-ökonomische Betrachtungen.

Vorbemerkung.

Der Artikel von Felix Ortt, dessen Uebersetzung aus dem Holländischen wir hier bringen, wurde geschrieben als „Der Pionier", das Organ des Vereins „Gemeinschaftlicher Grundbesitz" (G. G. B.) in Holland sein Erscheinen einstellen mußte. Der Verein setzt sich den Zweck „Land und Produktionsmittel in gemeinschaftlichen Besitz zu bringen, wobei durch gerechtere Organisation der Gemeinschaft die bestehende gesellschaftliche Bevorrechtung vermieden und die individuelle Freiheit gewährleistet wird" Dieser Verein besteht in Holland seit 1901 und hat schon mancherlei zum Teil schwere, aber auch ermutigende Erfahrungen hinter sich. Zu den schweren gehören kolonisatorische Versuche, auf die seit 1908 endgültig verzichtet werden mußte: gute Erfahrungen hingegen machte der Verein mit der Gründung von Produktivgenossenschaften, deren Zahl heute auf mehr als ein Dutzend gestiegen ist. Darunter finden wir Bäckereien, Druckereien, eine Chokolade-, Bürsten- und Zigarrenfabrik, eine Schneiderei, eine Möbelschreinerei, eine Buchhandlung und Papeterie, auch zwei Konsumvereine u. a. m. Außerdem besteht eine gut geleitete Spar- und Vorschußkasse, die namentlich zur Begründung neuer Geschäfte treffliche Dienste leistet. Alle diese einzelnen Gruppen sind vom Verein G. G. B. organisch umfaßt und einheitlich geleitet. Einer der hervorragendsten

Führer dieser genossenschaftlichen Bewegung ist der auch bei uns namentlich durch seinen Roman „Der kleine Johannes“ wohlbekannte Schriftsteller Frederik von Eden. Dieser hat während einer Reihe von Jahren das Vereinsorgan „Der Pionier“ redigiert. Nach seinem Rücktritt aus der Redaktion ging es aber mit dem Blatte rasch abwärts, bis es kurz nach der oben angedeuteten Krisis des Jahres 1908 einging. Die folgende Arbeit Ortts gibt uns einen klaren Einblick in die fruchtbaren Gedanken jenes Kreises, die sich aufs innigste berühren mit den Anschauungen, wie sie eine Dorothea Staudinger und eine Elsbeth Friedrichs in den Neuen Wegen vertreten haben (vgl. Jahrg. 1914, S. 15 ff., Jahrg. 1916, S. 30 ff. und S. 121). A. Sch.

Die Zeiten scheinen noch nicht reif zu sein für das Aufblühen eines großen Verbands von Produktivgenossenschaften, woraus eine grundsätzliche Umgestaltung unseres gesamten Produktionssystems erwachsen würde. Man scheint noch nicht einzusehen, daß dies die wirkliche, ja einzige Schule des praktischen Sozialismus ist, daß man den Sozialismus nicht aus dicken Büchern lernen kann oder packend geschriebenen Broschüren, durch die Lektüre von Reden sozialistischer Abgeordneter oder das Anhören ihrer Agitationsreden. Es will weder den Arbeitern noch ihren Führern einleuchten, daß es sehr schwer ist, sozialistisch zu leben und zu arbeiten, ebenso schwierig, als es leicht ist, sozialistisch zu schwatzen und zu stimmen, daß Kritik an den Geschäftsleitern üben keine Kunst und auch Streiken nicht schwer ist, daß aber der wirkliche Versuch einer Arbeitsorganisation ungeheuer viel Tüchtigkeit und Selbstverleugnung erfordert und auch dann nur bei gutem Willen und gegenseitigem Vertrauen der zu organisierenden möglich ist.

Es ist eine in der Arbeiterwelt bekannte Phrase, die Arbeiter seien die eigentlichen Produzenten, während die Herren faktisch von ihrer Arbeit lebten und den „Mehrwert“ derselben einstrichen, daß wenn sie streikten, die Kapitalisten verhungern müßten u. s. w. Ich nenne das eine „Phrase“, weil es nur teilweise wahr ist, und weil die Unternehmer, die kapitalistischen Arbeitsorganisatoren und ihre Beamten (Direktoren, Ingenieurs, Aufseher, Chefs, Buchhalter, Agenten u. s. w.) genau dasselbe sagen könnten. Wenn die alle streiken würden, so würden auch die Arbeiter verhungern, weil die Unternehmungen bei mangelnder Leitung und beim Zerfallen der Absatzgebiete auch zu Grunde gingen. Jede Aussperrung beweist das. Denn ungeachtet der gewaltigen Unterstützungskassen, über welche die organisierten Arbeiter verfügen, ungeachtet all ihrer Parteihäupter und Wortführer, stellt es sich heraus, daß die ausgesperrten Arbeiter mit all diesen moralischen und finanziellen Hilfsmitteln doch noch so gut wie unfähig sind, den Betrieb selber an die Hand zu nehmen und die Kapitalisten als überflüssigen und erledigten Ballast mit ihren wertlos gewordenen Fabriken und Anteilscheinen sitzen zu lassen.

Die Wahrheit ist die, daß Arbeiter und Arbeits-Organisatoren nichts ohne einander vermögen; beide Faktoren sind nötig, um die Arbeit ihren Zweck erfüllen zu lassen, nämlich den Reichtum oder die Wohlfahrt der Gesellschaft auf eine Weise zu vermehren, die allen arbeitenden (sowohl den Organisatoren, Betriebsleitern, Aufsehern, sowie den Arbeitern) eine menschenwürdige Existenz verschafft. Diese Wahrheit ist so einfältig und liegt so sehr auf der Hand, daß jeder, der vorurteilslos darüber nachdenken kann und will, sie sofort einsehen muß.

Daraus folgt, daß es töricht ist, dem Klassenkampf zu huldigen.

Wo die Arbeit allein möglich und erfolgreich sein kann durch gemeinsames Zusammenwirken aller derer, die im Betrieb und seiner Organisation nötig und unentbehrlich sind, da versteht es sich von selbst, daß alle innerlichen Spaltungen den Erfolg des Betriebs mehr oder minder bedrohen und das Gelingen völlig lähmen können. Ein Volk, das in sich selber gespalten ist, geht zu Grunde. Bürgerkriege sind der Untergang von Völkern und Nationen; daß Eintracht stark macht und Zwietracht ins Verderben führt, das wissen schon die Kinder der Elementarschule. Mithin ist es nicht schwer, einzusehen, daß dasselbe auch für die Arbeit gilt und daß der Klassenkämpfer im Grunde mit nichts anderem beschäftigt ist als damit, den Ast abzusägen, auf dem er sitzt. Denn solange er selber nicht imstande ist zu tun, was die bekämpfte Klasse im wirtschaftlichen Leben leistet, ist der Arbeiter, wenn er seinen Gegner umbringt, selber ein verlorener Mann; und für den klassenkämpferischen Arbeitgeber gilt im Prinzip dasselbe.

Daß nun doch der Klassenkampf herrscht, ungeachtet der nüchternen Wahrheit, daß das wirtschaftliche Leben und demgemäß auch das Wohl der ganzen Gesellschaft dadurch bedroht ist, kommt einfach daher, daß die beiden kämpfenden Parteien sich durch Augenblicksvorteile verblenden lassen. Die Arbeitgeber wollen soviel persönlichen Vorteil als möglich von ihrem Betriebe haben, also geben sie ihren Arbeitern mit Vorliebe so geringe Löhne als nur möglich und lassen sie so hart und so lang als möglich arbeiten; die Aktionäre verlangen möglichst hohe Dividenden, die Betriebsleiter, Direktoren u. s. w. so hohe Gehälter als sie nur erlangen können: die Arbeiter hingegen fordern so hohen Lohn und so kurze Arbeitszeit als sie nur irgend zu erkämpfen hoffen.

Natürlich muß es unter solchen Umständen einen Kampf um Franken und Rappen absetzen. Es handelt sich dann um die Frage, wie viel vom erzielten Gewinn in die Tasche der einen oder in die der andern Gruppe fließt. Jeder sucht so viel für sich herauszuschlagen als er kann — das versteht sich von selbst, solange der Mensch im allgemeinen die Neigung hat, das Seine zu suchen — und daraus erwächst der Klassenkampf.

Insofern dieser Kampf kein Kampf ums Leben ist, sondern nur um größeren oder geringeren Vorteil würde er höchstens unliebsam und demoralisierend sein und im übrigen ziemlich harmlos, wenn er nicht mit Mitteln geführt würde, welche den Betrieb selber schädigen. Doch dieses letztere kommt eben auch vor: Streiks, Aussperrungen, Sabotage sind Mittel, die von den Parteien angewendet werden, und die als zweischneidige Schwerter wirken dadurch, daß sie nicht allein die Gegenpartei treffen, sondern auch die gemeinsamen Interessen, also schließlich auch das eigene schädigen.

Es wäre darum sowohl für den Betrieb als für diejenigen, welche den Klassenkampf führen, viel besser, auf andere Maßregeln zur Erreichung des Zieles bedacht zu sein, und darnach zu trachten, den Interessenkonflikt wegzuschaffen, sodaß der Klassengegensatz verschwände und zuletzt der Klassenkampf wegfallen müßte aus Mangel an einer Gegenpartei.

Das einzige auf der Hand liegende Mittel dazu besteht darin, daß die Partei der Arbeiter selber die Arbeit leistet, die jetzt durch die Betriebsleiter geleistet wird. Die Arbeiter müssen aus ihrer eigenen Mitte Personen zu Aufsehern, Ingenieuren, kurz zu Betriebsleitern überhaupt heranbilden. Diese Leute, obwohl sie andere Arbeit leisten als die Arbeiter, werden dabei fühlen und begreifen lernen, daß ihre Arbeit wohl vielleicht schwieriger, wohl verantwortungsvoller, aber doch keine Arbeit von höherer Ordnung ist als die Handarbeit und darum auch kein anderes Prinzip der Entlöhnung verdient. So gelangt man zum Prinzip der Produktivgenossenschaft. Eine Gruppe von Personen, von denen eine jede speziell für den Teil der Arbeit befähigt ist, den sie im Interesse des ganzen Betriebs verrichten muß, fängt die Arbeit gemeinschaftlich an, in gemeinschaftlichem Interesse, regelt gemeinschaftlich die Löhne und die Arbeitszeit, die Rechte und die Verpflichtungen — und wenn der gute Wille da ist, das Gerechtigkeitsgefühl und das gegenseitige Vertrauen stark genug sind, und damit auch im Innern Zucht und Gehorsam dem gemeinschaftlich festgesetzten Programm gegenüber herrschen, dann ist die höchste Form des Zusammenwirkens erreicht, und kann vom Klassenkampf nicht mehr die Rede sein.

Würden dann die nötigen Gelder zur Ausübung des Betriebes nicht bei dividendenhungrigen Rentnern gesucht, sondern von den Arbeitern selber beschafft (die ihr eigenes Interesse dadurch viel besser wahren würden, daß sie die Gelder ihrer Streikkassen für ihren eigenen Betrieb brauchen würden, anstatt sie für allfällige Streiks aufzusparen und sie dann in wenigen Wochen aufzuzehren), dann wäre auch dieser Faktor zu einem blühenden Betrieb in derselben Hand, die den Betrieb leitet und in Gang erhält, und die sozialistische Betriebsorganisation wäre vollkommen.

Es ist unbegreiflich, warum die Arbeiterbewegung nicht auf dieses Ziel zusteuert, daß sie sich immer noch verblenden läßt durch den

Klassenkampf, und sich den Anschein gibt, als ob die Huldigung vor diesem sinnlosen Bürgerkrieg das wahre Kennzeichen des Sozialismus sei, anstatt darnach zu streben, dadurch über den Klassenkampf hinauszukommen, daß man eine höhere Form von Arbeitsorganisation ins Leben ruft.

Ich weiß wohl, daß für den Augenblick, für die Not von heute oder morgen, eine Klassenkampf-Maßregel gerechtfertigt und notwendig sein kann, daß es in der Tat sehr viele Prinzipale gibt, die, kurzsichtig, dumm, habsüchtig und herrschsüchtig, wie der Durchschnittsmensch eben ist, mit ihrer Uebermacht Mißbrauch treiben, indem sie viel mehr an sich reißen, als sie ihren Arbeitern gönnen. Ich kann's nicht anders als natürlich finden, wenn in einem solchen Falle die Arbeiter sich vereinigen, Forderungen stellen und darnach trachten, ihren Forderungen Nachachtung zu schaffen, nötigenfalls durch die Waffen des Streiks, durch die sie sich ja selber verwunden. Aber das traurige ist, daß die intellektuellen Führer der Arbeiter nicht einsehen, es den von ihnen geleiteten jedenfalls nicht deutlich machen, daß sie durch den Klassenkampf ihre Lage als Arbeiter im Grunde nicht heben können, daß sie mit all ihrem Streiken und Zwängen die Sklaven des Kapitals bleiben, die sie sind, und daß wahrlich die Meinung töricht ist, sie hätten mit dem Klassenkampf etwas sozialistisches geleistet, während sie in Wirklichkeit lediglich ein paar Rappen in ihren Sack gebracht haben.

Der Klassenkampf kann ökonomisch gerechtfertigt sein; aber dann muß ausdrücklich dabei gesagt sein, daß er ein Notbehelf ist, von dem man sobald als möglich wieder lassen muß und der vor allem nicht zu einem sozialistischen Losungswort erhoben werden darf, was er in Wahrheit nicht ist und nicht sein kann.

Das sozialistische Losungswort muß sein: A r b e i t e n m i t e i n a n d e r, f ü r e i n a n d e r u n d f ü r d i e g a n z e G e s e l l s c h a f t; oder genauer ausgedrückt: Ersetzung des Systems von Herr und Knecht durch das System der Produktivgenossenschaft.

Jeder, der wirklich sozialistisch fühlt, wird darnach trachten müssen.

Die Frage ist nun: auf welche Weise man darnach streben soll. Was muß der Kapitalist von heute, der Prinzipal von heute, der Betriebsleiter von heute, der Chef, der Arbeiter und zuletzt der Privatmann, der außerhalb des eigentlichen Gewerbslebens steht — wenn er sozialistisch empfindet, tun, um dieses Streben der Verwirklichung entgegenzuführen?

Ich werde mit den Arbeitern beginnen, weil der gegenwärtige Notstand auf sie am schwersten drückt.

Sie werden am zweckmäßigsten vorgehen, wenn sie sich mit Fachgenossen vereinigen, wenn sie, so wie sie es bereits für ihre Gewerkschaft oder für die Parteikasse oder für welches Ziel auch immer tun — ihre Sparpfennige beiseite legen mit dem bestimmten Zweck, sich vom Herrendienst loszumachen und sobald die geeigneten, vertrauenswürdigen und zielbewußten Arbeitskräfte gefunden sind und die zu-

sammengelegte Summe hinreichend ist, in kleinem Maßstab eine Produktivgenossenschaft in ihrem Fache gründen.

Hiebei gibt es mancherlei zu beachten.

Einmal, daß nicht alle Betriebe sich ohne weiteres dazu eignen. Es gibt Betriebe, die mit wenig Leuten und geringem Betriebskapital begonnen werden können. Solche sind zu diesem Zwecke ohne weiteres geeignet. Wenn sie klein beginnen und sich allmählich ausdehnen, können sie dementsprechend Glieder ihrer Produktivgenossenschaft oder jüngere Kräfte ausbilden für die Funktionen eines Chefs, Buchhalters, Ingenieurs, Handelsagenten u. s. w., die in einem größern Betrieb nicht zu entbehren sind.

Dagegen gibt es große Fabrikbetriebe mit sehr komplizierter Organisation, die riesige Installationen und große Betriebskapitalien erfordern. Bei diesen Betrieben ist es natürlich nicht möglich, daß eine Handvoll Arbeiter von ihren Sparpfennigen ein Fabriklein nach dem Prinzip der Produktivgenossenschaft so nebenbei gründen, weil kein genügendes Kapital und keine sachkundige Leitung vorhanden ist, um das Geschäft mit Vorteil zu betreiben.

Trotzdem können die Arbeiter wohl etwas tun, um die Befreiung solcher großen Unternehmungen zu fördern; denn wenn dieselbe auch nicht sogleich und direkt zu erreichen ist, so wird sie doch ganz gewiß der Sozialisierung kleinerer und einfacher Betriebe auf dem Fuße folgen. Die Arbeiter müssen lernen, dies einzusehen und die Befreiung der kleineren Betriebe zu fördern; dann arbeiten sie langsam aber sicher an ihrer eigenen ökonomischen Befreiung. Und jene Unterstützung kleinerer Produktivgenossenschaften können sie am besten dadurch leisten, daß sie sich zu Konsumgenossenschaften vereinigen, welche die Produkte, die ihre Familien täglich bedürfen, kooperativ einkaufen. Wenn alsdann der Gewinn dieser Genossenschaften nicht an die beteiligten Arbeiter verabfolgt, sondern zur Ausbreitung oder womöglich zur Unterstützung der Produktivgenossenschaften gebraucht wird, indem man ihnen z. B. Betriebskapital verschafft, wenn außerdem die Konsumgenossenschaften ihre Waren vorzugsweise bei Produktivgenossenschaften beziehen, und dadurch diesen letztern einen festen Absatzmarkt sichern — dann werden die Arbeiter der großen Fabriken, welche derartige sozialistisch gerichteten Konsumgenossenschaften stiften, zwar wohl keinen persönlichen pekunären Vorteil davon haben, wenigstens nicht in der Form von Dividenden, allein sie können trotzdem den materiellen Vorteil davon haben, daß sie gute, reelle Waren für ihr Geld bekommen, und außerdem den ideellen Vorteil, daß sie die Produktivgenossenschaften unterstützen, wodurch sie das wirtschaftliche Leben auf ein höheres Niveau heben und so das Fundament legen für das Gebäude, in dem sie selber oder ihre Kinder und Nachkommen unter günstigen, menschenwürdigen Bedingungen als selbstbewußte und sich selber organisierende Arbeiter ihr Gewerbe frei vom Kapitalismus weiter treiben können.

Das klappt auf dem Papier alles tadellos, aber um in Wirklichkeit zur Ausführung gebracht zu werden, bedarf es vieler Dinge.

Vor allem: die Einsicht der Arbeiter, daß dies der rechte Weg sei.

Diese Einsicht, so einfach sie auch ist, trifft man noch sehr selten an, weil die sogenannten sozialistischen Blätter, sowohl die sozialdemokratischen als auch die frei sozialistischen, es nur allzu sehr daran fehlen lassen, die Arbeiter zu dieser Einsicht zu erziehen und das Heil mehr sehen in der Aufreizung zum Klassenkampf und dergleichen oberflächlichem, auf den Erfolg berechnetem Tun.

Zum zweiten: Selbstverleugnung.

Denn für Arbeiter in kleinen Betrieben, die sich zu Produktivgenossenschaften eignen, erfordert es Selbstverleugnung, einmal um jahrelang zu sparen, ohne direkten Vorteil davon zu haben, lediglich im Vertrauen auf die bessere Einsicht und eine bessere Zukunft. Sodann, wenn Geld und Leute bereit sind, sich loszureißen aus dem ruhigen (für viele wenigstens ruhigen) Herrendienst, wo man bei geregelter, gleichmäßiger Arbeit, ohne die Sorge der Verantwortlichkeit für den Betrieb, am Samstag den festen Wochenlohn in Empfang nehmen kann. Manch einer wird davor zurückschrecken, oder wenn er selbst auch den Mut findet, zu kämpfen haben mit der Angst von Frau und Familie, ein gesichertes Auskommen einzutauschen gegen die guten aber dann auch die schlimmen Aussichten eines Gruppenbetriebs, wobei man selber einen Teil der Verantwortlichkeit trägt und das Gelingen abhängig ist vom Eifer, von der Geschicklichkeit und Treue der Kameraden.

Selbstverleugnung ist auch nötig für die Arbeiter in großen Betrieben, die vorerst noch nicht so weit sind, bei den Produktivgenossenschaften mittun zu können, um Konsumvereine auf sozialistischer Grundlage zu errichten und um des idealen Zieles willen auf die Auszahlung von Dividenden zu verzichten, während ihre Mitarbeiter in anderen kooperativen Geschäften einkaufen und wohl auch Prozente bekommen, was den erstern vielleicht Vorwürfe kurzsichtiger und mißgünstiger Frauen einträgt.

Ja für Männer wie Frauen ist Selbstverleugnung nötig, damit sie imstande sind, auf *greifbare* Vorteile zu verzichten im Blick auf ideelle Vorteile in der Zukunft. Und solche Selbstverleugnung ist umso seltener, je weniger im allgemeinen diese Tugend in der Arbeiterpresse gepredigt wird; gegenwärtig suchen ja die sogenannten sozialistischen Blätter ihre Kraft mehr im Schelten auf den Kapitalismus als in sittlicher Erziehung zu einer wirklich sozialistischen Gesinnung.

Zum dritten ist nötig: gegenseitiges Vertrauen.

Denn es wurde schon darauf hingewiesen: der Arbeiter, der seinen Herrn verläßt, um sich mit seinen Kameraden zu einer Produktivgenossenschaft zu vereinigen, muß in den Eifer, den guten Willen, die Fähigkeiten, die Ehrlichkeit, die wahrhaft sozialistische Gesinnung seiner Mitarbeiter, mit denen er sich vereinigt, Vertrauen haben. Und

die Gründer einer kooperativen Konsumgenossenschaft, die ihren Reingewinn als Betriebskapital anlegen will gegen mäßigen Zins und geringe Sicherheit zu Gunsten der Produktivgenossenschaft, müssen in die Mitglieder und Leiter dieser Genossenschaft Vertrauen haben können. Ohne Vertrauen ist kein Zusammenwirken von Bedeutung in irgend einem größeren Maßstabe möglich und ist es darum auch nicht möglich, die Grundlagen einer neuen sozialistischen Gesellschaft zu legen.

Aber Vertrauen läßt sich nicht kommandieren, auch nicht predigen. Zutrauen ist eine Sache der Einsicht und vor allem des Gefühls. Um vertrauen zu können, müssen die Personen, die es angeht, vertrauenswürdig sein. Man vertraut wohl gelegentlich Menschen, die es nicht verdienen; aber solch ein oberflächliches Vertrauen ist nicht von Dauer. Das Vertrauen aber, von dem wir hier sprechen, muß auf solider Grundlage ruhen, weil sonst die gemeinsame Arbeit auf Enttäuschung und Elend hinausläuft. Nur solchen Menschen gegenüber ist ein dauerhaftes Vertrauen möglich, die in jeder Hinsicht und unter allen Umständen, in Glück und Unglück, gegen Freunde und Feinde sich des Zutrauens würdig zeigen.

Solche Menschen gibt es nur wenige. Es ist eine schwierige, Geduld erfordernde Aufgabe sittlicher Erziehung, mehr solche Menschen zu bilden. Da Zuverlässigkeit die wichtigste, unentbehrlichste Bedingung selbst für die allerersten Stufen einer sozialistischen Organisation der Arbeit ist, so folgt daraus, daß der Schwerpunkt einer solchen Organisation in der Persönlichkeit, im Charakter des Arbeiters liegt. Es ist so wie wir immer gesagt haben und wie es die Gläubigen des Erfolgs stets mit einer gewissen Geringschätzung meinten übersehen zu dürfen, daß ohne persönliche Erneuerung des Menschen, eine Erneuerung der Zustände nicht zu erreichen ist. Dieser Weg ist freilich lang, für die Führer des Volkes viel zu lang. Erfolg an Arbeiterversammlungen ist natürlich nicht zu erreichen, wenn man auf die Notwendigkeit sittlicher Hebung und Besserung der Arbeiter selber hinweist. Es hat viel mehr Erfolg, wenn man auf die Kapitalisten und Streikbrecher, die „Bourgeois“ und Klerikalen schimpft, und sie alle für das Elend der Arbeiter verantwortlich macht, als wenn man sagt, daß jeder den Lohn empfängt, den er verdient, sowohl im individuellen als im allgemeinen, im stofflichen als im geistigen Sinn, und daß der Arbeitssklave solange Sklave bleiben wird, bis er in intellektueller und moralischer Hinsicht würdig ist, die Sklavenketten zu zerbrechen und als freier Mensch zu arbeiten.

Somit wird aus Gier nach Erfolg, nur um viel Arbeiter zu gewinnen, das wichtigste außer Acht gelassen, was zu einem bessern Zusammenleben führen kann, und mit Phrasen gearbeitet, die eine billige Begeisterung wecken, aber die fehlerhafte Grundlage unserer Gesellschaft nicht verbessern können.

Und nicht nur versäumen es die Arbeiterführer und Arbeiterzeitungen, für die sittliche Erziehung der Arbeiter zu wirken, um die

Grundlagen jenes unentbehrlichen Vertrauens zu legen, das wieder die Basis einer sozialistischen Gesellschaft werden muß, sondern sie wirken sogar verderblich in umgekehrtem Sinn. Durch Lügen und Verleumdung wird noch Mißtrauen gesät, wo vorher von Mißtrauen keine Rede war. Politische Gegner, Sozialdemokraten und „Freie", „Gemäßigte und Radikale" beschimpfen sich gegenseitig aufs häßlichste und die Arbeiter, welche die Versammlungen besuchen oder die Blätter lesen, kommen dadurch in eine Atmosphäre von Mißtrauen hinein, die sie schließlich zum Vertrauen überhaupt unfähig macht, auch in Beziehung auf solche, die es wirklich verdienten, die wirklich ihr Bestes im Auge haben, denen es wirklich in Uneigennützigkeit um eine gerechtere Organisation des wirtschaftlichen Lebens zu tun ist.

Wenn man das alles bedenkt, könnte man leicht mutlos werden. Dann scheint eine wirklich sozialistische Arbeitsgemeinschaft — ich spreche nicht von Staatssozialismus oder von Gewerkschaftstyrannei, oder von irgend etwas, was mit einem größeren oder geringeren Schein von Recht „demokratisch" oder „sozialistisch" genannt wird, sondern von wirklich sozialistischen Arbeitsverbänden, wo man für einander und zugleich zum Nutzen der ganzen Gesellschaft arbeitet — auf hunderte von Jahren hinausgeschoben. Denn die bis jetzt gemachten praktischen Versuche[1]) haben gezeigt, wie tief der Krebsschaden der Unzuverlässigkeit und das Mißtrauen noch in der Arbeiterwelt sitzt. Ihn mit Gewalt ausschneiden geht nicht. Nur durch Hygiene und gesunde reine Nahrung kann in den kommenden Geschlechtern das Krebsübel bekämpft werden. Und diesem sozialen Krebsübel kann allein in den kommenden Geschlechtern durch sittliche Hebung der Individuen und durch Abwendung von der vergifteten geistigen Nahrung jener Hetzer begegnet werden, die in Wort und Schrift Mißtrauen säen.

Das also ist es, was die Arbeiter tun können:

Persönlich sich bemühen, ehrlich und zuverlässig zu sein, dazu tüchtig und eifrig in ihrem Fach. Alle Aufmerksamkeit der Erziehung ihrer Kinder zu fähigen und vertrauenswürdigen Menschen widmen. Und dabei nach andern aussehen, die denselben Zielen nachstreben.

Es gibt glücklicherweise noch tüchtige und zuverlässige Menschen, auch wenn sie nur dünn gesät sind. Diese müssen einander zu finden trachten und sich mit einander vereinigen — vielleicht haben sie Glück und gelingt es ihnen noch bei Lebzeiten, die Grundlagen einer produktiven Genossenschaft oder eines kooperativen Konsumvereins zu legen und schon ein Steinchen zum Fundament der erhofften gesellschaftlichen Ordnung zu fügen. Solche Menschen müssen einander suchen, zu welcher Partei oder zu welchem Glauben sie sonst auch gehören mögen, wenn es ihnen allen nur Ernst ist, unter menschenwürdigen Arbeitsbedingungen wirken zu können; sie müssen sich auf ihre Arbeit vorbereiten durch strengste Enthaltung nicht nur von Alkohol, diesem elenden Gift, das

---

[1]) Siehe Vorbemerkung.

den Körper ruiniert, sondern nicht minder entschieden von dem nicht weniger verderblichen Gift, das die Mißtrauen ausstreuenden und nach Erfolg haschenden Demagogen auf Versammlungen und in Blättern verbreiten. Denn bei einer solchen gänzlichen Enthaltsamkeit kann die Atmosphäre entstehen, in welcher jenes unentbehrliche Vertrauen gedeihen kann.

Das alles gilt den Arbeitern.

Sie, die es materiell besser haben als das Gros der Arbeiter: die Kapitalisten, die Betriebsleiter, die Direktoren und Chefs und andere, die dank ihres ererbten Vermögens, ihrer Klugheit oder Tüchtigkeit im wirtschaftlichen Leben der Gegenwart eine bevorzugte Stellung einnehmen — sie müssen das Unrecht einsehen lernen, das sie begehen, wenn sie diese Vorrechte der Geburt und Anlage nur dazu gebrauchen, um große Einkünfte zu erzielen. Sie alle müssen die doch so einfache Wahrheit verstehen lernen, daß der Arbeitsertrag im allgemeinen oder auch der eines speziellen Betriebes im besondern eine gewisse Summe repräsentiert, und das, jemehr sie von diesem bestimmten Betrag für sich selbst nehmen, dann um so weniger für die andern anteilberechtigten übrigbleibt. Wenn die Aktionäre, Direktoren, Chefs, mit einem Wort die bevorrechteten Teilhaber am Gewinn eines Betriebes, sich mit der Hälfte ihrer Gehälter oder Einkünfte begnügen wollten, könnten die Arbeiter, die ebenso unentbehrliche Faktoren für das Gedeihen des Betriebes als Ganzem sind als sie, einen um so größeren Lohn erhalten, so daß sich ihre Existenz in der Tat menschenwürdiger gestalten würde.

Aber wer begnügt sich freiwillig mit geringeren Einnahmen als er erlangen oder brauchen kann? Solche sind selten. Dennoch ist es eine Forderung des Sozialismus sowohl wie der Christlichkeit, daß man seinem Bruder nicht nimmt, was man gern selber hat.

Daraus erhellt, daß eine sittliche Erziehung zur Hebung ihres moralischen Niveaus für die bevorrechteten Stände gerade so notwendig ist, als für die Arbeiter. Die Menschen müssen einsehen und fühlen lernen, daß Habsucht häßlich, unsozialistisch und unchristlich ist. Wer seine Gaben, Talente, Vorrechte der Geburt dazu gebraucht, um vom gemeinschaftlichen Gewinn mehr an sich zu bringen, als er für ein menschenwürdiges Dasein notwendig braucht, der sündigt gegen seine minder bevorzugten Mitmenschen und gegen die Gesellschaft. Sein sogenannter Sozialismus, sein sogenanntes Christentum ist, wenn es sich um einen beschränkten Menschen handelt, unbewußte Heuchelei, handelt es sich hingegen nicht um einen beschränkten Menschen, dann ist es bewußte Heuchelei. Und es ist die Aufgabe wahrhaft sozial und wahrhaft christlich gesinnter Erzieher und Volksführer, die Menschen zu dieser Einsicht zu bringen, wie unsäglich gemein und abscheulich diese Heuchelei ist.

Dann können Einzelne, die nicht darauf ausgehen, so viel als möglich zu verdienen, sondern darnach streben, auch bei einem Minimum von Verdienst sich glücklich zu fühlen, sich als uneigennützige Betriebsleiter anbieten und mit ihrer intellektuellen Begabung, ihren

Kenntnissen und Fähigkeiten den Arbeitern, die sich zu Produktivgenossenschaften in sozialem Sinne organisieren wollen, die Hand bieten, um auf solche Weise zu ergänzen, was den Arbeitern mangelt. Wird dann ihre aufrichtige Selbstlosigkeit von den Arbeitern mit Vertrauen beantwortet, dann sind die Voraussetzungen erfüllt, welche die Produktivgenossenschaft zur Blüte bringen können. Dann werden sich auch kapitalkräftige, reiche Leute finden — die es auch jetzt schon gibt, die aber bereits gelegentlich sind betrogen worden, wenn sie unreifen und unzuverlässigen sozialistischen Gruppen ihre Unterstützung gewährten — die nichts lieber wollen, als gegen mäßigen Zins einer Produktivgenossenschaft ihre Unterstützung gewähren, ja die nötigenfalls sogar auf Zins und Kapital verzichten würden, wenn sie die Ueberzeugung hegen könnten, daß sie mit einer Schenkung tatsächlich das Kommen eines gerechteren Zeitalters der Arbeit befördern würden. Zeigen die Arbeiter, daß sie des Vertrauens würdig sind, dann wird es gewiß an Unterstützung von kapitalistischer Seite nicht fehlen, da in Wirklichkeit in dieser Hinsicht bei weitem nicht alle reichen Leute des sittlichen Empfindens baar sind.

Und endlich, was können Privatleute tun, die gänzlich außerhalb des Erwerbslebens stehen?

Mehr als mancher vielleicht vermuten würde, sowohl direkt als indirekt. Direkt kann mancher Privatmann die Genossenschaften, die wirklich auf sozialistischer Grundlage stehen oder wenigstens nach einer solchen streben, tatkräftig unterstützen. Er kann Mitglied des Vereins „Gemeinschaftlicher Grundbesitz“ [1]) werden, er kann bei den damit verbundenen Produktivgenossenschaften das, was er zum Leben braucht, beziehen — wenigstens soviel als ihm möglich ist — er kann die Spar- und Vorschußkasse unterstützen und mehr derartiges, was ich hier nicht zu nennen brauche, was man aber direkt beim Verein in Erfahrung bringen kann. Die indirekte Arbeit im Interesse des sozialen Strebens scheint mir eher noch wichtiger, und das ist: persönliche Mitarbeit zur Stärkung und Verbreitung wahrhaft sozialistischer Gedanken.

Aus dem vorangehenden begreift der Leser wohl, daß ich damit nicht meine, man müsse Anschluß suchen an sozialistische Parteien und Gruppen, oder sozialistische Blätter lesen und verbreiten. Sondern ich bezwecke damit, man möge im täglichen praktischen Leben darnach streben, sich bei der größtmöglichsten Einfachheit glücklich zu fühlen.

Jener allgemein verbreitete Geist, der nur darauf bedacht ist, soviel als möglich an sich zu raffen, muß dem sozialistischen, altruistischen, christlichen (oder wie man es nennen will) Prinzipe Platz machen, das darin besteht, den andern soviel als möglich übrig zu lassen.

---

[1]) Vgl. Vorbemerkung.

Wenn Hunde zusammen von einem Teller fressen, so reißen sie einander die besten Brocken weg. Wenn gebildete Menschen zusammen essen, bieten sie einander die besten und schmackhaftesten Stücke an, und nehmen das für sich, was gerade vor der Hand liegt. Dies ist eines der besten Kennzeichen von Bildung. Aber leider erstreckt sich das nur auf gemeinschaftliches Essen und Trinken, und nicht auf das Leben im ganzen. Wo es gilt sein Einkommen zu vermehren, da steht der sogenannte gebildete Mensch noch auf dem Standpunkt der Hundemoral, oder richtiger noch der Wolfsmoral. Je mehr je lieber — was für die andern dann noch übrig bleibt, das schiert ihn nicht.

Das muß anders werden. Luxus muß als ebenso unanständig gelten wie Gefräßigkeit. Und mehr Einkommen erwerben, als man strikte nötig hat, muß als ein schändliches Betragen gegenüber den Mitmenschen, als Diebstahl in gesellschaftlichem Sinne beurteilt werden.

Heutzutage wird der Luxus bewundert und brüsten sich die Reichen mit ihrem Reichtum. Soll der Sozialismus sich durchsetzen, dann muß die Lust am Luxus als sittlicher Defekt betrachtet werden und Reichtum als Schande, und muß Einfachheit — nicht eine häßliche geschmacklose, sondern eine geschmack- und kunstvolle Einfachheit — ebenso hoch von den Menschen bewertet werden, als bis jetzt der Reichtum.

Wer einsieht, wie die ganze Art, wie heute der Mensch eingeschätzt und geachtet wird, vollständig umschlagen und auf den Kopf gestellt werden muß, soll der Sozialismus auf Erden verwirklicht werden, der kann einen höchst wertvollen Beitrag zur Förderung eines solchen Sozialismus leisten, auch wenn er vollständig außerhalb des Gewerbslebens steht. Er kann von diesem Augenblicke an darnach trachten, in seinem persönlichen Leben dieses Ideal zur Ausführung zu bringen, er kann mit ebenso großem Ernste nach Vereinfachung streben, als seine Mitmenschen im allgemeinen nach Reichtum, nach sogenannter Wohlfahrt streben — obwohl die reichsten Menschen lange nicht die gesündesten und glücklichsten sind.

Seine Nachbarn werden einen solchen, den ich vor allem einen praktischen Sozialisten nenne, vielleicht für einen Sonderling halten, einen Asketen, oder einen Schwärmer oder Narren, aber sie werden ihn am Ende respektieren müssen, obgleich sie ihn nicht verstehen, und müssen selber erkennen, daß er eine größere Anwartschaft auf ein glückliches Leben besitzt, als die „strugglers for high life“ — sie, die nur darnach streben gesellschaftlich in die Höhe zu kommen. Und hie und da wird ein Mitsozialist das wohl begreifen und durch ein solches Vorbild aufgemuntert werden.

In meiner Studentenzeit galt es für flott, wacker zu schmausen und zu trinken. Jetzt gilt es für flotter, tüchtig zu studieren und Totalabstinent zu sein. Gewiß wohl noch nicht in allen Kreisen, aber doch in vielen. Unstreitig hat hierin das Urteil in diesem Vierteljahrhundert umgeschlagen.

So wird auch einst eine Zeit kommen, wo das Urteil über Luxus, Ueberfluß, Reichtum einerseits, über Einfachheit und Mäßigkeit anderseits, umschlagen wird. Ist es einmal so weit, dann hat der Sozialismus den Kampf schon zur Hälfte gewonnen, weil dann die Habsucht der Kapitalisten und Fabrikanten den Ansporn der öffentlichen Hochschätzung wird verloren haben. Jeder, der mitwirkt, die öffentliche Meinung in dieser Hinsicht auf den Kopf zu stellen, befördert damit den Sozialismus. Jeder, der persönlich sein Leben darnach einrichtet, tut in dieser Richtung das zweckmäßigste. Jeder kann dazu mitwirken und auf diese Weise den Sozialismus fördern und zwar gilt dies auch vom Armen, wenn er sein Urteil hierin ändert und sein Betragen darnach einrichtet. Die Zahl der Lakaien und Dienstboten ist noch so überwiegend groß, die eine ehrerbietige Bewunderung zeigen vor dem Reichen, der mit Trinkgeldern um sich wirft, und der Dame, die nichts tut als sich bedienen zu lassen, und die ihre Mißachtung vor einem „schäbigen“ Herrn nicht verbergen, der keinen unnötigen Aufwand, macht und der Frau, die selber in der Haushaltung mit Hand anlegt. Der Lakaiengeist gedeiht noch üppig in der Arbeiterklasse; und wenn sie diesen in der eigenen Brust überwinden, wenn sie klar zu unterscheiden wissen, daß nicht diejenigen, die Ströme von Geld unter die Menschen bringen (nachdem sie noch größere Ströme aus dem Menschen herausgepreßt haben), sondern daß derjenige, der in aller Einfachheit und allem Ernst dem sozialistischen Ideal der Praxis seines Lebens nachstrebt, ihr wahrer Freund ist — dann wird ein Klassenbewußtsein von höherer Ordnung entstehen, als dasjenige ist, welches jetzt durch viele Klassenkämpfe gezüchtet wird.

Und dieses höhere Klassenbewußtsein, das es sich zur Ehre rechnet, Arbeiter zu sein, ein mäßiges, einfaches, arbeitsames Leben zu führen, das trotzdem reich sein kann und soll an Religion, Kunst und Wissenschaft — das ist die beste Vorbereitung auf das Kommen einer glücklicheren Epoche einer Menschheit, die dann in Wahrheit den Namen einer sozialistischen Gesellschaft verdienen wird. Felix Ortt.

Sind die Russen ein Kulturvolk?

Es ist allgemein bekannt, daß unter allen großen Völkern Europas das russische im Urteil der gesamten gebildeten Welt eine Sonderstellung einnimmt. Die Russen sind im Gegensatz zu den Westeuropäern kein Kulturvolk, gehören zu den Barbaren, sind „Halbasiaten“, „asiatische Horden“, „Hunnen“, „Tataren“, wie die beliebtesten und geläufigsten Bezeichnungen für sie lauten. Rückständig wie sie sind, verdienen sie nicht, in die Gesellschaft der Kulturvölker aufge-

nommen zu werden. Rußland wird nach Asien verlegt oder steht bestenfalls zwischen Asien und Europa in der Mitte, bildet ein „Halbasien“. Das westeuropäische Urteil über die Russen gilt als Dogma und wird ja auch in den Schulbüchern der lernenden Jugend vermittelt als etwas, das jeder Gebildete wissen und für unanfechtbare Wahrheit halten muß.

Die Selbstverständlichkeit, mit der Rußland aus der Kulturmenschheit ausgestoßen wird, scheint ein weiteres Eingehen auf die Frage zum vorneherein zu verbieten, und daher nimmt man sich nicht die Mühe, einmal objektiv über die Berechtigung des modernen Urteils nachzudenken. Non sine ira, sed sine studio, und zudem lautet ja die moderne Kulturparole: „Aller Fortschritt kommt von Westen, aller Rückschritt kommt von Osten.“ Wo liegt nun aber der tiefere Grund des modernen Urteils über das russische Volk und seine Kulturstufe?

Die Renaissance, die an Stelle der religiös-künstlerischen Kultur des Mittelalters mit dessen auf das Geistige hin gerichteten Weltanschauung den Intellektualismus und Materialismus und die bloße äußere Zivilisation setzte, schuf eine Umwandlung auch im Kultururteil, in der Anschauung von dem, was Kultur und was Unkultur sei. Alle geistigen Kulturelemente verlieren ihren Wert, den sie im Mittelalter hatten, für die neuzeitliche Menschheit: notwendigerweise wird daher auch die geistig orientierte Kulturanschauung durch die Anbetung intellektueller Ueberlegenheit und raffinierter Entwicklung aller äußeren Lebensbedürfnisse und Lebenseinrichtungen ersetzt. Was für das Mittelalter erste und unentbehrliche Lebensvoraussetzung war, die religiöse Begeisterung verbunden, mit künstlerischer Unabhängigkeit vom Verstande, gilt dem modernen Renaissancemenschen als überwundene Rückständigkeit und Unbildung, was dem mittelalterlichen Menschen fern stand, in seinen Augen vergänglich, irdisch und ungeistig war, erhält für die Moderne den Wert höchster Kulturgüter: ohne Verstandesbildung und Freidenkertum, ohne materialistische Bestrebungen ist für die moderne Menschheit jede Kultur undenkbar. Dieser Wandel der Kulturanschauung ist der wahre Grund der heutigen Beurteilung des Russentums: der moderne Westeuropäer sieht den Russen für rückständig und barbarisch an, weil dieser, wenigstens der den echten Kern des russischen Volkes repräsentierende Bauer, noch ganz im Mittelalter steht, von der westeuropäischen Zivilisation noch unberührt geblieben ist und seine religiösen Traditionen bewahrt hat. Der Moderne in seiner völligen Verständnislosigkeit für höhere Geisteskultur kann von den Russen nur als von Halbwilden reden und sie verachten, weil er überhaupt alles mit seinem überlegenen Intellekt kritisiert und belächelt, was nach innerer Vertiefung strebt und keinen Wert auf äußere Zivilisation legt.

Die in Rußland immer wachsende und überhandnehmende Aufklärungsbewegung hat bereits die gebildeten Kreise für sich gewonnen: der russische Hochschullehrer wie der Student sind ebenso modernistisch

gesinnt wie der westeuropäische Akademiker. Die Bewegung nimmt stets zu und wird in Bälde ihren äußeren Ausdruck in der Revolution finden und durch diese auch zum Siege kommen. In einem halben Jahrhundert gibt es ein modernes Rußland wie es heute ein modernes Deutschland, Frankreich und England gibt. Dann wird der Russe unter die Kulturmenschen aufgenommen werden, wann er in Wahrheit den letzten Rest geistiger Kultur verloren haben wird, der sich heute noch im Bauerntum hält.

Der russische Mensch vertritt den religiösen und künstlerischen Charakter, der das christliche Mittelalter auszeichnet. Er ist heute der echteste und tiefste Vertreter des christlichen Glaubens, dessen Hauptzüge, eine ebenso naive und kindliche Demut als Nächstenliebe, ihm in hohem Maße eigen sind. Die äußerliche Scheinfrömmigkeit der russischen Kirche ist nur ein Seitenstück zur ganz gleichen Erscheinung in der mittelalterlichen katholischen Kirche: an der durch und durch innerlichen und wahren Frömmigkeit der russischen Bauern kann sie ebenso wenig ändern, als die römische Kirche an der echten Religiosität des Mittelalters irgend welchen Zweifel erlaubt. Die Veräußerlichung der Kirche, die eben ihrer Natur nach Institution und Organisation ist und bleiben wird, ist noch nie und nirgends ein Zeichen des Mangels an innerer Frömmigkeit und Glaubenskraft gewesen, und Institution und Glaube decken sich nicht miteinander. Die religiöse Kultur war noch immer die höchste Stufe alles menschlichen Geisteslebens: alle großen Kulturvölker hatten Religiosität, und bei allen stand das religiöse Element in der Kultur obenan. Echt mittelalterlich ist bei den Russen der Zug ins Mystische, der Supranaturalismus. Dem modernen Intellektualisten ein Greuel, kennzeichnet er in Wahrheit alle unmittelbaren, vom Verstande nicht beeinflußten Naturen, die ganz dem Psychischen leben und sich mit dem Verstand keine Rechenschaft über ihr Tun und Lassen geben. Der moderne Vernunftsmensch wird dieser über die Grenzen des intellektuell Erfaßbaren strebenden Religionsauffasiung, die im schärfsten Gegensatz steht zur prosaisch-profanen, theoretischen und unkünstlerischen des Protestantismus, nie gerecht werden. An der echten Frömmigkeit der Russen kann auch ihr von den Westeuropäern so verabscheuter Aberglaube nichts ändern. Der Aberglaube ist die Uebertragung religiöser Vorstellungen auf äußere Dinge und eine Gefühlsverirrung. Als solche ist er eine innere Gefahr nur für oberflächliche Naturen vom Schlage eines Konstantin des Großen, nur für Menschen, denen der Glaube phantastisches Spiel und sein Hauptinhalt Seltsamkeit und Wundersamkeit ist. Wirklich tiefen Menschen aber kann der Aberglaube keinen seelischen Schaden bringen: ihre innere Anlage und ihr Ernst schützen sie vor seinen verderblichen Wirkungen. Mit kultureller Minderwertigkeit hat der Aberglaube nichts zu schaffen, und alle großen Kulturvölker kannten ihn als Begleiterscheinung des unmittelbaren Innenlebens. Das überaus abergläubische Mittelalter war die Zeit

der höchsten menschlichen Geisteskultur. Niemals also kann der Aberglaube den Russen zum Träger der Unkultur stempeln.

Große Poesie wohnt der russischen Natur inne, wie allen künstlerischen Menschen. Die russischen Volkslieder stehen in ihrer poetischen Innigkeit und Schönheit völlig unerreicht da, wie überhaupt die von den Westeuropäern als Barbarensprache verschriene russische Sprache zu den melodischesten und poesievollsten gehört. Noch heute besteht bei den russischen Bauern die mündliche Tradition der Märchen und Sagen, ein echtes Zeugnis klassischer Kultur, das ja auch Griechen und Germanen zeigen. Starke Neigung zum Musikalischen und daher große Liebe zum Gesange zeichnet den Russen ferner aus. Seine Volkslieder, die von der Balalaika begleitet werden, haben jenen melancholischen Klang, den die ukrainischen Lieder gleichfalls zeigen. Die Schöpfer aber einer reichen Märchen-, Sagen- und Liederliteratur können niemals Barbaren sein.

Die russische Kunst steht nicht auf der Höhe harmonischer Klarheit und Vollendung wie die abendländische oder die griechische, sie ist aber keineswegs barbarisch, wofür sie immer gilt. Sie gehört in den orientalischen Kunstkreis, dem das Fehlen der Harmonie und eine sehr üppige Phantastik eigen sind. Eine gewisse Dissonanz und Ueberladung wirkt hier wohl unsympathisch, und gegen gotische und romanische Dome oder griechische Tempel kommen die russischen Kathedralen mit ihren metallglänzenden Zwiebelkuppeln nicht auf, von Barbarei ist aber dabei keine Rede, so wenig als etwa bei den monoton aufeinanderstehenden Stockwerken der ganz und gar mit phantastischem Schmuckwerk überladenen indischen Pagoden oder bei den grotesk gekrümmten Dächern und phantastischen Fratzenköpfen chinesischer Tempelbauten. Daß eine monumentale russische Skulptur nicht existiert, zeugt wohl von einer gewissen Armut, aber nicht im Sinne des Mangels an künstlerischer Kraft überhaupt; ganz und gar nicht davon zu reden, daß diese teilweise Armut ein Zeichen kultureller Minderwertigkeit sei. Die Araber waren ein Kulturvolk ohne monumentale bildende Kunst überhaupt, und die alten Germanen hatten außer primitiver kunstgewerblicher Tätigkeit gar keine Kunst und waren wahrlich ein Kulturvolk. Es ist eben keinem Volke gegeben, auf allen Kulturgebieten gleich Großes zu leisten.

Die Russen sind, wie wir sehen, ein sehr reich begabtes Volk, Träger hoher religiöser und künstlerischer Kultur. Der Moderne, dem äußeres Wissen und Schulbildung erstes Kulturgebot sind, betrachtet die Russen für unbegabt und stumpfsinnig und wirft ihnen wohl nichts so sehr vor, wie die große Zahl der Analphabeten. Wer nicht lesen und schreiben kann, gilt als Halbwilder. Nun ist aber äußere Schulbildung kein Kulturmerkmal, und die unwissenden russischen Bauern haben meistens mehr wahre Kultur als die Großzahl der westlichen Universitätsprofessoren, deren erste und wichtigste Kulturfaktoren Kant-Laplacesche Welttheorie, Newtonsches Gravitationsgesetz und Entwick-

lungslehre sind. Der geringe Grad intellektueller Aufklärung ist so wenig kulturwidrig, als die kindliche Naivität und Einfalt der russischen Bauern, deren echtes Empfinden durch den Verstand nicht zersetzt ist. Der moderne Mensch, der an das Psychische mit der Vernunft herangeht, wird das nie verstehen. Uebrigens vergesse man nicht, daß die Schöpfer der Sagen von Siegfried und der Götterdämmerung auch Analphabeten waren und gar keine Schulbildung besaßen!

Als künstlerischer Mensch hat der Russe starke Leidenschaftlichkeit, Zügellosigkeit und Ungebundenheit in sich, die selbst bis zur wütenden Raserei führen kann. Dieser von Westeuropa als wilde Bestialität und Grausamkeit verschriene Zug hat gewiß seine gefährliche Seite für den Menschen und bildet etwas Unerlöstes, Unausgeglichenes. Alle großen Kulturvölker außer der kühl angelegten Römer kannten diese Eigenschaft. Die Griechen verehrten neben Zeus und dem Lichtträger Apollo auch den Dionysos, die Indier gaben sich im Zustande leidenschaftlicher Ekstase Ausschweifungen hin, der von den Griechen aufgenommene phrygische Kybelekultus war von Ausbrüchen wilder Raserei, ja mitunter von Selbstzerfleischung begleitet. Starke Leidenschaft zeugt von künstlerischem, unmittelbarem Temperament und einer höheren Stellung, als sie der mittelmäßige Alltagsmensch einnimmt, nicht aber von wilder Barbarei und Tierheit. Der normale, ruhige und kühle Moderne kann darin nur „asiatische Wildheit“ sehen. Die Zügellosigkeit bringt bei den Russen eine starke Unzuverlässigkeit und Unberechenbarkeit mit sich, die großen Mangel an Disziplin und Einordnung verrät, nicht aber von Unehrlichkeit herrührt. Daher kommt den Russen jede organisatorische Fähigkeit abhanden. Dies hat aber auch seine zwei Seiten: einerseits bildet es eine der größten Schattenseiten der russischen Natur, anderseits aber sind es stets die prosaischen, unkünstlerischen Völker, die diese Seite nicht haben, wofür in alter Zeit die Römer, in heutiger die Preußen klassisches Beispiel sind. Die alten Germanen sind hierin ganz den Russen verwandt: die zügellosen, heulend anstürmenden Heerhaufen der Völkerwanderung stehen im gleichen Gegensatz zu den geordneten, streng disziplinierten Römerlegionen, wie manchmal russische Kosakenschwärme zu preußischen Truppen. Die Organisierung des Russentums, die die Revolution mit sich bringen dürfte, wird sich als Vernichtung der Volksseele erweisen, wie dies in Deutschland der Fall geworden ist.

Ein weitverbreiteter Vorwurf gegen das Russentum richtet sich gegen die Korruption des russischen Beamtentums. Aus dieser zieht man dann Schlüsse auf das ganze Volk und wirft diesem Rechtlosigkeit und Bestechlichkeit vor. Nichts ist ungerechter: der Beamte darf in Rußland weniger, als irgendwo als Kriterium des Volkes gelten; denn das Beamtentum ist nirgends dem Volke so sehr entfremdet, wie gerade in Rußland, wo es, wenn auch nicht gesetzlich, so doch dem Wesen nach, eine eigene Kaste bildet und vom Volke ganz getrennt ist. Es gibt in der Tat keinen schärferen Gegensatz, als den zwischen der

pedantischen Gesetzmäßigkeit und Schulmeisterbureaukratie des Beamten und der inneren Gutmütigkeit und Unbeschränktheit des Bauern, dem auch die vollendete Ehr- und Skrupellosigkeit des „Tschinownik“ etwas völlig Fremdes und Fernes ist. Käuflichkeit, Bestechlichkeit und überhaupt jede Art von Unehrenhaftigkeit sind keine russischen Eigenschaften. Ebenso wenig gilt das von Mangel an Selbstachtung, von Kriecherei und Unterwürfigkeit, die man den Russen aber vorwirft. Was der moderne Westeuropäer als solche bezeichnet, ist vielmehr die den Russen eigene Demut, die mit Knechtsnatur nichts zu tun hat. Auch ist es völlig falsch, den Mangel an Persönlichkeit, der im Russentum zu Tage tritt, als Unkultur zu bezeichnen. Dieser Zug ist allen klassischen Kulturvölkern eigen gewesen, denn vor der Renaissance herrschte stets das Ganze, und das Individuum ging darin auf. Die Renaissance hat mit der Einsetzung der Persönlichkeit als geistigem Wert nicht etwa Kultur an Stelle von Unkultur gesetzt, sondern nur ein neues Prinzip an Stelle des alten, und die beiden Prinzipien, Persönlichkeit und Ganzes, sind einander wohl im Wesen entgegengesetzt, aber nicht im geistigen Werte voneinander verschieden; weder das Eine, noch das Andere ist Unkultur. Wohl geht die persönliche Freiheit im Altertum und Mittelalter verloren, aber sie geht in ein Ganzes rein geistiger Natur auf: in die Gesamtkultur, die das Gepräge eines Volkes oder einer Zeit trägt. Die Moderne aber mit ihrem Individualismus kennt kein geistiges Ganzes.

Mit dem Mangel an Persönlichkeit steht in engstem Zusammenhange der Mangel an aktiver Energie, die echtrussische Passivität, die ebenfalls den Modernen als Zeichen der Unkultur erscheint. Und auch hier wieder ist das moderne Urteil verständnislos: passive Natur darf nicht mit Schwachheit identifiziert werden, denn die Passivität ist auch Kraft, nur eine andere Kraftrichtung, als die aktive Energie. Die Passivität ist zugleich die größte Schwäche und die größte Stärke der russischen Natur. Wohl befähigt die rein passive Anlage nicht zu stürmischem Tatendrang, anderseits ist sie aber auch die Quelle äußerster Widerstandskraft gegen das Leben. Tacitus weiß von den alten Germanen, den vollendeten, mit höchstem agressiven Drang ausgerüsteten Kraftnaturen zu berichten, daß sie in der Gefangenschaft niedergeschlagen sind und moralisch zusammenbrechen.

Die ausschließlich aktive Energierichtung stellt den Menschen dem Leben gegenüber vielfach bloß. Stoische Ruhe und Gleichmut dagegen zeichnet den russischen Soldaten auch in der Gefangenschaft aus, er erträgt Schwierigkeiten viel leichter, als der stürmische germanische Draufgänger, der seinerseits zur einmaligen wuchtigen Aktion besser befähigt ist, als der Russe. Russische Zähigkeit und Ausdauer ist bekannt, und kein schöneres Zeugnis für sie kann es geben, als das Wort Napoleons, der diese Seite der Russen bei Eylau und Borodino recht gut kennen lernte: „Es genügt nicht, den Russen zu töten, man muß ihn auch noch umwerfen.“ Mit Stumpfheit hat aber dieser russische

Zug nichts zu tun, denn diese würde ja Gefühllosigkeit voraussetzen, und letztere Eigenschaft suche man bei den Schöpfern der innigsten Volkslieder zuletzt.

Ebenso wenig darf man bei den Russen von Feigheit reden: die Kriegsgeschichte kann Borodino und Sewastopol, Port Arthur und die furchtbare, in allen Widrigkeiten der mandschurischen Regenperiode geschlagene Schlacht am Schaho zu den ruhmreichsten Leistungen menschlicher Tapferkeit und Todesverachtung stellen, wie auch die heutigen russischen Heere an Tapferkeit ihren Gegnern durchaus nicht nachstehen. Die passive Anlage befähigt dabei den Russen vielmehr zur Verteidigung, als zum Angriff.

Als Zeichen kultureller Minderwertigkeit gilt dem Modernen auch die russische Schwermut, wie ja schließlich alle echt russischen Züge von Westeuropa als kulturwidrig bezeichnet werden. Der Russe ist für den Modernen ein schlafender Mensch ohne Arbeitskraft, schlafend besonders im geistigen Sinne. Gewiß ist wahr, daß hier die russische Passivität ihre negative Seite zeigt, und durch einen Ausgleich mit aktiver Arbeitsenergie größere Leistungsfähigkeit erzielt werden könnte. Aber als schlafende Nichtstuer sind die Russen nicht richtig charakterisiert, denn das Leben des russischen Bauern ist das eines Menschen, der in harter Arbeit der Scholle ihre Früchte abgewinnt, oft genug ohne den Ertrag genießen zu können und ausgesogen von gewissenlosen und habgierigen Grundherren. Und nicht geistige Stumpfheit ist es, die den Bauern daran hindert, kraftvoll gegen die Unterdrücker sich zu erheben, sondern die russische passive Stärke, verbunden mit der christlichen Demut gibt die Kraft, das wahrlich nicht beneidenswerte Leben zu ertragen, und wer solche Widerstandskraft besitzt, ist kein Stumpfer und Schlafender.

Und auch die agrarische Natur macht man Rußland zum Vorwurf: daß seine Bewohner größtenteils Bauern sind, gilt den Modernen als Makel. Nun ist gewiß die Stadt der Schauplatz höherer Geistesbildung, sowohl der Literatur wie der Kunst, aber die Stadt von heute ist in erster Linie Industrieplatz, und nicht mehr die gotischen und romanischen Dome sind es, die in den westeuropäischen Städten als Wahrzeichen geistiger Kultur gelten, sondern die Stätten der Wissenschaft und Technik, des Handels und der Industrie. Die kulturelle Bedeutung der modernen Stadt kann also nicht als vorteilhafter Gegensatz zum russischen Bauerntum angesehen werden, und der moderne Industriemensch ist sicherlich nicht von der Ungezwungenheit und Natürlichkeit erfüllt, wie der gesunde russische Bauerncharakter. Die Industrialisierung der westeuropäischen Staaten ist alles andere als Kulturfortschritt, zumal sie eine Stütze des krassesten Materialismus ist, den der russische Charakter nicht kennt. England und Amerika sind traurige Beispiele dafür, wie sehr der Mensch durch den Mammonismus herunterkommen kann; der russische Bauer ist ein größerer Kulturträger als der moderne Geschäfts- und Fabrikmensch. Der

Industriestaat ist nur eine raffiniertere Form äußerer Zivilisation, nicht etwa ein Kulturwert. Er wurde auch erst durch die Renaissance möglich, die große Zerstörerin der geistigen Gesamtkultur.

Betrachten wir nun die ethische Seite des Russentums, so stoßen wir auch hier wieder auf ein und dieselbe verständnislose Beurteilung seitens des Westens. Die ethische Natur der Russen gibt zum nicht geringen Teil den Anlaß zur Verachtung seitens des Modernen, sie ist daher sehr wichtig für die Gesamtbeurteilung. Von Grund aus eine gutmütige Natur, kennt der Russe alle die Eigenschaften keineswegs, die ihm so gerne angedichtet werden.

Rachsucht, Habgier, Grausamkeit, Hinterlist, Falschheit und Treulosigkeit gehören nicht zum russischen Charakter. Daher auch der instinktive Gegensatz der Russen zu den Polen, deren Falschheit und Tücke charakteristisch ist. Das Fehlen von Rechtsgefühl ist wohl ein Zug des russischen Beamten, nicht aber des russischen Bauern, der doch den Kern des Volkes darstellt. Schon das tiefe Eindringen in das, was wahres Christentum heißt, macht dem Russen die Repräsentation jeglicher Niedertracht und Ehrlosigkeit als typische Volkseigenschaften unmöglich. Daß unter den Russen genau so viele und so wenige niedrige Elemente vorhanden sind, wie unter allen anderen Völkern, bildet natürlich kein Kriterium für den Volkscharakter. Die christliche Ethik bestimmt in weitgehender Weise den russischen Charakter. Die leidenschaftlich-zügellose Anlage des Russen befähigt diesen besonders leicht zu Exzessen im Sinne des Unethischen, aber das zeugt nur von überaus gesteigertem Temperament, nicht etwa von verbrecherischer Anlage. Daran ändern auch die Greueltaten in Ostpreußen nichts. Der Russe kann sich aus dem gutmütigsten und kindlichsten Menschen im Augenblick in den rasenden Wüterich verwandeln. Diese Unbeständigkeit des Temperaments kennt auch der alte Germane. Von da aus ist auch die ganze verbrecherische Tätigkeit der Russen im Kriege zu verstehen: von Barbarei ist da so wenig zu reden, als bei den alten Germanen. Der moderne Mensch ist bei seiner kühlen Anlage zu solchen Exzessen nicht befähigt; nicht etwa, weil er dazu zu human und zu edel wäre, sondern, weil er dazu zu mittelmäßig ist. Man ist da human, wo man nicht die starke Natur hat, um Grausamkeiten zu begehen. Der Russe begeht wohl zuweilen Grausamkeiten, ist aber nicht selbst grausam. Der moderne Europäer führt auf grausamtierische Affekte zurück, was sich aus gesteigertem Temperament ergibt. Die moderne Humanitätsanschauung aber ist ein Ergebnis der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, eine kühle, vernunftsmäßige Erscheinung, die nur vom Intellekt herrührt und höchst unkünstlerisch ist. Die moderne Sittennorm bezeichnet Alles als barbarisch, was von ihrer normalen, ruhigen Art unberührt blieb. Heute urteilt man über Kultur und Unkultur als Moralist und sieht auf äußere Gesittung und Lebensweise, sowie auf vernunftsgemäßes Gebaren. So aber kann man nie zum wahren Verständnis geistiger Kultur durchdringen. Ganz

pharisäisch ist es geradezu, den Russen wegen seiner Exzesse, den alten Deutschen wegen seiner Leidenschaft im Trinken und Würfelspielen, den Griechen wegen seiner Päderastie und den Indier wegen seiner Ausschweifungen als kulturwidrig und kulturarm zu bezeichnen. Wir sind heute nicht besser, als die alten Völker waren, auch nicht schlechter, wohl aber tritt heute an Stelle künstlerischer, ungebundener Natur die moderne äußerliche, bloß intellektuell gerichtete und bewirft Alles, was künstlerisch und für sie somit unerreichbar ist, mit ihrer verständnislosen Kritik. Mit Kulturlosigkeit und Barbarei haben alle die Exzesse und Ausschweifungen der alten Völker und der heutigen Russen nichts zu schaffen. Auch dürfen wir nicht vom moralischen Standpunkt aus Kultur und Unkultur beurteilen, wenn wir nicht engherzige, beschränkte Philister sein wollen. Niedrige Eigenschaften bezeichnen nicht eine besondere Zeit oder ein spezielles Volk, sondern sind der ganzen Menschheit aller Zeiten und Länder gemeinsam, eine Binsenwahrheit, die aber bei den erleuchteten und aufgeklärten modernen Fortschrittsmenschen noch keinen Eingang gefunden hat!

Eine Seite des Russentums ferner zeichnet dieses ganz besonders vorteilhaft gegen Westeuropa aus: der Russe ist so ganz und gar nicht engherzig-beschränkter Spießbürger, ganz und gar nicht kleinbürgerliche Philisternatur. Er bezeichnet seine Natur selbst als die „weite“ („Schirokaja natura“). Er ist auch nicht der berechnende, kaufmännisch kluge Mensch, der der Engländer und in scheußlicher Weise der Jude ist. Pedanterie und Krämergeist wachsen nicht in Rußland; noch heute kennt der russische Bauer die alte freie, schrankenlose Gastfreundschaft, die alle Menschen auszeichnet, welche über der Spießigkeit stehen. Daher auch der freiere, nicht an äußere Form gebundene Verkehr in den Kreisen nicht nur der Bauern, sondern auch der Städter. Daß die äußere Form des Umgangs bei den Russen nicht hoch angeschlagen ist, gilt dem ganz oberflächlich gerichteten Europäer als besonders kulturwidrig! Der großangelegten Russennatur fehlt auch jede Selbstzufriedenheit und normale Ruhe, Züge, die ganz westlich sind, besonders im Bürgertum des Westens im Vordergrunde stehen. Es gibt bezeichnenderweise kein Bürgertum im Sinne einer Macht in Rußland, wie das ja auch im westlichen Mittelalter so war. Erst die moderne Renaissance brachte das Bürgertum als mächtigen und herrschenden Stand hervor. Also auch hier deckt sich das russische Ideal mit der mittelalterlichen Kultur, das westliche mit der modernen Zivilisation. Ganz dasselbe tritt uns auch entgegen bei Betrachtung der russischen Staatsidee. Für die Kulturbeurteilung ist es nicht gleichgültig, wie die Staatsform ist. Das geistig-gerichtete, religiöse und künstlerische Volk wird stets die klassische Staatsform vertreten, die auf religiöser Grundlage basierende absolute Monarchie des Altertums und des Mittelalters; das zivilisatorisch denkende Volk aber wird stets die moderne Staatsform zeigen, die Demokratie oder wenigstens die konstitutionelle Monarchie, die ja nur formell Monarchie,

im Wesen aber so gut wie ganz Volksherrschaft ist. Wie steht es da in Rußland? Die „asiatische Despotie“ der Russen ist bekanntlich ein Hauptargument der Europäer gegen sie. Die religiöse Monarchie ist die staatliche Konsequenz der idealistischen Geistesrichtung aller Kulturvölker von Altägypten bis zur Renaissance. Rom und Hellas machen keine Ausnahme, denn beide erfuhren von der Demokratie nur Unheil und beide bekehrten sich zur monarchischen Staatsidee: ohne Monarchie hätte Griechenland nie die Kraft gehabt, seine Kultur dem Orient zu bringen, da die Demokratie die ganze aggressive Kraft des Staates durch die beispiellose Zersplitterung lähmte, und ebenso hätten die Römer ohne Monarchie nie die Welt beherrscht, denn die demokratische Staatsform ist in ihrer Kleinlichkeit der großzügigen Idee der Weltherrschaft gar nicht würdig. Und im Mittelalter konnte die Demokratie bezeichnenderweise überhaupt nicht aufkommen, die denn auch ein Merkmal profan-unkünstlerischer Gesinnung ist. Die Kaiseridee stellt den Herrscher in der Vorstellung als Vertreter Gottes auf Erden hin, das irdische Reich soll gleichsam das Gottesreich repräsentieren. Der Gedanke ist also geradezu ein religiöser: die Religion wird auf den Staat übertragen. Die Renaissance hat nun diese Staatsidee vernichtet, an ihre Stelle trat der krasse Macchiavellismus, die Despotie, welche nur persönlicher Willkür, Begierde und Laune entspringt und nicht etwa, wie die absolute Monarchie des Mittelalters, den Herrscher zum Diener der Idee macht. Das ist die typische Staatsform des siebzehnten- und achtzehnten Jahrhunderts, die Monarchie der Stuarts und Bourbons, der Habsburger und Hohenzollern. Sie wurde erst durch die Revolution von 1848 allgemein gestürzt und durch die moderne Verfassung ersetzt. Rußland geht nun auch hier zeitlich hinter dem Westen: im siebzehnten Jahrhundert noch herrschte hier die religiöse Monarchie, als deren klassischer Vertreter auch der in Europa als asiatischer Wüterich verschriene Iwan Grosny eine gewaltige Erscheinung höchster Eigenart ist, die noch heute in der Bauerntradition weiterlebt. Peter, mit Unrecht der Große genannt, in Wahrheit nur der barbarische Modernisator Rußlands, stürzte die alte Monarchie und errichtete die noch heute herrschende Despotie im Sinne Macchiavellis. Die Despotie von Petersburg ist nicht das klassische Zarenreich von Moskau, so wenig als das habsburgische Oesterreich eine Fortsetzung des römisch-deutschen Kaisertums ist. Die Alexander und Nikolause sind keine Augusti und Justiniane, die heutige Staatsform in Rußland ist gewiß zu verwerfen. Aber noch vielmehr das, was bald diese Staatsform stürzen und ablösen wird, die moderne Konstitution, eine Staatsform, die so ganz und gar nicht zum Empfinden des russischen Bauern paßt, in deren Tradition das alte Zarenreich des Kreml noch fortlebt und die zum modernen Despotenreich in gar keiner Beziehung stehen. „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit“, heute ist er wirklich weit vom Denken des Volkes entfernt. Hier ist also die alte Idee als solche bestehen geblieben, unbeachtet dessen, daß

inzwischen die Wirklichkeit sich geändert hat. Der russische Staat von heute ist kulturlos, nicht aber die russische Staatsidee. Dieser Dualismus zwischen Wirklichkeit und Idee wird bald verschwinden: die Revolution wird auch hier den Modernismus zum Siege bringen, dem Bauern seine geistige Tradition entreißen. Ganz verkehrt aber ist es, von der religiösen Verehrung und Demut des Bauern gegen das Ideal des Zarismus — nicht etwa gegen die Person des modernen Zaren! — als von hündischer Knechtsunterwürfigkeit zu reden. Der Alltagsdemokrat wird hierfür nie Verständnis gewinnen können.

Um das Maß der verständnislosen Beurteilung noch voll zu machen, wendet sich das moderne Europa auch gegen solche Aeußerlichkeiten wie Unreinlichkeit und Trunksucht als gegen kulturlose Erscheinungen. Die Unreinlichkeit ist das Zeichen ärmlicher äußerer Lebensweise und Lebensverhältnisse, nicht etwa innere Unreinheit, die der Russe so wenig kennt, als sie ihm immer wieder vorgeworfen wird. Das Mittelalter war ebenso unreinlich, wie die russischen Bauern es sind, aber der idealistische Geist erhob sich über die äußeren Mißstände, wie sich die Türme der gotischen Dome über die schmutzigen mittelalterlichen Städte erhoben, nach der höheren Sphäre weisend. Auch hier ist alles Vergängliche nur ein Gleichnis. Niemals darf man die Russen wegen äußerer Unreinheit als kulturlos bezeichnen, so verwerflich diese an sich nur sein mag. Und was endlich den Anklagepunkt der Trunksucht betrifft, so ist diese nur eine Eigenschaft aller temperamentvollen Völker gewesen. Der trunkene griechische Dionysos ist der klassische Zeuge dafür. An allen solchen Aeußerlichkeiten sich stoßend, zeigt der moderne Mensch, daß er ganz oberflächlich darüber urteilt, was Kultur und Unkultur ist.

„Das russische Volk ist noch kein Kulturvolk, es wird dies erst werden," lautet das heutige Urteil. Nein, ganz im Gegenteil: das russische Volk ist immer noch ein Kulturvolk, es wird dies in wenigen Jahrzehnten nicht mehr sein. Der Modernismus schreitet erschreckend fort und hat die ganze russische Intelligenz und Gelehrtenwelt für sich gewonnen. Der Bauer wird auf die Dauer nicht widerstehen können. Das Problem „Kultur oder Zivilisation" wird auf tragische Weise gelöst werden, wie dies in Westeuropa geschehen ist: einerseits werden die äußeren Verhältnisse des Lebens gebessert werden, anderseits aber die Seele des Russentums verloren gehen, für die die moderne Zivilisation wahrlich kein Ersatz ist. Die europäische Tragödie, die in Italien ihren Anfang nahm, wird in Rußland ihre Vollendung finden; das letzte Kulturvolk fällt dem modernen Moloch zum Opfer. In einem halben Jahahundert wird auch der Russe Kulturmensch heißen, wenn er es nicht mehr sein wird. Erst eine spätere Zukunft, die religiöser und künstlerischer sein wird, als die Gegenwart, wird dem hochbegabten Kulturvolke in den armseligen Hütten wieder gerecht werden. Dann aber werden die heutigen Westeuropäer Barbaren genannt werden.

Mula Tscherniak.

Das Lied vom Paul Savigny.

Zwar bin ich nur ein „Prussien“, nur ein „boche“,
Mir fehlt Esprit und Frechheit um zu glänzen;
Wenn ich dir nun die Totenklage singe,
Wird niemand mich darum mit Lorbeer kränzen.

Und dennoch muß ich's tun; wer sollt es sonst,
Als ich, dein „Feind“, der dich unsäglich liebt,
Der dich, so wie du mich, ermorden sollt,
Statt dessen nun den Bruderkuß dir gibt.

Das Schicksal war mir gnädiger als dir
Und gönnte mir noch eine Spanne Leben.
Wenn morgen mich das Blei der Rache trifft,
Denk ich an dich und will nicht einmal beben.

Will den Soldaten, die mich auf Befehl
Ohn eigenen Willen an die Mauer stellen,
Von dir erzählen, bis die Salve kracht,
Und ewig wird in ihren Ohren gellen

Das Lied vom Paul Savigny:

1.

Der Haß beherrscht die ganze Welt, die Liebe will's durchaus nicht dulden.
Sie lehrt darum den Kindern schon, daß wir uns mehr als Achtung schulden.
Die Liebe wie die Sonne wärmt, es wächst in ihrem milden Lichte
Auch das geringste Samenkorn zum frohen Träger süßer Früchte.
Die Habgier steckt die Welt in Brand, „Wer mir nicht dienen will, muß sterben!“
Da wagt die Liebe, toderschreckt, kaum um ein Lächeln noch zu werben.
Die Glocken warnten freundlich sonst, im Schlamm des Alltags zu versinken;
Heut rufen sie zum Opfer auf, denn Moloch verlangt Blut zu trinken.
„Schmückt euch mit Lügen und mit Phrasen und hüllt darin die Seele ein;
„Das Sterben ist so süß beim Klange von Sambre et Meuse und Wacht am Rhein.“
Doch sieh, ein Strahl von Menschlichkeit durchdringt des Wahnsinns Nebelmeer,
Der feuchte Nebel hüllt ihn ein, doch tapfer setzt er sich zur Wehr.
„Ich kann nicht töten! Mein Beruf, mein Lebenswerk, ist Kindern lehren,
„Die einzige Pflicht, den Menschen lieben und jeglicher Gewalt zu wehren.
„Soll ich mich selbst zum Narren machen, mein Werk verhöhnen und vernichten?
„Daß mich, sollt ich einst wiederkehren, der Kinder große Augen richten?
„Nein, nimmermehr! Habt ihr den Mut, straft mich, doch zwingt mich nicht zum Mord?“
— Nun gut, du wirst ein Schreiberlein; doch jetzt in die Kaserne fort. —
Der Moloch krallt die Hand nach ihm, da gibt es keinen Ausweg mehr:
— Versprechen? Hier gilt nur Gesetz. Marsch, an den Feind, hier dein Gewehr. —

2.

Zur Schule kommt, ihr Kinder all; der Väter Schuld, ihr müßt sie büßen;
Doch auch vertilgen, drum will ich euch Feuer in die Adern gießen.
Ich bin entwischt, um euch noch schnell das Beste, was ich hab, zu lehren.
Die Zeit ist kurz, drum achtet recht; bald wird man uns für immer stören.
O, lernt mir diese Lehre gut (der letzte Wert, der mir geblieben):
Mit meinem Blut bezahl ich sie: Du darfst nicht töten, du sollst lieben!
Ich hab an dies Geschlecht geglaubt, an seinen Worten mich betrunken,
Und nun ist alle Freudigkeit im ersten Sturm dahingesunken.
Das ewige Reich der Menschlichkeit: kaum noch ein blasser Hoffnungsschimmer.
Nur Blut, Hyänen, Todesqual und der Zerfetzten Wehgewimmer.
Daß dir die Kraft nicht fehlt, Prolat, beweist jetzt deines Wahnsinns Rasen.
Nur Furcht und Feigheit haben dich wie einen Strohhalm umgeblasen.

Die Furcht vor deiner eigenen Kraft, die Feigheit vor dem eignen Willen.
Den Durst nach einer besseren Welt, kann nicht das Blut der Brüder stillen.
Das Wort an schwarzer Tafel hier, laßt tief zu eurem Herzen sprechen:
„Der Krieg, der die Kultur verschlingt, er ist das gräßlichste Verbrechen!“
Herein, Gevatter Beck und Schmid, ihr kommt, mich zum Gericht zu holen.
Zwar hab ich nie euch Leids getan, doch ihr gehorcht, weil's euch befohlen.
Ihr fragt nicht, ob es gut, ob schlecht, nein, ihr gehorcht als blinde Stecken,
Den Andere schwingen. Nicht durch Herrn, durch Knechte ward die Welt zum Schrecken.

3.

An dunkler Mauer gähnt ein Grab, als wär's der Erde Todeswunde.
„Das Weh um euch zieht mich hinab mehr als die Schüsse dieser Stunde.
„Acht Schuß genügen, um mit mir ein ganzes Weltall zu vernichten.
„Woher die Kraft zur Anmaßung, die euch berechtigt mich zu richten?
„Ihr kämpft um Mammon, Haus und Herd, ums Recht, einander zu berauben,
„Doch mein Daheim ist überall, wo Menschen an den Menschen glauben.
„Ihr habt Vernunft und braucht sie nicht, den Gott in euch, wollt ihr nicht hören;
„Uns trennt zu viel, als daß ich euch verfluchen könnt, noch Besseres lehren.
„Und nun lebt wohl — und mordet mich, damit, wenn Frankreichs Frucht verdirbt
„Und schmählich für ein Nichts verfault, ein Einziger doch für Frankreich stirbt.“ —
Sag selbst, Europa, kann ein Mann an acht elenden Schüssen sterben?
Wenn Millionen, blutbefleckt, in ihrer eigenen Schuld verderben?
Wieviel der Männer hattest du, als auf den Pfiff blutgieriger Treiber
Das ekle Trauerspiel begann, die Raserei entmenschter Leiber? —
Der Tod macht zwar die Menschen gleich, dich aber weckt er erst zum Leben.
Du wirst, als Freiheitdynamit, einst deinen Schülern Tatkraft geben.
Acht Schüsse machten dich zwar stumm; doch könnten Blei und Pulver töten,
Die Welt hätt' dann wohl Henker noch, doch keinen Pfaffen mehr vonnöten.

4.

Wenn einst der Friede wiederkehrt und alles geht den alten Gang,
Und in das Schulhaus strömt wie sonst die Kinderschar beim Glockenklang,
Ein anderer Lehrer predigt dann gewiß von Frankreichs Heldentat,
Wie an der Marne, vor Verdun den Feind man abgeschlagen hat.
Dann frägt gewiß der kleine Jean, wo denn ihr früherer Lehrer sei?
„Den hat der Krieg verschlungen, Kind.“ Und damit ist die Sach vorbei.
Auf schwarzer Tafel an der Wand scheint eine weiße Schrift zu sprechen:
„Der Krieg, der die Kultur verschlingt, er ist das gräßlichste Verbrechen!“
Schnell fährt der Lehrer mit dem Schwamm darüber hin; verlorene Müh',
Denn wie er wischt und wie er reibt, nur immer heller leuchtet sie.
Und Schrecken faßt den ganzen Ort, und Bürgermeister und Präfekt
Beraten einen halben Tag, bis sie ein Mittel ausgeheckt.
Man schmiert ein Kilo Farbe drauf; doch seht, die Schrift verschwindet nicht.
Und fröstelnd weht es durch den Raum, und mancher spürt es als Gericht.
Und viele Arme strecken sich: „Was klagt uns dieser Feigling an?
„Was droht uns dieser tote Wicht? Ich hab nur meine Pflicht getan.“
Die arme Tafel ist verhext. Sie wird zerbrochen und verbrannt.
Befriedigt schaut man, wie der Rauch dahinzieht übers weite Land.
Er senkt sich wie der heilige Geist auf Auserwählte hier und dort.
Er stärkt den Mut zum Widerstand und nimmt die letzten Zweifel fort.
Soll Grausamkeit und blinder Wahn in alle Ewigkeit bestehn?
Soll um der Habgier Einiger Derartiges noch oft geschehn?
Und heiße Scham durchzieht das Herz und Reue tilgt die schwere Schuld.
Nach Sühne trachtet auch der Sinn ein Weilchen dann mit Ungeduld.
Die rasche Jugend aber wacht darüber, daß die Spinne Zeit
Nicht hinterlistig darum webt den Schleier der Vergessenheit.

Nur nicht vergessen; schmeckt auch süß das Friedensbrot nach bittrer Not:
Noch herrscht die alte Tyrannei, noch ist der wahre Feind nicht tot.
Noch seid ihr Sklaven des Systems, noch lebt der Mammon, stark wie nie.
Es ist die gleiche, alte Welt; ihr duldet und verewigt sie.
Denn freilich, um mit kräftiger Hand sich selbst dem Erdreich zu entreißen,
Mit des Gewissens Tubaton Jerichos Mauern umzuschmeißen,
Auf die Gefahr hin, unterm Schutt der Welt sich selber zu begraben:
Da muß man Glauben an sich selbst, muß Herz und starke Lungen haben.

Gustav Schulz

Das Vater-Unser in moderner Form.

Ewige Liebe, deren Kinder wir sind, weil wir von Dir stammen und von dir leben, die Du bist in allen Himmeln und auf allen Sternen und bei allen Menschen.

Gib, daß wir Dir Ehre machen, indem wir alle Dinge in der Liebe tun.

Gib, daß Dein Reich, das da ist ein Reich der Liebe und des Friedens und der Ordnung, zu uns komme.

Gib, daß Dein heiliges Gesetz, das die Planeten des Himmels an die äußere Sonne bindet, uns zu der inneren Sonne ziehe, auch wenn wir weit von ihr gewichen sind.

Gib, daß uns das Brot, das uns die Erde willig spendet, von niemand vorenthalten werde, und daß wir es selber niemand vorenthalten.

Sei Du uns immer größer als die eigene Seele, die uns so oft verdammt, und laß uns Frieden finden trotz Gewissensqual, wie wir auch gerne mit unsern Feinden Frieden halten.

Gib Ehrfurcht uns vor allen Menschenseelen und vor allen Menschenleibern, dann wird nie ein Gift in einen Menschenleib, in eine Menschenseele kommen.

Gib Liebe allezeit auf allen Wegen, dann wird das Heer der Uebel und des Bösen mehr und mehr verschwinden aus der Welt.

Du bist die höchste Macht, Dein ist das Ziel der Welt, Dein ist der Weg dahin, Dein ist das ewige Licht, das nie verlöscht. — Amen.

O. Umfried.

„Licht soll es werden auf Erden!"

Eine neue Zeit steigt herauf! Aus den Wunden der Helden auf den Schlachtfeldern — aus dem Stöhnen der Völker — aus Not und Tod heraus wird sie geboren. Dahin sinkt das Alte — das Vergangene — alles das, was war. Man sieht es unter den Augen dahinschwinden — halb unbewußt — betäubt von dem

Weltschmerz, der wie ein Alp auf jeder fühlenden Seele lastet. — Man sieht es schwinden, doch denkt keiner daran ihm nachzuklagen. Es ist, als ob es jedem Einzelnen in seinem Innersten schon zur Gewißheit geworden wäre, daß es so sein muß, daß es unabwendbar ist, was da vor sich geht. — Ja, das Alte muß stürzen, wenn Neues erstehen soll. Und wer erkennte nicht und fühlte nicht, daß Neues kommen muß — daß wir sein bedürfen — daß es so wie bisher nicht weitergehen darf, wenn es nicht bergab gehen soll mit uns.

Freilich, noch sehen wir wenig von diesem Neuen. Noch scheint alles ein wüstes Chaos — ein Trümmermeer. Noch droht Verzweiflung sich unserer Sinne bemächtigen zu wollen, wenn wir so viel Elend und so viel Zerstörung erblicken. Und doch — das Neue **muß** kommen — das Herz ahnt es — der innere Blick, der kühn die Zukunft durchdringt — er erschaut es in seiner ganzen Schönheit. Es muß kommen dieses Neue; und es wird kommen. Es muß kommen und muß die Tränen trocknen von den Augen — muß die zerschlagenen Glieder wieder ganz machen und die wunden Herzen heilen.

Harren wir sein, unentwegt! Helfen wir mit an dem großen Werk, wie und wo wir es vermögen mit unsern kleinen Kräften. Sehen wir zu — vor allen Dingen — daß aus unseren eigenen Herzen alles Alte und Faule schwinde — ausgeräumt werde. Das meint Kampf mit dem kleinen „Ich“ — meint bittere Seelennot. Aber nur so kann das Neue Einzug halten, das die ganze Welt durchströmen, das jedes einzelne Gebiet menschlichen Wissens und Schaffens erfassen soll. Selbstsucht und ihr Gefolge: Haß und Habgier, sie müssen schwinden aus unserer Seele, wenn wir wieder lernen sollen, daß wir Kinder **eines** Vaters sind, daß **eine** Mutter Erde uns geboren. Erst wenn wir diese große Lektion gelernt haben — erst dann werden die Brüder aufhören sich zu zerfleischen in wahnsinnigen Völkerkriegen.

Und wahrlich! unsere Zeit vermag uns diese hohe Lehre wohl einzuprägen. Nichts ist mehr dazu angetan das Gefühl der Zusammengehörigkeit — der Einheit — zu erwecken, als gemeinsames Leid. Und lastet heute nicht die gleiche Not, der gleiche Schmerz, auf Millionen von Menschenherzen, in all den einzelnen Ländern? Mütter, die ihren heldenmütigen Söhnen nachweinen, Witwen und Waisen, die vergebens ihrer Lieben harren, jugendliche Körper, voll Lebenskraft, die grauenvolle Verstümmlungen erlitten — Notleidende, die um das tägliche Brot weinen — birgt sie nicht **jedes** Volk zu Tausenden und Abertausenden?

Sollte — müßte das nicht die Menschen erkennen lehren, daß **eine** mächtige Hand ihr Geschick leitet — daß ihre Bestimmung nicht darin liegen kann, sich gegenseitig zu hassen — anzufeinden — daß sie mit solchem Haß gegen ein großes Weltengesetz verstoßen — und daß ein solcher Verstoß sich bitter rächen muß — nicht als Strafe, weil es die höchste Liebe ist, die die Weltengesetze schuf — nein, als

notwendige Folge ihrer Handlung, die eine Störung des Gleichgewichts im großen Triebwerk der Welt bedeutet.

Wenn Er, der sie leitet, Liebe ist, so kann auch die Bestimmung für Seine Kinder nur Liebe sein. Es ist daher eine logische Notwendigkeit, daß sie früher oder später diese Liebe untereinander müssen üben lernen. Warum nicht jetzt schon damit beginnen? Lehrte nicht der Christ seine Jünger schon bei seinem letzten Erscheinen auf Erden: „Ein Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet wie ich euch geliebt habe."

Jeder Einzelne, der sich dieser Bestimmung bewußt wird — ob er sie mit dem Herzen empfindet, oder mit dem Verstande erkennt — er ist verpflichtet, mit seinem ganzen Sein daran zu arbeiten, so viel Haß wie möglich durch Liebe aus der Welt zu verdrängen. „Liebe in Wort und Werk! Liebe in Empfindung und Gedanken! Liebe gegen Freund und Feind und alle Kreatur!"

Dann werden wir bald etwas verspüren — einzeln erst, als Gesamtheit dann — von dem Hauch des Neuen, das da kommen soll; von dem Reiche Gottes, das auf Erden erstehen soll unter Seinen Kindern.

Eine neue Zeit zieht herauf! das Alte schwindet! Jubelt Brüder! denn es soll Licht werden auf Erden. Frieda Schönig.

Rundschau.

Einer stadtzürcherischen Kirchgemeinde ist folgendes Austrittsgesuch zugegangen, das wir als Illustration zur heutigen Krisis der Kirche veröffentlichen und das zugleich eine Ergänzung zu anderen Beiträgen dieses Heftes bildet:

„Die Intensität der Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse im Staat, das Maß von Ueberfluß und Notlage beim Einzelnen, die Festigung oder die Zersetzung der Gesellschaftsbande, bezw. die individuelle Freiheit des Bürgers, werden bedingt durch die bestehenden politischen wie wirtschaftlichen Machtverhältnisse, respektive nach Maßgabe der Anerkennung und Handhabung des moralisch-christlichen Grundsatzes betreffend die gegenseitige Rücksichtnahme, das gemeinschaftliche Vorgehen, das Solidaritätsempfinden oder die Nächstenliebe.

1. In politischer und wirtschaftlicher Beziehung höherwertige Rechtsbegriffe zu schaffen, überläßt die Kirche restlos anderweitigen Organisationen.

2. Aus allgemein ablehnender Haltung der Geistlichen, politische wie wirtschaftliche Zustände gegenüber christlichen Grundsätzen zu beleuchten, entäußert sich die Kirche jedweden Einflußes auf die Hebung der Volksmoral.

3. Obschon im derzeitigen politischen wie wirtschaftlichen Leben die Macht und nicht das Recht von ausschlaggebender Bedeutung ist, so anerkennt die Kirche dennoch durch ihr Stillschweigen das heute herrschende Wirtschaftssystem und zögert keinen Augenblick, vor christlichen Grundsätzen die Forderungen des Staates als die primären anzuerkennen.

4. Aus dieser Stellung der Unterordnung unter den Staatswillen erklärt sich denn auch die Passivität der Kirche gegenüber den dringlichsten Tagesfragen.

5. Aus Abhängigkeit der Kirche vom Staat verbleibt die Tätigkeit der Kirche beschränkt, speziell die Pflege der angewandten Nächstenliebe wird der Kirche verunmöglicht.

6. Die Kirche würde verstoßen gegen den heutigen Staat und das bestehende Wirtschaftsprinzip, wollte sie, auf Grund christlicher Leitsätze, praktisch verwendbare Friedensvorschläge aufstellen.

7. Aus demselben Grunde ist es der Kirche verunmöglicht, entschieden Stellung zu beziehen hinsichtlich der internationalen Verbrüderung, hinsichtlich der Friedensbewegung, gegenüber dem Krieg und der Frage des Antimilitarismus, sowie zur Verbesserung des Loses der wirtschaftlich schwach gestellten.

8. Die Kirche theoretisiert lediglich über die sündhafte Welt und gibt sich zufrieden mit der Bekundung einer wirkungslosen, sentimentalen Friedenssehnsucht.

9. Aus Unterordnung unter den Staatswillen sieht sich die Kirche zur Zeit gezwungen, Vielgötterei zu treiben, indem in den diversen kriegführenden Ländern je ein Spezialgott angerufen wird zum Schutze für die eigene gerechte Sache. Die Kirche erniedrigt sich aber auch zu der Aufgabe von Feldgeistlichen, die Kämpfenden anzuspornen und ihre Waffen zu segnen zu wirkungsvoller Arbeit an den ihnen gegenüber gestellten christlichen Brüdern.

10. In Anpassung und Rücksichtnahme an bestehende Verhältnisse setzt sich die Kirche über das christliche Gebot der Nächstenliebe hinweg und unterließ es in Friedenszeiten Stellung zu beziehen gegenüber dem vorauszusehenden Ausbruch des derzeitigen Krieges. Wer aber nicht wider den Krieg und seine Verursacher ist, der ist für den Krieg; wer nicht eintritt für internationale Verbrüderung, der befördert die Rassengegensätze; wer sich nicht bekennt als Antimilitarist, der setzt sich über die Christenlehre hinweg und billigt die Lösung der Konflikte auf gewaltsamen Wegen mit ihren verheerenden Folgen für beide Parteien.

11. Als Drückeberger gegenüber den wichtigsten Tagesfragen, von deren Lösung nach christlichen Grundsätzen die kulturelle Weiterentwicklung abhängig ist, verbleibt die Kirche lediglich eine Zufluchtsstätte für körperlich und geistig Gebrochene, für Minderjährige und Greise. Es befaßt sich denn auch in der Mehrzahl die Bevölkerung nicht mehr mit Kirche und kirlichen Dingen. (In Wahlsachen nur

mehr 30%.) Ihr Einfluß auf das alltägliche Leben ist gleich Null. Bezeichnend ist auch die allgemeine Auffassung, wonach ein Kirchenpfleger anormal, resp. mit einem geistigen Defekt behaftet sein müsse.

12. Immerhin hat sich herausgestellt, daß die Kirche in ihrer Anpassungsfähigkeit sehr wohl zu gebrauchen ist, nämlich als Institut zur Erziehung kritikloser, ruhiger, williger und zufriedener Staatsbürger. Charakteristisch ist der Umstand, daß gerade die maßgebenden Kreise, welche in Politik und Wirtschaftshandlung die Anwendung christlicher Grundsätze längst als untauglich verworfen haben, die Unterstützung der Kirche von Staatswegen als berechtigt erklären.

13. Aus all diesen Umständen kennzeichnet sich die Kirche als Stütze des Staates, bezw. der vorherrschenden Mehrheitsparteien, und damit als Stütze eines ohne Zweifel antichristlichen Wirtschaftsprinzipes.

14. Aber auch die von der Kirche gepflegte Liebestätigkeit bezweckt nicht die radikale Abhülfe der Uebelstände, vielmehr dient solche lediglich als Notbehelf für die weitere Existenz des kranken Staatskörpers.

15. Die hohen Summen, welche für Kirchenbauten, für kirchliche Institutionen u. s. w. aufgewendet worden sind und alljährlich noch aufgewendet werden, rechtfertigen sich in keiner Weise in Hinsicht auf ihren Gegenwert aus kirchlichen Leistungen, welche sich konzentrieren auf Selbstbefriedigung, innere Erbauung, andererseits aber hinwiederum wirken als Hemmschuh jeglicher fortschrittlichen Bewegung.

16. Auch der von der Kirche erteilte Jugendunterricht ist absolut unzulänglich, indem die dem Jüngling gegebene Weltanschauung bei weitem nicht ausreicht zu seiner Orientierung und Wegleitung bei Antritt seiner selbständigen politischen und wirtschaftlichen Tätigkeit.

17. Durch Sanktion widerchristlicher Zustände, aus Grundsatzlosigkeit und Indifferenz verleugnet die Kirche alltäglich den Geist Christi. Durch Prinzipienlosigkeit ist die Kirche zur Bedeutungslosigkeit hinsichtlich Mitwirkung zur Ueberführung der Gesellschaft auf eine höhere Kulturstufe herabgesunken.

18. In Ermangelung der Propagierung eines über Allen waltenden einheitlichen Geistes ist die Austeilung des Abendmahles zur Zeremonie geworden und wirkt heuchlerisch und widerwärtig. Aus all diesen Gründen hat daher die Kirche die Sympathie und Unterstützungsberechtigung von Seiten aller Gerechtdenkenden und Wahrheitsliebenden verloren. Es ist daher angezeigt, daß man diese Institution sich selbst überlasse und sich denjenigen Organisationen zuwende, welche es sich angelegen sein lassen, die Volksmoral in wirtschaftlicher und politischer Beziehung zu heben."

Büchertisch.

„Menschentum" von Otto Volkart. Unter diesem Titel hat Otto Volkart eine kleine Auswahl seiner Gedichte herausgegeben: nicht einmal vierzig an Zahl, aber wir können nur wünschen, daß sie von recht Vielen gelesen und nachempfunden werden. Die Schönheit, für viele dürfte man ruhig sagen: Vollendung der Form, die Tiefe und Erhabenheit der Empfindungen und Gedanken, müssen uns dem echten Dichter und edlen Menschen gewinnen. Persönliche Erlebnisse, aber noch mehr die himmelschreienden Nöte des Krieges schwingen darin, klingen auf vom weichsten Akkord bis zur kreischenden Dissonanz. Von Haß, Verzweiflung zeugen sie, stärker jedoch von Liebe und Hingebung an das Große, Edle, wo immer in der Welt es sich findet. Und vom Glauben an den Sieg des Guten, von der Pflicht jedes Einzelnen in diesem (geistigen) Kampf mitzukämpfen.

Mensch ist mein Name,
Die Liebe mein Siegel,
Ich leide mein Leiden.
Im Strom der Ewigkeit
Schäum' ich als Welle,
Und als ein Kind der Zeit
Ich zerschelle. —

Das geschmackvolle Bändchen ist bei Hermann Hombrecht, Verlag in Olten erschienen (Fr. 2. 50). — Dr. W. J.

C. J. Jouve, Poême contre le grand crime 1916. Der Verfasser dieser Strophen gegen den Weltkrieg gehört zu dem Häuflein tapferer Kämpfer, die sich um die pazifistische Revue „Demain" scharen. Das Büchlein zerfällt in vier Einzelgedichte, deren Titel: Au Soldat Tué — A la Belgique — Chant de L'Hopital — Tolstoj — auf den Inhalt hindeuten, der eine leidenschaftliche Anklage gegen den organisierten Völkermord bildet und in eine erhebende Apologie der großen Friedensbringer der Vergangenheit: Confuzius, Christus, Spinoza, Tolstoj ausklingt. Auch diese Stimme verdiente in gegenwärtiger Stunde, wo vor der Diskussion des Friedensproblems alle andern Fragen zurücktreten, gehört zu werden. Th.

Redaktionelle Bemerkungen.

Das vorliegende Heft hat zum Hauptgegenstand die religiöse Krisis unserer Tage und zugleich die des Sozialismus. Wir möchten die betreffenden Aeußerungen dem ernsten und ehrlichen Nachdenken aller Leser empfehlen. Denn sie stammen von Menschen, die es verdienen, sehr ernst genommen zu werden. Gerne würden wir dazu Stimmen aus dem Leserkreise vernehmen. Daß die Redaktion nicht gerade alle Ansichten der Mitarbeiter teilt, muß, so selbstverständlich es auch ist, von Zeit zu Zeit wiederholt werden. Es kommt darauf aber gar nicht an. Wir rechnen mit Lesern, die selbst urteilen können und geben dem Widerspruch stets gern das Wort.

Von dem Beitrag über Rußland möchten wir bemerken, daß er schon lange vor dem Ausbruch der Revolution bei uns eingegangen ist. Wenn wir ihn nun doch bringen, so geschieht es, weil er nach unserer Meinung dazu beitragen kann, das Urteil über Rußland und die Revolution zu bereichern. Daß wir nicht in allen Punkten mit dem Verfasser gehen, wird wohl gerade in diesem Falle klar sein.

Seitdem das letzte Heft der Neuen Wege erschienen ist, hat die Welt ein anderes Gesicht erhalten. Trotz allem Schrecklichen, was wir noch erleben und allen Gefahren und Rückschlägen, die dem Neuen noch drohen, dürfen wir wohl das Gefühl haben, daß eine Auferstehungszeit begonnen habe. Vexilla Dei prodeunt — Gottes Fahnen rücken vor!

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Was der Einzelne kann.[1]

1. Kor. 3, 9: Wir sind Gottes Mitarbeiter.

Liebe Gemeinde! Im Angesichte der furchtbaren Dinge, die heute in der Welt geschehen, der Greuel, des Jammers, der Verwirrung, der Herrschaft des Bösen bei uns und in aller Welt steigt aus allen edleren Seelen die Frage auf: „Was sollte ich tun, gerade ich, um diesem Untergang alles Guten zu wehren?“ Sie verwandelt sich gewöhnlich rasch in eine andere, die zugleich eine Klage ist: „Was kann ich tun; ich, ein Einzelner, gegen so umfassende und so riesengroße Uebel?“ Es ist besonders der Krieg selbst, der diese Fragen erzeugt. Zahllose Seelen, und zwar meistens die ernstesten und besten, quälen sich mit ihnen ab. Sie erkennen in ihrem ernsten Sinn mit aller Klarheit den Anteil an Schuld, den gerade auch sie, als Einzelne, an der ungeheuren Katastrophe haben, aber viel, viel weniger klar ist ihnen die Art, wie sie nun auch ihren besonderen Teil an der Sühne dieser Gesamtschuld leisten sollten. „Was können wir tun? Hier kann ja der Einzelne nichts ausrichten, hier müssen Organisationen eingreifen, und zwar große, internationale, weltumspannende.“ Oder: „Hier müssen größere Menschen handeln, Menschen, die an wichtige Posten gestellt sind, Staatsmänner, Fürsten, oder Menschen von großem Ruhm und Namen, oder dann Menschen von großem Geist und Willen.“ Auf diese Weise geht viel edle Kraft verloren. Sie reibt sich auf in Selbstanklagen oder vergeblichem Warten; sie reibt sich vielleicht noch sicherer und noch nutzloser auf in irgend einem hastigen Mitmachen von Friedensbestrebungen, die doch wenig Wert haben. Es ist eine große Not. Denn unter diesen Menschen sind sehr oft solche, die wirklich zu einem großen Tun für Gottes und des Menschen Sache berufen erscheinen, Menschen, die sittlich und religiös so viel höher stehen, als sehr Viele von denen, die an die verantwortungsvollen und einflußreichen Posten gestellt sind. Ist es nicht ein Jammer, eine

[1]) Akademische Predigt, gehalten in der Kirche zu Oberstraß in Zürich am 21. Januar 1917. Am Schlusse etwas erweitert.

Verkehrtheit, die nur dem Reiche des Bösen zugute kommt, daß diese äußerlich Berufenen oft so elend versagen, so wenig Mut, Glauben, Geist und Größe zeigen, während die nach unserer Meinung innerlich Berufenen ungebraucht am Markte stehen bis zur elften Stunde, ja, man muß fürchten, noch darüber hinaus? O wie mag da manchmal der Seufzer aus einer solchen Brust aufsteigen: „Wenn ich dort stünde, wo die Menschen stehen, deren Wort weltbewegende Folgen hat, da wo der Papst steht, oder der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika! Wie wollte ich mit einem Wort die Welt erlösen!" Wenn sie aber zu bescheiden sind, so zu denken, dann denken wir so für sie. Es ist uns immer wieder eine Anfechtung, solche Menschen zu treffen, in denen ein Licht ist, das weithin strahlen könnte, und großen Segen strahlen, ein Stück Erlösung strahlen, und es steht an einem Orte, wo niemand es sieht oder nur Wenige und die Wenigen, die es sehen könnten, haben vielleicht nicht einmal die Augen dafür. O grausamste aller Ungerechtigkeiten! O schwerstes aller Lose: wirken wollen, wirken können und nicht dürfen!

Diese Not ist alt. Wir haben sie auch vorher gekannt. Der Krieg hat sie nur, wie so manches Andere, gesteigert, heller ins Licht gesetzt. Wir aber fragen, ob es für diese Not keine Hilfe gibt? Wir fragen dies allgemein, fragen es aber freilich auch gerade im Blick auf die furchtbare Größe der Aufgaben, die in diesen Zeiten vor den Menschen aufsteigen. Jetzt, wo wir alle Kräfte des Guten brauchen, wo davon kein Tausendstel eines Grammes verloren gehen sollte, wo wir davon immer noch zu wenig zu haben scheinen, auch wenn wir alle gesammelt haben, sollte da so viel wertvolles Wollen, so viel Seelenadel, Seelentiefe, Seelenkraft, so viel Liebe, so viel Reinheit, so viel Friedenswille, so viel Glaube, so viel Fähigkeit, alles zu opfern, verloren gehen? Darf das, muß das sein?

Es darf nicht sein, und es muß nicht sein!

Liebe Zuhörer! Daß diese Not in der Weise unter uns vorhanden ist, wie wir sie nun zu beschreiben versucht haben, ist auch ein Zeichen der Zeit und ein Teil gerade der besonderen Gesamtnot dieser Zeit. Wir kommen aus einer Zeit her, wo das Wort Organisation eine allbeherrschende Rolle spielte. Das geschah nicht ohne gute Gründe, denn die Welt war aus den Fugen gegangen. Die Selbstsucht hatte die Menschen auseinandergerissen, hatte sie gegen einander gestellt zu einem Kampf Aller gegen Alle. Die Gemeinschaften, die früher die Menschen sittlich aneinander gebunden hatten: Familie, Kirche, Volk, Arbeitsgenossenschaft, waren zerfallen, hatten ihre Seele verloren oder doch viel von ihrer einigenden Kraft eingebüßt. So war unter dem Namen der Freiheit ein Individualismus, eine Vorherrschaft des Einzelnen zustande gekommen, die darin bestand, daß Keiner sich mehr um den Andern kümmerte, außer wo er ihn ausbeuten konnte. Da taten denn die Menschen sich wieder zusammen zu immer größer werdenden Organisationen. Sie taten es, um besser gegen einander kämpfen zu können.

Nicht zum wenigsten aus diesem Grunde erhoben besonders die Staaten immer mehr Anspruch an die Menschen, bis es zu der Lehre und der Tatsache kam, daß der Einzelne nichts sei und die Organisation alles. Man vertraute immer williger sein Schicksal diesen Organisationen an; sie sollten helfen, konnten helfen. Wo irgend ein Uebel auftauchte, da mußte der Staat eingreifen, oder die Schule, oder ein Verein oder eine wirtschaftliche Verbindung. Die Menschen verlernten das eigene Handeln, die eigene Verantwortlichkeit; sie übertrugen beides auf eine Gesamtheit, oder auf bestellte Vertreter. Sie vergaßen wohl auch etwa, daß sie ein eigenes Gewissen hatten, sie überließen es einem Gesamtgewissen und ein Gesamtgewissen ist der Gewissenlosigkeit oft zum Verwechseln ähnlich.

Da kam der Krieg und brachte auch hierin, wie überhaupt, nur eine Steigerung und damit Enthüllung eines schon früher vorhandenen Zustandes. Verursacht durch die innere Zersetzung und Atomisierung unserer Gesellschaft, die ihrerseits der äußerste Abfall von Gott und dem Menschen war, und zugleich durch die Zusammenballung der Menschen zu neuen Organisationen, die aber zum wichtigsten Teil bloß Organisationen für den Krieg Aller gegen Alle waren, hat er zunächst die Herrschaft des Allgemeinen über den Einzelnen aufs Aeußerste gesteigert. Was gilt der Einzelne noch neben diesen riesigen Staats- und Kriegsmaschinerien? Es ist geradezu ein Hauptzug des Krieges und des Systems, das damit zusammenhängt, daß sie dem Einzelnen sein Recht und seinen Wert nehmen und ihn zum Teilchen eines großen Mechanismus machen. Sie saugen ihm die Seele geradezu aus. Wohl können aus diesen Massen Einzelne sich erheben, Feldherren, Staatsmänner, können sich blutigen oder unblutigen Ruhm erwerben, aber was sind diese Wenigen gegen die Millionenmassen derer, die einfach als Material verwendet werden? Man hat freilich zu Beginn des Krieges einen großen Jubel darüber erhoben, daß nun die Menschen über ihre Vereinzelung hinausgehoben seien zu einer Gemeinschaft und über ihr kleines Selbst zu einem großen Ganzen. Mit einem Enthusiasmus, wie nie zuvor, feierte man die Organisation und sie schien ja auch unerhörte Triumphe zu feiern und so das letzte Wort aller Weisheit, Sittlichkeit und Religion zu werden.

Aber die Kehrseite trat rasch hervor und ist immer mehr in den Vordergrund getreten. Ist denn der Krieg nicht gerade darum ausgebrochen, weil wir zwar riesige Organisationen hatten, aber keine großen Menschen, ja fast möchte man sagen, keine Menschen, zum mindesten an den Stellen, wo sie vor allem nötig gewesen wären? Wenn wir die Sammlungen von diplomatischen Urkunden durchlesen, die die Regierungen herausgegeben haben, um die Schuld am Kriege von sich abzuwälzen, so muß sich uns ein Eindruck vor allem aufdrängen: diese Männer, die in jenen entscheidenden letzten Julitagen und ersten Augusttagen des Jahres 1914 die Geschicke der Völker in der Hand hielten, sie haben zum Teil verzweifelte Anstrengungen gemacht, das Unheil abzuwenden. Und doch kommen sie uns, mit ver-

schwindenden Ausnahmen, wie Gliederpuppen vor. Wo ist Einer, der im Angesicht der kommenden blutigen Sintflut eine herzdurchdringende, die Völker aufweckende Stimme erhöbe: „Ihr Menschen, seht ihr denn nicht, daß wir Alle dem Abgrund zutreiben?“ Nein, Alle reden im Amtsstil, mit vielleicht einer einzigen Ausnahme, Alle sind wie Marionetten des Schicksals statt seine Meister zu sein. Die Organisationen, die seelenlosen, haben eine eigene Seele bekommen, eine mörderische Seele, und treiben zur Vernichtung gegen einander. Und wir, was taten wir? Wir, nicht gewohnt selbst zu handeln, sahen zu, wie gelähmt. Die internationale Organisation der Arbeiterschaft, auf die Viele nun in der Not ihre Hoffnung setzten, die vorher wenig genug von ihr wissen wollten, brachte eine große Enttäuschung; denn auch hier war die Organisation an die Stelle der selbst handelnden Menschen getreten. Sie hatte ihr Gewissen übernommen, sodaß die Einzelnen in der Stunde der höchsten Not und schwersten Entscheidung es nicht fanden. Und jetzt, da Friede werden sollte, da man den Frieden schaffen will, was für eine seltsame Erfahrung machen wir da wieder? Wir sehen, daß jedermann den Frieden will, daß alle Völker ihn begehren, und doch können wir ihn nicht bekommen, sondern scheinen nun vollends dem Fürchterlichsten entgegengehen und vielleicht im Abgrund endigen zu müssen. Was ist denn das für ein böser Zauber, daß die Völker das nicht haben können, was sie doch aufs inbrünstigste begehren? Das traurige Geheimnis ist, daß sie nicht wahrhaft wollen können, weil die Organisationen ihren Willen haben und, einmal in Bewegung gesetzt, ihren zermalmenden Lauf weiter gehen. Auch die Friedensbewegung selbst — warum ist sie so machtlos? Sie ist auch zu sehr Organisation geworden. Sie vertraut auf die Organisation, liebt die Organisation an sich selbst, und jede besondere ihrer Organisationen wieder sich selbst, und kommt so zu keiner lebendigen Kraft. Es fehlt an Menschen, reinen, seelenstarken, hinreißenden Menschen. An Menschen fehlt es überall, an Menschen, die als Einzelne eine Kraft sind.

Es fehlt freilich nicht an großartigen Worten, heldenhaften Geberden, revolutionären Losungen. Wenn man's hört, und naiv genug ist, möchte man eine nahende Flut von Heroismus glauben. Aber da findet schleunigst ein Wechsel der Dekoration statt. Man möchte schon heldenhaft sein, aber nicht gerade in diesem besonderen Fall — immer gerade nicht in dem besonderen Falle! Ja, sonst — da wird man die Welt zittern machen, aber in dem besonderen Falle ist ein Hindernis da! Ohnehin gibt man so viel Tapferkeit in Worten aus, daß für Taten unmöglich viel übrig bleiben kann. Darum die größten Wortthelden regelmäßig die schlimmsten Tatmemmen sind. Vor allem aber hat man einen bequemen Schutzwall für seine heroische Feigheit gefunden: die Losung, daß die Masse das tun müsse. Wenn man zu einem solchen Helden tritt und ihm zumutet, nun die Folgen seiner Rede in persönlichem Tun zu ziehen, da ist er nicht wenig erstaunt: „Dummheiten! Was kann der Einzelne? Die Masse muß es tun.

Massenbewegung wird helfen! Agitieren muß man und dann tut es die Masse!" Als ob die Masse nicht aus Einzelnen bestünde! Als ob eine Schar von Menschen, die einzeln nichts zu tun wagen, eine Heldenschar würde, wenn sie zusammen sind! Als ob eine Kampfreihe, wo jeder wartet, bis Alle vorstürmen, je vorwärts käme! Als ob durch ein Mysterium aus einer Summe von Nullen mehr als Null würde! An dieses Mysterium der Masse glauben aber Menschen, die sonst keinen andern Glauben mehr haben. Es ist ihr Gott — der Gott der Feigen. In Wirklichkeit ist es ein Götze, der seine Anhänger noch stets getäuscht hat und immer wieder täuschen wird.

Die Enttäuschung ist riesengroß. Wie viele, von denen man wohl meinte, sie stünden wie ein Turm, sind umgefallen wie ein leichtes Schauspielzelt. Wir hatten ja so viele sogenannten starken Persönlichkeiten. Denn nicht wahr, daran wollen wir uns doch noch rasch erinnern, daß es ja schon lange eine Bewegung gegen das Herdentum, das Massenwesen unter uns gab. Es kam die Losung vom persönlichen Leben, vom Herrenmenschentum, von der herrlichen Freiheit des Lebens und der Liebe. Aber wo sind jene Starken geblieben? Haben sie sich dem Strom des Massendenkens, Massenfühlens entgegengestemmt? Im Gegenteil: Viele haben am lautesten mitgemacht, mitgemacht jedenfalls die meisten.

Und so ist überhaupt das Böse groß geworden. So lebt es triumphierend von der Schwäche und Zersplitterung der Guten, die nicht handeln gelernt haben. Vielleicht nirgends kommt dieses Elend so deutlich zum Ausdruck, als in der Herrschaft, die das, was man Presse nennt, unter uns ausübt. Wie darf diese allem Mittelmäßigen, ja Gemeinen eine Stimme verleihen, wie darf sie lügen, verleumden, Einzelne und ganze Gemeinschaften, wie darf sie die Saat des Mißtrauens und Hasses jeden Tag ausstreuen, darf sie die Ehre und den guten Namen jedes Gegners, der ihr stark unbequem ist, mörderisch anfallen, ohne daß die Opfer etwas dagegen machen können — und Viele wissen es, Viele sagen es, die Leser dieser Presse selbst fühlen und sagen es, und doch lebt und gedeiht sie weiter; denn wer unter diesen Lesern kommt auch nur dazu, einmal ein solches Blatt zurückzuschicken? Es ist eine Ordnung, die dem Bösen dient, wenn die Organisationen handeln und die Einzelnen, die das Gute wollen, nicht handeln können oder vielmehr nicht zu handeln wagen.

Denn wie steht es mit dem Nicht-Können? Ist es wahr, daß wir als Einzelne nichts ausrichten können? Lasset uns doch einmal die Frage stellen, wie denn laut dem Zeugnis der Geschichte und der Erfahrung die wahrhaft großen Dinge getan worden sind.

Einer, der selbst sehr Großes getan, hat das Wort gesprochen, daß Gott die Welt durch wenige Helden und fürtreffliche Menschen regiere. Wir dürfen vielleicht, um dies zu erkennen, in die Bibel schauen, diesen Spiegel der Welt und zugleich der Ordnungen Gottes. Wie wird hier das Große getan? Etwa durch Organisationen, Volksversammlungen, Resolutionen? Nein, überall durch etliche Helden

und fürtreffliche Menschen. Moses, er allein, dieser Mann, der eine Schuld auf seinem Gewissen hat, der immer noch mit Gefahren seiner Natur zu kämpfen hat, der auch nicht einmal gut sprechen kann, er führt Israel aus Egypten, er verbindet es mit seinem Gott, er gibt ihm jenes Gesetz, das bis auf diesen Tag hält und von dem auch wir Alle zum Teil leben, er „drückt seine Hand auf Jahrtausende wie auf Wachs“, er, dieser eine Mann. Wer hat den Kampf gegen den Abfall Israels von dem lebendigen Gott zu den Götzen gestritten, gegen die Könige, die Priester und das Volk? Jeweilen ein Mann, heiße er Elias, Amos, Jesajas, Jeremias — oft ein sehr einsamer, sehr schwacher, sehr verhöhnter Mann. Wer hat die Botschaft von Christus zu den Heiden getragen und ein Weltreich erobert, das den Bestand des römischen überdauerte? Ein Mann, ein unscheinbarer, körperlich kränklicher, auch mit vielen andern Schwachheiten behafteter Mann, der Teppichweber Paulus aus Tarsus. Um dann über die Bibel hinauszugehen und ein Beispiel zu nehmen, das uns besonders nahe liegt, wer hat jene weltgeschichtliche Macht geschaffen, die man Calvinismus nennt und die auch ein geistiges Weltreich ist? Die unerhörte, in Gott gebundene, oft strenge, zu strenge, harte, zu harte Willensstärke eines Mannes, eines Mannes, der auch kränklich war, der, menschlich gesprochen, am wenigsten zu dem Werke berufen schien, das er dann tat, der, menschlich gesprochen, am wenigsten an den Ort paßte, wo er es tat. Und endlich — wer hat die Welt aus den Angeln gehoben? Der Sohn des Zimmermanns, er allein.

Nicht wahr, das lautet anders, als die Botschaft von der Masse und ihrer Organisation. Freilich liegt hier ein Einwurf nahe. Du wirst sagen: „Das waren Große, aber was bin ich?“ Aber dein Einwurf hält nicht Stich. Ich frage: Wer sagte diesen Menschen denn zum voraus, daß sie Große seien? Sie kamen sich oft klein genug vor und konnten sich nicht genug darüber wundern, daß Gott gerade sie zu Großem brauchen wolle. Und so taten die Andern. Sie wurden gelegentlich von der Herde oder vom Webstuhl oder dem Büchertisch weg gerufen und wußten keineswegs, was aus ihnen werden würde. Jetzt sind sie freilich groß, aber damals? Jetzt sind wir gewohnt, in ihrem Auftreten göttliche Führung zu sehen, aber diese trat damals an Zaghafte, scheinbar gar nicht Berufene heran. Sie greift sozusagen wie Zufall in die Menschenmasse und fragt jedenfalls gar nicht nach äußerer Berufung, nach irgend welcher menschlichen Größe und irgend welchen irdischen Glanz, im Gegenteil, sie liebt aus dem Nichts zu schaffen, das irdisch Große auf der Seite zu lassen und mit dem irdisch Verächtlichen Großes zu wirken. — Ich frage dich ferner: haben nicht auch die wirklich Kleinen, die bescheiden Ausgestatteten, das Größte zu tun geholfen? Jene Fischer, die am See Genezareth ihre Netze flickten, als Jesus vorüberging, was waren sie? Waren das Menschen, die an Stand und Ansehen oder an Geist und Gaben irgend einen jungen Mann unter uns überragten? Auch ihr Charakter sogar hatte, wie wir wissen, manche Schwächen. Die Söhne des Zebedäus

waren heftig, Petrus wankelmütig. Und doch hat Jesus sie zur höchsten Höhe nicht bloß der Weltgeschichte, sondern auch der Reichsgottesgeschichte emporgehoben. Wo hätten sie je an solches gedacht gehabt? Oder jene Maria, die auf Jesu Haupt die Salbe ausgoß, war sie wohl nicht eine Frau ungefähr wie viele unter uns sind? Und doch hat sie, ganz ohne es zu wissen und zu wollen, eine Tat getan, die Segen wirkt durch alle Zeiten. Jener Simon von Zyrene, der dem Herrn das Kreuz trug, als dieser selbst zusammenbrach, hat er wohl gewußt, daß er Großes tue? Er hat vielleicht eher gemurrt. Und doch ist er durch eine scheinbare Zufallstat eine Gestalt der größten Geschichte, der Leidensgeschichte Jesu geworden und ein Lehrer für zahllose Geschlechter. Das Gleiche sagt uns wieder die weltliche Geschichte. Ich frage: Haben nicht all die Großen eine Mutter gehabt? Und wissen wir nicht, daß sie oft ihr Bestes von der Mutter hatten? Ist nicht Maria, die Mutter Christ, ein Symbol für die Mutter überhaupt? Und wenn es nicht die leibliche Mutter war, so vielleicht eine geistige Mutter. Welch entscheidenden Anteil hat so oft eine edle Schwester oder Freundin an der Entwicklung eines Menschen gehabt, der dann der Welt äußerlich Großes gab? Wenn wir das aber nicht leugnen können, müssen wir dann nicht zugeben, daß die Großen, ich meine die, die dann auch nach außen als solche hervortreten, viel Kleinere haben müssen, die in aller Stille und Verborgenheit ihnen helfen; daß sie ihr Werk, das dann weithin leuchtet und eine gewaltige Macht wird, gar nicht tun könnten, wenn nicht zahllose Andere, weniger Berühmte, Namenlose, das Ihrige treu, tapfer, rein, innerlich groß vollbrächten?

Die größten Dinge werden durch einzelne Menschen getan — nicht durch Organisationen, Kommissionen, Cliquen, Gevatterschaften, sondern durch Menschen, die ihrer Seele gehorchen und es mit Gott wagen, durch große, kleine und kleinste Menschen. Auch was während dieser Weltkatastrophe an heldenhaften und erlösenden Taten geschehen ist, das ist von Einzelnen getan worden. Wir wären ungerecht, wenn wir vergäßen, daß solche Taten geschehen sind. Sie sind uns Zeichen eines seelischen Erwachens, Verheißungen auf den Anbruch größerer Tage des Guten hin. Aber es waren Einzelne. Von solchen Taten einer Gemeinschaft haben wir kaum gehört; was sich an höhern Geist, an Bekennermut, an Liebe und Seelenadel über das wüste Chaos der Zeit erhob, das waren Einzelgestalten, weltlich große und weltlich kleine. Und sie haben gewirkt! Sie haben den Bann des Bösen erschüttert, haben Zagende stark gemacht, Schlummernde aufgeweckt und den Glauben an Gott und Menschen gerettet.

In dem Lichte dieser Tatsache wollen wir nun stille halten und dir, du Einzelner, die Antwort auf die Frage geben, was denn du tun kannst, gerade du, du Einzelner, du vielleicht Kleiner, vielleicht Schwacher.

Wir wollen mit dem beginnen, was dich vielleicht jetzt am meisten beschäftigt: Was kannst du, gerade du, tun, um den Krieg zu besiegen

und den **Frieden** auf Erden herbeizuführen? — Wir antworten: Sehr viel, ganz außerordentlich viel. Zunächst einmal bedenke eine eigentlich auf der Hand liegende Wahrheit. Wenn der Krieg in der Welt einmal aufhören soll, dann muß er zuerst in den einzelnen Herzen aufhören; wenn Friede auf Erden werden soll, dann muß es Friedensmenschen geben, Menschen, die das Wesen echten Friedens an sich, die Kräfte echten Friedens in sich tragen. Das ist keine kleine Sache. Denn wir Alle tragen ja Vieles von den Mächten in uns, die vereinigt den Krieg geschafft haben, wir hegen in uns noch mörderische Triebe und Leidenschaften. Darum wird nicht Frieden auf Erden sein, bis es genug solche neuen Menschen gibt, daß sie die Andern geistig überwinden. Das also liegt auf der Hand und daher liegt auch auf der Hand, was für ein großes Werk es ist, einen solchen Friedensmenschen aus uns zu machen.

Aber es kommt vielleicht eine Wahrheit hinzu, die weniger auf der Hand liegt, deswegen aber wohl nicht weniger gültig ist. Welche Taten sind wohl für das Reich des Guten die wichtigsten? Sind es wohl vorwiegend die, die auf der breiten Bühne des öffentlichen Lebens geschehen? Sind es die Erfolge, die sichtbar und greifbar über irgend eine Macht, irgend eine Sitte oder Einrichtung errungen werden? Ich glaube es für meine Person nicht; ich glaube vielmehr, daß es jene Schlachten sind, die in großer Stille und Einsamkeit, vielleicht keinem Menschen bekannt, einzig auf dem Kampfplatz der eigenen Seele geliefert werden. Solche Schlachten haben nämlich nicht bloß Sinn und Wert für den Einzelnen, der sie durchkämpft, sondern sind von Bedeutung für das ganze Geisterreich. Es ist nicht bloß ein schönes Bild, daß Freude im Himmel ist über einen Sünder, der Buße tut. Wir spüren an dem unendlichen Ernst solcher Kämpfe, daß es sich um mehr handelt, als bloß um uns. Wenn du im bitteren Ringen mit irgend einer Macht des Bösen liegst, so hast du es mit dem ganzen **Prinzip** des Bösen, dem ganzen **Reich** des Bösen zu tun; wenn du unterliegst, so hat das Prinzip des Bösen triumphiert, sein ganzes Reich Zuwachs an Macht erhalten, wenn du aber siegst, so hast du für die ganze Welt des Guten gesiegt. Wenn das wahr ist, dann bekommt das Tun des Einzelnen eine sehr große Bedeutung. Ja, dann kommen wir zu einem unerwarteten Ergebnis: wir sehen, **daß es in diesem Sinne gar keinen Einzelnen gibt**, daß wir immer verbunden sind mit dem großen Ganzen, immer im Auftrag des Ganzen. So kann dein Tun ungeahnte Bedeutung haben. So kannst du, wenn du in dir die Mächte verzehrst, die den Krieg schaffen, Rachetrieb, Haß, Gier, Selbstsucht, Machtdrang, die Macht des Krieges überhaupt verzehren, seine Wurzeln abgraben. So kann ein Mensch, ein wahrer Friedensmensch, das ganze Reich des Krieges bis auf die Fundamente erschüttern. Es kommt nur darauf an, wie weit er selbst gelangt, was für ein Maß von Liebe, Glauben, Gotteskraft er in sich aufbringt. Ein Mensch kann Dämonen vertreiben aus ganzen Städten und Ländern, ein Mensch kann Burgen und Reiche

einnehmen, einem Menschen sind unbegrenzte Möglichkeiten aufgetan — jedem Menschen! Es kommt nur auf ihn selbst an!

Das gilt in allen Dingen. Der Einzelne hat in diesem Sinne den Weg dazu frei, daß er nicht mehr bloß Einzelner ist. Er braucht sich bloß dem großen Reich des Guten von ganzem Herzen anzuschließen. Dann teilt er seine Kämpfe, teilt seine Niederlagen, teilt auch seine Siege; dann strömt ihm großer Reichtum zu. Dann hat er Wichtiges und Großes zu tun. Denn er setzt alles, was er zu tun hat, und vor allem sein eigenes Wesen, mit diesem Reiche in Beziehung und dadurch wird alles groß und wichtig, auch was äußerlich genommen klein und unbedeutend ist. Wer weiß übrigens, was in Gottes Plan groß ist und was klein? Er sagt sich, daß er auf alle Fälle Einer von den Vielen ist, die mitarbeiten und daß in dem großen Bau des Gottesreiches jeder kleine Stein wichtig ist und wichtig darum auch, wie er gelegt wird. Also gibt er sich zufrieden, wenn Gott nichts Besonderes von ihm verlangt. Er bedenkt, daß die besondern Aufträge auch besondere Verantwortlichkeiten einschließen. Wenn er aber das Gefühl hat, daß seine Kraft und Gabe doch vielleicht noch zu etwas Anderem reichten und dafür bestimmt seien, dann wartet er. Und er wartet nicht umsonst. Denn dies wage ich dir zu sagen, der du glaubst unnütz zu sein, wage ich jedem unter uns zu sagen: Gott braucht immer mehr Arbeiter, als er findet, es sind immer zu wenig da, nie zu viel. Wenn du wirklich willst, von ganzem Herzen und mit allen Kräften, wenn du wirklich bereit bist, dann bekommst du mehr zu tun, als du glaubst. Denn groß ist das Arbeitsfeld unseres Gottes und groß die Arbeit.

Inzwischen hast du Gelegenheit genug, für Gott und den Menschen auf deine besondere Weise einzustehen als Einzelner, wenn auch nicht gerade mit einem besonderen Werk. Ich nenne dir drei Wege, drei von vielen. Der erste ist: du kannst die Wahrheit vertreten. Das ist schon sehr viel. Denn oft ist dies gerade das Entscheidende, daß jemand einfach wagt, das zu sagen und tun, was viele für Wahrheit halten, aber keiner zu sagen und zu tun wagt. Es ist dann wie ein Bann gebrochen. Zu solchem Zeugnis für die Wahrheit ist aber in unserer Welt leider Gelegenheit genug und wer es damit ernst nimmt, hat bald ein großes Werk. Und er wird etwas bedeuten. Der zweite Weg: du magst solchen beistehen, die ein großes Werk zu tun haben. Sie haben es meistens nötig. Und wenn du sie auch nur mit treu teilnehmenden Gedanken begleitest! Du kennst ja das Wort von dem Becher frischen Wassers, einem Gerechten gereicht in eines Gerechten Namen. Wie oft haben sie es bitter nötig, wie dürsten sie oft nach einem Wort des Verständnisses, der Ermunterung, des ritterlichen Eintretens für sie — umsonst! Der dritte Weg aber heißt: du darfst beten. Das Gebet aber ist ein Vollmachtsbrief für die Beteiligung an der Weltregierung Gottes. Das Gebet, sagt ein altes kühnes Wort, ist der allmächtige Herr aller Dinge. Wer beten kann, der kann

vielleicht mehr, als wenn er Fürstentümer regierte. Er ist mit dabei, wo die großen Schlachten Gottes geschlagen werden, er ist sehr mächtig.

Ueberhaupt ist das Wort: „Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan" die Enthüllung einer der Grundordnungen der Welt Gottes. Wir müssen nur damit ernst machen. Und da gestehe ich nun, daß es mir daran oft bei denen zu fehlen scheint, die klagen, daß sie keine rechte Lebensaufgabe hätten. Ich habe den Eindruck, daß sie oft lieber in ihrem Klagen beharren, als mit dem Suchen des Bessern ganzen Ernst zu machen, daß sie oft auch mehr das suchen, was ihre Laune, ihren Glückstraum befriedige, als ihr Werk. Ernst muß es dir freilich sein, heiliger Ernst. Dann aber sagen wir dir: Es ist nicht wahr, daß Du nichts kannst. Es ist dir ein großes Reich gegeben. Du, der vielleicht Arme, Kleine, bist Mitarbeiter des reichen, großen Gottes und er tritt dir gern viel ab, er hat es gerne, wenn du viel tun kannst!

Wenn du es kannst! Denn freilich ist bei alledem eine *Bedingung*. Wir haben sie schon bisher stillschweigend vorausgesetzt und wollen sie aber nun noch kräftig aussprechen: *Diese Vollmacht bekommt der Einzelne nur von Gott und für Gottes Sache.*

Das ist's wenigstens allein, was *wir* meinen. Denn wir leugnen nicht, daß auch für rein weltliche Dinge und mit rein weltlichen Mitteln der Einzelne Vieles vermag. Alexander, Cäsar, Napoleon stehen dafür als Zeugen vor uns auf. Der Sohn der korsischen Mutter erobert die halbe Welt, ein Bettlerjunge wird zum Millionär, beide, weil sie es *wollen*. Es ist eine fast zauberhafte Sache um die Macht des Willens. Man ist versucht zu sagen: ein Mensch kann alles, was er will, wenn er es nur *ungeteilt* und ganz will.

Wir freilich wollen nur von einer Macht wissen, die im Dienste *Gottes* steht. Wir bekommen die Macht, die *wir* meinen, nur in dem Maße, als wir Gottes Sache vertreten. Die Vollmacht des Menschen, des einzelnen Menschen, ist Gottes Macht, nicht die eigene Macht. Er selbst bleibt dabei vielleicht ein armer, schwacher Mensch, der im Gefühl seiner Unzulänglichkeit, seiner Ohnmacht und sündigen Unreinheit fast vergeht. Aber da kommt denn jenes tiefe Gesetz zur Geltung, daß die Kraft Gottes in des Menschen Schwachheit mächtig ist. Sobald wir Macht wollten für etwas, das nicht Gottes Sache ist, vielleicht für irgend einen Ichdienst, ginge jene Vollmacht verloren.

Aber sie wird auch uns in dem Maße verliehen, als wir Gott *ganz* dienen. Dieses Maß ist streng und unveränderlich. Wenn wir in weltlichen Dingen *ganz* sein müssen, um das Große zu wirken, so noch viel mehr in göttlichen Dingen. Denn Gott ist ein eifriger Gott und duldet keine andern Götter neben sich. Das ist eines der traurigen Geheimnisse unserer Mißerfolge, daß wir

selten ganz sind im Wollen des Höchsten, daß die Kinder der Welt es auf ihrem Gebiete mehr sind, als die Kinder Gottes auf dem ihrigen. O, wenn wir ganz wären, welche Wunder würden wir erleben!

Und wir müssen treu sein. Auch das ist eine Hauptquelle alles Mißlingens, daß wir nicht treu genug sind. Wenn wir eine Gabe Gottes empfangen, einen Auftrag Gottes vernehmen sollen, dürfen wir nicht schläfrig sein. Wir müssen gerüstet sein, wie im verantwortungsvollsten Kriegsdienst. Wir müssen gespannt auf sein Wort lauschen, müssen um das Verständnis seines Willens vielleicht mit harter Seelenmühe ringen. Wir dürfen die große Gabe nicht den lässigen Händen entgleiten lassen. Wir müssen aushalten in Geduld und Glauben, oft lange, dunkle, öde, schreckenvolle Strecken. Wir müssen wagen können und leiden. Mitarbeiter müssen auch Mitkämpfer sein.

Wenn wir so dienten, ganz und treu, dann würden wir mit Gott Großes erleben. In dem Maße, als wir ein solches reines Gefäß würden, könnte und wollte Gott etwas von seiner Allmacht hineinlegen. Ein solches Gefäß war Jesus geworden, ein ganz reines Gefäß. Darum hat er, der Einzelne, der irdisch Geringe, die Welt überwunden und die Hölle besiegt.

So, liebe Zuhörer, richten wir Recht und Wert des Einzelnen wieder auf und treten dem falschen Anspruch der Masse und Organisation entgegen. Nun möchten wir aber ja nicht dem Mißverständnis verfallen, daß wir die entgegengesetzte Einseitigkeit vertreten und den Wert der Gemeinschaft leugnen wollten. Es bleibt eine große Sache um wahre Menschengemeinschaft. Vieles vom Edelsten, was in der Menschenwelt heranreifen soll, kann nur im Garten der Gemeinschaft wachsen, ja wir dürfen sogar behaupten, ohne in Widerspruch mit dem zu geraten, was wir bisher gesagt haben, daß außerhalb der Gemeinschaft nichts von echt menschlichem und göttlichem Wesen gedeihen kann. Denn auch da, wo der Einzelne um Gottes oder des Menschen oder seiner Seele willen ganz einsame Wege gehen muß, Wege, die dem, was die Gemeinschaft will, soger straks zuwiderlaufen, da muß er es, wenn es ganz recht sein soll, in der innigsten Verbindung mit ihr tun. Es wäre sonst nur selbstischer Trotz, unfrommes Titanentum oder kindischer Eigenwille. Er muß sich mit der Gemeinschaft sogar mehr verbunden fühlen als die andern, sonst hat er nicht die innere Erlaubnis, seinen Weg zu gehen. Er muß das Bewußtsein haben, gegen ihren Willen doch *für* sie zu handeln, ja erst recht für sie! Es mag eine Verbindung des Widerspruchs und Kampfes sein, eine Verbindung voll Tragik, aber es muß zugleich eine des Glaubens, der Liebe und Hoffnung sein. Das ist auch das Verhalten aller wahrhaft Großen und vorbildlichen Einsamen gewesen. So hat Jeremia sein Volk, das er zu verraten schien, mehr geliebt als die Tagespatrioten; so sind die Männer und Frauen, die heute in den streitenden Völkern

dem Bild des Hasses und der Lüge das Bild der Liebe und der Wahrheit entgegenhalten, die wahren Freunde ihres Volkes, nicht seine Schmeichler im Land oder Ausland. So werden sie einmal dastehen, wenn der Lügennebel, der heute die Welt bedeckt, sich verzogen hat.

Wir behaupten also durchaus, daß nur auf dem Erdreich wahrer Gemeinschaft wahre Kraft und Größe des Einzelnen wachsen kann. Wahrer Sozialismus und wahrer Individualismus gehören zusammen. Wo das eine nachläßt, verkümmert zuletzt mit Sicherheit auch das andere; je mehr das eine stark und echt ist, desto mehr kommt auch das andere zur schönsten Entfaltung. Wenn wir in diesen Zeiten keinen echten Individualismus gehabt haben, sondern bloß ein Zerrbild davon, so kam das davon her, daß wir keine rechte Gemeinschaft hatten. Was man als Organisation so sehr rühmte und rühmt, war und ist vielfach nur Mechanismus, nicht Organismus, ist ein seelenloser Apparat. Dieser Individualismus war darum ein künstliches Gewächs, dessen Triebkraft hauptsächlich die Eitelkeit bildete. Es war ein Individualismus des Trotzes, oft der Aufgeblasenheit, kurz, des Egoismus. Darum hatte er keine Kraft und konnte sich so rasch in sein Gegenteil verwandeln. Von dem Götzendienst des Ich konnte man im Handumdrehen zu einem Götzendienst der Organisation und Masse übergehen; es war im Grunde die gleiche Sache. Umgekehrt aber kam es zu keiner rechten Gemeinschaft, weil es an wahrhaftigen Einzelnen fehlte, an starren, stolzen Gestalten, an unbequemen Leuten, an denen die flachen Wasser des Massenwesens hätten anstoßen und in gesundere Bewegung gelangen können. Denn von diesen Einsamen, Geächteten, oder doch äußerst Unbequemen, lebt die Gemeinschaft. Sie haßt sie, ist aber ohne sie verloren.

Auf Grundlage einer neuen Gemeinschaft eine neue Kraft des Einzelnen und durch die neue Kraft des Einzelnen ein neues Leben der Gemeinschaft — das muß unsere Losung sein. Man bereitet uns heute gern auf neue, noch gewaltigere Formen der Organisation vor, in denen der Mensch und Bürger aufgehen soll, staatliche und wirtschaftliche Massengeblde, vor denen der Einzelne zu nichts wird; und wir müssen wohl fürchten, daß dieser Weg versucht werden wird. Aber dann setzen wir uns erst recht zur Wehr gegen diese drohende Erdrosselung der Seele, der Freiheit des Menschen und setzen ihr den Ruf entgegen: freie Gemeinschft freier Menschen! Das ist der Weg der Menschwerdung.

Wenn die Entwicklung diese Richtung nehmen soll, dann muß freilich eine große Wendung in unserem Leben vor sich gehen. Es muß für die neue Art der tiefste Grund gesucht werden.

Welches ist dieser Grund?

Wir fragen, warum denn die starken Einzelnen und Einzeltaten so selten geworden waren. Ein Grund scheint mir so wichtig, daß ich ihn den Grund nennen möchte: Es war uns die wahre

Seelenkraft verloren gegangen. Unsere ganze sogenannte Kultur, durch und durch mechanisch und zum Teil geradezu materialistisch geartet, konnte keine starken Seelen erzeugen. Unser Schulsystem, so gut wie unser Wirtschaftsleben, unsere Wissenschaft wie unsere Kunst, wie hätten sie starke und tiefe sittliche Ueberzeugungen schaffen können? Wie konnte in diesem Lärm, dieser Hast, diesem Zuviel an allem Möglichen stille Sammlung geistiger Gewalt zustande kommen? Und unsere Religion? War sie dazu lebendig genug? Besaß sie dazu das, was vor allem der Seele Kraft gibt: lebendigen Glauben? Es fehlte die Seele, es fehlte Gott. Darum konnten wir nicht mehr die geistige Leidenschaft großer Tage, die Leidenschaft, die Menschen um einer Wahrheit, eines Glaubens willen, in den Kerker und auf die Scheiterhaufen trieb mit Singen und mit Jubeln.

Das muß wieder kommen. Wir haben es nötig für die gewaltigen Kämpfe, die uns bevorstehen und die nach dem Kriege erst recht aufflammen werden. Aus tiefem geistigem Grund muß wieder aufquellen Seelenkraft und Seelenleidenschaft, herzensstarkes Glauben und Lieben, freudiges und großes Wagen. Ich denke, wir alle spüren schon jetzt etwas von dem Hauch dieses neuen Geistes. Harte Zeiten, Kampfzeiten wecken die Seelen auf und lassen das Große reifen. Gott ist am Werke — mitten im Sturm and Chaos — er ruft nach Mitarbeitern, die die neue Gotteswelt verwirklichen helfen, die aus der tiefsten Not aller Welttage aufsteigen soll. Er wird nicht umsonst rufen. Amen.

L. Ragaz.

Die Intellektuellen und die Wahrheit.[1]

Unter den Intellektuellen versteht man diejenigen Menschen, die bei der Erwerbung von Kenntnissen privilegiert sind. Es soll hier darauf hingewiesen werden, daß es eine Täuschung wäre, zu meinen, diese Privilegiertheit erstrecke sich auch auf das Finden der Wahrheit. Die Wahrheit läßt sich mit jenen rein intellektuellen Kräften, deren Ausbildung das Privileg jener Kreise ist, nicht bewältigen. Gerade die Intellektuellen sind aber in der Gefahr, dies zu vergessen und die Zulänglichkeit ihrer Vorzugsstellung zu überschätzen, während sie wissen sollten, daß gerade sie in ihrem Wahrheitssuchen ganz besonderen Gefahren ausgesetzt sind. Schon dieses Bedenken läßt sich nicht abweisen, ob nicht das Verlangen nach der

---

[1]) Die hier ausgeführten Gedanken bildeten in anderer, wesentlich kürzerer Form den Inhalt einer „einleitenden Betrachtung", die an der Studentenkonferenz in Aarau 1917 gehalten wurde.

Wahrheit durch die immerwährende intellektuelle Betätigung eher abgestumpft werde. Das Wahrheitsverlangen wird doch am stärksten erregt durch ein tiefes und umfassendes Erfahren und Erfassen des Lebens und der Welt. Dem Intellektuellen aber kommt in der Regel vom Leben nur so viel zum Bewußtsein als seine Begriffe fassen können. Der Begriff, dessen Handhabung sein Beruf ist, hat die Fähigkeit mit dem Leben leicht fertig zu werden, — weil er eben das Leben a priori zu der ihm faßlichen Uebersichtlichkeit zugeschnitten hat. Der Intellektuelle wird darum leicht zum Intellektualisten, d. h. zu dem Menschentypus, der alles und jedes mit der spielenden Leichtigkeit des Begriffes zu erledigen versteht. Ihm ist das Bild der Wirklichkeit durch die begriffliche Arbeit so sehr stilisiert, daß die Sehnsucht nach der Erlösung dieser Welt sich ihm nur noch schwach aufdrängt. Die Intensität des Gefühls und vor allem des Mitgefühls wird durch die alles glatt erklärende und aufklärende intellektuelle Arbeit ungemein beschwichtigt und damit das Verlangen nach der erlösenden Wahrheit abgestumpft. Wir brauchen also nicht sehr erstaunt zu sein, wenn ein Blick auf das Leben uns zeigt, daß der Kreis der geistig Lebendigen sich keineswegs deckt mit dem der sich intellektuell Betätigenden.

Der Intellektualist meint, mit dem bloßen Intellekt auskommen zu können. Er hat Wissenschaft, darum braucht er keine Wahrheit mehr. Als Surrogat für den innern Halt, den die Wahrheit gegenüber allem Falschen und Schlechten bietet, hat er jenen schlechterdings unerschütterlichen Dünkel, der, wenn er von der Gewalt des wirklichen Geistes zehnmal zu Boden geschlagen ist, immer wieder aufsteht und frech umherschaut als ob nichts geschehen wäre. Das ist der innere Halt, den der Intellektualist hat: nicht mehr erschüttert werden können vom Geist und von der Wahrheit. Wo alle geistig Lebendigen erschüttert sind, da langweilt er sich und kann es nicht erwarten bis er das Wort bekommt, um eben das wieder vorzubringen, was den andern unter dem mächtigen Hauch des Geistes ins Nichts zusammengesunken war. Aber, während der Intellektualist durch die Realitäten, die von oben herstammen, sich nie aus der Fassung bringen läßt, ist sein Geist für die Erschütterungen, die von irgendwelchen handgreiflichen Mächten und Gewalten ausgehen außerordentlich sensibel und in diesem Fall zum Umlernen vorbehaltlos bereit. Dem wahrhaften Geiste gegenüber bleibt er allezeit standhaft, wird aber schon durch den Luftdruck, der vor den lawinenartig sich daherwälzenden „Wirklichkeiten" hergeht, umgeblasen. Es ist merkwürdig, wie das Opfer des Intellekts gerade in Intellektuellenkreisen häufig wird, wenn gewisse Realitäten es verlangen. (Wie viel Intellekt ist doch z. B. auf dem Altar des Vaterlandes geopfert worden.)

Die Wahrheit macht fest gegen die Lüge — auch wenn diese mit Macht und Glanz ausgerüstet ist; der bloße Intellekt aber, so

unbesiegbar er gegenüber dem wahrhaft Geistigen ist, knickt vor allen materiellen Gewalten zusammen. Deshalb sind die Intellektuellen, trotz all ihrer Wissenschaft und Bildung zur Führerschaft nicht befähigt. Die Menschheit wird geführt durch Ideen und materielle Mächte. Diese Ideen aber werden meist in einer gesellschaftlichen Tiefe geboren, aus der die Intellektuellen sich längst „emporgearbeitet" haben. Die erste Pflege und Wartung erfahren die jungen, zur Führung bestimmten Gedanken von schlichten Menschen, denen an der bestehenden Welt nichts gelegen ist. Die Intellektuellen aber nehmen sich der Idee immer erst im letzten Stadium ihres Daseins an. Dann wenn sie zur Macht gelangt ist und mit der Macht paradoxerweise zugleich die Ungefährlichkeit empfangen hat, ergreifen sie die Idee und brauchen ihr von andern erkämpftes Ansehen, um damit den Geist, der sich bereits wieder in neue, noch unscheinbare Gedanken zurückgezogen hat, niederzuschlagen. Von einer Führerschaft der Intellektuellen durch Ideen kann unter diesen Umständen nicht geredet werden. Die übrige Geschichte der Menschheit (Kriege, wirtschaftliche Entwicklungen u. s. w.) wird durch materielle Gewalten gemacht, über welche die Intellektuellen keine Führung haben. Hingegen muß auch hier anerkannt werden, daß sie — wenn sie denn doch immer nur die Geführten und Getragenen sein können — es verstehen, sich an den Stellen jener Strömungen tragen zu lassen, wo die Sonne am schönsten hinscheint. Sie sind der Schaum auf den Wogenkämmen, der zwar nicht führt, aber ein leichtes und glänzendes Dasein hat.

Dies alles beweist, daß das Verhältnis der Intellektuellen zur Wahrheit keineswegs den Charakter einer besonderen Intimität hat, wie es unser intellektualistisches Zeitalter zu vermuten scheint, sondern daß die Wahrheit auch heute noch von ganz anderen Menschen als von den „Weisen und Klugen" geliebt und ergriffen wird. Weil die Wahrheit eine Gefahr bedeutet für die Lebensgewohnheiten der Menschen und für die bestehende Welt, darum sind im Menschen starke wahrheitsfeindliche Instinkte vorhanden. Der Intellekt nun, der in sich selbst keinen Halt hat, wird sich von diesen Instinkten leiten lassen, solange er keinen andern Führer hat. Das aber ist ja das Merkmal des Intellektualisten, daß er es nicht für nötig hält, sich nach einem andern Halt umzusehen. So tritt nun der Intellekt in den Dienst der Wahrheitsbekämpfung. Und die Intellektuellen werden besonders gefährliche Gegner der Wahrheit, weil ihnen besonders wirksame Kampfmittel zur Verfügung stehen, eben die Mittel des geschulten Intellektes, deren Wirksamkeit gerade in ihrer Feinheit und Geistigkeit besteht. Sich durch bloße seelische Stumpfheit der Wahrheit zu erwehren, ist auch eine Methode, aber der Intellektuelle wendet lieber die feinen Mittel seines Intellektes an, weil er sich dadurch besser über seine Geistverlassenheit hinwegtäuschen kann. Ja, gerade diese geistreiche Art, sich des Geistes zu erwehren, erfüllt

ihn mit dem Bewußtsein, ein Geistesmensch zu sein. Er verwechselt das Intellektuelle mit dem Geistigen, die Wahrheit mit der Logik. Weil er seine Geistesfeindschaft so geistreich betreibt und seine Lügen so logisch verficht, bekommt er selber immer wieder den Eindruck, Geist und Wahrheit zu lieben. — Es wäre aber ein Mißverständnis, wenn man in dem Gesagten die alte Angst vor der Vernunft sehen wollte. Die Wahrheit verlangt niemals ein sacrificium intellectus. Sie fürchtet den Intellekt nicht. Sie bedarf keines mystischen Halbdunkels zu ihrem Gedeihen. Es sind ganz andere Gewalten, die den Menschen das Denken verbieten wollen. Die Kirche hat es getan und der Staat tut es jetzt, und seltsamerweise sind die Intellektuellen von besonders großer Gefügigkeit gegenüber diesem Denkverbot. —

Die Wahrheit – deren Bekämpfung in intellektuellen Formen wir noch näher betrachten wollen — ist schlicht in zwei Worten ausdrückbar: Gott und der Bruder. Darin ist das ganze Geheimnis der Welt eingeschlossen. Wer dies versteht, der weiß zu leben; in dieser Wahrheit liegt der Schlüssel zu allen Rätseln des individuellen und des sozialen Lebens. Dieser Wahrheit in ihrer ganzen Größe und Lauterkeit kann man nicht begegnen, ohne tief erschüttert zu werden, denn sie berührt die Wurzel unseres Wesens — entweder als die nährende Kraft, aus der wir fortan leben oder als die Axt, die unserem falschen Dasein ein Ende macht. Die Intellektuellen haben ihre eigenen Mittel, mit denen sie sich der Gotteswahrheit und der Bruderwahrheit zu erwehren suchen. Natürlich sind diese Mittel nicht plump, sondern derart, daß man sie ernst nehmen muß. Der moderne Intellektuelle — wenn er die Wahrheit nicht lieben will — setzt der Gotteswahrheit etwas entgegen, das er Realismus nennt und der Bruderwahrheit einen gewissen Idealismus.

Der Wahrheit, daß Gott lebt und allein gelten darf, hält der moderne Intellektuelle den Schild des Realismus entgegen. Dieser besteht nicht etwa darin, daß auf Aufrichtigkeit in der Erkenntnis der realen Tatsachen großes Gewicht gelegt wird — was ja eine moralische Selbstverständlichkeit wäre — sondern darin, daß die Ehrfurcht vor diesen realen Tatsachen zum Prinzip erhoben wird. Dieser Realismus verlangt nicht nur, daß man die Wirklichkeit erkenne, sondern auch, daß man sie anerkenne. Die Wirklichkeit ist etwas Absolutes und Gefügigkeit ihr gegenüber ist darum eine Tugend. Wenn trotzdem noch von einem Gott geredet wird, so ist er nur der Herr und Urheber des Wirklichen, die Seele des Bestehenden (inkonsequenterweise noch transcendent gedacht), der Schöpfer all der Realitäten — auch der schlechten — in die er uns nun einmal hineingestellt habe. Von ihm ist nichts zu erwarten als die Erhaltung und Fortsetzung der bisherigen Realitäten. Nichts von ihm zu erwarten, ist Frömmigkeit vor ihm, dem Urheber alles Be=

stehenden, dem Gott des gegenwärtigen Äon, dem Erhalter des Diesseits, dem Urheber auch „alles Uebels“.

Diese Art von Realist — sei er weltlich oder fromm — fällt auf durch ein starkes Bewußtsein der Ueberlegenheit über die, welche die Gotteswahrheit behaupten möchten. In diesem Machtbewußtsein, das er den realen Gewalten verdankt, die er hinter sich stehen fühlt, wagt er es bis zu zynischer Verhöhnung idealer Forderungen und Hoffnungen zu gehen. Die innere Stellung des Realisten — sei er Realpolitiker oder Gott-der-Wirklichkeits-Theologe — zur Wirklichkeit entwickelt sich in drei Stadien. Zuerst erkennt er die Wirklichkeit, dann bewundert er sie und schließlich beugt er sich vor ihr. Im ersten Stadium verhält er sich kühl erkennend, aufrichtig, wissenschaftlich; im zweiten Stadium verhält er sich ästhetisch, die grandiosen Formen der herrschenden Gewalten bewundernd; im dritten Stadium tritt er aus der sittlich-indifferenten Stellung heraus, er unterwirft sich den herrschenden Mächten, stößt die Gotteswahrheit, die Wahrheit, daß eine andere Macht gelten soll, zurück. (Auch wenn er jene unlautere theologische Verschmelzung Gottes mit der Welt vornimmt und zu dem für neutestamentliches Denken ganz unsinnigen Begriff „Gott der Welt“, „Gott der Wirklichkeit“ gelangt. Er sollte „Fürst der Welt“ sagen, dann wüßte man, woran man ist, mit dieser realistischen Theologie.) Mancher dieser Realisten überspringt in seiner Entwicklung das erste Stadium, dasjenige des Erkennens der Wirklichkeit, weshalb es ja fast sprichwörtlich geworden ist, daß das realistische Hinweisen auf die harten Tatsachen in umgekehrt proportionalem Verhältnis zur wirklichen Vertrautheit mit diesen Tatsachen stehe. Dieser Realismus ist das gebräuchliche Mittel, mit dem sich die Intellektuellen der Gotteswahrheit erwehren.

Gegen die Bruderwahrheit pflegt sich der moderne Intellektuelle hinter einem sogenannten Idealismus zu verschanzen. Solange wir die Bruderwahrheit noch nicht lieben, empfinden wir den ihr innewohnenden Drang zur Gestaltung des sozialen Lebens als eine unangenehme Zudringlichkeit zu einer Sphäre, die wir, bei aller Anerkennung absoluter Vernunft- und Sittengesetze, in alle Ewigkeit unserer Selbstherrlichkeit zu reservieren gedachten. Wenn aber die Bruderschaft der Menschen Wahrheit ist, dann kann natürlich nichts, was den Bruder betrifft ins Belieben des Einzelnen gestellt sein. Dann handelt es sich um sehr wichtige, ja heilige, absolute und geistige Dinge, auch wenn es sich um sogenannte Aeußerlichkeiten handelt. Meine und meines Bruders Nahrung, seine und meine Kleidung, die Art wie ich wohne und wie er wohnt, seine und meine Gesundheit, seine und meine Pflege in Tagen der Krankheit, die Kuren, die ich mir und die er sich leisten darf, unsere Arbeit, unsere Erholung, unser Vergnügen, sein und mein Luxus, sein und mein Recht, unsere Stellung in der Welt, die Art, wie sich die Obrig-

keit seiner und wie sie sich meiner annimmt, wie viel Sorgfalt meiner Ausbildung gewidmet wird und wie viel der seinigen — alles dies sind nun nicht mehr bloß materielle Angelegenheiten, sondern sie stehen in enger Beziehung zur Wahrheit. Es ist die Art des göttlichen Geistes, sich zur materiellen Welt hinzudrängen — und gerade dies ist es, was den Menschen so sehr mißfällt. Nun ist es aber — zur Beruhigung Vieler — den Intellektuellen gelungen, eine Art Geist herzustellen, der die umgekehrte Tendenz hat, nämlich die, sich vom Materiellen immer mehr zu entfernen. Wer es mit diesem Geiste hält, der nennt sich nun Idealist; und es ist lauter Idealismus, wenn er vor der Bruderwahrheit, die ja doch immer nur in der Nähe des Materiellen akut zu werden pflegt, die Flucht ins Geistige hinein vollzieht. Für diesen Idealisten hat alles Materielle als solches etwas Anrüchiges. Jedenfalls handelt es sich bei dieser Bruderwahrheit um spezifische Oberflächenfragen und nicht um die „tiefsten" und „letzten" Hintergründe. Es ist in diesen idealistischer Kreisen ein wahres Wettrennen nach der größeren Tiefe entstanden. Nichts Entsetzlicheres gibt es, als nicht tief zu sein. Vor der Gefahr der Oberflächlichkeit flieht der Intellektuelle wie vor keiner andern. An der Tiefe liegt ihm eigentlich mehr als an der Wahrheit, denn die Wahrheit hat nun einmal diese Eigenschaft, die materiellen und sozialen Oberflächen aufsuchen zu wollen — und das können diese sublimen Geister an ihr nicht ertragen. Sie wenden sich darum dem zu, was tiefer ist — als die Wahrheit. Vor der Bruderwahrheit ergreift der moderne Intellektuelle die Flucht in die Tiefe. Sein Idealismus besteht aus Angst vor den Realitäten, darum beeilt er sich, seine Geistigkeiten in der „Tiefe" in Sicherheit zu bringen, während die Wahrheit in unbekümmerter Selbstsicherheit sich in die Realitäten und Oberflächen hinein verliert, dessen gewiß, daß sie sich darin immer wieder findet. Sie hat keine Angst, sich etwas zu vergeben; sie weiß, daß sie niemals ungeistig wird, daß sie nie vom lebendigen Gott loskommt; sie kann auch den letzten Rest von Klösterlichkeit abstreifen und in die Welt gehen. Allerdings hat der die Wahrheit tragende Mensch diese souveräne Geistigkeit vielleicht noch nicht und darf sich nicht allzuviel zutrauen, aber das ist eine Angelegenheit der Demut, die jeder auf persönliche Weise ins Reine zu bringen hat. Hingegen der Wetteifer um die größere Tiefe, dieser Pharisäimus der „Tiefe", die Art, sich als der Tiefere über andere zu überheben, hat mit der persönlichen Demut dessen, der Gottes noch nicht ganz gewiß ist, nichts zu tun. Hingegen steckt darin — abgesehen von allerlei Psychologischem — jene falsch idealistische Auffassung vom Geist, die immer meint, um die Geistigkeit des Geistes besorgt sein zu müssen, und darum immer noch an seiner Sublimierung arbeiten möchte, weil es ihr noch nicht klar ist, daß der Geist ja eine gewaltige Welt für sich ist und nicht nur eine Sublimation der materiellen Welt. Alle

diese falschen Theorien über das Wesen des Geistigen kommen den wahrheitsfeindlichen Instinkten entgegen. Sie ermöglichen es schließlich, die Flucht vor der Bruderwahrheit als einen Akt der Geistesliebe und des Idealismus hinzustellen.

Die Gefahr der Intellektuellen ist nicht die der Verflachung der Wahrheit, sondern die der geistigen Verdunstung, der „Vergeistigung“ der Wahrheit. Dieser Geistigkeit fallen immer wieder die schlichten Taten für den Bruder zum Opfer. Diese Geistigkeit ist der willkommene Bundesgenosse des Schlechten, auch wenn sie das durchaus nicht sein will. Wer aber das wahrhaft Geistige liebt, der braucht sich vor der Bruderwahrheit nicht zurückzuziehen, denn zur Lösung der Bruderfrage sind die machtvollsten Manifestationen des rein Geistigen notwendig, während gar viele der sublimen Geistigkeiten mit einem bescheidenen Aufwand von Intellekt und mit etwas Bildung bewältigt werden können. Der wirkliche Geist hat auch nicht — wie das zwar vielfach verlangt wird — das Bedürfnis, durch Worte seine Tiefe zu beweisen. Er drängt zur Tat; zum Worte nur, wenn das Wort eine Tat bedeutet. Die Wahrheit läßt sich nicht leicht aussprechen, nicht darum nicht, weil sie tief und mystisch ist, sondern weil sie sich nicht leicht vom Herzen löst. Bloß um der Vollständigkeit oder um der Dekoration willen, wird sie von dem, der sie hat, nie ausgesprochen. Wer die Wahrheit in ihrer Schlichtheit geschaut hat, hört auf, sie zum Vehikel seiner Eitelkeit zu machen. Das aber ist vielfach die böse Unart der Intellektuellen.

Die Wahrheit ist eine andere Welt, eine andere Realität, ein anderes Leben. Sie ist keineswegs etwas Intellektuelles, etwas Vergeistigtes, das zu erfassen dem Klugen, dem Geschulten, dem Akademiker leichter möglich wäre. Warum sollten denn diese Leute der andern Welt näher stehen? Der Weise und Kluge hat im Gegenteil eine allzu geschickte Art, sich von Gott abzukehren. Dieses Elend der Intellektuellen wird aber vielleicht erst dann gehoben sein, wenn die intellektuelle Ausbildung und Betätigung aufgehört hat, eine Klassensache zu sein und alle diese Arbeit eingereiht sein wird in den großen Welt-Zusammenhang des Dienens und Leidens für einander.

P. Trautvetter.

Von der Erziehung zum Frieden.[1]

Während uns eine Welt voll der schwersten, nicht abzusehenden Entscheidungen umbrandet, während unsere Aufmerksamkeit fast nicht loskommt von den Ereignissen, die von Untergang und neuem Auferstehen zu uns zu reden scheinen, sind wir hier zu-

[1] Dieser Vortrag wurde in der Zürcher Gruppe der Frauenvereinigung für dauernden Frieden gehalten.

sammen gekommen, um über die Erziehung zum Frieden zu sprechen! Für kurze Zeit wenden sich unsere Blicke von der Gegenwart ab, dem Reich des Kindes, der Zukunft zu. Und während wir es im gegenwärtigen Geschehen erleben, daß wir machtlos alles Grauenvolle geschehen lassen müssen, was wir kommen sahen, daß wir nicht Geist und Kraft hatten, uns ihm entgegenzuwerfen — wollen wir nun den Mut finden, wollen wir die Kraft suchen, an unsere große Zukunftsaufgabe heranzugehen, in sie hineinzutragen, was wir heute mit Schmerzen lernen mußten, und der künftigen Generation zu dem zu helfen, was uns heute fehlt.

So liegt es nahe, daß wir die Frage stellen: wie erziehen wir die Jugend für den Frieden? Eine Generation, der sich einmal die ganze gesammelte Macht des Bösen in der Gestalt des Krieges gezeigt hat, muß wohl so fragen. Aber es muß uns dabei eben dieser Gedanke leiten, daß die feindlichen Mächte, die wir heute als Krieg erleben, dem Kinde einst in anderer Gestalt gegenübertreten können, und daß es sich für uns nicht darum handeln darf, etwa nur einen Menschen mit pazifistischen Ueberzeugungen aus ihm machen zu wollen, sondern einen Kämpfer gegen das ganze Prinzip, dessen stärkster Ausdruck vielleicht der Krieg ist, nicht aber sein einziger.

Gewiß werden wir unser Kind — das wir doch in Berührung mit allen großen Bewegungen seiner Zeit bringen möchten — auch verstandesmäßig mit den Gedanken und Zielen der Friedensbewegung bekannt machen; das kann in unserem Kreise wohl gar nicht anders sein. Aber wir werden dabei berücksichtigen, daß eine einseitige oder gar aufdringliche Beeinflussung, etwa in belehrender Art, nur das Gegenteil von dem erreichen würde, was wir wünschen. Die suchende und fragende Kinderseele wird sich gegen jede Beugung ihrer Erziehung unter irgend ein Einzelziel wehren, und später zu ergänzen suchen, was sie vernachlässigt glaubt. Vor dieser so häufig gemachten Erfahrung ist auch ein so ideales Ziel wie das unsere nicht sicher.

Noch viel verhängnisvoller aber — für unsere Sache wie für den werdenden Menschen — wäre es, wollten wir die Erziehung unter ein Friedensideal stellen, welches wir vielleicht am besten das „sentimentale" nennen. Ich meine damit eine Gesinnung, die den Krieg verabscheut, nicht aus einem höheren sittlichen Prinzip, sondern weil sie Kampf und Bewegung scheut, weil sie, um im geruhsamen Leben nicht gestört zu werden, rein negativ den Frieden um seiner selbst willen und um jeden Preis möchte. Wir alle haben jene eigenartige Vermengung dieses weichlichen Friedensideals mit einer sehr kriegerischen, ja militaristischen Erziehung gekannt und vielleicht mehr oder weniger erlebt. Ihre Wirkung ist uns nur zu bekannt. Es wundert uns nicht, daß, wenn eine solche Erziehung auf die Probe gestellt wird, der kriegerische Geist so völlig über jenen geistlosen

Friedenswillen obsiegt. Aber trotz des heutigen Erlebens, trotz dieses langen Krieges mit seinem vielgestaltigen Leid, dürfen wir uns vor ihm nicht zu sicher fühlen. Wenn aber ein solches Friedensideal wieder auf die Erziehung Einfluß gewinnen wollte, so würden wir erleben, daß sich die beste Jugend — erst einmal zu eigenem Nachdenken erwacht — von dieser Erziehung abwenden und losmachen würde; denn sie vernachlässigt das Feinste und Edelste in ihr: die Sehnsucht nach einem großen und heldenhaften Leben. Wer zum Frieden erziehen will, der muß zunächst Ehrfurcht empfinden können vor dem kriegerischen Ideal, Ehrfurcht vor der großen moralischen Kraft, der Hingabe und Selbstverleugnung, die es zu wecken versteht. Erst in der Ueberwindung und Ueberbietung dieses Prinzips wird der rechte Geist für die Erziehung gewonnen, welche dem Frieden dienen soll.

Dieser Friede ist dann mehr als ein Nichtkrieg und als ein Frieden zwischen Regierungen und Staaten, er soll ein Frieden zwischen Menschen und Völkern sein; zwischen Menschen und Völkern, deren Politik und Wirtschaft, deren soziales und privates Leben auf dem Grundsatz der Freiheit und des gegenseitigen Dienstes aufgebaut ist. Gewiß, wir sehen noch wenig von einer solchen Menschheit, gewiß werden auch unsere Kinder sie nicht vollendet sehen, gewiß hoffen wir, daß die schlimmsten Verbrechen unserer gegenwärtigen Menschheit, wie z. B. der Krieg, verschwinden werden, ehe solch ein Ziel vollkommen erreicht ist. Ebenso überzeugt aber bin ich davon, daß heute alles darauf ankommt, einem solchen Ziele *entgegenzustreben*. Unsere Bewegung für den Frieden lebt geradezu davon, daß im Herzen ihrer Anhänger der Glaube an eine solche Menschheit glüht. Er allein ist groß und heilig genug, unsere Kinder zu begeistern und in ihnen den Wunsch zu erwecken, *dafür* Helden zu werden, so daß sie des Heldentums für Vaterland und Krieg nicht mehr bedürfen.

So wird man mich nun verstehen, wenn ich sage: wir werden unsere Kinder für den Frieden erziehen, wenn wir sie zu *rechten Menschen* erziehen; zu Menschen, die einerseits bewußt in der Gemeinschaft stehen, ohne die sie ja nicht wären was sie sind, und in ihr empfangend und gebend wirken, und die andererseits unbeirrt und fest auf sich allein und auf ihrem Gewissen zu stehen vermögen, was doch eigentlich den Menschen erst zum Menschen macht. „Soziale Erziehung" und „religiöse Erziehung" wären vielleicht die Worte dafür, wenn es nötig wäre, solche zu prägen.

Zunächst müssen wir hervorheben, daß sich die Erziehung zum sozialen Bewußtsein und Pflichtgefühl, die wir anstreben möchten, scharf unterscheidet von einem Gemeinschaftsgefühl, wie es scheinbar der Krieg hervorgebracht hat, und das sich also sehr wohl mit ihm vereinbaren läßt. Gewiß möchten wir die Taten der gegen-

seitigen Hilfe und des Opferns, die wir heute innerhalb der Völker erleben dürfen, nicht herabsetzen. Aber wir wollen unterscheiden zwischen dem, was Unrecht und Schein ist, und einem Sinn, der echt und tief ist, der aber dann nicht erst vom Kriege erzeugt wurde, sondern immer vorhanden war; vielleicht stiller und verborgener, vielleicht auch nur von denen nicht beachtet, die heute nicht genug von ihm reden können. Wir glauben, daß dieser Sinn im Grunde auch nicht an der Grenze eines Landes Halt machen kann, sondern, frei von Nationalismus, eine starke Stütze der Bewegung für den Frieden sein wird. Neben diesem echten Sozialgefühl, dem wir uns von Herzen anschließen möchten, erleben wir aber überall eine Liebe zum eignen Volke, die wir unbedingt aus der Erziehung ausschalten wollen. Sie vereint sich mit dem Hasse gegen andere Völker, sie zaudert nicht, dem eigenen Volke Macht und Ausdehnung, Glück und Ruhm zu wünschen auf Kosten der anderen. — Diese Liebe ist blind und sieht nicht, wie sie zugleich den Haß der anderen Völker auf das eigene Volk wendet und es damit den Gefahren aussetzt, mit denen sie selbst den Gegner bedroht. Ja, sie ist so blind, daß sie die Fehler im eigenen Volke nicht sieht, und nicht merkt, wie sie die gefährlichsten Feinde im eignen Hause großzieht, die inneren Feinde, die weit mehr noch als die äußeren das Glück des Volkes vernichten und Reichtum und Genuß aus seinem Leiden ziehen!

Echte Liebe zum Vaterland und Liebe zum eignen Volk, sie möchten auch wir unseren Kindern in die Seele legen! Warm und voll sollen ihre Herzen schlagen, wenn sie die schöne Heimat durchwandern, all des Guten sollen sie eingedenk bleiben, das sie ihr danken. Aber wir wollen sie hüten vor der mißbrauchten Vaterlandsliebe, welcher man immer von irgend einem Feinde spricht, der auf nichts anderes wartet, als unsere Heimat in Schutt und Brand legen zu können. Lieber wollen wir ihnen die Gedanken an alle die vielen schönen Vaterländer der Erde nahe legen, die ebenso warm von anderen geliebt werden. Nicht, daß wir kein Vaterland haben, sondern daß alle Menschen eines haben, muß die Wurzel unseres Internationalismus sein.

Wahre Liebe zum Volke, rechtes Sozialgefühl wird sich ebenso wenig wie die echte Vaterlandsliebe mit Nationalimus vereinigen lassen, der doch nichts anderes ist, als ein Egoismus im Großen. Ich kann mir nicht denken, daß ein Kind, welches seine Volksgenossen verstehen lernte, das dem Bauer auf dem Felde, dem Handwerker in der Werkstatt, dem Arbeiter in der Fabrik innerlich nahe gekommen ist, dem das Verständnis geweckt wurde für des Volkes Sorgen und Bedrückung, für seine Tüchtigkeit und sein Streben, daß ein solches Kind später einmal das alles vergessen kann und meinen, diesem Volke könne das Heil durch die Unterdrückung anderer Völker kommen, welche doch in der gleichen Weise arbeiten, in der

gleichen Weise leiden und dem gleichen Ziele zustreben. Es wird, so glauben wir, ein Mensch werden, dessen Liebe zum Volke und dessen soziales Verantwortungsgefühl freilich auch zum Kampfe treiben wird — aber an einer anderen Front. Zwischen den Völkern wird er zum Frieden wirken.

Alles das aber, was wir hier von unserer sozialen Erziehung fordern, das liegt doch nur an der Oberfläche und ist uns mehr oder weniger selbstverständlich. In der Erziehung wird es sich nun vor allem darum handeln, den Geist und die Gesinnung zu pflegen, welche Grundbedingung sind für Volksgemeinschaft und Menschengemeinschaft. Das aber ist mehr, als wir so gemeinhin mit sozialem Empfinden bezeichnen, viel mehr.

Das ist eine, vom Durchschnitts-Empfinden grundverschiedene, neue Einstellung des Menschen zum Menschen, innerhalb des Volkes sowohl wie zwischen den Völkern, die aber von uns im engsten Kreise der Familie und Freundschaft schon beim Kinde begründet werden muß.

Sie fordert vor allem, daß der eine lerne, sich in das Wesen und Denken des anderen zu versetzen, seine Andersartigkeit so viel als möglich zu verstehen, sie zu ertragen, ja zu achten. Schwer zwischen Einzelmenschen, schwerer noch von Volk zu Volk. Und doch ist es die Grundvoraussetzung alles sozialen Lebens und aller Völkerverständigung, wenn darunter anderes zu verstehen sein soll, als bloße Organisation. Wieviel zu diesem Geist des Verstehens die Schule beitragen könnte und sollte, z. B. auch durch die rechte Vermittlung fremder Sprachen, sei hier nur im Vorübergehen erinnert, da wir es ja hier mit der elterlichen Erziehung zu tun haben. Vom elterlichen Standpunkt aus wollen wir aber dankbar betonen, wieviel besser unsere Kinder in der Schweiz in dieser Beziehung daran sind, als die der anderen Staaten, die nun von der gegenseitigen Abgrenzung, Verkennung und Verhetzung angesteckt werden. Bei uns finden sich doch wenigstens täglich in der Schule die verschiedensten Landeskinder zusammen, sitzt Schweizerisch, Deutsch und Welsch, Russisch, Oesterreichisch und Italienisch friedlich nebeneinander auf der Schulbank und nimmt es als Selbstverständlichkeit mit auf den Lebensweg, daß unter der verschiedenen Hülle doch die gleiche Menschlichkeit verborgen liegt. Und wo sie sich in fremden, ungewohnten Formen zeigt, bietet sich doch auch Gelegenheit zum Verstehen und Ergründen.

Voraussetzung für all dies ist freilich das Elternhaus, in dem der ernste Wille lebt, Anderartiges zu achten und zu begreifen; nicht nur von einer Nationalität zur anderen, auch von Familie zu Familie. Engherziger Familiensinn ist ja auch eine Vorstufe zum nationalistischen Patriotismus.

Verfallen wir aber nun, wenn wir Familie und Volk auf diese Weise in Beziehung setzen, nicht vielleicht einer leichtfertigen und banalen Gegenüberstellung von Kinderstubenfragen und schwersten

Völker- und Menschheitsproblemen? Dürfen wir es wagen, vom Streit der Kinder ausgehend die Fäden zu finden zum grauenvollen Kampf der Nationen? Ich glaube doch, dieser Krieg und die Einstellung der Menschen zu ihm hat uns gezeigt, wie weit verzweigt und bis ins Verborgenste gehend seine Wurzeln sind, wie sie auch in der Kinderstube, in der Erziehung zu suchen sind. Und so haben wir gewiß das Recht zu sagen, daß auch in dieser Beziehung die Zukunft in der Hand der Mutter liegt. Die Art, wie sie ihrem Kinde hilft, durch Streit mit anderen, durch Reibungen und Konflikte hindurchzukommen, wird auf das zukünftige zwischenstaatliche Leben ihren nachhaltigen Einfluß ausüben.

Wie wird sich jenes zwischenstaatliche Leben gestalten? Wird es Formen annehmen, wie sie der Präsident der Vereinigten Staaten verkündete, sich also gründen auf gegenseitiges Vertrauen und gegenseitiges Entgegenkommen? Oder etwa in dem Geiste einer Pressebemerkung zu jener Botschaft Wilsons: „Wir haben kein Vertrauen in Uebereinkommen. Wir möchten auf nichts anderes die Sicherung unserer Existenz und Entwicklung bauen, als auf unsere eigene Kraft?" Zwischen diesem Entweder-Oder, welches für die Zukunft das Wohl oder Wehe der Menschheit bestimmt, hat auch die Mutter zu wählen beim Zusammenleben und Zusammenstoßen ihres Kindes mit Geschwistern und Kameraden. Möge es ihr gelingen, daß das erste und leitende Gefühl in seiner Seele die Achtung vor dem anderen bleibt; daß es, trotz aller Enttäuschungen, immer den Mut behält, Vertrauen zum anderen zu haben, frei zu bleiben von niedrigem Argwohn, der an keine uneigennützigen Motive mehr glaubt. Unsere Politik ist daran zu Grunde gegangen, daß die Völker eine solche Gesinnung nicht mehr gegeneinander aufbringen konnten. Um die giftige Atmosphäre des Mißtrauens, der Verdächtigung und Verleumdung, die sich zwischen sie gelagert hat, zu reinigen, braucht es ein neues Geschlecht, welches wieder glauben gelernt hat, daß Güte und Edelsinn auch im anderen das Gute und Edle weckt.

Aber lassen wir uns doch von unserer Sehnsucht nach einem solchen Menschengeschlecht auch nicht die Augen dafür verschließen, welch ein Wagnis es ist, unserem Kinde nun zuzumuten, Böses nicht mit Bösem, Gewalttat nicht mit gewalttätiger Abwehr zu beantworten! Die Gefahr liegt freilich nicht darin, daß es dann manchmal den Kürzeren ziehen und Unrecht leiden müßte, sondern darin, daß sich bei einer zu starken Beeinflussung in dieser Richtung in ihm unter dem Deckmantel der Güte, des sozialen Empfindens und der Großmut eine Gesinnung einnisten kann, die es von Zaghaftigkeit und Trägheit zu Feigheit und Leidensſchen führen würde, daß es schließlich in seinem Feinsten und Edelsten geknickt, oder sich mit einem Ruck von diesem ihm unnatürlich scheinenden Einfluß losmachen würde. Die höchste soziale Tugend, die Vergeltung des Bösen durch Gutes, bleibt für unsere Erziehung Ideal und Ziel.

Aber es muß wie die Sonne sein: belebend, wärmend und leuchtend. Wir, die Erzieher, haben dafür zu sorgen, daß sie strahlt; aber eben, wie die Sonne, als schöne Selbstverständlichkeit, von der man nicht viel spricht.

Ein starkes Gegengewicht gegen allzu große Nachgiebigkeit den anderen gegenüber, das unser Kind vor aller Feigheit rettet, wird uns später noch beschäftigen: die moralische Tapferkeit. Wir haben auch sonst Gelegenheit genug, die Tatenlust der Kinder zu wecken und dann zu befriedigen, auch ohne Gewalttätigkeit; es gibt immer etwas zu unternehmen und zu wagen, auch *für andere* zu wagen und zu opfern. Als kleine Helden möchten und sollen sich Knaben wie Mädchen hin und wieder fühlen können; wenigstens eine Ahnung davon sollen sie spüren, was das Leben eigentlich lebenswert macht.

Heldentum wollen die Kinder als Vorbild und Ideal vor Augen gerückt bekommen. Wir Eltern hoffen von der Schule und ihrem Geschichtsunterricht, daß sie den Kriegshelden andere an die Seite zu stellen weiß. Wir selbst wollen die Helden und Heldinnen, an deren Beispiel die Herzen unserer Buben und Mädchen erwärmen sollen, auch aus den unblutigen Kämpfen der Menschheit wählen, und wollen sie ebenso in unserer Gegenwart suchen; aber nicht im bunten Rock, sondern im Arbeitskleid. „Sterben für das Vaterland", das wird nicht mehr das Höchste sein, zu dem wir die Flügel ihrer Seele spannen möchten. Das Sterbendürfen und Sterbenkönnen für etwas Hohes, das wird immer eine besondere Gnade sein, zu welcher nicht erzogen werden kann. Aber wenn unser Kind ahnen und verstehen lernt, welch ein Heldentum in der unermüdlichen, ungedankten und stillen Arbeit für die Menschen liegt, dann bildet sich wohl auch in ihm die Fähigkeit dazu heran, und dann kann es vielleicht einmal zu den Auserwählten gehören, die auch ihr Leben lassen können für die Brüder.

Mit dem Gedanken des Heldentodes, der doch nur die Spitze aller sozialen Dienste darstellt, soll unser Kind nicht in oberflächlicher Begeisterung spielen. *Natürlich* ist ihm zunächst die Liebe zum Leben und die Achtung vor ihm, und dies Gefühl wollen wir ihm nicht verkümmern. Es soll auch sein eigenes Leben hoch einschätzen und sich später einmal ruhig fragen, ob das, wofür die allgemeine Meinung das Lebensopfer verlangt, auch immer des Opfers wert sei. Umso mehr wird es dann bedeuten, wenn es einmal sein Leben für etwas in die Schanze schlägt. Ein unverdorbenes Kind wird immer vor dem Leben und vor allem, das Leben spendet, eine heilige Scheu haben. Welch eine starke Beeinflussung durch uns unnatürlich gewordene Erwachsene gehört doch dazu daß ein Kind die Wirkungen eines Unterseebotes, einer Riesenkanone, eines Fliegers bewundert! Nun aber scheint sich diese unnatürliche Gefühlsrichtung in unserem „sozialen" Zeitalter so eingenistet zu

haben, daß auch beim Kinde das Einfachste und Natürlichste wieder betont werden muß! Darüber aber wird immer die Wahrheit bestehen bleiben, daß das Leben der Güter höchstes nicht ist, und daß auch die Achtung und Wertschätzung des Lebendigen einem höchsten Maßstab unterliegt.

Schon bei einzelnen Punkten habe ich betont, daß wir uns vor jedem lehrhaften Hervorheben unserer Erziehungsgrundsätze hüten müssen. Zusammenfassend soll nun noch einmal gesagt werden, daß es sich ja hier um Lebenswahrheiten handelt, die also gelebt und durchs Leben erprobt werden müssen. Wir reden von der Erziehung der Kinder und denken dabei vor allem an die Notwendigkeit unserer eigenen Erziehung. Der Geist ist auch hier alles. Die Art, wie wir selbst dem Kinde gegenübertreten, wie wir ihm zeigen, daß auch zwischen Eltern und Kindern nicht die Anwendung von Gewalt, nicht die einseitige Betonung von Macht und Autorität der Weg zum Ueberwinden des Bösen ist, wird viel wirksamer und heilsamer sein, als alles Reden über diese zarten Dinge und wird sich später auch in ihrer Stellung im Leben geltend machen. Ja, mögen wir noch so gute Lehren geben über soziale Grundsätze — wir können alles zunichte machen, wenn wir vor den Augen unseres Kindes einen falschen Schritt auf unserem eigenen Wege tun, wenn es eine unsoziale Handlungsweise an uns bemerkt, wenn wir gar die Moral, die für die Kinderstube gilt, im Geschäfts- oder Vereinsleben oder irgendwo sonst ausschalten. Erziehung zum Frieden kann ich mir nur so vorstellen, daß wir jede doppelte Moral fallen lassen, daß wir, soviel an uns liegt, unser ganzes öffentliches Leben mit der Moral durchdringen, die für unsere Kinder gilt, und daß wir mit diesem Maßstab auch an die Politik herantreten. Sind wir Mütter darin heute noch vorwiegend auf die Kritik angewiesen, so wird die Art und Höhe unserer Kritik des politischen Lebens sich bei unseren Kindern einmal in Taten umsetzen.

Damit aber kommen wir nun zum Zweiten. Wir können und dürfen die Augen nicht dafür verschließen, daß heute noch ein Widerspruch klafft zwischen dem Wesen unseres ganzen öffentlichen und politischen Lebens — das schließlich im Kriege seinen schärfsten Ausdruck findet — und den Grundsätzen, die wir unserm Kinde ins Herz legen möchten. Sie werden zwar im engsten Kreise anerkannt und gefordert, werden aber belächelt und beiseite geschoben, ja verfolgt und bestraft, sobald sie sich im Kreise des Volkes oder zwischen den Völkern durchsetzen wollen.

Da fühlen wir wohl: eine Erziehung, wie wir sie anstreben möchten, ist ein Wagnis! Ein Kind zu erziehen im Gegensatz zu der Welt, in der es leben und wirken soll, das ist ein Unternehmen, mit dem wohl jede Mutter, jeder Vater und jeder Er-

zieher sich für sich selbst auseinandersetzen muß; ein Unternehmen, für welches Kräfte gebraucht werden, über die sich nicht reden und schreiben läßt. Ob wir das feste Vertrauen in solche Kräfte haben, ob wir an eine Macht glauben können, die dem Guten zum Siege hilft, das wird darüber entscheiden, ob wir das Wagnis aufnehmen wollen oder nicht. Nur, meine ich, hat der, welcher für dauernden Frieden und Völkerverständigung arbeitet, eigentlich schon gezeigt, daß er diesen Glauben hat.

Jedenfalls aber soll es als ein schweres Problem, als eines der schwersten, uns vor Augen stehen, das man nicht mit Worten lösen kann. Dann werden wir vor allen Dingen unser Kind innerlich zu stählen suchen, daß es tapfer wird und es einmal fertig bringt, als Einzelner und Einsamer seinen Weg zu gehen. Wir werden unsere eigenen Kräfte dazu spannen, dem Kinde durch unser Leben zu beweisen, daß eine Ueberzeugung das Heiligste ist, das wir haben. Es mag dann vielleicht im einzelnen einmal andere Wege gehen als wir meinten. Es wird aber um seine Ueberzeugung ringen, sie niemals leichtsinnig aufgeben, und es wird auch dafür eintreten und leiden können. Eine solche Tapferkeit des Gewissens wird unser Kind ganz sicher vor zu großer Weichheit und Nachgiebigkeit schützen. Sie ist auch das beste Rüstzeug für alle Friedenskämpfer, die wohl in nächster Zeit noch die Minderheit in ihrem Volke sein werden.

Es werden Söhne und Töchter von solchen Eltern, welche heute im Gegensatz zur herrschenden Meinung stehen, welche für Zukunftsziele kämpfen, wohl ganz von selbst in Lagen kommen, wo sie sich in solchem sittlichen Mut üben können. Wir brauchen solche Gelegenheiten nicht zu suchen; unsere Hauptaufgabe wird sein, unsere Kinder durch solche Proben hindurch zu geleiten, daß sie sich und ihrer Art treu bleiben und doch nie einem Hochmut verfallen, der sich moralisch über die anderen erhebt. Wie wir selbst und wie unsere Kinder um solche Klippen herumkommen, das gehört wiederum in das Gebiet der Erziehungsfragen, deren Lösung ein jeder für sich selbst suchen und erbitten muß.

Hier möchte ich im Vorübergehen das Soldatenspiel der Kinder streifen, auf das wir wohl sonst nicht näher eingehen müssen. Und ist es wohl selbstverständlich, daß die Qual und Last der Völker nicht Gegenstand des Spieles werden darf. Das Soldatenspiel der Nachbarkinder und Kameraden aber gibt gewiß für sehr viele auch noch kleinere Kinder die erste Gelegenheit, sich zu üben im Widerstand gegen eine allgemein herrschende Meinung und Sitte, zu lernen, die eigene Auffassung in Worte zu kleiden, und ihr zu lieb dann vielleicht Gespött und auch Verdächtigung der Feigheit auf sich zu nehmen.

Aus diesem Spiel wird einmal Ernst werden. In den mannigfaltigsten Gestalten wird sich die allgemeine, so vernünftige, ewig

alte Meinung um unser Kind scharen, lockend oder drohend wird sie es zu sich hinunter ziehen wollen. Wir müssen für unser Kind in solchen Lagen gewiß auf höheren Beistand hoffen; aber auch in unsere Hand ist heute viel gelegt. Möchten wir dann das Unsere getan haben, damit es allen Stimmen männlich und tapfer widersteht. Die bittere und ernsthafte Wirklichkeit des kindlichen Soldatenspiels ist ja nur eine von den Entscheidungen, vor welche unsere Buben einmal gestellt werden können; ihr Problem liegt uns heute freilich besonders nahe. Wie sich darin die Zukunft gestalten wird, wissen wir nicht; von unseren Kindern aber hoffen wir, daß sie immer nur ihr Gewissen und nicht die allgemeine Meinung befragen werden.

Daß dies nicht etwa nur für die Knaben, sondern ebenso sehr für die Mädchen gilt, ist selbstverständlich. Wissen wir doch zu gut, wie sehr das Urteil und die Meinung der Frau — der jungen wie der gereiften — das Handeln des Jünglings und Mannes beeinflußt, ihm zum Segen oder Unsegen werden kann. Unsere Mädchen sollen einmal dazu beitragen, für die jungen Männer der kommenden Generation eine Umgebung zu schaffen, welcher sie sich dann nicht um ihres Gewissens willen widersetzen müssen, sondern welche sie stärkt und unterstützt.

So legen wir die ganze Sehnsucht unserer dunklen Zeit in die Erziehung dieser kommenden Generation. Wir möchten alles, was uns an den Abgrund geführt hat, alles, was wir besonders in der Politik als Verhängnis erkennen, nun von der neuen Generation fernhalten können. Diese Sehnsucht hat ihre Gefahren; es wäre verkehrt, wollte sie uns gewissermaßen ein Programm diktieren. Aber auf zwei Punkte darf vielleicht noch eingegangen werden, bei welchen mir Erziehung und Politik sehr abhängig von einander zu sein scheinen: das ist die Rolle, welche bei beiden die Achtung der äußeren Macht und die Rücksicht auf den augenblicklichen Erfolg spielt.

Wenn darum unser Kind es lernt, den Wert eines Menschen nie nach Reichtum oder äußerem Glanz und Einfluß zu bemessen, sondern andere Maßstäbe kennt, dann wird es als erwachsener Mensch auch für sein Vaterland Höheres kennen, als äußere Macht und Herrlichkeit, Ausdehnung und Großmachtstellung. Es wird auch andere Völker nach ihrem wahren Werte einschätzen lernen. Und wenn schon kindliche Handlungen nie nach dem äußerlichen Erfolg, sondern nur nach der treibenden Gesinnung beurteilt werden, wenn Unrecht Unrecht bleibt, mag es auch scheinbar durch den Erfolg gerechtfertigt werden, dann wird auch einmal in der Politik ein anderer Maßstab gelten, als der bloße Erfolg des Augenblicks.

Haben wir nun gesehen, daß die Erziehung zum Frieden ein Unternehmen ist, zu welchem es des Bündnisses mit allen Mächten des Guten bedarf, so ist es uns auch ganz selbstverständlich, daß

wir alle freien Kräfte darauf richten, für unser Kind eine Welt schaffen zu helfen, in welcher es nicht verlassen ist mit seinen Ueberzeugungen. Wir müssen ihm die Wege bereiten, Grundlagen schaffen, auf denen es weiterbauen kann. Unsere Mitschuld am Kriege, die wir heute durch unsere Ohnmacht büßen müssen, können wir durch solche Vorarbeit für die Zukunft wieder gutmachen. So wollen wir Mütter alle, so viel wir nur können, die reine und gesunde Luft des Kinderreiches hineinströmen lassen in die vergiftete Atmosphäre des Volks- und Völkerlebens.

Und wenn man es als Paradoxie oder Utopie von sich weisen will, daß sich die Welt der Großen nach der Welt der Kleinen richten solle, so möchte ich mich auf Selma Lagerlöf berufen, die mehr ist als eine Dichterin. In ihrer wunderbar feinen Erzählung von dem kleinen einsamen Gänsemädchen Asa läßt sie uns die Wahrheit dieses scheinbaren Widersinns verstehen. Dort beugen sich schließlich alle Erwachsenen, die immer behaupten, „Erwachsene Leute können sich doch unmöglich nach dem Einfall eines Kindes richten" unter den Willen dieses Kindes. Und sie tun es, weil sie einsehen, daß das Versagen der Bitte das Kind zerbrechen könnte.

Darum handelt es sich. Unser Kind kann zerbrechen, die neue Generation kann verderben, wenn nicht endlich die Großen wieder werden wie die Kinder, wenn wir nicht endlich Ernst machen mit der Wahrheit, auf der ja unser ganzes Christentum beruht: daß Segen und Heil der Menschheit vom Kinde ausgeht. D. Staudinger.

Das russische Genossenschaftswesen.[1]

Voriges Jahr feierte das russische Genossenschaftswesen sein 50jähriges Bestehen. Es ist klar, daß die Zeit, welche wir jetzt erleben, für das Feiern nicht geeignet ist; und selbstverständlich haben die russischen Genossenschafter davon abgesehen, in diesen blutigen Tagen Festtage der Arbeit und des Friedens zu veranstalten. Nur die Presse verfolgte recht aufmerksam die Geschichte der russischen Genossenschaften und deren Leistungen im Dienste der verwahrlosten Menschheit im Laufe eines halben Jahrhunderts.

Die russischen Genossenschaften haben einen dornenvollen Weg durchgemacht. Auf ihrem Wege standen immer und stehen jetzt

---

[1]) Dieser Artikel ist vor der glorreichen russischen Revolution verfaßt und übersetzt worden, er behält aber trotzdem durchaus seinen sachlichen Wert. Ja, er hat noch gewissermaßen einen historischen Wert bekommen, denn er zeigt an einem Schulbeispiel das ganze volksfeindliche Wesen des russischen Zarismus, der nun der Vergangenheit angehört. Der Uebersetzer.

noch viele Schlagbäume. So ist es erklärlich, daß in vielen Berichten über das Genossenschaftsjubiläum nicht so sehr von der planmäßigen genossenschaftlichen Arbeit im Rahmen des friedlichen Alltags die Rede war, als vom „Kampfe für das Genossenschaftsrecht".

Eben diese Ueberschrift trug ein diesem Ereignis gewidmeter Aufsatz einer einflußreichen russischen Zeitschrift.

Aber wie schwer auch der Weg gewesen ist, den die russischen Genossenschaften zu gehen hatten, welche Hindernisse und Hemmnisse auch ihnen während der ganzen verflossenen Periode gestellt wurden und bis auf den heutigen Tag gestellt werden — trotzalledem hat das Leben seine Herrscherrechte durchgesetzt und die russischen Genossenschaften entwickelten sich, wuchsen in die Breite. Und nun zählen wir in Rußland mehr als 35,000 verschiedener Genossenschaften, die durch ihre genossenschaftliche Arbeit mehr als zehn Millionen Mitglieder, oder, wenn wir den Bestand einer mittleren Familie von fünf Personen annehmen, mehr als 50 Millionen Einwohner um sich vereinigen.

Das sind die allgemeinen Ergebnisse des 50jährigen Bestandes der russischen Genossenschaften.

Um dem westeuropäischen Leser eine Vorstellung davon zu geben, unter welchen Bedingungen die russischen Genossenschaften wachsen und sich entwickeln, genügt es zu sagen, daß wir bis jetzt kein allgemeines Genossenschaftsgesetz und kein Recht haben, Genossenschaften auf dem Anmeldungswege zu eröffnen: zur Errichtung einer Genossenschaft bedarf man bis jetzt der Genehmigung entweder des Gouverneurs des betreffenden Ortes oder sogar desjenigen Ministers, in dessen Ressort sich eine bestimmte Art von Genossenschaften befindet.

Es würde zu weit führen, wenn wir uns bei der Geschichte der russischen Genossenschaften und ihrer allmählichen Entwicklung aufhalten würden, auch ist vielmehr der Zweck dieser Zeilen den jetzigen Bestand der russischen Genossenschaften bekannt zu machen — dennoch wird es wohl nicht überflüssig sein, wenigstens einige Etappen anzudeuten, welche die russischen Genossenschaften durchzumachen hatten.

Ganz zuerst wurden die Genossenschaften in Rußland, wie auch in andern Ländern, durch einzelne Idealisten errichtet, welche von den Ideen Robert Owens und anderer Genossenschafts-Ideologen durchdrungen waren und in den Genossenschaften ein Mittel sahen, den Sozialismus auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen ins Leben zu rufen.

Sie begeisterten sich für Produktivgenossenschaften und schufen solche oft ganz künstlich, so daß ihr Beginnen lebensunfähig war. Deshalb gingen sie in den meisten Fällen zu Grunde, ohne aufgeblüht zu sein. Das war in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

In den siebenziger Jahren entwickelten sich stark in Rußland die Spar- und Kreditgenossenschaften unter dem Einfluß der vorbildlichen Arbeiten von Schulze-Delizsch zur Errichtung von Spargenossenschaften in Deutschland und unter der großen Mitwirkung der jungen russischen Landesvertretungen (Semstwo).

Aber die landwirtschaftlichen Genossenschaften, welche in die entlegendsten Dörfer eingedrungen sind, ebenso die Konsumgenossenschaften, welche die demokratischen Volksschichten um sich vereinigen, konnten erst dann zur richtigen Entfaltung kommen, als die Wellen des Volkslebens eine ganze Reihe von politischen Fragen aufgeworfen und zur Lösung gestellt haben, d. h. am Anfang dieses Jahrhunderts.

Es waren die Jahre 1905 und 1906, in denen diese und andere Genossenschaftsarten ihre höchste Entfaltung erlangt haben, so daß ihr Wachstum durch die ihnen noch immer in den Weg gelegten administrativen Hindernisse nicht mehr aufgehalten werden konnte.

Mit diesem Jahre gelangen die russischen Genossenschaften zu einer beachtenswerten Entfaltung und Verbreitung in den weiten Volksmassen. Die Genossenschaftsbewegung wird aus einer durch die Bemühungen einzelner Schwärmer gezüchteten Treibhauspflanze zu einer Volksbewegung gemeinsamer aufbauender Arbeit.

Seitdem wachsen und weiten sich die Genossenschaften zu einem solchen ernsten Lebensfaktor der Organisation des Volkslebens aus, daß er nicht mehr umgangen werden kann.

Die allgemeingenossenschaftlichen Kongresse der Jahre 1908 und 1913, auf denen sich Genossenschafter aus allen Enden des unermeßlichen Rußlands versammelt haben, ermöglichten es, zu einer ideelen Einigung und zu einer gewissen Planmäßigkeit der Arbeit zu gelangen.

Die Frage eines allgemeinen Genossenschaftsgesetzes ist bereits auf dem ersten Kongresse aufgeworfen und auf dem zweiten Kongresse, im Jahre 1913, ist ein solches Gesetz ausgearbeitet worden; jetzt sind die Bemühungen der Genossenschafter dahin gerichtet, dieses Gesetz in den Gesetzgebungskörperschaften durchzusetzen, um endlich für die Errichtung von Genossenschaften vom Genehmigungswege zum Anmeldungswege zu gelangen.

Jeder Schritt der russischen Genossenschaftsbewegung vollzieht sich nicht ohne Kampf; die Genossenschafter sind auch nicht völlig sicher, daß ihre Bestrebungen endlich erfüllt und sie in der nächsten Zukunft ein allgemeines Genossenschaftsgesetz bekommen werden. Sie verlieren aber auch nicht die Hoffnung.

Aber lassen wir alle diese inneren Reibungen, wie interessant sie auch sein mögen, und befassen wir uns mit der tatsächlichen Darlegung des jetzigen wirklichen Zustandes der russischen Genossen-

schaften, ihres Wesens und ihrer wirklichen Bedeutung für das gegenwärtige Leben des Landes.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß gegenwärtig, d. h. am 1. Januar 1916 in Rußland mehr als 35,000 Genossenschaften mit zehn Millionen Mitglieder gezählt werden.

Leider verfüge ich nicht über in die Einzelheiten gehende Angaben für das gegenwärtige uns am nächsten liegende Moment, ich muß also notgedrungen in meiner weiteren Darlegung Angaben von früher benützen. Aber vielleicht ist es sogar vom Vorteil, um sich das wahre Wesen der russischen Genossenschaften klar zu machen.

Die Angaben, welche ich in meinen folgenden Darlegungen benützen werde, beziehen sich auf die Zeit unmittelbar vor dem Weltkriege, sie werden deshalb einen weniger zufälligen Charakter haben.

Denn im Verlaufe des Krieges werden ja viele Genossenschaften unter dem Einfluß von rein zufälligen Erscheinungen eröffnet, wie die außerordentliche Teuerung, Schwierigkeiten in der Zufuhr von Produkten, Zusammenbruch des Kleingewerbes und anderes mehr — und nicht infolge des wirklichen Wachstums des genossenschaftlichen Bewußtseins. Es ist deshalb möglich, daß viele Genossenschaften, die in der Kriegsluft künstlich angesetzt und aufgezüchtet worden sind, nach Beendigung des Krieges untergehen werden und dann das Wachstum der Genossenschaften in sein normales Bett zurückkehren werde.

So behandelt zwar das Material, über das ich verfüge, eine Zeit, die bereits einige Jahre zurückliegt, aber dieses Material ist trotzdem sehr anschaulich und charakteristisch[1])

Um das Wesen der russischen Genossenschaften und deren Bedeutunng für das Volksleben zu erklären, bringe ich einige Zahlen über die verschiedenen Arten der Genossenschaften.

Am 1. Januar 1912 zählte man in Rußland 18,000 verschiedene Genossenschaften, die sich auf folgende Arten verteilt haben:

Kleine landwirtschaftliche Genossenschaften	2345
Butterverarbeitende Genossenschaften in Sibirien	1554
Spargenossenschaften	2561
Kreditgenossenschaften	5523
Konsumgenossenschaften	6100

Um zu begreifen, wie stark die Genossenschaftsbewegung in den letzten zehn Jahren gewachsen ist, genügt es, festzustellen, daß es am 1. Januar 1902 ganze 1625 Genossenschaften gegeben hat und daß im Jahrzehnte des großen Aufstieges des russischen Volkslebens die Genossenschaften um mehr als das zehnfache, in den letzten drei Jahren 1912 bis 1915 nochmals um das doppelte zugenommen haben.

---

[1]) Die meisten meiner Zahlen sind aus dem Werke entnommen: S. Prokopowitsch, „Zur Theorie und Praxis der russischen Genossenschaftsbewegung“.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns einigen zahlenmäßigen Einzelheiten zu.

Bleiben wir zuerst bei den kleinen landwirtschaftlichen Genossenschaften stehen.

Diese sind am meisten verbreitet in den Dörfern unter der ländlichen Bevölkerung. Damit gelangen wir zu denjenigen Organisationen, welche die arbeitenden Bauernschichten umfassen.

Wir werden die Bedeutung dieser Gesellschaften für die bäuerliche Wirtschaft verstehen, die in ihrem Umfange sehr bescheiden ist und extensiv betrieben wird, wenn wir die Ziele jener gesellschaftlichen Organisationen angeben.

Nach dem Normalstatut, das im Jahre 1898 genehmigt wurde, sind sie:

1. Studium der Lage der verschiedenen Zweige der Landwirtschaft und Aufklärung der wirtschaftlichen Nöte und Bedürfnisse ihrer Mitglieder.

2. Verbreitung von theoretischen und praktischen landwirtschaftlichen Kenntnissen.

3. Sorge für die Ausarbeitung und Verbreitung der richtigsten Wirtschaftsmethoden und der verbesserten Viehrassen, Geräte und Maschinen.

4. Vermittlung in der Versorgung der Landwirte mit allem für die Landwirtschaft Erforderlichen und in dem Absatz ihrer Produkte.

Es ist zuzugeben, daß fast alle diese Aufgaben zum Wirkungskreis der russischen Landschaftsvertretungen (Semstwo) gehören, aber durch die Unvollkommenheiten des landschaftlichen Wahlrechtes sind diese Einrichtungen im allgemeinen undemokratisch und der Bevölkerung unzugänglich. Deswegen ist die Organisierung der Bevölkerung selbst zum Zwecke der Selbsthilfe in der großen Sache der Verbesserung der Landwirtschaft, dieses Lebensnerves vieler Millionen russischer Bürger, sehr wichtig und bildet ein wesentliches Gegenstück zu den Agrarreformen der Landschaftsvertretungen.

Wir haben es hier mit einem sich stark entwickelnden Prinzip der Selbsthilfe des russischen Volkes zu tun und wir sehen in ihm den Kern der zukünftigen Lebensgestaltung.

Unter den landwirtschaftlichen Vereinigungen nehmen einen großen Platz ein die sogenannten Butter verarbeitenden Genossenschaften; diese entwickelten sich besonders stark in Sibirien, wo man auf freiem Boden von gewaltiger Ausdehnung große Kuhherden weiden lassen kann.

Der Beginn der genossenschaftlichen Buttererzeugung Sibiriens gehört in das Jahr 1896, dann wurde die erste Buttereigenossenschaft gegründet. Aber erst mit dem Beginn des XX. Jahrhunderts hat sich die genossenschaftliche Buttererzeugung Sibiriens merklich entwickelt. Und im Jahre 1910 haben wir bereits unter den 3109

Buttereibetrieben der Gouvernements Tobolsk und Tomsk 1339, das sind 43%, genossenschaftliche Buttereien.

Die genossenschaftliche Butterproduktion Sibiriens erobert allmählich die Märkte Westeuropas, verschafft einen großen Absatz für dieses Erzeugnis der russischen Landwirtschaft, vermehrt die Einnahmen der Genossenschafter selbst und erzieht sie zur Selbsttätigkeit.

Hier wäre es sehr angebracht, die Aufmerksamkeit der Leser auf eine sehr interessante Tatsache zu lenken und zwar auf den Zusammenhang zwischen der Verbreitung der Volksbildung und dem Durchdringen genossenschaftlicher Ideen.

Wie wir eben gesehen haben, betrug der mittlere Prozentsatz der Buttereigenossenschaften in den Gouvernements Tomsk und Tobolsk rund 43. Nun stellt sich heraus, daß dieser Prozentsatz je nach den Verwaltungsbezirken schwankt und zwar in Uebereinstimmung mit dem Bildungsgrade der betreffenden Bevölkerung, so weit sich der Bildungsgrad in der Zahl von Bibliotheken und Lesesälen eines Bezirkes äußert. So betrug z. B. im Bezirk Kurgansk, der im Jahre 1897 vierzig Lesesäle hatte, der Prozentsatz der Buttereigenossenschaften 92,3 im Jahre 1908, während der Bezirk Tarsk bei nur fünf Lesesälen einen Prozentsatz von nur 25 der genossenschaftlichen Buttereien hatte.

Der Mangel an gebildeten Personen auf dem Lande war immer und überall ein ernstes Hindernis für die Entwicklung der ländlichen Genossenschaften. Das bekunden einmütig alle Erforscher des russischen Genossenschaftswesens, sei es in ihren Berichten an Kongresse und Vereinigungen, sei es in Spezialarbeiten.

Ich habe nun diese Tatsache bei einer der Genossenschaftsarten festgestellt und werde mich bei dieser Frage nicht mehr aufhalten.

Ich komme nun zu den verschiedenen Abarten der Kreditgenossenschaften und da muß ich bemerken, daß die Spargenossenschaften und die Kreditgenossenschaften die größte Verbreitung in den Dörfern und unter den städtischen Arbeitern gefunden haben. Daß diese Genossenschaften die bedürftigsten Volksschichten umfassen, ist schon daraus ersichtlich, daß die Kapitalien der Anteilscheine und der Einlagen eine sehr bescheidene Summe und zwar 25 Rubel oder 64 Franken pro Mitglied ausmachen.

Neben den Spargenossenschaften auf dem Lande und in der Stadt werden auch Kreditgenossenschaften errichtet. Auch hier haben wir es mit einer breiten Genossenschaftsbewegung hauptsächlich der ländlichen Bevölkerung zu tun. Merkwürdigerweise fällt auch in den städtischen Kreditgenossenschaften die größere Hälfte der Mitglieder — 54,1% — auf die Ackerbauer und das erklärt sich damit, daß sich in die städtischen Kreditgenossenschaften die Bewohner der umliegenden Dörfer aufnehmen lassen, auf welche die Stadt eine starke

Anziehungskraft ausübt. Selbstverständlich bilden in den ländlichen Kreditgenossenschaften selbst die Ackerbauern die erdrückende Mehrheit — 87,8%.

Wir sehen also, daß die russischen Kreditgenossenschaften in der Hauptsache die breiten arbeitenden Volksmassen umfassen.

Und nun die Konsumgenossenschaften.

Die Konsumgenossenschaft ist ihrem Wesen nach demokratisch, sie konnte deshalb in Rußland nur dann zu einer starken Entwicklung gelangen, als die demokratischen Bestrebungen des russischen Volkes zu einer grundlegenden Forderung breiter Volksmassen geworden sind, d. h. in den Revolutionsjahren 1905 und 1906.

Die demokratische Zusammensetzung der Konsumgenossenschaften wird in hohem Maße durch die Größe der Anteilscheine und der Eintrittsbeiträge verschiedener Genossenschaften bestätigt. So machen diese Beiträge in den ländlichen Konsumgenossenschaften 18 Rubel, das sind 48 Franken, aus, in den Arbeiterkonsumgenossenschaften 19,3 Rubel, oder 51 Franken, in den gemischten städtischen 21,3 Rubel, oder 57 Franken.

In der Gesamtzahl von 6100 Konsumgenossenschaften des Jahres 1912 befanden sich 5200 ländliche und 800 Arbeiterkonsumgenossenschaften; daraus ist zu schließen, daß die russischen Konsumgenossenschaften in der Hauptsache, wenn auch nicht ausschließlich, den arbeitenden Volksmassen dienen und so dadurch breite Volksschichten um eine ihnen gemeinsame und gesellschaftlich nützliche Sache vereinigen.

Dasselbe läßt sich auch über alle anderen Arten der russischen Genossenschaften sagen, und damit der demokratische Zug der russischen Genossenschaften erklären, der zu einer ernsthaften Korrektur der russischen Wirklichkeit in dem Sinne geworden ist, daß er den breiten Volksmassen die Möglichkeit verschafft, kollektiv zu arbeiten und ihre Interessen zu solidarisieren.

Von diesem Gesichtspunkt aus erlangt die Arbeit des Zusammenfassens von Genossenschaften in Verbände eine besondere Bedeutung. Und gerade auf diesem Wege begegneten die russischen Genossenschaften der stärksten Gegenarbeit der Verwaltungsbehörden, welche diesen um so leichter war, als es kein allgemeines Genossenschaftsgesetz gibt und die russischen Genossenschaften kein Vereinsrecht auf Grund der bestehenden allgemeinen Gesetzesnormen haben.

Aber auch unter solch schweren Verhältnissen ist es der energischen Tätigkeit vieler Genossenschaftsführer gelungen, Vereinigungen und Verbände zu schaffen, sei es auf Grund von genehmigten Statuten oder in der Form von Gesellschaften mit beschränkter Haftung.

Um die Bedeutung jener Verbände zu zeigen, weisen wir auf einen einzigen von ihnen hin, auf den Moskauer Verband der Konsumgenossenschaften.

Am 1. Januar 1916 gehörten zu diesem Verband 1737 Konsumgenossenschaften, die im ganzen Lande herum zerstreut sind. In diesem Verband sind nicht eingegliedert die Konsumgenossenschaften des Königreichs Polen und Finnlands, da jene Genossenschaften in lokalen Verbänden zusammengeschlossen sind.

Ich will hier nicht im einzelnen die Gründungstätigkeit der Verbände und diejenigen Schwierigkeiten schildern, welche die russischen Genossenschaften auf dem Wege ihres Zusammenschlusses zu überwinden hatten. Um aber die Erörterungen der Frage über den Umfang der genossenschaftlichen Entwicklung in Rußland und über die Bestrebungen des russischen Volkes zum genossenschaftlichen Zusammenschluß zu Ende zu führen, weise ich noch auf einen gewissen Verwaltungsbezirk hin, wo sich die Genossenschaften am stärksten entwickelt haben.

Das ist der Bezirk Tscherepowetz des Gouvernements Nowgorod. Die ganze Bevölkerung dieses Bezirkes ist 193,500 Personen stark. Die Genossenschaften verteilen sich hier folgendermaßen:

Konsumgenossenschaften	75
Buttereigenossenschaften	40
Kreditgenossenschaften	30
Landwirtschaftliche Genossenschaften	25
Heimarbeitergenossenschaften	20
Viehzucht-Kontroll-Genossenschaften	2
Genossenschaftliche Verbände	1
zusammen	193

Das heißt, in diesem Bezirk kommen auf je eine Genossenschaft tausend Einwohner.

Aus den flüchtigen statistischen Angaben, die ich bis jetzt gemacht habe, ergibt sich wohl die Schlußfolgerung, daß die russische Genossenschaftsbewegung einen großen Umfang angenommen hat und zu einer bedeutenden wirtschaftlichen Macht geworden ist.

Aber noch fast größer ist die Bedeutung der russischen Genossenschaften für die Verbreitung der Volksbildung und für die Aufklärung der breiten Volksmassen außerhalb des Schulbetriebs.

Hier sind die russischen Genossenschaften gleich zum Beginn ihrer Tätigkeit auf eine ernste Schwierigkeit gestoßen. Und dieses Hindernis liegt nicht in dem Einfluß der russischen Verwaltungsbehörden, gegen den ein hartnäckiger Kampf geführt wird und von dem bereits die Rede war, sondern es besteht im Analphabetentum und in der niedrigen Kulturstufe des russischen Volkes. Das ist ein sehr wesentliches Hindernis und natürlich mußten dem die Genossenschaften große Aufmerksamkeit widmen.

Die russischen Genossenschaften befassen sich nicht nur mit der genossenschaftlichen Ausbildung und der genossenschaftlichen Propaganda, was ja zum ehernen Bestandteil der Genossenschaftsbewegung aller Länder gehört, sondern auch mit der elementaren Volksschul-

bildung, mit der Verbreitung des Lesens und Schreibens im Volke, mit der Erweiterung seines Bildungsumfanges überhaupt. Und so machen wir bei vielen Genossenschaften und Vereinigungen die Beobachtung, wie die Genossenschaften dafür Sorge tragen, entweder bereits bestehende Volkschulen zu unterhalten, oder sogar neue zu errichten.

Einige Genossenschaften gewähren den Kindern ihrer Mitglieder Stipendien für den Besuch von Mittelschulen, ja sie errichten eigene Gymnasien, wo die Kinder ihrer Genossenschafter eine abgeschlossene Mittelschulbildung genießen. Hier helfen die Genossenschaften den Landschaftsvertretungen und dem Ministerium für Volksaufklärung, erfüllen eine Aufgabe, welche dem letzteren zukommt, indem sie Lücken ausfüllen, welche das Ministerium für Volksaufklärung auf dem Gebiete der Volksbildung freiwillig oder unfreiwillig zurückgelassen hat. Solche Fälle kennen die westeuropäischen Genossenschafften nicht. So denken z. B. die schweizerischen Genossenschaften trotz ihrer gewaltigen Entwicklung gar nicht daran, Volksschulen oder gar Gymnasien zu errichten. Dies alles gehört zu den Aufgaben des Staates und die Genossenschaften als solche haben keine Lücken auf diesem Gebiete auszufüllen. Zu ihnen kommen des Lesens und des Schreibens kundige und durchgebildete Bürger.

Außer der unmittelbaren Förderung der Elementarbildung durch Errichtung von Volksschulen beschäftigen sich die russischen Genossenschaften mit den Fragen der Volksaufklärung außerhalb der Schule und den Volksunterhaltungen.

Hieher gehören die Bibliotheken und Lesesäle, die Vorlesungen und Kurse, die Exkursionen und andere Veranstaltungen für die allgemeine Volksaufklärung. Ebenso die Veranstaltung von Weihnachtsbescherungen, von Festen, Ausflügen, Theatervorstellungen, die Errichtung von Volkstheatern zum Zwecke der Entwicklung des ästhetischen Geschmackes der breiten Schichten des arbeitenden Volkes. Hier geschicht alles das, was auf diese oder jene Weise es den Genossenschaftern möglich macht, die kurze ihnen zur Verfügung stehende freie Zeit angenehm und nützlich zuzubringen.

Auch dieser Seite des Volkslebens — der Hebung ihrer geistigen Kultur — widmen die Genossenschaften und müssen viel Aufmersamkeit widmen.

Das war immer so. Und sie entwickelte sich besonders stark nach dem zweiten Genossenschaftskongreß im Jahre 1913 in Kiew, auf dem eine Resolution angenommen worden ist, wonach die sogenannte nichtgeschäftsmäßige Tätigkeit der Genossenschaften besonders stark auszudehnen sei.

Die Wünsche und Resolutionen dieses Kongresses, der lebhafte Meinungsaustausch zwischen den Genossenschaftern aus allen Ecken und Enden Rußlands führten dazu, daß in der letzten Zeit die Ge=

nossenschaften besonders viel Aufmerksamkeit der kulturellen und volksaufklärenden Tätigkeit zugewendet haben.

In diesen Bestrebungen, die rein genossenschaftliche Arbeit mit der Erfüllung von Aufgaben der Volksaufklärung zu verbinden, besteht, meines Erachtens, das Eigenartige der Genossenschaftsbewegung Rußlands, jenes Landes, wo das Bedürfnis nach Bildung auf dem gewöhnlichen Wege, d. h. durch die Mittel und Kräfte des Staates, nicht erfüllt wurden und wo sie durch die private Initiative, am besten durch die Genossenschaften, befriedigt werden müssen.

Die Unmöglichkeit für die russischen Genossenschaften, ihre genossenschaftliche Arbeit auf die Lösung von rein ökonomischen Fragen der Produktion, Konsumation, des Warenaustausches und ähnlichem zu beschränken, macht diese Genossenschaften nicht nur zu einer Macht, welche die wirtschaftliche Entwicklung verschiedener Seiten des russischen Lebens sichert, sondern auch zu einer Kulturmacht, welche einen Ausweg für den Wissensdrang eröffnet und Wissen vermittelt durch eigene genossenschaftliche Schulen, die geschaffen werden durch kameradschaftliches Zusammenarbeiten breiter Massen des arbeitenden Volkes.

Wir dürfen zwar die Bedeutung der volksaufklärenden Tätigkeit der russischen Genossenschaften, so umfangreich sie auch sei, nicht überschätzen. Aber die Tatsache allein, daß diese Frage auf der Tagesordnung der russischen Genossenschaften fest dasteht, sichert denselben eine bessere Zukunft und einen größeren Erfolg bei den vom Schicksal stiefmütterlich behandelten Volksmassen, welche oft ohne die Vermittlung der Genossenschaften keinen Zugang zur Quelle des Wissens haben und von dessen Lichtstrahlen nicht beschienen werden.

Es ist überflüssig zu bemerken, daß die russischen Genossenschaften auch den Fragen der genossenschaftlichen Aufklärung und Propaganda viel Aufmerksamkeit zuwenden.

Hier haben wir alles; angefangen mit einfachen volkstümlichen Vorlesungen über die Genossenschaftsfrage; dann die Genossenschaftskurse, welche die genossenschaftlichen Praktiker mit den verschiedenen Fragen der genossenschaftlichen Technik vertraut machen; endlich die genossenschaftliche Fakultät der Schanjaw'schen Volksuniversität, diesem theoretischen Unterbau für die Bestrebungen der Genossenschafter, Organe zu schaffen, welche dazu beitragen könnten, die Lebensverhältnisse der Menschheit zu verbessern, ja vielleicht das Leben selbst auf neuen Grundlagen umzugestalten.

Die Genossenschaften sind sich ihrer kulturellen und volksaufklärenden Tätigkeit so stark bewußt, daß dieser Zweig ihrer Tätigkeit auch während des Krieges, entgegen der Voraussagungen und Erwartungen, keinen Abbruch erlitten, sondern im Gegenteil, sich besonders stark entwickelt hat. Dazu hat nebenbei derjenige Umstand beigetragen, daß der gegenwärtige Krieg die kulturelle Rückständig-

keit unseres Vaterlandes besonders stark aufgedeckt und die Notwendigkeit bewiesen hat, mit aller Macht die Volksaufklärung zu fördern.

Der Weltkrieg, welcher dem arbeitenden Volke so schwere Schläge versetzt hat, gab gleichzeitig den Anstoß zu weiterer Entwicklung der Genossenschaften. Wir beobachten das starke Wachstum der Konsumgenossenschaften und erklären dies in der Hauptsache mit der Verteuerung der Lebenshaltung und mit der Hilfe, welche die Konsumgenossenschaften der Bevölkerung gewähren und damit deren Sympathie zweifellos gewinnen.

Wie stark diese Sympathien sind, wird die Zukunft zeigen. Es ist aber Grund für die Annahme vorhanden, daß die Genossenschaften nach dem Anbruch des Friedens und normaler Lebensverhältnisse nicht alle ihre neuen Anhänger behalten werden, da deren Eintritt in die Konsumgenossenschaften sich nicht durch ein ausgereiftes Bewußtsein von der Nützlichkeit organisierter Selbsthilfe erklären läßt, sondern durch ein vorübergehendes wirtschaftliches Bedürfnis. Aber auf alle Fälle werden die russischen Genossenschaften im Verlaufe des Krieges bedeutende Eroberungen machen, insbesondere wenn man deren ständige Fürsorge für die Verbreitung des genossenschaftlichen Wissens und Bewußtseins ins Auge faßt.

Solche Eroberungen sind bereits teilweise gemacht worden im Verlaufe des Kampfes der Genossenschaften für das Rechte an der Schaffung der sogenannten „Hinter der Front" teilzunehmen.

Die Notwendigkeit dieser organisatorischen Arbeit kam darin zum Vorschein, daß die genossenschaftlichen Verbandsvereine sich gerade dort entwickelt haben, wo sie bis jetzt von den „einsichtigen" Verwaltungsbehörden nicht zugelassen worden sind. Nun sind die Statuten dieser Vereinigungen, welche bis jetzt jahrelang in den Mappen des Ministeriums des Innern müßig dagelegen sind, endlich bestätigt worden. Nun sind die Verbände zum Leben erwacht.

Damit soll allerdings nicht gesagt werden, daß die Beziehungen der Verwaltungsbehörden die besten sind. Nein, in dieser Hinsicht ist fast alles beim alten geblieben und den Genossenschaftern werden hier die früheren Lektionen erteilt.

Der Krieg hat das Zusammenarbeiten aller lebendigen Kräfte des Landes zur Notwendigkeit gemacht. Und die Genossenschaften haben erkannt, daß für sie der Zeitpunkt eingetreten ist, an der gesellschaftlichen Umgestaltung, soweit sie mit dem Krieg zusammenhängt, teilzunehmen.

Im Juli 1915 hat das Zentralkomitee des altrussischen Städteverbandes auf den 11. bis 13. Juli eine Konferenz einberufen zur Besprechung solcher ökonomischer Fragen, die mit der Teuerung und der Armeeversorgung zusammenhängen. Auf dieser Konferenz ist beschlossen worden, eine genossenschaftliche Zentrale für die genossenschaftlichen Arbeiten in ganz Rußland zu schaffen und zu diesem Zwecke hat dann die Konferenz ein genossenschaftliches Zentral-

komitee ins Leben gerufen. Einen Teil der Mitglieder dieses Zentralkomitees hat die Konferenz selbst gewählt, der andere Teil wurde von den großen genossenschaftlichen Verbänden und Organisationen bestimmt. Am 1. August 1915 hat sich das genossenschaftliche Zentralkomitee endgültig konstituiert und zu arbeiten angefangen.

Es war eine mühevolle Arbeit, sie verlangte eine starke Anspannung der Willenskraft aller Beteiligten. Am 1. November waren bereits errichtet: vier genossenschaftliche Provinzialkomitees, 17 Gouvernementskomitees und 100 Bezirkskomitees.

Im Laufe dieser drei Monate haben die Genossenschaftskomitees, ohne behördliche Subventionen, ausschließlich aus den Mitteln der Genossenschafter selbst, eine organisatorische Tätigkeit entfaltet, die deren Lebensfähigkeit vollends bewiesen hat.

Durch die Vermittlung des Zentralkomitees und der Lokalkomitees der Genossenschaften hat man für die Armeeversorgung an solchen Orten zu arbeiten angefangen, wo es bis dahin nicht geschehen war.

Ebenso haben sich durch die Vermittlung der Genossenschaften die Arbeiten der Verproviantierung und der Transportierung stark entwickelt.

Die Genossenschaftskomitees leisten auch große Arbeit in der Versorgung der Flüchtlinge. Zuerst hat nur das Zentralkomitee auf diesem Gebiete gearbeitet, aber die Erfahrungen mit den versuchsweise gemachten Ansiedlungen der Flüchtlinge haben es dem Zentralkomitee ratsam erscheinen lassen, diese Arbeit auch den Lokalkomitees anzuweisen. Und nun hat die Arbeit der Hilfeleistung an die Flüchtlinge durch die Vermittlung der Genossenschaftskomitees einen großen Umfang angenommen.

Es versteht sich nun von selbst, daß die konsumgenossenschaftlichen und einkaufsgenossenschaftlichen Vereinigungen und Verbände viel geleistet haben und noch mehr leisten konnten im Kampfe gegen die Teuerung und gegen die Ausbeutung der Verbraucher durch den Händler.

Es gab viel Arbeit. Und es wurde mit großem Fleiß gearbeitet und mit vollem Bewußtsein von der Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Arbeit. Und gerade dann, als das eben ins Leben gerufene genossenschaftliche Zentralkomitee seine segensreiche Tätigkeit so stark entwickelt hat — gerade dann wurde dasselbe auf rein administrativem Wege geschlossen. Und die so großzügig eingeleitete Arbeit ist zwar nicht ganz in Stockung geraten, hat aber ihre Planmäßigkeit und den ganzen Schwung einer großen gesellschaftlichen Sache verloren, welche um sich die demokratischenn Volksschichten und die der Genossenschaftsarbeit ergebenen Volkskreise gesammelt hatte.

Die administrative Verordnung über die Auflösung des genossenschaftlichen Zentralkomitees und hinterher auch vieler Provinzial-, Gouvernements- und Bezirkskomitees wird zwar damit be-

gründet, daß diese Organisationen ohne bestätigte Statuten gearbeitet haben, nun will es aber seit Monaten den Organisatoren jener als allgemein nützlich anerkannten Arbeit nicht gelingen, die Bestätigung der Statuten durchzusetzen, um dann die zusammenfassende Arbeit der russischen Genossenschaften von neuem beginnen zu können.

Mit diesem traurigen Vorfall aus der Gegenwart der russischen Genossenschaften will ich meinen Bericht schließen. Wie traurig auch das Bild der eben geschilderten administrativen Willkür sein mag, das sich vom Hintergrund der russischen Wirklichkeit abhebt, es versetzt keinen einzigen russischen Genossenschaftsführer in Verzweiflung. Zu stark ist ihr Glaube an die schöpferischen Kräfte des russischen Volkes, noch größer ist ihr Glaube an die organisatorische Bedeutung der genossenschaftlichen Arbeit und der genossenschaftlichen Beziehungen, um durch solche Schläge, wie schmerzlich sie auch sein mögen, vernichtet zu werden.

Diese Darlegungen über die Entwicklung der russischen Genossenschaftsbewegung, so flüchtig und abgebrochen sie auch sind, haben wohl bewiesen, daß diese Bewegung des demokratischen und arbeitenden Rußlands viele gesunde Säfte in sich hat und daß ihre treibenden Keime bereits so erstarkt sind, daß sie keinen Frost und kein Unwetter fürchten.

Die russischen Genossenschaften sind auf dem besten Wege, große Volksmassen auf dem Boden nicht nur materieller, sondern auch bewußt gewordener moralischer Interessen zusammenzufassen, sie fürchten nicht für ihre Zukunft.

K. Oberutschew.
(Uebersetzt aus dem Russischen von Dr. J. Heller.)

Ein Dienstverweigerer.

Letzter Tage hatte sich vor dem Divisionsgericht 4 Artillerielieutenant Max Kleiber wegen Dienstverweigerung zu verantworten.

Inmitten des Gerichtssaales stand er aufrecht und schlicht seinen Richtern gegenüber; er sprach mit ruhigem Ernst, von innerster Ueberzeugung beseelt; sein Auftreten war vom ersten Moment an gewinnend. Der ganze Gerichtshof wurde durch diesen außerordentlichen „Schuldigen" gefesselt und horchte aufmerksam seinen Ausführungen zu.

Lassen wir in Folgendem den Angeklagten selbst sprechen:

„Ich verweigere den Militärdienst:

1. weil er dem christlichen Grundgebot und damit einer höheren Kultur widerspricht, 2. als internationaler Sozialist, 3. als Schweizer.

1.

„Du sollst nicht töten“ hat schon Moses geboten und Christus hat gelehrt, daß man alle Menschen lieben soll. — Ob und inwieweit Christus historisch ist oder eine Legende, das spielt für mich hier keine wichtige Rolle. Das höchste Gebot, die allgemeine Menschenliebe ist zweitausend Jahre alt, die Forderung, lieber Böses zu dulden als Böses zu tun noch älter (ich denke an Sokrates), und die größten und edelsten Geister aller Nationen sind seither für diese Grundpfeiler einer höheren Kultur eingestanden.

Das Christentum ist nicht eine sentimentale Duselei, sondern die lebenskräftigste Forderung, die nicht mit Christus abgeschlossen und beendigt ist, sondern verwirklicht werden soll und auch immer mehr verwirklicht werden wird; dies beweisen, meine ich, die Tendenzen der historischen Entwicklung auch in jüngster Zeit: die Zarenherrschaft ist gestürzt und auch die Gottesgnadenthrone der andern Fürsten sind wacklig, es geht ein allgemeiner Zug nach links, die Bruderschaft der Menschen, die Volksherrschaft bricht sich immer mehr Bahn. Die bürgerliche Demokratie ist ein Uebergangsstadium, wo noch Klassenherrschaft besteht und das Kapital herrscht; sie wird überwunden von der höheren Form, der bessern Verwirklichung christlicher Forderungen, der Demokratie des Sozialismus.

Diese Entwicklung vollzieht sich nicht neben uns oder über uns, sondern durch uns, und jeder von uns ist vor die Entscheidung gestellt, entweder ein Förderer oder ein Hemmschuh zu sein, und wer passiv ist, ist ein Hemmschuh.

Wir alle sind mitverantwortlich am Gang der Entwicklung. Keiner von uns ist unschuldig am heutigen Krieg, es sei denn, er habe mit aller Energie die Kriegsursache bekämpft: die kapitalistische Konkurrenz zwischen den Mächten, dieses ganze System, das auf Ausbeutung und Unterdrückung beruht.

Jeder von uns ist mitschuldig am Kriege, es sei denn, er habe alles getan, was er konnte, um in möglichst vielen Menschen den Abscheu zu wecken vor Mord und Totschlag, vor dem Militarismus, vor eitler Ruhmsucht und nationalem Eigendünkel.

Mitschuldig am Krieg ist jeder, der nicht mit allen Kräften mithilft, die großen Volksschichten zu wecken, daß sie sich nicht mehr als blindes Mordwerkzeug mißbrauchen lassen von ihren verbrecherischen Beherrschern.

Die Mehrheit der Lehrerschaft und der Geistlichkeit bemüht sich allerorten, den gesunden Menschenverstand und das natürliche Empfinden großer Volksmassen zu vergiften und einzuschläfern.

Die Rolle, die zur Hauptsache unsere heutige Kirche gespielt hat und zum Teil noch spielt, ist grauenhaft:

Sie preist die Liebe und appelliert an die Selbstsucht.

Sie lehrt Brudersinn und Demut — und dient der Gewalt und der Herrschsucht.

Sie weist auf das eine, was not ist und hilft der Schacherei und der Ausbeutung.

Sie verkündet Feindesliebe und Frieden und Eintracht — und segnet das Völkermorden!

Solche, die heute dazu da wären, Christus zu verkünden, verschachern und verraten ihn an den Mammon und an den Krieg; und wenn die nicht umkehren, so wissen sie nicht, was sie tun oder sind verstockt und schlechter als Judas Ischariot; denn diesen plagte sein Gewissen, daß er hinging und sich erhängte.

Denselben Fluch tragen diejenigen Führer der Sozialisten, die die Internationale und damit den Glauben der Unterdrückten schänden und verraten an den Kapitalismus und Chauvinismus.

Aber wir alle haben Teil an dieser Schuld, an dem Millionenmorden und an dem Grauen, das wir nun bald drei Jahre lang miterleben — und wir sollten nicht schließlich den Entschluß fassen, alles und jedes zu tun, was wir können, um gegen diese Schmach zu protestieren und sie zu bekämpfen? Wir sollten nicht schließlich den Entschluß fassen, lieber alles andere zu erleiden, als uns fernerhin der Militärgewalt zur Verfügung zu stellen? Lieber zu hungern, als in einer Waffenfabrik zu arbeiten an Mordmaschinen?

2.

Ich handle nicht allein, schon mehrere sind vorausgegangen und viele werden noch, wenn es nötig ist, denselben Weg finden; und wir sind nicht weltfremde Schwärmer, eine höhere Kultur ist möglich und wird kommen, nicht wie ein Meteor vom Himmel — sondern durch uns Menschen selbst, und die reale, praktische Grundlage dafür ist die sozialistische Internationale.

Die internationale Solidarität verlangt aber die Bekämpfung des Militarismus und, da es gegen mein Gewissen geht, an einem Uebel selber mitzumachen, so muß ich auch als Sozialist den Kriegsdienst verweigern, wenn ich auch damit gegen die Parteidisziplin verstoße. — Die Partei hat noch nie die Dienstverweigerung proklamiert.

Damit stelle ich nicht das Individuum über die Gesamtheit, aber Partei und Staat sind doch nicht etwas Gottgegebenes, Fertiges, sondern eine menschliche Einrichtung, die sich stetig entwickeln und erneuern muß, wenn sie nicht zu einem Morast werden soll, wo nach Göthe Vernunft Unsinn ist und Wohltat Plage.

Der Staat soll vernunftgemäß geleitet werden und dem guten dienen, so anerkenne ich ihn voll und ganz als beste Uebergangs- und Zwischenform zum höheren Verband. — Gerät aber ein Staat mit dem Guten oder der Vernunft oder mit der Tendenz zum Höhern in Widerspruch, so ist dies nicht ein Zeichen dafür, daß das Gute eine Verirrung oder die Vernunft Wahnsinn sei oder das

Höhere eine Utopie, sondern es beweist, daß dieser Staat unvollkommen und rückständig ist und geändert werden muß.

Die Aenderung geschieht allerdings durch Massenaktionen; aber die Grundlage dieser Massenaktionen sind doch die Handlungen, die Anstrengungen und eventuell die Opfer der einzelnen Personen, aus denen die Masse besteht.

3.

Die Schweiz ist eine neutrale Republik, eine Friedensinsel, ein Asyl für Verfolgte; man behauptet, man müsse also schon deshalb im Interesse des Christentums und des Sozialismus unsere Grenzen hüten.

Auch wenn die Verteidigung mit Waffen möglich wäre, könnte sich aber weder ein Christ, noch ein Sozialist damit abfinden, daß nur sein Volk glücklich wäre.

„Geht hin in alle Welt" hat Christus gesagt, und ein Sozialist weiß und auch andere wissen es, daß schon heute alle Nationen auf einander angewiesen sind, und daß es lächerlich ist, von einem Volk behaupten zu wollen, es brauche die Andern nicht.

Es ist uns aber überhaupt nicht möglich, unser Land mit Waffengewalt wirksam zu verteidigen. Eine Friedensinsel sind wir nicht kraft unserer Waffen, sondern weil wir keine Erzlager und Kohlengruben und keine Seehäfen haben. Vielleicht auch, weil beide Mächtegruppen von der Schweiz mehr zu profitieren hoffen, wenn sie neutral bleibt, als wenn sie auch im Kriege wäre — eine Friedensinsel sind wir vielleicht auch wegen der glücklichen Zusammensetzung unseres Volkes, wegen unserer Lage, vielleicht wegen der Tüchtigkeit unserer Diplomaten[1]), vielleicht doch auch weil es ein gewagtes Unternehmen sein könnte, und ein politischer Mißgriff — in Rücksicht auf die Stimmung der eigenen Völker — die Schweiz anzugreifen.

Sicher aber spielt unser Militär in den Rechnungen der Kriegführenden eine bescheidene Rolle, und eben so sicher wären wir im Moment, wo eine Macht uns angreifen würde, an deren Gegner völlig verkauft.

Unsere Wehrmacht ist keine Gewähr für unser Asylrecht, unsere Armee ist nicht ein Schutz für unsere Demokratie und unsere Eigenart, im Gegenteil, eine Gefahr dafür; denn ein demokratisches, echt schweizerisches Volksheer scheint im modernen Krieg eine Utopie, sonst wäre ja die Richtung, in der sich unser Wehrwesen entwickelt, ein Frevel am Geschlecht der freien Schweizer.

Die Zukunft der Schweiz beruht auf der Vernichtung des Raubstaatentums, auf der gegenseitigen Achtung und dem gegenseitigen Vertrauen der Nationen und besonders auf der sittlichen Kraft unseres eigenen Volkes — dies sind bessere Fundamente als Kriegsglück und Diplomatenkunst.

---

[1]) ? Die Red.

Die sittliche Kraft des Schweizervolkes kann durch Waffengewalt weder vernichtet noch beschützt werden. Man kann sie nur von innen her vergiften, und ein Mittel dazu ist der Militarismus, der unschweizerisch ist.

Die militärischen Rüstungen jeder Art, auch die der Kleinstaaten, werden in unsern modernen Verhältnissen dem Imperialismus der Großen dienstbar und sind schädlich für die Kultur, die Menschheit im Allgemeinen und für die Schweiz im Besondern.

* * *

Daß mich der heutige Staat, gestützt auf frühere Gesetze, strafen muß, in der Absicht, seine Macht zu behaupten, das sehe ich ein; ob ich glaube, dies sei zu seinem Nutzen, dies wird man mich nicht fragen.

Ich selber bin — sonst würde ich jetzt nicht hier stehen — überzeugt, daß meine Handlungsweise im besten Sinne nützlich ist und als bescheidenes Teilchen mitwirkt am Fortschritt der Kultur. Als guter Schweizer glaube ich auch, daß mein Verhalten meiner Heimat nützt, eben weil ich überzeugt bin, daß die internationale Solidarität die beste und einzige Garantie ist für eine würdige Zukunft und eine freie, selbständige Entwicklung unseres Volkes zu einem tüchtigen und kräftigen Glied in der großen Familie aller Völker der Erde.

Gegen die „Entschuldigung", ich handle aus Fanatismus oder aus Wahnsinn, muß ich mich im Interesse meiner Sache wehren. Man ist gar gerne versucht, das Gewohnte für das Gute und Vernünftige zu halten, und etwas Neues als verrückt zu erklären.

Kein geringerer als Haller hat seiner Zeit seinen jungen Kollegen Wolf mit den Worten abgetan: „Nulla est epigenesis" — und heute zweifelt wohl kein ernst zu nehmender Physiologe mehr an dieser Epigenesis.

Robert Mayer wurde, als er den Satz von der Erhaltung der Energie aufstellte, von einem Irrenhaus ins andere geschleppt — und heute ist dieses Gesetz eines der wichtigsten Fundamente der Physik.

Das Frauenwahlrecht galt noch vor kurzer Zeit allgemein als eine Tollheit und heute stehen die Herren Asquith und Lloyd George dafür ein. Mit der Abstinenz ist es ähnlich.

Wenn Sie die Dienstverweigerung für Wahnsinn halten, dann müssen Sie beweisen, daß der Krieg vernünftig ist, oder aber, daß die militärische Erziehung, die Mitrailleusen und Kanonen nicht für den Krieg da sind.

„Willst du den Frieden, so rüste zum Kriege" hat man verkündet. Mit gleichem Recht könnte man behaupten: „Willst du Sicherheit, so fülle dein Haus mit Dynamit."

Aber ist der Krieg an sich vernünftig?

Die Parasiten der Gesellschaft sind zur Hauptsache nicht in den Schützengräben, sondern die meisten von ihnen lungern noch heute in den Cafés herum und helfen mit Wucher die Not vermehren.

Die Millionen, die sich auf den Schlachtfeldern vernichten, waren zur Mehrheit nützliche Glieder der Menschheit. Nun wühlen sie sich in die Erde ein und ihre Aufgabe ist es, sich gegenseitig aus den gesündesten, tatkräftigsten Menschen zu zerrissenen Leichen und hilflosen Krüppeln zu machen, dem Wahnsinn anheimzufallen oder ekelhafte Seuchen zu verbreiten. Tausende und Tausende der jungen Männer wären befähigt gewesen, das Beste aller Jahrhunderte in sich aufzunehmen und zu Pionieren einer neuen Generation zu werden und nun zerfleischen sie sich wie Bestien — und daheim brechen Weiber und Kinder unter der übergroßen Arbeitslast zusammen, und daheim weinen Mütter um den verlorenen Trost und Sinn ihres Lebens, daheim verzweifeln Witwen und verkommen die Kinder.

Die Technik, die Beherrschung der Natur durch den menschlichen Geist, hat sich riesenhaft entwickelt, die Produktionsmittel unserer heutigen Gesellschaft sind schon unermeßlich, man bewundert die gewaltigen Leistungen der Kriegführenden.

Und diese Errungenschaften des Menschengeistes, diese ungeheuren Kräfte könnten aus endlosen Wüsten fruchtbare Paradiese schaffen und sind dazu berufen, Not und Elend zu überwinden. Diese Kräfte vernichten heute, vom Verderben geleitet, was frühere Generationen geschaffen, vernichten Straßen und Brücken, vernichten Eisenbahnen und Schiffe, verheeren Dörfer und Städte.

Ist dies vernünftig?

Vor glühenden Oefen, in giftigen Dämpfen arbeiten Menschen Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend oder vom Abend bis zum Morgen, nicht aus Vergnügen, sondern weil der Hunger sie zwingt, und ihr Werk — sprengt ein Schiff in die Luft und versenkt ins Meer tausende von Tonnen köstlichen Weizens, der bestimmt ist, den Hunger zu stillen — der Weizen verfault im Meer — und auf dem Land verhungern die Menschen.

Ist dies vernünftig?

Wozu dies? Um die Existenz der Völker? — Die Blüte der Nationen verfault auf den Schlachtfeldern, die junge Generation verserbelt und verkümmert schon im Mutterleibe — die Vernünftigsten schmachten im Gefängnis oder sind erschossen, und die Drückeberger und Schelmen und Krüppel, die pflanzen sich fort und vermehren die Nation — und dies nennt man einen Existenzkampf für die Zukunft der Völker!

Ist es nicht ein Hohn auf menschliche Vernunft, daß die Massen sich so vernichten lassen und noch immer ihren Regierungen gehorchen, als ob das ganz natürlich und selbstverständlich wäre,

daß die Volksmassen verderben, weil die Großindustrie und Hochfinanz beschlossen hat, mit Menschenblut neue Profite zu machen?

Ist es nicht ein Hohn auf die menschliche Vernunft, daß eine Clique, die sich nicht scheut, tausende und tausende von Menschenleben zu schlachten, heute noch Millionen von Opfern zur Verfügung hat — wozu? — um Europa immer ärger zu schänden, weil die Herrscher nicht wagen aufzuhören, weil sie das Ende fürchten, das Erwachen aus diesem Rausch — und damit ihr Gericht.

Aber wann soll das aufhören, wozu hat es begonnen und was wird das Resultat sein?

Wenn Sie nach alldem, was wir in den drei Jahren des Krieges im Geiste mit erlebt haben, nichts anderes denken als: es sei von jeher Krieg gewesen und werde auch immer Krieg geben, und jeder solle eben schauen, daß er selber gut davon komme — so muß das Leben für Sie trostlos sein.

Aber es gibt einen Ausweg aus dieser Not und diesem Grauen — die Revolution — die Erhebung der unterdrückten Volksmassen zur Verwirklichung des wahren Christentums durch den Sozialismus, die Schaffung einer neuen starken Internationale.

Nein, der Völkerfriede ist keine Wahnidee. Die Wahrheit siegt trotz aller Heuchelei, das Gute wächst trotz allen Verrates und wird die Welt überwinden.

Ich erwarte hier als einzelner Mensch mein Urteil, aber mit der freudigen Gewißheit, daß ich im Geiste verbunden bin mit den Besten und Edelsten aller Zeiten und aller Länder, und mit zahllosen solchen, die aus dem Elend und der Flachheit heraus sich nach Besserem sehnen. Ich habe die Gewißheit, daß nichts umsonst ist, was man für eine gute Sache in Treuem tut oder leidet, und ich bin glücklich, daß es auch mir vergönnt ist, einzustehen für das Höchste und Heiligste — für die Liebe – die Liebe zur Menschheit."

* * *

Dies waren die bitteren Anklagen gegen unsere „Kulturvölker". Mitreißende Begeisterung, für das Gute zu kämpfen, flammte aus der Rede des jungen Angeklagten. Unter ihrem mächtigen Eindruck verharrten alle Hörer für einige Augenblicke in tiefer Stille.

Nach einigen Fragen eines Oberstlieutnants trat als Auditor Major Brosi auf, dessen Gesinnung volle Hochachtung verdient. Mit großer Klarheit legte er den Fall dar. Er zeigte großes Verständnis für Gewissenskämpfe und führte seine Anklage in durchaus nobler Art und Weise. Kurzum, es schien, als wäre er der Verteidiger.

Er führte aus, der Angeklagte selbst habe zugegeben, daß seine Handlung nach den heutigen Gesetzen strafbar sei. Es handle sich nunmehr nur um das Strafmaß. Dieses werde bedingt durch die

Motive, welche in diesem Falle ethische, christliche seien. Der Angeklagte habe auch als internationaler Sozialist den Dienst verweigert. Der Auditor glaube an die Ehrlichkeit und Echtheit der Beweggründe, welche zu berücksichtigen und zu respektieren seien. Er fordere daher das Gericht auf, dies auch zu tun. — Aber was der Angeklagte getan habe, sei unzweckmäßig. Es wäre Bürgerpflicht, die größer und mächtiger sei, als das Persönliche, dem Staate zu gehorchen. Das habe er nicht getan und sei deshalb strafwürdig. Es gebe Viele, die gleich denken, dem Rufe des Vaterlandes aber Folge leisteten und ihr Gewissen unterdrückten. (Hier möchte ich fragen: Wer trägt die Verantwortung für einen begangenen Mord? Der Täter selbst soll es, wenn er ein freier Mensch ist und ein Gewissen nicht an die Regierung oder an den Staat verpachtet hat!)

Der dem Angeklagten gegen seinen Willen beigegebene, amtliche Verteidiger gab zu, daß die Motive das Strafmaß bestimmen. Er erklärte, keine Anträge stellen zu wollen, sondern das Urteil ganz den Gefühlen der Richter zu überlassen. Alle im Saale seien ja von der Ehrlichkeit der Beweggründe des Angeschuldigten überzeugt. Er selbst wolle sie nicht verteidigen, denn er teile diese Ideen nicht. Dann habe es auch Widersprüche in der Verteidigungsrede (wo?), auch merke man den Schwärmertritt heraus. Er empfehle Milde.

Darauf wurde das Urteil nach den Anträgen des Auditors ausgesprochen: Entfernung aus der Armee, vier Monate Gefängnis, Entzug der Aktivbürgerrechte auf ein Jahr und Tragen der Kosten.

W. Flückiger.[1])

Zwei Dokumente.

1. Brief an eine deutsche Frau.[2])

... Im Geiste habe ich wieder und wieder an Dich geschrieben und suche Wege, die mich zu Dir führen könnten. Ich habe in diesen Jahren mich innerlich von vielen einst lieben Menschen trennen müssen — oft mit Schmerz — aber Dir kann und mag ich noch nicht Lebewohl sagen, weil ich glaube, daß Du doch hinter allem, was ich Dir schreibe, den Geist spürst, der mich dazu treibt. Und Du bist mir ja nicht nur eine liebe Freundin, Du bist mir — mehr als das bei Vielen der Fall ist — ein Teil des lieben deutschen Volkes. Und an dies Volk müssen wir hier immerfort denken; wie könnte es auch anders sein!

---

[1]) Wir dürfen wohl verraten, daß der Berichterstatter selbst inzwischen den Weg seines Freundes gegangen ist.

[2]) Mit Erlaubnis der Verfasserin aus den „Frauenbestrebungen" abgedruckt.

Wenn ich nicht wüßte, daß ich zu meinen hiesigen Aufgaben nicht würde zurückkehren können — dann käme ich nun zu Euch. Ich möchte nun mit leiden und tragen, und vor allem möchte ich Euch Allen viel, viel sagen können, was Ihr in Eurer Abgeschlossenheit nicht hören könnt. Wenn Ihr doch recht vernehmen wolltet, was die ganze Welt Euch zuruft! Wenn Ihr glauben wolltet, daß das nicht nur Stimmen der Feindschaft und des Mißverstehens sind, wie Ihr annehmt, sondern Mahnungen aus Freundesherzen! Mahnungen an das deutsche Volk von den vielen Menschen hier und anderswo, die eine warme Liebe haben für das Große und Edle in ihm, und denen es ein tiefer Schmerz ist, sehen zu müssen, was ihm helfen könnte, und doch nicht zu ihm gelangen zu können.

Das Volk könnte den Frieden haben, es müßte für die Zukunft nicht so vereinzelt und von allen bekämpft dastehen; die ganze furchtbare Zeit könnte ihm und der Menschheit zum Segen werden. Wenn nur einmal laut und mächtig aus dem deutschen Volke heraus der Ruf erschallen wollte: „Es ist nun genug mit dieser Art der Politik! Wir wollen nun einmal nicht nur von Macht und Waffensieg sprechen, sondern von Vertrauen und Achtung. Wir wollen für uns eine wahre Freiheit und wollen sie Anderen gewähren. Wir haben mit Schuld; die ganzen Grundlagen unseres Volkslebens, unserer Politik nach innen und nach außen sind schuld und müssen anders werden. Und nicht nur mit Worten, sondern mit Taten.“

Es ist alles reif dafür. In der ganzen Welt wartet man auf einen solchen Ruf aus Eurer Mitte. Und wenn es bei manchen von denen, die Euch dazu auffordern, auch Phrase sei — wenn Ihr Deutsche nur damit Ernst machtet, so könntet Ihr sie beim Worte nehmen, so wäret Ihr dann wahrhaft groß. Denn nicht wahr, im Einzelleben ist Vertrauen, Güte und Ehrlichkeit auch immer ein Wagnis; man gerät damit oft an Menschen, die es nicht verdienen, die nur mit Hohn und Falschheit darauf antworten. Aber trotzdem halten wir absolut daran fest, daß Vertrauen, Güte und Wahrheit die Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens sind, und wir dürfen es immer wieder erfahren, daß, wenn es nur bei uns wirklich rein und echt vorhanden ist, wir auch bei Enttäuschungen nicht Niederlage, sondern Sieg, nicht Rückschritt, sondern inneres Weiterkommen, nicht Unglück, sondern großes Glück erleben. Ist es denkbar, daß dies Gesetz zwischen Völkern nicht ebenso gilt? Die Völker, die jetzt ganz Ernst damit machen würden, die hätten den Sieg, die wären groß und sie wären geborgen, denn sie hätten die mächtigste Großmacht, das Gute, zum Verbündeten. Daran aber mögen wir noch immer nicht recht glauben. Lieber haben wir Glauben an Diplomatie oder Unterseeboote, als an das einfach Menschlich-Gute! Und die Völker in ihrer Mehrzahl werden noch geführt von Menschen, die diesen Glauben nicht haben. — Empfindet

Ihr es denn nicht auch, daß dieser Geist den bisherigen deutschen Aeußerungen, auch dem Friedensangebot, gefehlt hat?

Liebe Freundin, wenn Ihr nur fühlen könntet, wie wir hier an Deutschland denken, mit ihm leiden, für es hoffen. Das Große und Herrliche, was es leistet, was Ihr Alle tut, es sollte doch schließlich für die Menschheit getan sein; das muß doch sein tiefster Sinn sein? Denn da kennen wir keine Gegensätze: es gibt für Deutschland auch nur das Heil, welches das Heil der Menschheit ist, und wir müssen und dürfen glauben, daß wir jedes einzelne Land am besten lieben, wenn wir der Menschheit dienen.

So darf ich Dich und Deine Volksgenossen grüßen! D. S.

2. Warum Amerika Krieg führt.

Wir haben im Sinn gehabt, in einem längeren Aufsatz nochmals auf die Haltung Wilsons und der Vereinigten Staaten einzugehen und darin auch einige Mißverständnisse und Einwände, die sich an unseren letzten hefteten (Vgl. No. 2) zu berücksichtigen. Wir legen ihn vorläufig auf die Seite, um dafür den folgenden Brief sprechen zu lassen. Er darf als getreuer Ausdruck der Gedanken gelten, von denen die Besten der Amerikaner, vor alldem Präsident Wilson, bewegt werden. Der Verfasser ist deutscher Abstammung und mit Deutschland aufs innigste verwachsen. Er hat sein Leben lang für eine auf ein weitherziges Christentum gegründete Brüderlichkeit der Völker gearbeitet und ist ein universalistisch denkender Mensch wie Wenige. Wir dürfen auch sagen, daß sein Urteil das Welturteil ist, abgesehen von Deutschland und einigen Mehrheiten oder Minderheiten in den „neutralen" Ländern Europas.

Wie anders lautet diese Aeußerung, als die bei uns übliche kindische Lesart von den Beweggründen der Amerikaner, die in der Verteidigung ihrer in Europa angelegten Anleihen gipfeln sollen. Wer hat recht? Die Zukunft wird es kund tun. Wir unsererseits bleiben der Meinung, daß dieser Unglaube Europas gegenüber dem geistigen Ideal, namentlich wenn es in der angelsächsischen Welt erscheint, ein Unglaube, der verbunden ist mit dem willigsten Aberglauben gegenüber den mit den großen Kanonen verbundenen Ideologien, ein Teil des Fluches sei, woran Europa zugrunde zu gehen droht und daß er für die Schweiz im besonderen ebenso ein Zeichen trauriger geistiger Abhängigkeit wie schlimmer Verblendung sei. L. R.

„. . . Soeben lese ich in Ihrer Zeitschrift Neue Wege Ihren ganz vorzüglichen Artikel über Präsident Wilson und das amerikanische Volk in dieser Welt-Krise und kann nicht umhin Ihnen meine Anerkennung und meinen Dank für diese gerechte und edle Schätzung unserer Regierung und unseres Volkes auszudrücken. Ihr Urteil über die Beweggründe, welche uns zwingen, nach dreijährigem geduldigem Beharren unsere Rechte und die Rechte aller neutralen Völker zur offenen und freien See zu behaupten, ist absolut richtig. Präsident Wilson, wie das amerikanische Volk im Ganzen und Großen, sind überzeugte Pacifisten. Sie hassen den Krieg, sie verabscheuen das Militärwesen, sie betrachten es als ein Ueberbleibsel des rohen Barbarismus im Dienste des Materialismus und der Tyrannei. Ihr ganzes Heer besteht aus 150,000 Mann und wird als eine nationale Polizei gegen die Indianerstämme und etwaige

innere Unruhen erhalten. Die Flotte ist bedeutender, aber wir hofften sie, nach Aufgabe der Philippinen-Inseln und einer Neutralitäts-Erklärung des Panama-Kanals seitens der Völker der Erde, zu verringern. Der Weltkrieg hat diese menschenfreundlichen Gesinnungen arg gestört. Doch die wunderbare Geduld, die Humanität und der Idealismus eines Präsidenten Wilson und der biedere, friedliche Sinn unseres Volkes, haben uns bis jetzt, trotz aller Anfechtungen, Injurien, Greueltaten und beinahe unerträglichen Beleidigungen seitens der deutschen Regierung von einem letzten, entscheidenden Schritt zurückgehalten. Wie unwahr, wie unwissend, wie gemein sind die Urteile, welche unsere amerikanische neutrale und friedensliebende Stellung der Gewinnsucht oder gar der Furcht zuschreiben! Wir sind eine freie, stolze, reiche und mächtige Nation. Bis jetzt rüsten wir uns nur zum drohenden Kampfe. Sollte dieser aber wirklich eintreten, würde es eine traurige Stunde in der deutschen Geschichte sei und die Niederlage der Zentralmächte bedeuten. Wir in Amerika, welche deutsches Blut in den Adern haben und deutsches Wesen lieben, und welche seit dem Beginn des Krieges alles erlaubliche getan haben, diesen Bruch der zwei geistig verwandten Nationen zu verhindern, werden demungeachtet unsere patriotische Pflicht gegen unser eignes Vaterland vollführen, wenn auch mit schwerem Herzen.

Es herrscht in amerikanischen Kreisen, mit Ausnahme von einer kleinen Anzahl britischer Kämpen, kein Haß gegen das deutsche Volk. Gerade das Gegenteil. Aber die jetzige deutsche Regierung, das byzantische Kaisertum, die Junker-Kaste, das brutale, arrogante Militärwesen, welche das wahre und edle Deutschtum so schlecht vertreten und es zu solchen verfehlten, unmoralischen, gehässigen Schritten in der Weltpolitik verleiten, diese sind unter uns verabscheut. Nie kann es Frieden auf Erden geben bis diese autokratischen Regierungen in allen Ländern der Erde, Rußland, Groß-Britannien, Japan, Oesterreich, Deutschland, der Türkei gestürzt sind und in allen das Volk direkt und frei sich selbst regiert. Gott sei Dank! in Rußland ist der Anfang mit dieser Aufhebung der privilegierten Klassen, auf Blut und Eisen gestützt, gemacht worden. Ueberall hier in Amerika wird die Ansicht ausgesprochen, wenn doch nur das edle deutsche Volk aus seiner Verblendung und politischen Knechtschaft erwachen würde und dieser ein Ende machte. Mit einem Schlage würde es alles erreichen, was es heute so begehrt und so nötig hat — einen augenblicklichen Frieden, die wiedergewonnene Teilnahme, das Vertrauen und das Wohlwollen der Welt. Es würde seine Kolonien und seinen Welthandel wieder zurückerhalten. das jetzige Mißtrauen und die Verwünschungen seiner Gegner würden einer allgemeinen Bewunderung und einem guten Willen Platz machen, gegen den die Siege seines Militarismus klein erscheinen würden. Der wahre Geist der deutschen Nation würde sich dann erst recht

zum Segen der Menschheit entfalten. Wir, welche Deutschland wirklich lieben, hegen diesen innigsten Wunsch. Sollte er nicht in Erfüllung gehen?"

Rundschau.

Petition an den Hohen Bundesrat gegen die Nahrungsmittelvergeudung im Alkoholgewerbe. Die schweizerische Zentralstelle für Bekämpfung des Alkoholismus hat die folgende Petition an den Bundesrat ausgearbeitet:

„Die schwere wirtschaftliche Notlage unseres Volkes veranlaßt die Unterzeichneten, den hohen Bundesrat zu ersuchen, die bisher getroffenen Maßnahmen zur Sicherung der Lebensmittelversorgung durch die nachfolgenden zu erweitern:

1. Verbot der Verwendung von Reis in der Bierbrauerei und Zuführung der davon vorhandenen Vorräte an die Volksernährung.
2. Bedeutende Einschränkung der Bierherstellung unter Ansetzung einer Höchstgrenze. Beschlagnahme der Gersten- und Roggenvorräte der Brauereien und Mälzereien zu handen der Volksernährung.
3. Energische Einschränkung der Zuckerabgabe an Likörfabriken, sowie an Weinhändler und Winzer (Tresterwein!).
4. Vermehrte Bereitstellung der Obsternte für die Zwecke der Volksernährung durch Einschränkung der Obstbrennerei, Verbot des Aufkaufs von Ernten durch Brennereien und möglichste Förderung von Einrichtungen zur alkoholfreien Obstverwertung (Dörranlagen, Sterilisierverfahren, etc.).
5. Einschränkung, eventuell, wenn die Zufuhrschwierigkeiten für Nahrungsmittel es erfordern, Verbot der Einfuhr alkoholischer Getränke (Wein und Trinkalkohol)."

Wir können diese Petition nur auf's Lebhafteste unterstützen. Sie geht uns bloß nicht weit genug. Das Gesamtverbot aller Produktion und Konsumtion von Alkohol wäre am Platze. Die Red.

Redaktionelle Bemerkungen.

Zum Inhalt dieses Heftes möchten wir bloß bemerken, daß wir den „Ein Dienstverweigerer" überschriebenen Beitrag als Ergänzung des über den Fällen Baudraz, Humbert-Droz Gesagten und des Aufsatzes „Vor dem Kriegsgericht" betrachten. Es sind das freilich nicht alle vorgekommene Fälle, aber besonders bedeutsame.

Die abermals unterbrochene Serie „Neue Wege" soll von nun an in einem Zuge fertig gebracht werden.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Verheissung und Erfüllung.

Verehrte Versammlung! Liebe Freunde! [1])

Wir stehen in einem Zeitpunkt, wo das Ganze der menschheitlichen Existenz immer deutlicher in den Gesichtskreis tritt. Der Tag scheint nicht mehr allzuferne, wo alle Völker der Erde sich aktiv am geschichtlichen Leben beteiligen werden, wo alles auf letzte prinzipielle Entscheidungen hindrängen wird. Es öffnen sich endgeschichtliche Perspektiven; die Ereignisse rollen einem Ende zu. Die „letzten Fragen" hören auf Spielzeuge einer müßigen und neugierigen Vernunft zu sein und drängen sich auch solchen auf, die bis jetzt glaubten sich ans „Nächstliegende" halten zu dürfen. Große überindividuelle Gewalten reißen Einzelne und Nationen dahin; die Atmosphäre ist von Zornesglut wie geschwängert. Es handelt sich um Sein oder Nichtsein. In der höchsten Not besinnen sich die Menschen auf ihre höchsten Hoffnungen; der Blick erhebt sich zum Ewigen. Die Frage nach Gott wird aktuell. Die Verheißungen der Schrift fangen wieder an zu glänzen. Ihre gewaltigen Zukunftsbilder von einer Welt der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens sprechen die leidenschaftliche Sehnsucht Unzähliger aus.

Das mag etwa die Atmosphäre sein, in welcher das alte Thema „Verheißung und Erfüllung" neues Interesse gewonnen hat. Dieses Thema ist so alt wie die Schrift selber. Es spricht nicht etwa nur die Art aus, wie die urchristliche Gemeinde sich das Verhältnis Jesu zu den Propheten, des neuen zum alten Bunde dachte, sondern es ist der gewaltige Rahmen, der das ganze fromme Denken der Urgemeinde, ja der Christenheit überhaupt umspannt, der kühne Aufriß des mächtigen Dramas der Welterlösung. Die Gründe, die es auf dem Boden der historisch-kritischen Schriftbetrachtung neuerdings in etwelchen Mißkredit gebracht, sind sekundärer Art und richten sich mehr gegen eine enge mechanische Fassung seines Gedankens als auf den Gedanken selbst. Denn der Gedanke unseres Themas ist von unvergänglicher Wahrheit. Er besagt im Grunde nichts geringeres, als daß dem gesamten

[1]) Vgl. die „redaktionellen Bemerkungen".

Geschichtsverlauf ein einheitlicher göttlicher Plan zugrunde liegt, daß die Menschheit ein steter Gegenstand göttlichen Denkens und Handelns ist, daß durch alle Verwirrung menschlicher Torheit und Bosheit hindurch der helle Ruf des heiligen und gütigen Gottes geht, der seine Pläne mit den Menschen durchsetzen will und die Geschichte einem Ende entgegenführt. Die Verheißung ist eine väterliche Zusage des lebendigen Gottes, sein gegebenes Wort an die Menschen, daß er ihre Geschicke nach seiner Art und Weisheit ordnen wolle, wobei er freilich auf ein gehorsames Entgegenkommen der Menschen rechnet. Eine Welt der Zuversicht und des Lichtes bergen die beiden Glaubensworte „Verheißung“ und „Erfüllung“ in sich, und wir verstehen, daß lebendige Christen aller Zeiten all ihr Glauben und Hoffen in diesen beiden Worten ausgesprochen sahen.

I.

Verheißung und Erfüllung ist ein Wechselverhältnis, dem wir auf allen Stufen des Lebens begegnen, überall, wo es sich um ein Werden und Wachsen handelt, wo ein Zukünftiges in einem Gegenwärtigen als Keim und Anlage schon vorhanden ist. Bei diesen Analogien wollen wir uns einen Augenblick aufhalten, um alsdann von ihnen das, was unser Thema meint, umso schärfer zu unterscheiden.

Weissagung ist etwas, was sich dem natürlichen Verständnis nicht ohne weiteres entzieht. Die Prämissen zu dem, was kommt, sind in der Gegenwart schon enthalten. Sie bleiben dem aufmerksamen Auge unverborgen und der erfahrene Sinn vermag sie oft richtig zu deuten. Das Gewitter lag schon lange in der Luft, bevor es ausbrach, und empfindliche Nerven spürten es voraus. Jesus hat einst selbst auf diese bedeutsame Analogie hingewiesen, als er die zeichenfordernden Pharisäer schalt (Mt. 16, 1 ff.). „Des Abends sprecht ihr: Es wird ein schöner Tag werden; denn der Himmel ist rot; und des Morgens sprecht ihr: Es wird heute Ungewitter sein; denn der Himmel ist rot und trübe. Ihr Heuchler! über des Himmels Gestalt könnt ihr urteilen; könnt ihr denn nicht auch über die Zeichen dieser Zeit urteilen?“ So ist auch im Samenkorn die künftige Pflanze der Anlage nach schon da. Ein merkwürdiges Verhältnis von Fertigkeit und Unfertigkeit findet hier statt. Einerseits ist jedes Samenkorn ein Ganzes und Fertiges. Nichts Neues kommt von außen her hinzu; aller Nahrungsstoff, der aufgenommen wird, muß sich dem ursprünglichen Plane ein- und unterordnen. Der Weizen ist schon im Korne Weizen und nicht zuerst noch teilweise etwas anders, um erst im Verlaufe Weizen zu werden. Und doch muß das Weizenkorn seine verborgene Art erst noch entfalten, um das zu werden, was es im Grunde schon ist. So hält die reife Aehre was das Korn, die Frucht was die Blüte versprach. Das zarte Pflänzlein ist die Verheißung, der ausgewachsene Baum die Erfüllung. Wir wissen, wie oft der Heiland durch das Bild vom Samen das Werden des Gottesreiches verdeut-

licht hat. Gott wirft das Wort seiner Verheißung in die Herzen und in die Zeiten, und in ihm reift dann die Erfüllung heran. Auch auf dem Boden des Alten Testaments kehrt das Bild vom Samen immer wieder, und hat man es gewußt, daß das Weizenkorn nur durchs Sterben hindurch Frucht bringen kann.

Aehnlich wie in der Natur verhält es sich nun auch auf menschlichem Boden. Die Jugend ist die Verheißung, das reife Alter die Erfüllung. Was der Mann einst wird, das schlummert schon im Kinde und umspielt sein kindliches Tun in tausend Bildern, Träumen und Symbolen und wird bald im dumpfen Jünglingsalter den gärenden Kräften immer klarere Ziele weisen, bis endlich nach heißem Suchen und Ringen der Weg gefunden ist, und das, was bisher nur Wunsch und Verheißung war, in ununterbrochener Tätigkeit der Erfüllung entgegenreift. Man mag über die jugendlichen Träume, Bilder und Ideale lächeln; gewiß, es sind viel taube Blüten dabei, die bald abfallen, und oft läßt sich ein weichlicher Wille am bloßen Genuß des Träumens genügen. Aber es gibt auch Träume, die reifen, Weissagungen, die sich erfüllen. Auch im Träumen kann ein Schaffen liegen. Der werdende Geist sucht über sich selbst ins klare zu kommen. Das vergangene Wollen und Streben ballt sich zur bestimmenden Macht der Zukunft zusammen und aus der Wolke der Träume und Ahnungen fällt schließlich der Blitz der Erfüllung. So leicht die Zukunftsbilder der Phantasie zum bloßen Genusse mißbraucht werden können, eine so begeisternde und entflammende Rückwirkung können sie auch auf das Handeln haben. Sie sind in der Oekonomie des Lebens nicht zu entbehren. Gedanken, Ideale, Ahnungen, Träume, Weissagungen sind die Sturmvögel kommender Welten. Was einst ein Joseph in seinen Träumen geschaut, die er damals in kindlicher Eitelkeit nicht verschweigen konnte, das waren echte Verheißungen; denn es hat sich nachher, ob auch auf sehr verschlungenen Wegen, tatsächlich erfüllt; und was ein Moses in jugendlicher Hitze und ehrgeiziger Eigenmächtigkeit ergriff und an sich riß, der Befreierberuf an seinem Volke, das war die gewaltsame Vorwegnahme dessen, was in seiner Seele schlummerte und wozu ein höherer Ruf ihn berief.

Und wie mit den Einzelnen, so geht es mit ganzen Völkern und Zeitaltern. Auch sie formen sich Bilder und Ideale dessen, was sie werden möchten, und versuchen in großen Zukunftsträumen und Ahnungen sich über ihr gemeinsames Wollen Klarheit zu schaffen. Durch die Summe der an sie gewandten innern Arbeit werden diese Zukunftsbilder, Ideen und Weissagungen zu gewaltigen selbständigen Geistesmächten, die oft unbewußt das Handeln des Einzelnen formen und ihm die bestimmte Richtung auf das Gesamtziel geben. Diejenigen, in welchen diese Tendenzen ganzer Völker oder Zeitalter sich klären und am deutlichsten zur Aussprache kommen, nennt man Genies oder große Männer. Sie sprechen aus, was alle fühlen; ihnen ist es gegeben in klaren Worten oder deutlichen und überzeugenden sinn-

bildlichen Handlungen das zur Darstellung zu bringen, was heimlich in allen gärt, was alle aber nur dumpf und undeutlich verspüren. In den großen Menschen schauen plötzlich mit großer Helligkeit alle ihr eigenstes, tiefstes Wollen, über das sie nur bis jetzt stets irgendwie im unklaren waren, das sie aber „eigentlich“ immer gemeint. Jeder glaubt nun sich selbst erst recht zu verstehen. Vielleicht ist es dem großen Menschen gar gegeben, dem Wollen der Zeit eine bestimmte veränderte Richtung zu geben. Er wird zum Propheten, vielleicht zum Märtyrer seines Volkes, seiner Idee. In diesen überindividuellen Potenzen und Geistesmächten liegt auch der Grund, warum der geniale Mensch trotz stärksten persönlichen Einsatzes bei seinem Schaffen und Rufen doch nie das Gefühl hat, als nähme er's aus sich selbst, sondern sich stets im Dienste höherer Mächte fühlt, die ihm geben, was er sagt oder leistet und zwar oft wie im Schlaf oder in der Ekstase. Er ist dann über sich selbst emporgehoben; die allgemeine Vernunft, der allgemeine Wille, sie denken und wollen in ihm. So hat uns Plato im Jon den Dichter und Orakelsänger beschrieben (534). Ein solcher Mensch weiß sich berufen, er hat eine Mission. Sein Tun trägt den Stempel innerer Notwendigkeit, ja er weiß sich zu dem schon geboren, was er ist. Wir reden nicht umsonst von einem geborenen Meister, Künstler, Denker, Herrscher. Nun gibt es aber in Völkern und Zeiten nicht nur aufsteigende Entwicklungen, aufbauende Kräfte und Tendenzen, auch Unheil und Katastrophen bereiten sich vor. Es gibt auch eine Reife der Bosheit, eine Sündenblüte, ein Reich der zerstörenden Gewalten, der dämonischen Mächte. Darum gibt es auch eine dämonische Weissagung, eine teuflische Begeisterung, eine satanische Genialität.

Es ist nun die reizvolle Aufgabe des Biographen oder Historikers in der Jugend oder Kindheit großer Männer schon die ersten Spuren und Verheißungen kommender Größe nachzuweisen, in frühester Vergangenheit schon das verborgene Werden einer ausgeprägten geschichtlichen Situation aufzudecken. Das ist das „vaticinatium ex eventu.“ Die Historiker sind die rückwärts gewendeten Propheten; denn für den bloß betrachtenden Menschen ist es immer erst hinterher ersichtlich, daß und warum es so und nicht anders kommen „mußte“, während die Zukunft stets nur dem keck zugreifenden, wagenden Glauben gehört. Aber auch für den Glauben wird eigentlich erst vom Standpunkt der Erfüllung aus der letzte Sinn der Verheißung klar, die häufig größer ist, als ihr Prophet, jedenfalls fast immer anders als er meint. Die Propheten sind keineswegs die unfehlbaren Interpreten ihrer eigenen Verheißungen und Weissagungen.

II.

Doch treten wir nun aus dem trüben Zwischenreich der Mächte und Potenzen in das helle Reich der göttlichen Verheißung. Es ist ein scharfer Strich zu machen zwischen dem Begriff des Traumes, des Ideals oder der Ahnung und dem Begriff der Offenbarung, so gewiß

als wir Gott vom Menschen zu unterscheiden haben. So weit die genannten Analogien auch reichen mögen, es kommt der Punkt, wo die Analogie versagt und wo etwas Neues nicht ableitbares oder von unten nach oben erfaßbares sich im Begriff der Verheißung einstellt. So wenig ich geneigt bin, göttliches und menschliches gewaltsam auseinanderzureißen, so notwendig scheint mir gerade im Interesse der richtigen Verbindung eine klare und scharfe Unterscheidung. In dreifacher Hinsicht wollen wir diese Unterscheidung zu vollziehen suchen.

Da müssen wir denn vor allem feststellen, daß es sich bei der Verheißung, die wir im Auge haben, um ein Rufen des lebendigen Gottes selber handelt und nicht um menschliche Wünsche, Träume, Ideen, Ideale, kühne Spekulationen, geniale Einfälle. Es handelt sich vielmehr um eine göttliche Tatsächlichkeit von schlechterdings unableitbarer Positivität. Hier ist nicht mehr der Mensch mit sich allein, hier steigert er sich nicht kraft eigener Anstrengung zu einem ekstatischen Zustand empor, in welchem ihm dann auf einen Augenblick das Auge für die jenseitige Welt aufgeht, sondern hier richtet Gott selbst sein Wort an seine Knechte und Propheten. Das ist der unerschütterliche Anspruch, den die Träger der Verheißung erheben. Sie geben Gottes Wort, nicht Menschenwort. Entsetzt hätten sie den Gedanken von sich gewiesen, als hätten sie ihre Erkenntnisse als geniale schöpferische Geister selber produziert. Sie stehen auch nicht im Dienst unpersönlicher Geistesmächte und Potenzen und reden nicht von einem neutralen „Göttlichen". Sie schlagen dem Zeitgeist meist direkt ins Gesicht, sprechen durchaus nicht aus, was alle denken, sondern sind von ihrem eigenen Volke fast ausnahmslos gehaßt. Ja selbst ihren eigenen Wünschen widersprach oft die Botschaft, die sie auszurichten hatten so sehr, daß sie nichts sehnlicher wünschten, als schweigen zu dürfen. Aber sie fühlen sich als die Boten und Werkzeuge des lebendigen Gottes, als lebendige Werkzeuge, aber immer nur als Werkzeuge, darum dürfen sie nicht schweigen.

Der Historiker wird natürlich zunächst in diesem Anspruch der Propheten lediglich ein psychologisches Phänomen erblicken und auf die menschliche Seite des prophetischen Vorgangs acht haben. Er wird ein möglichst ausgedehntes Material analoger Vorgänge auf heidnischem Boden zum Vergleich heranziehen. Und jeder, der auch nur einen Blick in die heidnische Literatur geworfen, weiß, wie reichlich hier die Quellen fließen. Wir wissen auch alle, wie stark heidnisch orgiastische Elemente selbst auf dem Boden des alten Testamentes nachzuweisen sind. Die klassischen Propheten rücken zwar entschieden ab von diesen „falschen Propheten" und ein Amos verbittet sich's aufs schärfste zu der trüben Gesellschaft der Nebiim (Nabi = Seher) gezählt zu werden und will nichts weiter sein, als ein schlichter Kuhhirt und Feigenzüchter, dem Gott einen Auftrag gab, keine „Persönlichkeit", wie man dem etwa heute sagen würde. Und doch herrscht kein Zweifel, daß der prophetische Vorgang seine menschliche und psychologische Seite

hat und dürfen wir unbefangen von einer prophetischen Naturanlage reden, einer besonderen Sensibilität für die ewigen Dinge, auch wenn wir vielleicht nicht gerade so weit gehen, mit Duhm bei einem Jesaja von „kataleptischen Zuständen“ zu reden; denn das ist eigentlich selbstverständlich, daß das menschliche Seelenleben nicht erlischt, sondern eher seine höchste Steigerung erfährt, aber nicht in krankhaftem, sondern in höchst normalem Sinn, wenn Gott sich dem Menschen naht und mit ihm redet. Gott zerstört sein eigen Werk nicht und ist kein Tyrann, der neben sich kein Leben duldet; vielmehr, erst wenn der Mensch seinem Schöpfer begegnet, wird er ganz Mensch. Allein, mag man den prophetischen Vorgang psychologisch zu deuten suchen so viel man will, immer wird man auf den Punkt stoßen, wo jede Psychologie versagt und wo man vor der Entscheidung steht, ob man den Prophetismus als eine Erscheinung für sich von seinem eigenen Boden aus verstehen, oder ob man ihn fremden Maßstäben unterwerfen will, gegen die er sich selbst aufs entschiedenste verwahrt. An den Propheten ist nicht das charakteristisch und letztlich interessant, daß sie „große Männer“, „Genies“ oder „Persönlichkeiten“ sind. Selbstverständlich sind sie keine Dutzendmenschen, selbstverständlich sind sie von ihrer Botschaft im innersten ergriffen und trägt jedes ihrer Worte das Gepräge ihrer menschlichen Art. Aber auf das alles kommt es letztlich gerade nicht an, denn die Propheten sagen nicht ihr eigenes Wort und weissagen nicht sich selbst. Was sie predigen, ist größer als sie selbst, ja in ihren Verheißungen ist ein überpersönliches, um nicht zu sagen unpersönliches, Element enthalten. Ihre Verheißungen sind ihnen selbst ein Gegenstand des Nachdenkens; „sie haben geforscht auf welche und welcherlei Zeit deutete der Geist Christi, der in ihnen war“, sagt 1. Petr. 1, 10. Aber nicht immer trafen sie das richtige. Wenn selbst ein Johannes der Täufer an Christus zweifelte, wenn selbst er sich menschlicherweise ein ganz anderes Bild vom Wirken des Messias gemacht, dessen prophetisches Wort doch von Jesus restlos bestätigt wurde, wenn dieses prophetische Wort sozusagen einen richtigeren Sinn hatte, als der Täufer selber wußte, so wird klar, daß nur der tatsächliche Gang der Offenbarungsgeschichte selber den Sinn der Verheißung ins rechte Licht setzt. Nur Christus selbst ist der unfehlbare Interpret der Verheißung und deckt auf, was an der Prophetie göttlich und was menschlich ist. Dafür genügt nicht das „so spricht Jahve“ des alten Testaments, das häufig zur bloßen literarischen Form herabgesunken ist. Von hier aus aber erweist es sich, daß nicht nur die ausdrücklichen Verheißungen, sondern daß die ganze Geschichte Israels indirekt verheißenden Charakter trägt. „Das Gesetz und die Propheten weissagten bis auf Johannes“ (Lc. 16, 16). Das israelitische Königtum nicht minder, als das Priestertum, die vormosaischen Gestalten und Vorgänge nicht minder als die der klassischen und der nachexilischen Zeit, Gerichtszeiten nicht minder als Gnadenzeiten enthalten auf Christum hinweisende Elemente. Ueberall stoßen wir auf ein göttliches

Tun, das Samen der Zukunft in sich hat, und tauchen die schattenhaften Umrisse des Gottesreiches auf. Stetsfort ergeben sich durch die göttliche Gegenwart die nämlichen Konstellationen, wie sie auf dem Boden des neuen Testaments in ihrer Vollendung zutage traten. An wen auch immer der Verfasser von Jes. 53 gedacht haben mag, die sachlich richtigste Deutung bleibt doch immer die des Urchristentums; denn in Christus hat sich vollendet, was hier vorgeschattet war; das Leiden und Dulden bleibt nun einmal die Art, wie das Reich Gottes seine Siege erficht.

So ist denn das heidnisch orgiastische Prophetentum nicht die Vorstufe, aus der sich der klassische Prophetismus allmählich entwickelt hätte, sondern im Gegenteil die häßliche Verzerrung der ursprünglichen Wahrheit. Es ist der von Gott abgefallene Mensch, der nicht nur die Welt, sondern auch noch das Ewige in brünstigem Gelüsten an sich reißen und sozusagen stehlen möchte, um damit seine Größe zu schaffen, ohne zu merken, daß er damit nun erst in die Krankheit fällt und ein Opfer des Wahnes wird. Der Prophetismus des alten Bundes ist eine Erscheinung für sich und darum allein nehmen wir Interesse an ihm, weil hier Gott zu uns redet.

Als zweites Merkmal der göttlichen Verheißung nennen wir ihre Freiheit. Sie ist die freie Gabe göttlicher Gnade, die Erfüllung die freie Einlösung eines gegebenen Versprechens. Es ist eine Torheit, zu meinen, die Verheißung sei etwa durch die Notlage des Volkes mit Notwendigkeit „hervorgetrieben" worden. Die Verheißung ist so wenig ein Produkt der menschlichen Not, als die Sterne das Produkt der Nacht sind. Der Tod entwickelt sich nie zum Leben, die Schuld erzeugt die Vergebung nicht aus sich selbst; Gott läßt sich sein Wort nicht abzwingen, die Stunde seines Gebens und Handelns nicht vorschreiben. Es ist nicht wahr, daß der Prophetismus auf dem Boden Israels wachsen „mußte". Jesus wurde nicht durch die heidnische oder jüdische Sehnsucht „herbeigezaubert". Er ist keine „historische Notwendigkeit". Es ist töricht über die Frage zu spekulieren, warum das Heil gerade in Israel einsetzte und nicht in Persien, Deutschland oder Afghanistan. Wieder stehen wir vor der unableitbaren Freiheit und Positivität des göttlichen Handelns, die doch ebensoweit von Willkür, als von mechanischer Notwendigkeit entfernt ist. Gott gibt seine Verheißung wann, und wem er will, sein Geist wehet wo er will. Er muß nicht zu uns kommen, sondern er will. Er liebt, weil er liebt, verheißt, weil er verheißt. Auch hält er, was er verspricht. In seinem Tun herrscht die strengste innere Folgerichtigkeit. Aber kein Schicksal schwebt über ihm, kein starres Gesetz. Er selbst ist das lebendige Gesetz, die Ordnung aller Ordnungen.

Am Ruf der freien göttlichen Gnade entsteht nun aber auch die menschliche Freiheit. Jetzt, da der Ruf der göttlichen Verheißung den Menschen trifft, ist er erst vor die entscheidende Wahl gestellt, welchem Herrn er dienen wolle, Gott oder dem Mammon, für welche Welt

er sich entscheiden wolle, die Welt des Geistes oder die Welt der Sachen, die Welt der äußerlich mechanischen oder die Welt der innerlich moralischen Notwendigkeiten. Grundsätzliche Freiheit gibt es nur in Gott. Jede andere Freiheit ist nur die Freiheit des Gefangenen, sich in seinem Kerker zu bewegen. Das erste geneigte innere Hören auf das göttliche Rufen ist die Geburtsstunde der menschlichen Freiheit. Gott würde nicht rufen, sondern zwingen, wenn er nicht auf den freien Entscheid des Menschen warten würde. Nach dem Maß des menschlichen Gehorsams wird sich dann stetsfort das weitere göttliche Geben bemessen. Wir erzwingen das göttliche Geben und Verheißen ebensowenig als Gott unser Glauben und Gehorchen erzwingt. Darin steht des Menschen Würde, daß er selbst Gott gegenüber wählen und entscheiden kann.

In der Freiheit liegt der Grund, der die Weissagung oder Verheißung von der W a h r s a g u n g unterscheidet. Wahrsagung wächst auf heidnisch naturhaftem Boden. Hier ist alles Schicksal und Notwendigkeit. Was kommt, muß kommen. Ueberall wo Gott nicht herrscht, entsteht das Schicksal. Sein eigenes verkehrtes Glauben und Wollen ballt sich über dem Haupte des unerlösten Menschen als dunkles Schicksal zusammen, dessen vernichtende Entladungen vom sensiblen wahrsagenden Gemüte vorausgeahnt werden. Selbst die Götter erliegen dem Schicksal. Die Verheißung aber ist die freie Gabe Gottes. Darum ist sie auch gewissen Schwankungen ausgesetzt, da das menschliche Verhalten sie retardieren oder modifizieren kann. Es ist ein heidnischer Gebrauch der Schrift, zwischen altem und neuem Testament, zwischen Weissagung und Erfüllung jenes bekannte mechanische Frage- und Anwortspiel zu veranstalten. Es handelt sich vielmehr um ein ununterbrochenes Ringen der göttlichen Liebe um das Herz des Volkes, um ein unablässiges Bitten, Locken und Rufen, aber auch ein Drohen, Zürnen und Schelten, um einen erschütternden Kampf zwischen zwei Welten, der in der Brust der Propheten und auf dem Boden Israels und der Welt sich abspielt, einen Kampf, in welchem der ganze Widerstand des menschlichen Herzens, die furchtbare Macht des Sachen- und Götzenwahns sich offenbart, aber auch die unüberwindliche Macht göttlicher Liebe und Gerechtigkeit. Nicht um eine kalte Systematik, nicht um wesenlose Abstraktionen handelt es sich, sondern um ein dramatisch bewegtes Ringen der Welt der Wahrheit mit der Welt der Lüge auf dem Boden der Geschichte, einen Kampf voll ungeheurer Tragik und maßlosen Leidens, aber auch voll gewaltiger, entscheidender Siege. Das Ewige ist keine ferne Götterwelt, die sich ihrer Seligkeit freut unbekümmert um die Menschen, die unten in der Finsternis wandeln, sondern Gott handelt an uns und läßt gewaltige Hoffnungen in unsern Herzen erstehen und ruft uns zu aktiver Teilnahme an dem Kampf, den er hienieden entfacht. So löst sich das Leben auf seinen höchsten Stufen nicht mehr in bloße Betrachtung auf, sondern es wird dramatisch bewegt. Lesen Sie etwa Hyperions Schicksalslied von

Hölderlin und daneben etwa die Verheißungen eines Deuterjesaja, dann wird Ihnen der ganze Unterschied der beiden Welten aufgehen, der heidnischen und der biblischen.

Als drittes Merkmal, das die Verheißung von allen ihren Analogien scheidet, ist die Unbedingtheit und Endgültigkeit ihres Inhalts. Auf heidnisch-naturalistischem Boden gleicht das Dasein einem ewigen Kreislauf. Das Einzelne mag noch so notwendig und sinnvoll scheinen, im Ganzen wohnt kein Sinn. Alle Verheißung kann sich immer nur auf relative Werte beziehen, auf Höhepunkte, nach denen immer wieder der Abstieg kommt. Eine Geschichte im eigentlichen Sinne kann hier gar nicht entstehen, wenn nicht der Gedanke auftaucht, daß einmal der Kreislauf durchbrochen und die alte Welt dem Untergang entgegengeführt wird. Der Gedanke des Weltuntergangs, der Götterdämmerung ist denn auch einer der tiefsten und wahrsten, den das Altertum produziert. Anders auf dem Boden der biblischen Verheißung; hier findet der eben genannte negative Gedanke seine positive Ergänzung. Eine neue Welt soll in der alten aufsteigen, die Zeit soll sich erfüllen mit Ewigkeit. Das was Gott verheißt, ist nicht etwas, über das hinaus die Menschen noch auf Größeres zu blicken hätten. Gott verheißt nichts geringeres, als seine Gegenwart. Er will bei den Menschen sein. Er will ihr Gott sein. Er will einen ewigen Bund mit Israel machen. Es soll sein Volk sein, das Volk des Eigentums. Er will der Herr sein und Recht und Gerechtigkeit schaffen auf Erden, ein Reich des Friedens gründen. Alle Lande sollen seiner Ehre voll werden. Wer glaubt, soll bleiben. Seine Sünde soll vergeben, seine Missetat bedecket sein. Freude und Wonne werden herrschen und Schmerz und Seufzer müssen weg. Der Tod wird seine Macht verlieren. Die Feinde Gottes aber trifft Gericht und Untergang. Immer deutlicher kristallisieren sich schließlich alle Verheißungen um die Gestalt des Messias. Er ist der Bringer und Begründer des neuen Reiches, die große Hoffnung Israels, an den sich die ganze Glut religiöser Erwartung heftet.

Wenn wir nun die Art der alttestamentlichen Verheißung im Einzelnen charakterisieren sollen, so können wir uns hier ganz kurz fassen. Ich verweise auf die trefflichen Ausführungen unseres Freundes Max Gerber in seinem kürzlich erschienenen Churer Vortrag „Vom Glauben des alten Testaments",[1] mit dem ich völlig einig gehe.

Da ist es denn vor allem der diesseitige Charakter der alttestamentlichen Verheißung, der unsere heutige völlig am Jenseits orientierte Auffassung in höchstes Erstaunen setzen muß. Das alte Testament weiß nahezu nichts von dem, was wir unter dem Jenseits verstehen. Das Gottesreich kommt auf die Erde, im menschlich-irdischen Bereich soll sich das Heil entfalten. Hier soll die Trennung zwischen Gott und Mensch aufgehoben werden und soll es heißen

---

[1]) Neue Wege, Januar 1917, Seite 19 ff.

Immanuel, Gott mit uns. Himmel und Erde sollen eben nicht mehr auseinander gerissen sein, sondern eine Einheit werden. Der andere Hauptcharakterzug ist der durch und durch soziale Charakter des verheißenen Gottesreiches. Der Mensch wird nicht in künstlicher Isolierung lediglich als Einzelner gefaßt, sondern stets als Glied seines Volkes; der Ruf Gottes richtet sich immer an alle und an die Vertreter der Allgemeinheit in erster Linie. Es gibt keine individuelle Gerechtigkeit, die nicht sogleich in ihren sozialen Folgen bemerkbar würde. Gott will seinen Geist und Willen in den rechtlichen und sozialen Ordnungen seines Volkes Ausdruck schaffen. Diese Politik treibenden Propheten müssen unser heutiges Christentum sehr sonderbar anmuten. Und endlich nennen wir den universalistischen Charakter der prophetischen Verheißung. So tief die Propheten in ihrem Volke wurzeln, so durchbricht das, was sie verheißen, doch alle nationalen Schranken. So stark, ja abstoßend im absteigenden Prophetismus die nationalistischen Elemente sind, so gewaltig erweist sich auf den Höhepunkten der übernationale Charakter des prophetischen Willens. Er steigert sich zuweilen bis zur höchsten Tragik. Es gibt in der Geschichte kaum etwas erschütternderes, als diese Propheten, die ihrem Volke, mit dem sie doch im innersten verbunden sind, im Namen Gottes den Untergang ansagen. Mit unerbittlicher Entschlossenheit treten sie jenem falschen religiösen Patriotismus entgegen, der Gott in den Dienst des Volkes stellt, des Volkes, das doch seinen Willen in den Wind schlägt. Daß Israel zum Dienst an der Völkerwelt berufen ist, bestimmt, ein Licht unter den Heiden zu sein, ist ein echt prophetischer Gedanke, den die Geschichte im höchsten Sinne bestätigt hat.

Das alles braucht nun nicht in einseitigem Sinne verstanden zu werden, als ob die alttestamentliche Verheißung die Innerlichkeit, die Jenseitigkeit, die Rücksichtnahme auf den Einzelnen einfach ausschließen würde. Ich glaube, die künstliche Trennung von Innerem und Aeußerem, Diesseitigem und Jenseitigem, Individuellem und Sozialem wäre den Propheten völlig fremd gewesen. Redet nicht Gott in den Verheißungen und ist er nicht der Inbegriff aller Jenseitigkeit, Innerlichkeit und Universalität. Ist nicht jede Jenseitigkeit falsch, die neben Gott eine eigene Bedeutung beansprucht, so gut wie jede Diesseitigkeit? Muß nicht der Jenseitsgedanke jede religiöse Kraft und Wahrheit verlieren, wenn er nicht verankert ist in gegenwärtiger Gotteserfahrung, die in der unmittelbaren Gestaltung des diesseitigen Lebens individuell und sozial ihren Ausdruck findet, wenn der Jenseitsgedanke der Ausdruck wird für soziale Passivität? Oder glauben wir denn im Ernst, die Propheten hätten mit ihren sozialen Forderungen und Hoffnungen einen äußerlichen, legalistischen Sinn verbunden? Muß man denn von der Innerlichkeit reden, damit sie da sei? Hat denn etwa die beständige „Betonung" der Innerlichkeit unser Christentum vor völliger Veräußerlichung geschützt? Sprühen denn die Worte selbst eines Amos, Micha oder Jesaja nicht von mächtiger Innerlichkeit? Wären

nicht gerade sie die ersten gewesen, gegen eine äußerlich legalistische Deutung des mosaischen Sittengesetzes zu protestieren, so gut, als sie gegen den kultischen Formalismus protestierten? Oder ist etwa die ausgesprochene Innerlichkeit eines Hosea oder Jeremia, der Individualismus des Psalmbuchs aufgebaut auf den grundsätzlichen Verzicht auf die großen, aufs Ganze gehenden Hoffnungen? Waren die Propheten nicht gerade darum gewaltige Persönlichkeiten, weil sie es nicht sein wollten, sondern am ersten nach dem Reiche Gottes trachteten und nach seiner Gerechtigkeit? Auch wenn der einzelne Offenbarungsträger je nach Beruf oder Zeitumständen bald mehr diese, bald mehr jene Seite des göttlichen Wesens zur Wirkung bringt — auch im Teile steckt immer das Ganze, und jeder Prophet, jedes Gebot, jede Verheißung weist immer mit Macht über sich selber hinaus auf den, der allein der Herr ist, und der seine Ehre keinem andern läßt. Daß die zehn Gebote beginnen mit dem Wort: „Ich bin der Herr, dein Gott," das gibt ihnen ihre entscheidende Bedeutung und macht sie nicht minder verheißungsvoll als irgend ein Trostwort aus Deuterojesaja.

Die Verheißung geht auf unbedingte Werte, auf unbedingte Geltung Gottes im ganzen Bereiche des Daseins. Durch alle menschlichen Schranken hindurch wird das im alten Testamente immer wieder fühlbar an der ungeheuren Gewalt und Realistik, womit von den Propheten das Ewige mitten in die Zeit hineingestellt, womit der Wille Gottes ohne weiteres auf die realen Verhältnisse angewendet wird, unbekümmert darum, ob er vom menschlichen Standpunkt aus als vernünftig und ausführbar erscheint oder nicht. Ein bloß theoretisches Interesse am Ewigen kennt der Jude nicht; es gibt wohl kaum ein weniger spekulativ veranlagtes Volk, als das alte Israel. Was die Propheten zu sagen haben, gilt zwar wohl für alle Zeiten und alle Völker, aber sie sagen es so, wie es gerade ihr Volk in seiner besonderen geschichtlichen Lage hören muß. Ihre Reden sind wohl ausnahmslos Gelegenheitsreden; sie schweben nicht über die Menschen weg in abstrakter Allgemeinheit, geben nicht bloß ihrem Verstande oder ihrem Gefühl in Mußestunden etwelche Beschäftigung, sondern fassen den Menschen im Zentrum an und haben geschichtsbildenden Charakter. Das ist gerade die göttliche Naivetät dieser Propheten, die ihnen die Befürworter eines „gesunden Fortschritts", einer vernünftigen Einordnung der Religion in die „realen Verhältnisse" heute so wenig verzeihen können wie damals, daß sie nicht ängstliche Dinge von Gott flüstern, als sei es der wissenschaftlichen Forschung doch bald gelungen, wahrscheinlich zu machen, daß es einen Gott gebe, sondern daß sie mit grimmiger Nachdrücklichkeit die absoluten sittlichen und religiösen Maßstäbe an die Politik und die sozialen Verhältnisse damaliger Zeit legen, ohne zuerst die „nötige Reife" des Volkes, oder den „passenden Zeitpunkt" abzuwarten. Uebernommen von der Gewalt und Nähe ihres Gottes, erglühend in der Glut seines unbedingten Wollens, nichtverstehend, wie Gott gegenüber der Mensch noch mit seinem wenn

und aber zu kommen wagte, im Innersten entsetzt über die Hartherzigkeit ihres Volkes, so stellen sie die gewaltige Tatsächlichkeit eines neuen Geistes mitten in das geschichtliche Leben hinein und sehen das Kommen des Reiches in nächster Nähe.

Und hätte Israel sich dem neuen Geiste geöffnet, hätte es den Verheißungen geglaubt und die dargebotene Hand Gottes ergriffen, es wäre besser gewesen, als was nachher geschah, da eine „nüchtern" und „praktisch" denkende Priesterschaft die göttliche Gerechtigkeit klüglich in eigenen Betrieb nahm und ein nur zu einleuchtendes Programm einer wohlangepaßten kultischen Gerechtigkeit daraus verfertigte. So wurde das Gesetz und die sittliche Forderung, woraus einst der glühende Atem des göttlichen Geistes geweht, zu einer selbständigen, von Gott losgelösten Angelegenheit des Menschen, aus dem lebendigen Geiste der Prophetie eine neben dem Leben herlaufende, oder besser, eine von außen über das Leben gestülpte, es in starre willkürliche Satzungen zwängende Gesetzesreligion, die umso verderblicher wirken mußte, als sie die absoluten Ansprüche nicht aufgab. Nun brachen die in Gott zu einer selbstverständlichen lebendigen Einheit verbundenen Elemente auseinander. Gesetz und Verheißung, Gericht und Gnade sind nicht mehr eins, sondern laufen als selbständige Größen nebeneinander her, und der Mensch, bald erschauernd und erstarrend vor der Unbedingtheit der göttlichen Forderungen und Gerichte, bald wieder schwelgend in einem momentan aufleuchtenden Gefühl der Gottesnähe, bald in grenzenlosem, nationalem Dünkel sich über alle Völker erhebend, bald sich windend in einem äußerst reizbaren, alle Würde zerstörenden Sündengefühl, wurde das Opfer einer Religion, für deren herrlichen ursprünglichen Sinn er das Auge verloren hatte.

III.

Die Welt der Erfüllung ist eine andere als die der Verheißung. In der Verheißung kündigt sich bloß an, was in der Erfüllung geschieht, die Verheißung ist das Morgenrot, das am nächtlichen Himmel aufleuchtet und der Sonne vorangeht, die Erfüllung ist die Sonne selbst, die die Nacht vertreibt. Die Verheißung hat ihren Schwerpunkt in der Zukunft, die Erfüllung in der Gegenwart. Der Träger der Verheißung birgt in sich noch eine Leere, ein brennendes Verlangen, eine ungestillte Sehnsucht, der Bringer der Erfüllung kennt nur das eine Verlangen, andern von seiner Fülle zu geben Gnade um Gnade. Bei der Verheißung ist die Ruhe noch von einer Unruhe, das Sein von einem Werden, die Gewißheit von einer Sorge umfangen, in der Erfüllung entzündet sich die Bewegung an der Ruhe, das Werden am Sein und allem Leid liegt immer noch eine Freude zu Grunde, aller Angst eine Zuversicht. „Das immer gleiche Bewußtsein der alttestamentlichen Persönlichkeit ist das der Sünde und des Todes, nur immer einzelne Heilswirkungen nimmt sie mittelst ihrer Natur wahr. Das immer gleiche Bewußtsein der neutestamentlichen

Persönlichkeit ist das der Gerechtigkeit und des Lebens, nur immer einzelne Wirkungen des Argen nimmt sie mittelst ihrer Natur wahr" (Hofmann, Weissagung und Erfüllung I, pg. 61). Neben der Verheißung steht das Gesetz, neben der Gabe die Forderung, neben der Liebe die Gerechtigkeit, neben der Ewigkeit die Zeit. Neben der Erfüllung steht nichts; denn mit der Verheißung ist das Gesetz erfüllet und das ist die Gabe, daß Gott gibt, was er fordert, in der Liebe vollendet sich die Gerechtigkeit und die Zeit wird von der Ewigkeit durchbrochen.

Jetzt heißt es: „Die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen (Mc. 1, 15). „Als aber die Zeit erfüllet ward, da sandte Gott seinen Sohn" (Gal. 4, 4).

Wie Gott einst seine Verheißung aus freier Gnade „gegeben" hat, so „gibt" er nun seinen Sohn (Joh. 3, 16), den Erfüller. In ihm ist alles enthalten, was Gott den Menschen zu geben hat. Mehr hat und braucht er nicht zu geben; denn in ihm gibt er sich selbst; in ihm haben wir „Leben und volles Genügen" (Joh. 10, 11). Er ist der Mensch von oben her, der neue Mensch, der Erstling einer neuen Welt, die Wende der Zeiten, der Anfang vom Ende und er wird auch das Ende vom Ende sein. Das Stückwerk hört auf, das Vollkommene beginnt.

Was wir hier sagen, sind keine Phantasien, sondern Jesus selbst hat sich eine Stellung angewiesen, die ihn aus allen irdisch menschlichen Zusammenhängen herausnimmt und ihn an die Seite des Vaters stellt. Etwas gänzlich Inkommensurables, mit keiner irdischen Erscheinung in Vergleichung zu bringendes, ist mit ihm erschienen. Das ist der stärkste und stets sich erneuernde Eindruck, den wir empfangen, wenn wir seine Worte lesen, sein Bild auf uns wirken lassen. Und zwar hat seine „Einzigartigkeit" nicht jenen trivialen Sinn, wonach jede irdische Erscheinung ihre „individuelle Eigenart" hat und sich keine zwei Erscheinungen, keine zwei Blätter oder Menschen völlig gleichen und decken. Nicht im individuellen bloß, nein gerade im allgemeinen ruht seine Eigenart, dort, wo er allen gegenübersteht und für alle Bedeutung hat. Seine Einzigartigkeit liegt in seiner Mission, seine Mission aber deckt sich mit seinem Sein.

Es ist ein schlechterdings aussichtsloses und unfruchtbares Verfahren, das ihn in eine Reihe mit uns Menschen setzen, ihn „rein menschlich" verstehen möchte. Das führt zu lauter Konstruktionen und dogmatischen Gewaltsamkeiten, die sich noch dazu als Historie ausgeben. So gründlich alle Aufstellungen eines bloß historischen Verständnisses Jesu auf ihre Richtigkeit geprüft sein wollen, so gründlich etwa erwogen sein will, was am Jesusbild der Evangelien der Gemeindetheologie zuzuschreiben sei und was ihm selbst, so energisch hat sich gerade ein redliches wissenschaftliches Gewissen gegen jeden Versuch zu wenden, der unsere „rein menschlichen" Wünsche in die Evangelien hineintragen möchte. Wir verstehen und ehren die Scheu, die uns gebietet, vor

dem Geheimnis seiner Person stehen zu bleiben, wir wollen eine ehrfurchtsvolle Zurückhaltung stets als das edelste Motiv alles Liberalismus würdigen, der das Geheimnis nicht antasten und verschütten will durch einen falschen Gebrauch, der es zum leeren Dogma erhebt, wir verabscheuen alle jenen dogmatischen Götzendienst, der das Höchste zur bloßen Phrase verdirbt oder als Stich- und Schlagwort mißbraucht. Wir wissen, daß jener Formalismus nichts anderes ist, als der pompöse Deckmantel religiöser Armseligkeit, ja daß sich an jenen Formeln je und je die denkbar höchste menschliche Frechheit und Anmaßung entzündet hat. Aber davor ist nun auch der umgekehrte Weg keineswegs geschützt; denn auch hier kann das Organ verloren gehen für das, was über uns steht. Wenn irgendwo, so muß bei Jesus der Grundsatz gelten, daß er nur nach seinen eigenen Worten beurteilt werden darf. Von ihm ist uns aber kein einziges Wort, keine einzige Tat berichtet, worin nicht implizite oder explizite Ansprüche enthalten wären, die ihn über alles „reine Menschentum“ emporheben. Ob das nun in unsere Systeme paßt oder nicht, damit muß sich dann ein jeder auf seine Weise abzufinden suchen.

Das, was Jesum aus allem irdisch zeitlichen Wesen im Innersten emporhebt, ist sein Verhältnis zum Vater. Es ist ein Verhältnis vollkommenster Gemeinschaft in jedem Sinne, als Willensgemeinschaft und Wesensgemeinschaft „Ich und der Vater sind eins“, das Wort mag johanneisch sein, der Gedanke ist es nicht. Er spiegelt vielmehr den einheitlichen Eindruck des ganzen neuen Testamentes wieder. Durch sein Verhältnis zum Vater geht nirgends ein Bruch. Von Anfang bis zu Ende herrscht vollkommene Harmonie zwischen Sohn und Vater. Nie und durch nichts wird sie zerstört, am wenigsten dort, wo der Gehorsam sich zur höchsten Tat aufschwingt in Gethsemane und am Kreuz. Wir nehmen Bewußtseinsschwankungen an ihm wahr, wie bei jedem Mnschen; aber nie wird sein Grundverhältnis zum Vater angetastet.

Was er ist, das erwirbt er sich nicht erst allmählich in langsamer Entwicklung, er ist es von Geburt. Die Propheten empfingen das Wort Gottes, er ist es. Was uns an ihm jenen unvergleichlichen Eindruck macht, ist nicht etwas an ihm, sondern er selbst. Das, was er ist, ist entscheidend und nur von hier aus das, was er sagt; das allein macht seine Worte bedeutsam, daß er selbst dahintersteht. Nicht das einzelne Wort, nicht die einzelne Tat ist wichtig an ihm; es fiel ja immer auf, wie wenig neue Gedanken er im Grunde gebracht, wie wenig er überhaupt auf Erden „getan“ hat. Er wirkt eben durch sein bloßes Sein, wie die Sonne. Es geht ein heller Schein von seinem Angesicht, der alles erleuchtet, und in diesem Licht erwachen wir zum Leben. Wir verstehen sein Wesen nicht, aber wir schauen es und es durchdringt und erfaßt uns und hat Gewalt über uns.

Und doch hört sein Verhältnis zum Vater nicht auf, ein ganz persönliches zu sein, ein Verhältnis freier Willensgemeinschaft, unbe-

dingter Unterordnung des Sohnes unter den Vater, völligen Gehorsams. Keine Vermischung mit Gott, kein naturhaftes „Aufsteigen der göttlichen Kräfte“, sondern der Vater gibt, der Sohn erbittet und empfängt, beides in vollkommener Freiheit. Der Gabe aber entspricht die Aufgabe, der Sohnesstellung das Christusamt, der schwere Dienst der Liebe an den Menschen, das Tragen der menschlichen Schuld, der Gehorsam bis in den Tod. Weil er aber den Gehorsam übte, darum ist in ihm die Herrschaft Gottes verwirklicht, das Himmelreich gekommen. Gott regiert und der Mensch Jesus gehorcht und empfängt eben dadurch Anteil an der göttlichen Art und Herrschaft; weil er sich völlig beugt unter Gottes Ordnungen, erhebt ihn Gott über alle Kreatur und hört nicht auf, ihm die Sohnesstellung zu gewähren. Hier wurzelt seine volle Freiheit von allem Irdischen.

Es herrscht hier ein auffallendes Verhältnis; denn es ist doch auf der einen Seite auffällig, wie ganz er in die menschliche Art, ins „Fleisch“, in die Geschichte eingegangen ist in voller Einfalt und Natürlichkeit. In allem was nicht sein Verhältnis zum Vater in Frage stellte, hat er sich in die menschlichen Schranken gefügt, unsere Niedrigkeit angenommen und alle Gewaltsamkeiten, alles Auffallende voll Scheu gemieden. Dafür ist gerade die Art eine Bestätigung, wie die übermenschlichen Züge an ihm zutage treten. Er will nichts besonders sein; er ist ein echter Israelit, Kind seiner Zeit, spricht die Sprache der Zeit, träge ihr Gewand, übt ihre Sitten. Er legt keinen Wert auf die Neuheit und Originalität seiner Gedanken, kommt im Namen des Gottes, den Israel schon lange kennt, und bestätigt alle seine Worte. Er ist mit allem in Zusammenhang, er sieht alles und beachtet auch das Kleinste, ist für alles Natürliche offen. Alles, was an Wahrheit jemals auf Erden aufgeleuchtet ist, sei's auf heidnischem, sei's auf jüdischem Boden, findet in ihm seine Bestätigung. Er bestätigt alles, was gut ist. Wir brauchen auf keine Wahrheit zu verzichten, wenn wir ihm uns hingeben; er ist kein eifersüchtiger Tyrann, der neben sich kein Leben dulden könnte, überall späht er vielmehr nach lebendiger Wahrheit und freut sich, wo er solche findet. Und doch muß man immer wieder sagen, daß er über allem steht, von nichts abhängig ist, unter nichts sich beugt, sich niemandem gefangen gibt, in nichts wurzelt, weder in der Vergangenheit, noch in seinem Volke, noch in der Schrift; denn gegen alle diese Dinge tritt seine königliche Art zutage. Es hat sich immer der Eindruck an ihn geheftet, als ob alles in ihm wurzle, als ob selbst die prophetische Vergangenheit, das Gesetz und die Verheißung, Königtum und Priestertum Israels nur die Schatten gewesen wären, die sein Kommen zum voraus warf. Es ist uns nicht verwunderlich, daß man sich ihn an der Weltschöpfung beteiligt dachte. Er ist das, was eigentlich immer war, was den Menschen immer wie verborgen im Sinne lag, und was sie nur irgendwie vergessen hatten, bis er die Erinnerung daran wieder wach rief. An jeder Wahrheit ist das der lebendigste Punkt, wo sie eine

geheime Tendenz auf ihn hin verrät und über sich selbst hinausweist auf ihn. Wo das einer Wahrheit verloren geht, erstarrt sie und wird zur Lüge. Jesus ist der Sinn des Lebens, die Wahrheit des Menschen. Jetzt erst wissen wir wieder, wer der Mensch „eigentlich“ ist. In ihm vollendet sich die Humanität. Er ist „rein menschlich“, nicht wir. Wir müssen an seine Seite, nicht er an unsere.

Er ist kein Reformator, der irgend etwas verbessert, entwickelt, umgestaltet. Er schafft Neues. Er stellt den Bestand des ganzen Lebens in Frage. Nur durch einen Bruch, eine Umkehr, eine neue Geburt kommen wir zu ihm. Wir müssen alles vergessen, wenn wir an ihn herantreten und neu anfangen, wie die neugeborenen Kinder. Er will nicht den gegebenen Stand der Kultur entwickeln und fortbilden. Man kann ihn für kein menschliches Tun, kein „gutes Werk“, keinen Verein, keine noch so gutgemeinte Politik als Vorspann gebrauchen. Nach allen Seiten hin, auf alle Gebiete der Kultur ergehen von ihm die fruchtbarsten Impulse, er selbst aber geht in nichts auf, läßt von nichts sich gefangen nehmen. Er ist nicht dazu da, unsere Kirchen zu „segnen“, unsere Staaten zu „fördern“. Er ruft uns zu sich, heißt an ihn uns glauben, bindet uns an den Vater. Er will auch uns frei machen von allem. Unsere Kirchen sind angewiesen auf ihn, unsere Staaten sind gänzlich verloren, wenn sie an ihm vorübergehen; er aber hängt weder an Kirchen noch an Staaten. Er ist kein Religionsstifter, der zum Leben noch eine neue Art Frömmigkeit hinzufügte, allerlei religiöse Gebräuche, Denkformen, praktische Anleitungen zur Gottesverehrung. Er hatte an und für sich nichts gegen fromme Gebräuche und kirchliche Formen — er hat das alles, ob auch in freiester Weise — in seinem Volke auch mitgemacht; aber es war ihm nicht wichtig und er ließ es am liebsten auf sich beruhen. Nur dort war er unerbittlich, wo die Religion sich an die Stelle Gottes setzen wollte, wie gut und trefflich auch immer sie sonst sein mochte. Als Prinzip hat er alle Religion unmöglich gemacht. Nicht der Mensch hat über Gott zu verfügen und zu bestimmen, was Gottes Wille sei, keiner hat sich selbst mit göttlicher Autorität zu bekleiden. Die Entschlossenheit in diesem Punkte hat ihm das Kreuz eingetragen. Aber durch nichts wurde der frevelhafte Anspruch des „religiösen Menschen“, über Gott zu verfügen, so gründlich zerbrochen. Das, was Jesus brachte, war nicht Religion, etwas, was noch zum Leben hinzukommt, sondern das Leben selbst; Gott ist das Leben; in Jesus ist es uns erschienen. Darum verlangt Jesus Glauben von uns und zwar einen unbedingten Glauben, ein ganzes Vertrauen. In ihm ist das volle Heil, die ganze Erlösung. Er weiß sich als den geschickt, an dem sich alles entscheidet, das Geschick des Einzelnen und der Welt, für Zeit und Ewigkeit. An ihm brechen sich die Wogen der Weltgeschichte. Eine neue Gotteszeit steigt in ihm empor.

Es ist mir eines der unbegreiflichsten Mißverständnisse, wie man aus Jesus einen resignierten, von seinem Geschick überraschten, schwanken=

den, mühſam an ein vages Gottvertrauen ſich klammernden Individualiſten machen kann. Er hat ſich nie getäuſcht über das, was er von Israel zu erwarten hatte und faßte von Anfang an ſein Kreuz feſt ins Auge. Er hat mit Galiläa nicht gebrochen, weil er in Jeruſalem größeres Entgegenkommen zu finden hoffte. Wenn er dennoch nicht müde wurde, die verlorenen Schafe vom Hauſe Israel zu ſuchen und Jeruſalems Kinder zu ſammeln, wie eine Henne ihre Küchlein verſammelt, ſo geſchah es, weil es ſeines Berufes war, weil er nicht anders konnte, weil der Drang ſeiner rettenden Liebe zu groß war. Er tat es in keinem andern Sinn, als einſt ein Jeſaja, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß Israels Ohren durch ſein Rufen noch mehr verſtockt, ihre Augen noch mehr verblendet würden. Er kam, um zu retten, aber zum Retten gehört auch das Scheiden und Klären und Richten. Um ihn herum wird alles ganz und vollkommen, ſelbſt das Böſe. Auch ſeine Gnade richtet, verwirft und ruft wehe, wo ſie nicht aufgenommen wird, und wo die Liebloſigkeit den Schwachen zertritt und ihm den Weg zu Gott verſperren will. Die Gnade könnte nicht löſen, wenn ſie nicht auch binden, nicht ſegnen, wenn ſie nicht auch fluchen könnte. Alſo will es ſein Vater, und Jeſus weiß ſich mit ihm auch dort einig, wo er richtet und bindet; „denn alſo iſt es wohlgefällig geweſen vor ihm." Nur darum kann hier von Härte und von Kälte nicht die Rede ſein, weil der ſo denkt und handelt, deſſen Liebe für die Welt den Kreuzesſchmerz erlitt.

Es iſt darum grundverkehrt zu meinen, Jeſus habe ſich darum an den Einzelnen gewandt, weil er aufs Ganze verzichtete, darum ſich mit den Seelen befaßt, weil er die Herrſchaftsanſprüche auf die Geſtaltung des Volks- und Gemeinſchaftslebens preisgegeben hätte. Er verzichtet auf nichts. Sein Wort und Wille iſt immer aktiv und iſt auch dem Ganzen des Volkes und ſeinen Führern gegenüber keineswegs zur Wirkungsloſigkeit verdammt. Gewiß hatte er ein Auge für das Einzelne und Kleine, gewiß hat er frohlockt über jede Seele, in die das Samenkorn des Glaubens fiel, gewiß hat durch ihn die Welt der Innerlichkeit ihre volle Tiefe enthüllt. Aber dieſe Innerlichkeit wäre ohne weiters verſandet und zum bloßen ſubjektiven Gefühlsweſen, zur bloßen Gedankenexiſtenz, zu jener Sorte Geiſt, die wir aus unſern Religionen und Philoſophien zur Genüge kennen, herabgeſunken. Nein, ſeine Innerlichkeit hat keinen Augenblick auf eine unmittelbare und vollſtändige Geltung im ganzen Bereiche des Lebens verzichtet, im individuellen, wie im ſozialen. Es iſt mir unerfindlich, wie man den zum Individualiſten machen kann, in welchem der Gott in Erſcheinung trat, der ein Schöpfer des Himmels und der Erde iſt, in dem alle leben, weben und ſind, deſſen Wille für alle derſelbe bleibt, ausgerechnet den, der, auch wenn er ſich um den Einzelnen mühte, beſtändig im Kampfe mit den allgemeinen Mächten ſtand, mit dem Geiſte dieſer Welt, mit den dämoniſchen Gewalten der Finſternis, die alle binden, der die entſcheidende Alternative aufſtellte: Gott oder

Mammon, der in unausgesetzter feindlicher Auseinandersetzung mit den Führern des Volkes stand, mit den Hirten der Herde, der just im Zusammenstoß mit der Kirche und dem Staate das Leben ließ. Wahrhaftig, das ist kein Individualist, der eine Privatmoral für separatistische Gotteskinder aufstellte, sondern der Beendiger alles Individualismus. An ihm ist Israel zerbrochen, nicht er an Israel, er zerbricht die Welt, die dem Vater widersteht. Und das Zerbrechen ist ein genau so erlösendes Tun, wie das Heilen, wenn er es übt. Das ist ja doch Erlösung, daß Ketten zerrissen, Verderbensmächte zerbrochen werden.

Auch wenn er sich um den Einzelnen müht, geschieht es nicht dazu, ihn in seiner Vereinzelung zu belassen und aus ihm eine sogenannte „Persönlichkeit" zu machen, einen Musterchristen zum Bestaunen, sondern im Gegenteil, um ihn aus aller Vereinzelung zu lösen, ihn an Gott zu binden, ihn in eine Gemeinde hineinzustellen und ihm einen Dienst an den Menschen anzuweisen. Wunderliche Individualisten, diese ersten Christen, die in die Welt hinausstürmen, um ihr den Untergang anzusagen und das Kommen eines neuen Reiches zu verkünden, in welchem Gerechtigkeit wohnt. Da haben die Pharisäer und römischen Kaiser Jesum besser verstanden als unsere modernen Individualisten, wenn sie in ihm die größte Gefahr für den Bestand ihrer Kirchen und Staaten erkannten. Sie haben richtig erkannt, daß in diesen harmlosen Christen eine Geistesmacht aufstieg, die zu fürchten selbst ein römischer Kaiser allen Anlaß hatte.

Hier liegt die Einzigartigkeit seiner Person, die ihn von allen unterscheidet und ihm eine besondere Stellung anweist allem Menschentum gegenüber. Ein neues Reich, der Geist vollkommener Gerechtigkeit, Wahrheit, Liebe ist in ihm erschienen. Ueber ihm steht nichts und niemand als der Vater; wer er ist, darüber kann Fleisch und Blut nicht urteilen; denn „niemand kennet den Sohn denn nur der Vater, und niemand kennet den Vater denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren" (Mt. 11, 27). Aber gerade darum, weil er über uns steht und sich nie an uns verliert, werden wir nie fertig mit ihm, sondern fühlen uns unlöslich an ihn gebunden.

IV.

Allein nun hat in der Person Jesu die Erfüllung erst begonnen. Wohl ist in ihm die vollkommene Gottesherrschaft realisiert. Das Reich Gottes ist da. Es hat aufgehört ein bloß verheißenes zu sein. Es ist in die geschichtliche Wirklichkeit hineingebrochen. Das Ende der Geschichte hat angefangen, ihr Ziel ist aufgeleuchtet. Christus ist der Anfänger. Er wird auch der Vollender sein. Es handelt sich darum, daß der von ihm erfochtene Sieg seine Konsequenzen unter den Menschen nun voll entfalte. Das bildet den oft verborgenen Inhalt der Weltgeschichte. Es rotiert alles um ihn, zeigt auf ihn hin, ist von ihm hervorgerufen oder führt von ihm weg. Alles, um was die Menschen sonst noch kämpfen mögen, kann in seiner Loslösung von ihm nur in

uneigentlichem Sinne Weltgeschichte heißen. Weltgeschichte ist nur dort, wo ein letztes Ziel aufzuleuchten beginnt, nur wo ein Anfang und ein Ende ist. Er ist das letzte Ziel, das Alpha und Omega. Jenseits dieser Pole gibt es keine Geschichte. Wo das Ewige noch nicht redet, wo allein die Naturgewalten mit dem Menschen ihr Spiel treiben, wo alles ein Spiel von Relativitäten ist, ohne endgültigen Sinn, auf den sich alles hinbewegt, da ist noch keine Geschichte, wenn Gott alles in allem sein wird, dann wird auch keine Geschichte mehr sein. Nur dort ist Geschichte, wo Gott unter den Menschen seine Herrschaft zum Siege führt, wo der Mensch um die ewige Wahrheit ringt und gegen die Götzen und Naturgewalten aufzutreten beginnt. Der entscheidende Moment in diesem Prozeß ist nun eben das Erscheinen Jesu. Nun kann von allen mit heller Bewußtheit und voller sittlicher Klarheit das Endziel im Glauben ergriffen werden, vielmehr es ergreift uns.

Nun ist klar, daß in Christus die Weissagung nicht erlischt, das prophetische Wort nicht einfach erledigt ist. Nun heißt es: „Wir haben desto fester das prophetische Wort und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheinet an einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen" (2. Petr. 1, 19). Die Verheißungen der Propheten gehen weit über Christum hinaus auf das Ende und Christus hat sie aufgenommen, bestätigt und geläutert, ja durch ihn bekommt die Verheißung nun erst recht ihren Aufschwung und ihre endgültige Form. Jetzt greift die Weissagung mit festem Griff nach dem Ende, dessen realer Anfang in Christus schon aufgeleuchtet ist und bekommt in der Erwartung der Wiederkunft ihren festen Mittelpunkt und ihre christliche Form. Das ganze neue Testament ist erfüllt von endgeschichtlicher Erwartung und apokalyptischen Energien. Letzte Entscheidungen stehen der ganzen Menschheit bevor. Die Parole wird sein: für Christum oder wider ihn. Etwas Prinzipielles hat sich in Christus begeben, ein neuer Geist von Gott her ist durch ihn in den irdischen Herrschaftsbezirk des Weltgeistes hereingebrochen und ruft alle zur letzten Entscheidung auf. Was sich in Christus begab, geschah nicht dazu, um ein isoliertes Faktum unter den Menschen zu bleiben, lediglich zum verehren oder anstaunen, sondern dazu, daß es sich unter den Jüngern Jesu immer aufs neue wiederhole, immer weitere Kreise ergreife, immer tiefer in die irdische Wirklichkeit einschneide. Ein Anfang ist nur dann ein Anfang, wenn er sich stets aufs neue wiederholt. In tausend Formen muß sich Jesu Leben, Sterben und Auferstehen in den Seinen immer wieder begeben. Nirgends deutlicher, als in der Apostelgeschichte lassen sich diese Wiederholungen verfolgen, die sich z. B. in der Geschichte eines Stephanus oder Paulus oft mit einer geradezu wunderlichen Gleichförmigkeit mit dem Leben Jesu vollziehen. „Ich bin mit Christo gekreuzigt", kann Paulus sagen, „ich lebe aber, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir." „Seid ihr nun mit Christo auferstanden ....", heißt es da. Das sind nicht bloße Bilder; es steckt Realität darin. Wo

derselbe Geist herrscht, entstehen immer wieder dieselben Situationen, Widerstände, Kämpfe, Siege. Aber auch die vorchristlichen, die heidnischen und alttestamentlichen Vorgänge wiederholen sich in unserer Welt ununterbrochen. Alle Stadien der Nähe oder Ferne Christi sind unter uns vertreten, werden oft wohl auch von Einzelnen durchlaufen, von der brutalsten Barberei bis zur lebendigsten Gottesgewißheit. In allem und über allem waltet Christus als eine schaffende Kraft, als ein Mahner und Rufer, als ein Licht, das in alle Finsternisse dringt. Er wühlt das Tiefste in uns immer wieder auf, zieht das Heimlichste, das Grauenhafteste, aber auch das Herrlichste am Menschen vor sein Gericht. Alle Tiefen des menschlichen Wesens werden durch ihn immer wieder in jähe Bewegung versetzt, aber vergebens schlagen die Wogen des geschichtlichen Lebens in gigantischem Ansturm gegen den Felsen seiner Wahrheit. Den Urtypus all der Vorgänge aber, die dann entstehen, wenn Christus kommt, haben wir an der heiligen Schrift.

Wenn wir nun auf die Art achten, wie das Gottesreich sich unter den Menschen realisiert, so müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf eine bedeutsame Spannung richten, die zwischen zwei scheinbar wider einander laufenden Strebungen stattfindet, in deren richtiger Verbindung aber gerade die Lebendigkeit und Wahrheit des göttlichen Tuns sich erweist. Treten die beiden Elemente auseinander, werden sie überspannt, so erkrankt das Geistesleben. Das klarste Bild erhalten wir, wenn wir von diesen beiden gegensätzlichen Krankheitsformen ausgehen, zwischen denen sich wohl die ganze Skala religiöser Erkrankungen eintragen ließe.

Das eine Stadium läßt sich der Fieberhitze vergleichen. In apokalyptischer Siedehitze fängt der Mensch religiös zu delirieren, d. h. zu schwärmen an. Die apokalyptische Erwartung überwuchert das ganze menschliche Bewußtsein. Der Blick aufs Große und Ganze, auf die entscheidenden Endvorgänge benebelt vollkommen den Blick fürs Nahe, Gegenwärtige, Kleine. Aus der lebendigen Enderwartung wird eine müßige und neugierige Spekulation, ein frommes Genießen und Schwelgen in saftigen Bildern des Endgerichts, der Parusie, des Weltuntergangs. Eine ganze Geographie des Jenseits wird entworfen, der Zustand der Seligen und besonders der Verdammten findet das wärmste Interesse, genaueste Berechnungen des Zeitpunktes der Wiederkunft und des Weltuntergangs werden aufgestellt. Die Sache wird höchst sensationell und unversehens findet man sich in nächster Nähe des Kinematographen vor und erlebt etwa in einem „Photodrama der Schöpfung“ oder ähnlichem, auf schwache Nerven berechnetem Zauber, die höchsten Offenbarungen. Hand in Hand mit solchen hitzigen Formen der „Frömmigkeit“ pflegt dann häufig die grobe Vernachlässigung der oft recht trockenen und mühseligen alltäglichen Pflicht zu gehen. Alles, was dem nur halbwegs anständigen Menschen als selbstverständlich gilt, wird darum, weil es unwichtig und nebensächlich sei, nicht etwa umso rascher erledigt, sondern — vernachlässigt. Den Ersatz dafür bilden

dann meistens allerhand willkürlich-gesetzliche religiöse Künstlichkeiten und fromme Machenschaften, in allen Fällen aber ein über alle Menschen sich erhebendes dünkelhaftes Selbstbewußtsein, das in der hellen Glorie der Absolutheit und der „großen Gesichtspunkte“ erstrahlt. Selbst Fragen, die für uns gewöhnliche Sterbliche schon hinlängliche Dimensionen haben, wie etwa die soziale, verdunsten einfach in der tropischen Atmosphäre und werden geringschätzig als bloße „äußere Fragen“ beiseite geschoben, wobei freilich oft die Aufrechterhaltung unsozialer Ordnungen als durchaus nicht nebensächlich erscheint.

Nicht minder verhängnisvoll ist aber das polare Krankheitsstadium, wo der Pulsschlag des Lebens erschlafft und das „erbärmliche Behagen“ des Philisteriums sich einstellt. Diesmal verdunsten die apokalyptischen Gesichtspunkte, die „letzten Fragen“ verschwimmen am äußersten Horizont, dafür tut das Flachland der Durchschnittsmoral sich auf und beginnt die frohe Fahrt des „gesunden Fortschritts“ auf der schnurgeraden Straße beständiger und sicherer Annäherung ans unendlich ferne Ideal. Durch die Landschaft fächeln die lauen Lüfte von etwas Gottvertrauen und etwas Bruderliebe. Eine beträchtliche Myopie verhindert glücklich jeden Blick in die Fernen und Tiefen des Lebens und jede Begegnung mit den Mächten und Gewalten, die unser gemeinsames Dasein dahinreißen, wird sorgfältig gemieden. „Sie aßen und tranken, sie freieten und ließen sich freien, bis . . .“ Es ist jener unglaublich verbreitete Zustand, wo man im Grunde so froh ist über alle extreme Schwärmerei, die ja doch das Recht zur Behaglichkeit so unaussprechlich klar macht. Die Schäden dieses Zustandes sind nur darum weniger offenbar, weil er der allgemein verbreitete, der Zustand der großen Menge ist. Der Dünkel ist hier nicht weniger groß, als beim andern Stadium, nur braucht er nicht so bald in Aktion zu treten, weil er der Dünkel der Majorität ist, dort aber der Minorität. Es ist im Grunde derselbe Weltgeist hüben wie drüben, nur in verschiedenem Gewande, Schwärmerei das eine, Schwärmerei das andere; denn beides ist ein Wegfliegen über die Wirklichkeit. Denn Gott ist Wirklichkeit und er will unser ganzes Herz, unsern ganzen Gehorsam. Wer über ihn meint wegschreiten zu können, wird an ihm zerbrechen.

Falsch ist aber — wir dürfen es nicht unerwähnt lassen — auch das dritte: nämlich ein kluges Hin- und Hereilen zwischen beiden „Standpunkten“, ein vernünftiges Vermitteln zwischen Schwärmerei und Philistertum. Auf unsere „Standpunkte“ und „Betrachtungsweisen“ kommt es überhaupt nicht an, sondern auf Gottes lebendigen Ruf.

Er aber ist es, der beim Einzelnen und in der Welt jene Vorgänge erzeugt, in welchen die beiden widersprechenden Strebungen zu einer lebendigen Einheit verbunden sind und in fruchtbarstem Austausch den gesunden Pulsschlag des Lebens bewirken. Einmal macht das Kommen des Gottesreiches sich als ein langsamer, allmählicher

Entwicklungsprozeß geltend. Ohne Sprünge und willkürliche Gewaltsamkeiten baut das Reich der Wahrheit und des Guten sich unter den Menschen auf. Alles will erkämpft und durch saure Mühsal errungen sein, und doch hängt alles gleichzeitig vom göttlichen Geben ab, das ebenfalls keinerlei Willkürlichkeiten kennt. Immer muß unmittelbar an Christus angeknüpft werden, wenn unser Tun bleibenden Wert gewinnen soll. Aus ihm wächst das neue Reich, nicht aus uns. Hier aber ist alles wichtig, auch das Kleinste. Stein muß zum Stein sich fügen in steter Folgerichtigkeit. Keine Nachlässigkeit bleibt ungestraft, alles hat seine notwendigen Folgen. Alles theoretische Machen, alles willkürlich gedankenmäßige Vorwegnehmen späterer Studien rächt sich unfehlbar durch umso stärkere Rückschläge. Unbedingte Ehrlichkeit gegen sich selbst ist erforderlich in der Unterscheidung dessen, was uns wirklich gegeben ist, und was wir uns bloß erträumen oder theoretisch postulieren. Das Reich Gottes überfliegt keine Zwischenstadien; im Kleinen, Verborgenen, Innerlichen beginnt's, im Nahen und Unscheinbaren tut es seine entscheidenden Schritte. Und doch ist im Einzelnen immer schon das Ganze enthalten, im Kleinen das Große, im Senfkorn der Baum. Darum ist alles von einer wunderbaren Ruhe und Sorglosigkeit durchglänzt, einem unbedingten Vertrauen in Gottes sieghafte Macht und väterliche Vorsehung. Das Auge geht auf für die Welt und alles ist wie verwandelt, überall treten fruchtbare und hoffnungsvolle Ansätze hervor, Verheißungen kommender Welten, überall regt sich ein neues Werden, ein verheißungsvolles göttliches Tun. Gerade dort wird es oft erkannt, wo man es am wenigsten erwartet und gesucht, in allen möglichen, oft recht weltlichen Verkleidungen, während hinter großen geistlichen Ansprüchen oft eine schreckliche Leere gähnt; denn auch der Blick für die Widerstände, für die Ungeheuerlichkeit der Aufgabe geht auf, doch niemals so, daß Pessimismus und Passivität die Folge sind, sondern immer so, daß der Blick auf Gott jene Gewißheit erzeugt, die alles von ihm erwartet, die unbedingte Geduld, die warten kann, mit der Möglichkeit langer Zeiträume rechnet, Zeit oder Stunde nicht weiß, sich aber genügen läßt an der Gewißheit, daß sie kommt.

Hand in Hand damit geht nun aber die scheinbar umgekehrte Bewegung. Hier müssen wir das Kommen des Gottesreiches als etwas Plötzliches und gänzlich Unvermitteltes beschreiben. Jählings, katastrophal, für die meisten gänzlich unerwartet, so brechen die großen Entscheidungen des Gottesreiches herein. Wie ein Dieb in der Nacht kommt Christus wieder, wie ein Blitz vom Aufgang bis zum Niedergang. Wohl sind der Anzeichen genug vorhanden für sehende Augen, aber wenn das Ende kommt, wird es immer wie etwas Neues und Ueberraschendes sein. Höchste Spannung, unausgesetzte Wachsamkeit, ein beständiges Blicken aufs Ende, aufs große Ganze wird hier dringendes Erfordernis, leidenschaftliche Erwartung des entscheidenden göttlichen Tuns verbindet sich mit unbedingter Bereitschaft und gänzlicher

Hingabe. Der jähe Bruch, die völlige Umkehr, die Wiedergeburt sind hier bezeichnend. Heißt es dort: viel Zeit, keine Uebereilung, ruhiges Erwarten, stille geduldige Arbeit, Ethik, Sozialismus, Vorsehungsglaube, langsame Entwicklung, so heißt es hier: keine Zeit zu verlieren, höchste Eile, ganze Anspannung aller Kräfte, jähe Katastrophen, plötzliche Gerichte und Segnungen. Beides ist wahr, beides muß sich organisch miteinander verbinden, wenn das Leben nicht zerfallen soll. Man hat auf das Unlogische dieses Verhältnisses hingewiesen; aber das Leben baut sich nicht nach unserm logischen Schema auf, sondern in seinen Tiefen stoßen wir stets auf das Irrationale.

Kurzsichtig ist es insbesondere, in Jesu Erwartung des nahen Endes lediglich einen Irrtum zu erblicken; als ob es sich für ihn jemals um bloße Betrachtung, lediglich um apokalyptische Spekulationen, um ein wahrsagendes Vorauswissen einer Zukunft gehandelt hätte, die sich ohne sein Hinzutun begeben sollte, und nicht vielmehr um den ganzen Einsatz jener Ewigkeitskräfte, die ihm gegeben waren, von denen er spürte, daß sie alle Zukunft gestalten und bestimmen würden. Das, was in ihm geschah, war von so schlechterdings entscheidender Bedeutung, von einer solchen alles andere überragenden Dringlichkeit, sein Einsatz für die in ihm erschienene göttliche Gerechtigkeit war so restlos, der Appell zum Gehorsam des Glaubens, der von ihm an die Menschen erging, so machtvoll, daß nur ein satanisches Wunder das baldige Hereinbrechen des Reiches verhindern konnte. Wer die Gotteskräfte in sich trägt, die alle Zukunft gestalten, der, in dem die Zeit erfüllet und die Ewigkeit angebrochen ist, der sieht anders als wir, ihm wird das Ferne nah und das Nahe fern und alles mag ihm wohl wie in perspektivischer Verkürzung erscheinen. Die Frage ist eigentlich nicht, warum Jesus das baldige Kommen des Reiches erwartet habe, sondern warum wir es nicht erwarten, warum es uns so leicht fällt, mit langen Zeiträumen zu rechnen. O die geduldig — allzu geduldigen Warter alle, die „ihrem Herrgott“ so gern und leichthin „alles zutrauen“, die die Kälte ihres Herzens Geduld nennen und die mehr nach ihren Theorien, als nach „dem Schaden Josephs“ fragen, denen das Warten so leicht wird, weil die Not und Schuld der Menschen ihnen nicht zu Herzen geht und sie noch nie etwas empfunden haben von der Dringlichkeit und unbedingten Notwendigkeit der Wahrheit, davon, daß Gott gelten, sein Wille auf Erden geschehen *muß*. Sie werden die „langsame Entwicklung“ sicher so wenig fördern, als die ungeduldigen Stürmer und Dränger, die, ohne die Stunde Gottes abwarten zu können, eitel wie sie sind, in eigener Willkür voranstürmen, um nicht nur persönlich sofort am Boden zu liegen, sondern der Sache, der sie dienen möchten, meist den allerschwersten Schaden tun. Es ist schlimm, wenn gerade wir, durch deren Kälte und Härte das Kommen des Reiches verzögert wird, Jesus sein „irriges“ Hoffen vorrechnen, der mit eben diesem Hoffen, für das er den Tod erlitt, die denkbar stärkste Aufforderung

zur Umkehr an uns ergehen ließ, der mit dieser aufs höchste gespannten Erwartung doch wiederum eine wahrhaft überirdische Ruhe und Sorglosigkeit, eine unsägliche Geduld, eine nüchterne Anerkennung des Gegebenen, eine völlige Abwesenheit jeder schwärmerischen Gewaltsamkeit, ein ruhiges Eingeständnis seines Nichtwissens um Zeit oder Stunde organisch verband.

Diese Durchdringung tiefster Ruhe mit stärkster Anspannung, der Erwartung des nahen Endes mit vollkommener Nüchternheit und unendlicher Geduld finden wir auf allen Höhepunkten der Entwicklung des Gottesreiches, im Urchristentum so gut als zur Zeit der Reformation. Der Vorsehungsglaube, der weiß, „daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen“, ist nur wahr im Munde des Mannes, der im Verein mit der sehnenden und seufzenden Kreatur in brennendem Verlangen die herrliche Freiheit der Kinder Gottes herbeisehnt und wartet auf unseres Leibes Erlösung (Röm. 8).

Diese Doppelheit wiederholt sich in allem göttlichen Tun, im individuellen wie im allgemeinen. So entsteht der Glaube, die Art, wie der Einzelne sich mit Christus verbindet. Auch hier ist das Stadium der Verheißung nachweisbar, der stillen inneren Arbeit, der aufmerksamen Beobachtung, des Sammelns von einzelnen Erfahrungen, Hand in Hand mit dem oft drückenden Bewußtsein einer großen Ferne Christi, das doch immer wieder durchglänzt ist von tröstlicher Verheißung. Dann aber kommen wieder die Momente hellen Aufleuchtens entscheidender Erkenntnisse, plötzliche Abrechnungen, die das Bild der inneren Existenz mit einem Schlage völlig verändern und fruchtbare Ausgangspunkte schaffen, bis der Glaube völlig mit dem Menschen sich eint und aus Verheißung Erfüllung wird. Jedes einzelne Entwicklungsmoment schließt in sich die gleichen Vorgänge, wie die Entwicklung als Ganzes, so wie jeder Bergkristall sich aufbaut aus kristallischen Gebilden, die in verkleinertem Maßstabe den ganzen Kristall abbilden.

Denn so und nicht anders kommen auch die großen weltgeschichtlichen Ereignisse und Wendepunkte. Langsam und unmerklich aus Millionen unscheinbaren Vorgängen bauen sie sich auf, bis sie eines Tages in großen Katastrophen und entscheidenden jähen Wandlungen offenbar werden. Alle großen fruchtbaren Augenblicke und Gelegenheiten kommen schließlich immer plötzlich und unvermittelt, auf leisen Sohlen, oft wenn man sie am wenigsten erwartet und nur die Wachsamen, die längst darauf gewartet, die Einfältigen, deren Sinn der einfachen Wahrheit immer offen stand, nehmen ihrer wahr, an den andern gehen sie still vorüber, bis die Katastrophe kommt, die ihnen die Augen öffnet, ob auch zu spät. So kam einst Christus in die Welt, von wenigen erkannt, von der großen Menge mißachtet, von den Klugen und Weisen gehaßt. So schritt das Heil der Welt an den Fischerkähnen der ersten Jünger, an der Zollbude des Matthäus vorüber, so klopfte es einst, als die Stunde gekommen, an die Schloßtüre

zu Wittenberg; so und nicht anders wird einst am Ende der Dinge die Stunde des Menschensohnes erscheinen. „Darum wartet und eilet zu der Zukunft des Tages des Herrn“ (2. Petr. 3, 12). A. Schaedelin.

Neue Wege.

III. Nicht Religion, sondern Reich Gottes.

1.

Aus dem Kampf zwischen der Finsternis einer vergehenden Nacht und den Strahlen eines neuen Schöpfungsmorgens, der über dem hereingebrochenen Chaos aufgeht, steigt unsere einzige Hoffnung empor: Christus und sein Reich. „Das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden.“ Parteien, Richtungen, Kirchen, Christentümer stürzen, sind gestürzt. Sie genießen das Vertrauen starker Seelen nicht mehr. Wer glaubt noch, daß sie wahrhaft helfen und retten können? Es muß von Gott her, aus der Tiefe neu von Gott erfaßter Seelen, ein neues Wesen kommen und damit die Kraft für die Geburt der neuen Welt, die sich vorbereitet. Dieses Neue ist eben das Reich Gottes, zum Unterschied von Anderem, was sich an seine Stelle gesetzt hat. Dieses Andere ist so stark, daß der Blick in das Wesen des Reiches Gottes dadurch verhüllt wird. Auch Jesus selbst wird dadurch immer wieder verdeckt. Wir müssen versuchen, ihn und seine Sache von den Verhüllungen und Entstellungen zu befreien, die sich darum gelegt haben, damit die freien und tiefen Geister, die heute neu auf dem Wege zu Gott sind, wissen, worum es sich handelt. So seien denn für sie einige Dinge, die schon oft gesagt worden sind, noch einmal gesagt. Es sieht und sagt sie ja doch wieder jeder selbständige Geist auf seine Weise. Auch gewinnen sie im Zusammenhang ein anderes Gesicht, als wenn sie nur als gelegentliche Andeutungen auftreten.

2.

Es sei denn zuerst wieder einmal gesagt, **dass das Reich Gottes keine Religion ist, sondern eher das Gegenteil davon.**

Es liegt in diesem Satze gewaltig viel noch unbekannte Wahrheit, die, wenn sie einmal ans Licht tritt, wohl eine große Revolution bewirken kann, eine weit größere als die russische, die größte, die denkbar und möglich ist. Es ist eine Wahrheit, die eine ganze Welt auseinandersprengt. Alle größten Revolutionen der Vergangenheit sind von ihr ausgegangen.

Das Reich Gottes ist keine Religion; es bedeutet eher die Aufhebung aller Religion. Das ist ein Satz, der Vielen das Anstößigste sein muß, das gesagt werden kann. Denn in dem Worte „Religion“ fassen ja von altersher die Menschen alles Heiligste zusammen, was ihre Seele kennt. Ist es nicht einst auch das Sonnenwort unserer Seele gewesen? Wie es auch oft mißbraucht werden möge, so drückt es doch für das fromme Gemüt den höchsten Besitz aus: die Gemeinschaft der Seele mit Gott. Und diesen Schatz der Seele, dieses Allerheiligste, wollen wir antasten, indem wir gegen die Religion auftreten? Handelt es sich nicht vielleicht bloß um ein Wort, und wäre es dann nicht besser, ein Wort, das Vielen nun einmal über alles teuer ist, stehen zu lassen, als sich durch seine Antastung wahrhaft furchtbaren Mißverständnissen auszusetzen? Denn wir laufen ja Gefahr, als Gottesleugner, Gotteslästerer und Zerstörer alles Heiligen zu erscheinen.

Und doch können wir nicht anders. Denn hier scheiden sich zwei Welten. Es handelt sich um eine der Grundsachen, eine der Grundentscheidungen.

Was verstehen wir denn gewöhnlich unter der Religion? Gewiß nicht die Gemeinschaft einer Seele mit ihrem Gott, sondern etwas Anderes. Unter Religion versteht vielmehr jedermann ein ganz bestimmtes geistiges Gebilde, das zu beschreiben nicht schwer ist. Es gehört dazu einmal eine Lehre — eine Lehre von Gott und göttlichen Dingen, eine heilige Lehre. Es gehören dazu bestimmte Bräuche und Sitten, Uebungen und Einrichtungen. Vor allem gehört dazu, was man einen Gottesdienst oder Kultus nennt, nebst irgend einer Gemeinschaft, die sich um diese Lehre und diesen Gottesdienst sammelt. Es gehört dazu ferner irgend eine Organisation zur Einrichtung dieses Gottesdienstes, Regelung dieser Gemeinschaft, Uebermittlung der Wahrheit, die man bekennt, an das kommende Geschlecht und an die draußen Stehenden. Auch irgend ein formuliertes Bekenntnis kann nicht ausbleiben, auch wenn es die freieste Form annimmt. Eine gewisse Absonderung gegen andere Religionen ergibt sich von selbst.

Ueberhaupt gehört ja gerade dies zum Charakteristischen, daß Religion so ein Gebilde für sich wird. Sie ist ein eigenes Reich. Sie trennt sich von Sittlichkeit, Kunst, Wissenschaft, Politik. Freilich wird sie sich mit diesen Lebensgebieten in Beziehung zu setzen, sie zu beherrschen oder zu durchdringen versuchen, aber sie bleibt doch grundsätzlich etwas für sich und vielfach taucht die Meinung auf, sie sei um so reiner, um so innerlicher, je mehr sie sich vor aller Vermischung mit der Welt bewahre.

Fügen wir aber hinzu, daß lebendige Religion nicht nur eine Lehre oder ein Kultus oder eine Organisation ist, sondern vor allem eine Sache des Gefühls, der Stimmung und Empfindung. Sie ist eine ganze Welt von Stimmungen, eine unendliche Symphonie der Empfindung. Die Skala des religiösen Gefühls reicht von der tiefsten Hölle bis zum höchsten Himmel. Aller Jubel und alle Qual, alles

Licht und alle Finsternis, die in der Unendlichkeit der Menschenseele Raum haben, finden ihren stärksten und letzten Ausdruck in der Religion. In der Pflege dieser Gefühle besteht ein großer Teil des religiösen Lebens. Ihre Kraft und Fülle gilt als Maßstab für den Wert einer Religiosität.

Das ist doch, nicht wahr, was man landauf und landab unter Religion versteht? Das ist's doch, was man als Religion liebt oder haßt, pflegt oder zerstört?

3.

Und nun erklären wir, daß das, was Jesus will, etwas ganz Anderes ist, so ziemlich das Gegenteil. Wir müßten es schon von Israel sagen. Was man so die Religion Israels nennt, ist gar keine Religion. Zum mindesten gilt dies von dem Kern und eigentlichen Sinn des alttestamentlichen Glaubens. Man verkennt und entstellt ihn, wenn man ihn eine Religion nennt. Es ist gerade die Eigenart Israels, das, wodurch es vom Heidentum unterschieden wird, daß es etwas ganz Anderes will. Moses will keine Religion und der Kampf der großen Propheten ist ein Kampf gegen die Religion. Was wollen sie denn? Nicht eine Religion, sondern ein Reich, das Reich Gottes und des Menschen, eine Welt der Gerechtigkeit und Güte. Sie stehen im Namen Gottes gegen Tempel und Priester für die Herrschaft Gottes selbst.

Auf dieser Linie steht auch Jesus; er geht auf ihr weiter bis zum Ende. Er hat nicht nur keine neue Religion gebracht, sondern überhaupt keine Religion. Man kann sich diese Tatsache gar nicht genug klar machen. Nicht eine Religion will er, sondern ein Reich, eine neue Schöpfung, eine neue Welt. Er will Gott, den Menschen, den Bruder, die neue Gerechtigkeit, die Befreiung der Welt aus der Not der Angst und Sinnlichkeit, des Mammonismus, der Verzweiflung, des Todes — und der Religion! Der alte Aeon soll vergehen und der neue kommen. Man kann sich die Sache Jesu gar nicht realistisch genug denken. Wenn ein katholischer Kirchenlehrer gesagt hat, die katholische Kirche sei nicht unsichtbar (wie die Protestanten von der wahren Kirche sagten), sondern so sichtbar und greifbar, wie das französische Königreich oder die Republik Venedig, so läßt sich dieses Wort auch auf das Reich Gottes im Sinne Jesu anwenden. Es ist ein Reich, so greifbar und sichtbar wie das römische Reich, wenn auch in seinem Grundwesen das genaue Gegenteil davon und, wie sich von selbst versteht, bei allem Realismus von unendlicher Geistigkeit. Was Jesus will, ist ein aus Gott geborener Weltzustand, keine Religion.

Das springt in die Augen, sobald man bei der Betrachtung seiner Botschaft und seines Werkes die religiöse Brille ablegt. Da ist nirgends eine religiöse Lehre. Immer wieder ist es den Theologen und Philosophen ein Rätsel, wie wenig sich Jesus Mühe gibt, seine Botschaft

in bestimmte Formen zu fassen, dafür zu sorgen, daß sie auch richtig verstanden werde für alle Zeiten, wozu eine genaue Ueberlieferung und also wohl auch schriftliche Aufzeichnung nötig gewesen wäre. Seine Unbekümmertheit in diesem Punkte erscheint uns bald unbegreiflich großartig, bald — gestehen wir es nur — halb leichsinnig. Offenbar kommt es Jesus so gar nicht auf Lehre von Gott an. Ja, wir glauben deutlich zu spüren, daß er solche verabscheut oder vielmehr darüber lächelt. Sein Gott ist ganz unendlich verständlich und bei aller Paradoxie seines Wesens so selbstverständlich. Es versteht ihn eigentlich jedes Menschengemüt ohne weiteres, sobald nur einmal die Hüllen entfernt sind, womit die Menschenweisheit, eben vor allem die Religion, ihn umgibt. Was Jesus tut, ist darum auch vor allem dies: daß er mit sicherer Hand diese Hüllen hebt, Gott so zeigt, wie ihn *der Mensch* sofort versteht. Darum hat der Gott Jesu etwas so unmittelbar Einleuchtendes, sonnenhaft, mehr als sonnenhaft Klares und Liebes, daß im Grunde kaum eine Menschenseele Nein zu ihm sagen kann.

Aber nun bedarf es eben keiner Religion, um diesem Gott zu dienen. Man dient ihm *im Menschlichen*. Man beachte doch gewisse Selbstverständlichkeiten, die aber unendlich bedeutsam sind. Nirgends gibt Jesus eine Anleitung zu irgend welchen besonderen frommen Uebungen und Werken. Das Fasten lehnt er als religiöses Gesetz mit einem Lächeln ab, ohne es etwa auf der andern Seite zu verbieten oder zu verurteilen. Auch zum Beten fordert er nicht auf, wenigstens nicht in dem unter uns üblichem Sinne. Er mahnt vielmehr zur Zurückhaltung; nur einige große Bitten sollen das Herz des Jüngers erfüllen mit einer so schlichten Selbstverständlichkeit wie Ein- und Ausatmen. Sie gehen all auf das Kommen des Reiches. Nicht soll man beten um des Betens willen: daß man fromm sei, daß man Gott gefalle, um der religiösen Uebung und Stimmung willen, sondern als Mitarbeiter und Mitkämpfer Gottes. In diesem Sinne allein fordert er zu kühnem, ja zu „unverschämtem“ Bitten auf. Er gründet ebenso keinen Gottesdienst — keine Spur davon. Er geht wohl am Sabbat in die Synagoge, aber nicht zur „Erbauung“; die Synagoge ist vielmehr der Ort, wo Israels Hoffnung immer noch vertreten wird, seine Gemeindeversammlung, eine Stätte, wo doch irgendwie vom Gottesreich geredet wird, auch wenn dieses von der Religion übersponnen ist. Den Sabbat selbst hält er ebenso, indem er im Grunde darüber steht. Auch treffen wir nirgends eine Anleitung zur Pflege frommer Stimmung, religiöser „Innerlichkeit“, keine Mystik, auch kein forciertes Reden von Gott. Man kann, ein Wort Gottfried Kellers anwendend, sagen, sein Gott strahle von Weltlichkeit. Wie er sich im Alltag offenbart, so dient man ihm im Alltag.

Kurz, es ist eine auf der Hand liegende Wahrheit und doch eine große Paradoxie: *Jesus geht nicht im geringsten darauf aus, die Menschen fromm zu machen.* Er will keine

religiösen Menschen; seine Sphäre ist nicht die der Religion. Was er will, ist nicht irgend eine vom übrigen Leben abgesonderte mystische Macht. Darum überhaupt keine Absonderung! Da ist keine Abgrenzung gegen andere „Religionen", sondern das genaue Gegenteil: Niederreißung der Religionsschranke, wie das Gleichnis vom barmherzigen Samariter — dieses ungeheuer revolutionäre Wort — zeigt. Da ist kein Bekenntnis im Sinne eines Credo. Auch das Unservater ist keins, durchaus keins. Bekenntnis im Sinne Jesu ist bloß treues Einstehen für Gottes und Jesu Sache. Kurz, es ist nirgends Tempelluft, Kirchenluft, sei's noch so geweihte, nirgends mystisches Halbdunkel, sondern überall Gottes freier Himmel, Gottes frische Luft; nirgends etwas Künstliches, Verstiegenes, von Menschen Gemachtes, vielmehr alles einfach, natürlich, echt, gesund, sonnenklar, so ganz menschlich und so ganz göttlich.

So ganz menschlich und so ganz göttlich! Wir müssen wohl besser sagen: so ganz menschlich, *weil* so ganz göttlich. Denn das ist eben das Merkwürdige: hier, wo die Religion aufhört, haben wir so ganz das Gefühl, bei Gott zu sein. Es hört eben die Religion auf, weil Gott da ist. Alles ist weltlich, weil Gott eine so starke Wirklichkeit geworden ist. Wo man jene heilige, abgeschlossene, besondere Welt braucht, die Religion heißt, da ist man Gottes nicht sicher, da ist Gott nicht nahe, da braucht man dafür einen Ersatz: eben die Religion. Wo Gott die selbstverständliche, unendlich klare, alldurchdringende Wirklichkeit ist, da ist er in allem sichtbar, ist er in allem zu haben und zu ehren, ist ihm in allem zu dienen. Die Welt ist wirklich sein Tempel, darum fällt der besondere Tempel weg. Alle werden Priester als Menschen, darum fällt das besondere Priestertum weg; alle Tage werden heilig, darum gibt es keine besonderen heiligen Tage mehr; alles Tun wird Gottesdienst, darum braucht es keinen besonderen Gottesdienst mehr; alles wird heilig, darum bleibt nichts übrig, was besonders heilig oder unheilig wäre. Die Religion fällt dahin vor Gott.

Das ist die Revolution Jesu, die unermeßliche, noch wenig begriffene. Die Religion seiner Zeit hat es allerdings begriffen und das Ergebnis ist das Kreuz gewesen. Es werden noch manche Kreuze aufgerichtet werden, bis es *ganz* begriffen ist. Aber gerade darin besteht die unendliche Anziehungskraft Jesu für alle Menschengemüter, fromme und „gottlose", christliche und heidnische: in der Art, wie er Gott und Mensch zusammengebunden hat, darin, daß er nicht Religion lehrt, keine Seele in ein Credo spannt, sondern eine *Welt* eröffnet, die Welt des Menschen und die Welt Gottes, aber *des* Gottes, der zum *Menschen* gehört, den jede *Menschen*seele als solche grüßt, der der wirkliche *Gott* ist, den der Mensch als solcher sucht und nicht entbehren kann. Denn die Religion stößt viele Seelen ab, das Reich Gottes zieht alle an, auch wenn es nicht alle gewinnt.

4.

Nun wollen wir wieder zur Religion zurückkehren und versuchen, tiefer in ihr Wesen einzudringen. Warum wollen wir die Religion durch das Reich Gottes verdrängen?

Die Religion ist ohne Zweifel das weitaus großartigste Gebilde des Menschengeistes. Sie ist wohl das, was den Menschen am deutlichsten vom Tiere unterscheidet, ihn unendlich über das Tier hinaushebt, ihn zu einem neuen Wesen, einer neuen Schöpfung macht. Sie ist die innerste Tiefe der Menschengeschichte; sie ist die Schöpferin der Kultur, sie ist der Sonntag der Welt. Wie viel Großes ist in ihrem Namen getan worden! Welch eine Welt von stiller Herrlichkeit ist in dem verborgenen Leben der Seelen mit Gott beschlossen! Soll dies alles angetastet und zerstört werden?

Dies soll nicht angetastet und zerstreut werden, bei weitem nicht! Wir tasten nie etwas wirklich Heiliges an oder zerstören es. Gott bewahre uns davor! Aber wir müssen eine Reihe unerbittlicher Wahrheiten geltend machen.

a. Einmal: Wir haben soeben den Satz ausgesprochen, die Religion sei weitaus das großartigste Gebilde des Menschengeistes. In diesem höchsten Lob der Religion haben wir sofort den ganzen Unterschied zwischen Religion und Reich Gottes. Ein Gebilde des Menschengeistes! Das ist die Religion freilich. Das ist ihre Ehre, aber auch ihre Grenze. Aus dieser Grundtatsache sind eine Reihe von andern abzuleiten.

Die Religion ist ein Gebilde der menschlichen Psyche. Sie wird also die Eigenschaften der menschlichen Seele, deren Tochter sie ist, teilen. Sie wird ihre Gottverwandtschaft, ihren göttlichen Adel, teilen, aber auch ihren Abfall, ihre Sinnlichkeit und Verlorenheit; sie wird sich in das Reich des Uebermenschlichen erheben, aber auch in das Reich des Untermenschlichen versinken können; sie mag dem Geiste zum Ausdruck für sein höchstes Streben dienen, vielleicht aber auch der bloßen Natur ihren Glanz und ihre Leidenschaft leihen. Dann hätten wir hier zwar ein wunderbares Gebilde vor uns, *aber nicht die geringste Bürgschaft, daß wir es mit Gott selbst zu tun haben.* Denn wir bleiben ja durchaus im Bereiche des Menschlichen. Menschliche Bräuche, menschliche Gedanken, menschliche Stimmungen sind durchaus keine Gewähr dafür, daß Gott dabei ist. *Man kann sehr viel Religion haben und fern von Gott, ja recht eigentlich gottlos sein.* Ein Satz, der zuerst auffallend, dann wieder selbstverständlich erscheint. Wir wissen, daß es eine Religiosität gibt, die im Grunde Gottlosigkeit ist. Nur meinen wir, das sei eben falsche Religion. Aber hier liegt der Irrtum: das kann durchaus echte Religion sein. Sie kann durchaus ehrlich, tiefgefühlt, begeistert und begeisternd sein. Sie kann aus leidenschaftlichen Seelen aufsteigen als eine gewaltige psychische Kraft, kann hinreißend auf Andere wirken, kann in Ausnahmefällen ganze

Religionen stiften — und doch nichts zu tun haben mit dem Reiche Gottes, vor Gott nichtig sein. Denn sie kann im Grunde bloß menschliches Feuer sein, kann vermischt sein mit offener oder geheimer Selbstsucht und Herrschsucht — ein besonders häufiger Fall! — kann versetzt sein mit starkem Trug, ja sie kann dämonische Lüge sein. Sie kann der höchste Ausdruck menschlichen Titanentums sein und bis zum Himmel reichen. Aber wenn sie bis zum Himmel reicht, so nicht bis zu Gott, dem wirklichen Gott. Dieser mag mit seinem Hauch diesen babylonischen Turmbau der Religion ebenso umwerfen, wie er den babylonischen Turmbau der bloßen Kultur umwirft. Was ist die Religion anders als das bezauberndste Wort der Kultur? Es gibt zu allen Zeiten große homines religiosi, die von Vielen verehrt werden, von denen aber vielleicht das Wort gilt, daß der Kleinste im Himmelreich größer ist als sie. Es gibt große „religiöse Erhebungen", die vor Gott nicht mehr sind als Gottlosigkeit, ja schlimmer als offene Gottlosigkeit. Denn Religion ist oft ein ganz furchtbarer Betrug.

Der wirkliche Gott wohnt *über* den bloß menschlichen Gebilden. Er kommt zum Menschen, verbindet sich mit ihm, aber er kommt von *oben* her und er ändert den Menschen, indem er sich ihm verbindet. Freilich macht er ihn dadurch gerade zum wahren Menschen. Er ist der Gott der Gerechtigkeit und Liebe. Von ihm kommt *das Reich Gottes*. Es ist da, wo *er* herrscht — nur da. Er ist darum da, wo er im Menschen erscheint, immer gleichbedeutend mit einfach menschlicher Sittlichkeit, mit Güte, Demut, Freiheit, Herzensreinheit, Vertrauen, vor allem mit Selbstverleugnung, und umgekehrt: wo diese sind, da ist er, mag sein Name auch nicht genannt werden; wo sie aber nicht sind, da ist er nicht, mag sein Name von allen Wänden wiedertönen. Es ist aber ein altes Gefühl *wirklicher* Gottesmenschen, daß Gott nichts so sehr haßt, als diesen Gebrauch seines Namens, nichts so sehr haßt, als die Religion. Was braucht Gott Religion? Er verlangt nicht Religion, sondern Glauben und Liebe. Religion verlangen die Götter, Gott verlangt, daß sein Wille auf Erden geschehe zum Heil der Menschen.

Wir können gar nicht genug auf der Hut sein vor der Religion — im Namen Gottes! Wir brauchen nicht Religion, sondern Reich Gottes. Wir sind auf Grund einer erblichen Belastung immer noch viel zu sehr geneigt, alles anzustaunen, was nach Religion aussieht, religiöse Worte, religiöse Begeisterung, religiösen Ernst, religiösen Tiefsinn anzustaunen. Wir müssen uns davon aber gründlich abkehren, als von einer der großen Betäubungen der Menschenseele. Immer mißtrauischer müssen wir gegen diese Religion werden, ihr immer schärfer auf die Finger sehen. Immer wieder müssen wir scheiden zwischen Religion und Gott. Religion ist ein menschliches Gebilde, oft großartig und herrlich, aber ebenso oft mit allem Schlimm-Menschlichen und Untermenschlichen verunreinigt, Gott aber ist — Gott; er ist die Welt des Heiligen, der reine Wille des Guten; er ist ganz

anders als der Mensch, qualitativ von ihm verschieden, und gerade darum so menschlich, so menschenfreundlich, menschenbefreiend, menschenschaffend. Wir brauchen nicht Religion, wir brauchen Gott.

b. Wir fügen aber ein Zweites hinzu: Religion hat, wie wir gesehen, die Neigung, sich in sich selbst abzuschließen, eine eigene Welt zu bilden. Das ist eine Tatsache, deren gewaltige und verhängnisvolle Bedeutung wir ins Auge fassen müssen. Vielleicht könnten wir das, was wir meinen, etwa so ausdrücken: Religion hat die Neigung, eine Sache zu werden, die um ihrer selbst willen wichtig ist. Man kann nicht genug Religion haben. Darum pflegt man die Religion. Man bemüht sich auf's eifrigste um die religiöse Theorie, die rechte Lehre. Man baut die religiöse Gemeinschaft so stark und reich als möglich aus und erhebt sie wenn möglich zur Herrin aller andern. Man legt vor allem Gewicht auf einen richtigen und eifrigen Gottesdienst. Man erzeugt in sich selbst die frommen Stimmungen, von denen man glaubt, daß sie Gott wohlgefällig seien und wacht ängstlich über das Hin- und Herschwanken der Gefühle. Dabei stellt sich leicht jene Meinung ein, je reiner sich die Religion halte, je weniger sie mit der „Welt" und ihren Geschäften zu tun habe, desto wertvoller und echter sie sei. Es kommt auf diese Weise jener religiöse Reichtum zustande, an dem ganze Völker erstickt sind, es erwächst aus diesem Beweggrund jene religiöse Betriebsamkeit, die es für großen Gewinn hält, wenn eine Kapelle, eine Messe, eine Predigt mehr vorhanden ist und die eine Versammlung für ungleich mehr an Gott orientiert hält, wenn ihr eine Andacht vorangegangen ist als ohne sie. Es kommt auf die Form der Religion an; wo sie vorhanden ist, da ist erst der rechte Ernst und die rechte Tiefe, da ist Gott.

Was ist die Frucht dieser Art? Wir möchten, um dies zu zeigen, an die zuletzt gemachte Bemerkung anknüpfen. Es kommt auf die religiöse Form an. Damit ist schon gesagt, daß unter Umständen die Form allein genügen muß. Es kommt bei dieser Art leicht dazu, daß die religiöse Gesinnung übersehen wird, wenn nur die religiöse Geste vorhanden ist. Ein gewaltiger religiöser Apparat entschädigt für fehlende Gerechtigkeit und Liebe. Man bedrückt den Fremdling, die Witwe und Waise und erbaut sich an seiner schönen Religion. „Hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel." Mystische Glut der Andacht läßt die Abwesenheit gewöhnlicher sittlicher Rechtschaffenheit übersehen. Ja, man kann religiöse Kraft und Tiefsinn und Enthusiasmus haben und ein ganz gewöhnlicher Mensch sein, sogar ein ungewöhnlicher, nämlich ein ungewöhnlich gemeiner Mensch — was ein Rätsel ist, das schon Vielen zu schaffen gemacht hat. Auch die religiöse Genußsucht, dieses Giftkraut, gedeiht auf diesem Boden; es ist hier so recht daheim. Man kann sich nicht genug tun in religiösen Erhebungen, Aussprachen, Erbauungen, Tiefsinnigkeiten. Man beraubt eine „religiösen Individualität" nach der andern dessen, was sie Einem geben kann und läuft von einem

(katholischen oder protestantischen, altmodischen oder modernen) Gnadenort zum andern und wird nur immer genußsüchtiger und nur immer ärmer. Man macht aus der Religion etwas wie einen höheren Sport und gerät in alle mögliche Verkehrtheiten hinein. Auch die Verirrung in die grobe Sinnlichkeit liegt nicht ferne.

Es geht damit genau so, wie wenn man Sittlichkeit bloß um der Sittlichkeit willen und Kunst bloß um der Kunst willen treibt, ohne daß man eine Sache hat, der man dient in allem, was man tut. Sittlichkeit wird dann ein Moralsport, eine reine Formsache, ein üppig wucherndes Gesetz, eine Last, eine Willkür. Kunst wird dann bloße Artistik, die im Gefühl ihrer Leere auf allerlei abgeschmacktes und unnatürliches Wesen gerät. So auch die Religion, wenn sie bloß um der Religion willen getrieben wird. Sie verfällt dann wie eine entsprechende Sittlichkeit und Kunst dem Fluch des Wortes: „Wer seine Seele suchet, der wird sie verlieren."

Wo aber das Reich Gottes ist, da heißt es: „Wer sie verlieret um meinetwillen, der wird sie finden." Hier zählt Religion um der Religion willen gar nichts. Sie ist die unnötigste, lächerlichste, anmaßendste und gefährlichste der Spielereien. „Ich hasse und verachte eure Feste", spricht Gott durch den Mund des Propheten, „und mag nicht riechen eure Festversammlungen. Wenn ihr mir Brandopfer und Gaben darbringt, so nehme ichs nicht gnädig auf. Hinweg von mir mit dem Geplärr deiner Lieder; das Rauschen deiner Harfen mag ich nicht hören. Möge vielmehr Recht sprudeln und Gerechtigkeit wie ein nimmer versiegender Bach." Es gilt nicht, Religion zu haben, sondern eine Sache zu haben, nämlich Gottes und des Menschen Sache. Wer diese Sache hat, der wird, wenn er nicht darin gestört wird, besonders von der Religion, von selbst „Religion" haben. Er wird Gott brauchen als Helfer; er wird bittend zu ihm kommen; er wird nach Erkenntnis Gottes ringen, mit seinem Herzen und seinem Kopfe; er wird seine Stunden der Vertiefung und Sammlung suchen; er wird unter Umständen die Welt weit von sich stoßen und all sein Trachten auf das Eine richten: Gott allein zu dienen, und keinen andern Göttern, namentlich nicht sich selbst. Aber diese „Religion" wird dann ganz und gar mit dem Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit verbunden sein. Sie wird sachlich im besten Sinne des Wortes sein. Es wird kein Ueberwuchern, kein Sport, keine Künstlichkeit eintreten, alles wird gesund, natürlich, selbstverständlich sein, wie die Natur, und wie die Natur wird dieses Leben schlicht und reich zugleich sein. Der Unterschied dieser „Religion" von der Religion ist der zwischen der Natur und dem Treibhaus. Wo man sich von den schlichten und groben Arbeiten der Welt in religiöser Scheinvornehmheit zurückzieht, um in der „Stille" oder „Sammlung" Gott zu finden, seinen Geist zu gewinnen, da wird das genaue Gegenteil eintreten: man wird von dem Gott abkommen, der

in der Welt sein Reich bauen will und wird sich dafür in den Trug-gespinnsten der eigenen Gedanken verfangen und vielleicht darin zu Fall kommen. Es waltet hier ein strenges Gesetz: der Gott, den man im Reiche Gottes kennt, läßt sich nur in der groben und schlichten Arbeit für sein Reich finden.

Von hier muß die Gesundung der „Religion" ausgehen. Es ist den Menschen angestiftet, daß sie diesen Gott verstehen. Wo einzelne Menschen oder ganze Gemeinschaften für das eintreten, was zum Menschen gehört, für Recht und Gerechtigkeit, Freiheit und Wahrheit, Liebe und Reinheit, und sie dies tun im Namen Gottes, da wird Gott verstanden und geehrt, auch von den „Gottlosen". Umgekehrt entsteht ein gut Teil der „Gottlosigkeit" in der Welt aus der Beobachtung einer Religion, die Gott verleugnet. Bei vielen dieser „Gottlosen", die für eine bessere Welt glühen und kämpfen, ist Reich Gottes, bei den Andern Religion. Das wird die Gesundheit sein, deren wir bedürfen, daß wir das Reich Gottes suchen, d. h. daß wir eine Sache haben, daß jede große reine Sache irgendwie auch die unsrige ist, daß jede irgendwie auf uns zählen darf — nicht religiöse Forcierung und Tränierung. Dann werden wir uns über Gott schon verständigen können, dann wird auch sein Name auf die Lippen treten zur rechten Zeit, dann wird seine Erkenntnis aufgehen wie die Sonne.

c. Die Religion gelangt dazu, sich selbst zu suchen und sich an die Stelle Gottes zu setzen, durch Religion die Abwesenheit seines Reiches zu vertreten. Aus diesem Sich-Selbstsuchen ergeben sich noch weitere Folgen. Es liegt der Religion viel daran, sich selbst zu erhalten. Weil sie nun nicht von Gott lebt, dem Lebendigen, sondern aus sich selbst, so sucht sie nach allerlei Mitteln hiefür. Sie verbündet sich mit der Welt. Sie sucht darin eine Stütze. Sie stützt sich auf das Geld, auf kirchliche oder staatliche Macht, auf die herrschende Gesellschaftsordnung und Sittlichkeit oder auch Unsittlichkeit. Dafür verspricht sie ihnen geistigen Schutz. Sie verleiht ihnen Weihe. Dadurch wird sie eine konservative Macht, ja, die konservativste, die es gibt. Es liegt in ihrem eigenen Wesen dieses Element der Beharrung, denn sie versteift sich in sich selbst. Nun ist Konservativsein allein noch kein Vorwurf, wie Radikalismus und revolutionäres Wesen noch kein Lob. Aber es gibt ein Beharren, das von Gott abführt. Denn Gott ist der Lebendige, er ist das Leben selbst. Wo sich die Endlichkeit in sich selbst versteift, da kommt sie von ihm ab. Wenn die Welt als Welt die Weihe der Religion bekommt, die dann als heilige Verkrustung wirkt, dann leiden sie beide zusammen Schaden. Wir bekommen so jene Religion, die tatsächlich die stärkste Macht der Reaktion in der Welt gewesen ist bis auf diesen Tag, die Religion, die von jeher Wahrheit und Leben gehemmt und sich jenen Haß der freien Geister zugezogen hat, der als das: „Ecrasez l'infame" in mannigfachen Sprachen durch die Geschichte grollt.

Sie haben ganz recht! Die Religion ist die stärkste Macht der Reaktion. Aber wir fügen hinzu, daß das Reich Gottes die stärkste Macht der Revolution ist, die stärkste Triebkraft und die innerste Lebensunruhe der Geschichte. Wenn der Priester der Religion Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit am stärksten gehemmt hat, so hat der Prophet des Reiches Gottes sie am stärksten gefördert.

d. Wir gehen aber von hier aus noch einen Schritt weiter und sprechen das Letzte und Schwerste aus. Wir hören aus dem Munde der Bekämpfer der Religion immer wieder, daß sie weitaus das Schlimmste der Uebel sei, das auf dem Menschengeschlecht laste. So sagen es Freigeister, so Sozialdemokraten, so fühlen Viele, die es nicht sagen. Sie schlagen vielleicht das Greuelbuch der Geschichte auf und zeigen uns, daß dessen blutigste und schwärzeste Seiten von der Religion geschrieben worden seien. Wir stehen dann verlegen da. Wir suchen die Angegriffene zu verteidigen. Wir unterscheiden dann etwa zwischen echter Religion und falscher und erklären, jene falsche habe all das verschuldet, was man der echten zuschreibe.

Es wäre besser, wenn wir die Verteidigung unterließen und zugestünden: Ja, die Religion ist die furchtbarste Macht der Geschichte. Freilich auch die großartigste, herrlichste, segensreichste, aber auch die furchtbarste. Beides hängt eben zusammen. Die Religion ist ein Gebilde der Psyche, und so ist in ihr Himmel und Hölle. Die Religion gehört zur Welt. Sie ist ihre herrlichste Blüte, aber auch ihr schrecklichster Auswuchs. Sie fügt dem Weltwesen, statt es zu überwinden, ein Element der Unendlichkeit und Unbedingtheit zu und steigert es damit ins Uebernatürliche. So wird sie das Reich, wo die Dämonen sich mit Vorliebe ansiedeln. So wird der Mensch durch sie zu Schlechtigkeiten verführt, die er rein natürlicher Weise nie beginge; so entstehen die wüstesten der Greuel. So erwächst ein Fanatismus, eine Kraft des Hasses, eine Macht der Lüge, die aus andern Quellen nicht fließen könnten; religiöser Fanatismus, religiöser Haß, religiöse Lüge sind schlimmer als ihre weltlichen Parallelformen, und unerschöpflich strömen sie aus diesem Quell.

Vor allem aber ist schlimm, daß die Religion heiligt, was sonst zu überwinden wäre, daß sie mit einem Glanz überzieht, was sonst ohne weiteres als wüst und gemein erschiene. Das ist von jeher ihre Rolle gewesen. Das alles wird uns heute am Kriege besonders klar. Die Kirchen und Theologen haben seit langem den Glanz der Religion auf ihn geworfen. Sie haben sich am leidenschaftlichsten gegen die Friedensbewegung gewehrt. Sie haben vor allem jene „religiöse Erhebung“ gefördert, die ein Teil des großen Wahns war, von dem die Welt in den Abgrund gerissen wurde. Und heute sind sie die schlimmsten militaristischen und nationalistischen Treiber. Einige von ihnen sind blutberauschte Wütriche. Ihnen allein konnte es einfallen, Jesus selbst in den Schützengraben oder an das Maschinengewehr zu stellen.

— Man darf aber vielleicht noch weiter gehen und sagen: an der Wurzel des Krieges liegt Religion. Der Krieg ist ein Stück Religion. Denn er ist eine kosmische Macht. Er ist ein Teil jenes seltsamen Bannes, der auf dem Menschenwesen liegt, und es an vielen Punkten in einer Welt festhält, die eine Welt der Entwürdigung, des dämonschen Wesens ist. Er gehört mit Alkoholismus, Mammonismus, Sexualismus zu einer ganzen Welt; und aus dieser Welt steigt auch die Religion empor, nicht alle Religion, aber die Religion, die wirklich das furchtbarste der Uebel ist.

Sie ist das furchtbarste der Uebel. Aber über der Religion ist Gott, der wahre Gott. Er ist nicht mit ihr zu verwechseln! Und wo der Mensch sich mit ihm berührt, in sein Licht kommt, da ist sein Reich. Wo es ist, da ist nicht Knechtung, sondern Erlösung. Da fliehen die Dämonen. Da spricht nicht mehr die Psyche, sondern der Geist, da tobt nicht die religiös erhöhte Natur, sondern gebietet ein heiliger Wille; da ist nicht mehr die Welt, sondern die Ueberwelt. Da ist nie etwas Anderes als Reinheit, Freiheit, Güte, Licht. Da scheiden sich nie wahrhaft Göttliches und wahrhaft Menschliches. Da findet der Mensch seine Heimat. Da kommt auch die Natur wahrhaft zu sich selbst; da bekommt in der neuen Schöpfung auch die Welt ihr Recht. Da erfüllt sich auch alles, was die Religion im Tiefsten eigentlich will. In der Auflösung wird sie erfüllt.

Das Reich Gottes geht neben und über der Religion durch alle Geschichte. Es kämpft bald mit ihr, bald haucht es ihr etwas von seiner Art ein. In Israel leuchtet es hell und sieghaft auf, in Jesus wird es der Tagesaufgang der Geschichte. Jesus Christus hat die Religion zerstört und das Reich Gottes ans Licht gebracht. Jesus Christus ist das Ende der Religion. Das ist die größte Tat der Geschichte. Wir aber dringen nun durch Nacht und Wust, Kampf und Chaos aus dem Reiche der Religion zu dem Reich Gottes und des Menschen, zu der Christuswelt vor, die langsam, langsam aufsteigt über den Wassern der großen Flut.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und nun fordern wir die Gott Suchenden unter den „Gottlosen“ auf, einmal in diesem neuen Lichte auf Christus zu schauen. Wir fordern sie auf, das „religiöse Problem“ einmal von dieser Seite her anzufassen. Wir fordern sie auf, Gott einmal auf diesem Wege zu suchen. Nicht eine Religion, sondern das Reich Gottes, das auch sie suchen. Hier geht der Weg weiter.

L. Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

Dichterstimmen.

1. An Jesus den Lebendigen.

Dem sie die milde Kinderhand zerrissen,
Den Leib geschändet in verstumpfter Wut —
„Der Menschenseele Grund ist gut, nur gut!“
So seufzt du noch aus Todes Finsternissen.

Du, dessen Herz ein Sonnenquell der Güte,
Die siebenmal und siebzigmal vergibt,
Warum, sag mir, wo ich geglaubt, geliebt,
Warum, da Trotz aus Bruderaugen sprühte?

Mit Hohn und Lachen hört ich sie verdammen,
Wenn ich mein ganzes Selbst daran gesetzt,
Und bot ich Trotz, im Tiefsten weh verletzt,
Sah vor mir auf ich Tieres Augen flammen.

Ich weiß, was deine hohen Worte heißen,
Es ist so hart, ohn' allen Stolz zu sein,
Ein pfeilscharf Wort verstummend und verzeihn
Und aus der Brust des Grimms Gestrüpp zu reißen.

Und dennoch streb ich, Gütiger, dir entgegen,
Getreu dem Trost, den mir dein Sterben sagt:
Wenn nie am Bruderherzen ich verzagt,
Einst spricht es über meinem Grabe Segen.

Arnold Büchli.

2. Kriegers Gebet.

Laß meine Seele nicht verderben:
Die Angst umgraut mich Tag und Nacht!
Du bist mir fern: rings Graus und Sterben:
Laß meine Seele nicht verderben,
Wenn alles mich so elend macht!

Laß meine Seele nicht verderben,
Auch wenn sie dir im Wahnsinn flucht
Und vor dich wirft des Kelches Scherben,
Laß meine Seele nicht verderben:
Sie hat dich dennoch stets gesucht!

Laß meine Seele nicht verderben!
O lösch' die qualengroße Glut! —
Wenn meine Wangen sich entfärben:
O laß die Seele nicht verderben
Im schweren Tod! Reich ihr dein Blut!

Immanuel Limbach.

3. Der Tag wird kommen!

Noch ist die Liebe nicht entfloh'n,
Die Liebe, die am Sündenthron
Noch heller strahlt im heil'gen Licht.
Märtyrer, ihr vergaßt sie nicht!
Die ihr als Opfer steigt hinan,
Hinan auf des Erlösers Bahn:
„Der Tag wird kommen!“

Auch Christus starb auf Golgatha,
Als Held als Freiheitskämpfer ja!
Gekreuzt von feiler Mörderhand!
— Maria weinte in den Sand,
Und durch die Tränen leise bricht,
Der stille Glaube —: „Fürchtet nicht,
Der Tag wird kommen!“

Nur drei? Es werden tausend sein,
Die vor der Menschheit rufen: „Nein!
Die Liebe ist es, die beglückt,
Der Krieg der uns die Welt zerstückt
— Zum Teufel mag er fröhlich geh'n,
Wir seh'n die Freiheit auferstehn'n!
Der Tag wird kommen!“

Ein Tropfen nur ins Meer der Schmach!
Ein Tropfen, drob das Volk wird wach!
Die Fackel in des Königs Hand,
Das Volk, es schlägt sie nun in Brand
Ja für die Freiheit, die erblaut.
Gen Himmel ruft die Menschheit laut:
„Der Tag wird kommen!“

Der Tag wo man die Leichen zählt!
Märtyrer, die man tot gequält!
Wo blieb der Sieg? Am Leichentuch?
Es schleppt die Menschheit einen Fluch,
Hin über euer fallend Haupt,
Das sterbend noch der Botschaft glaubt:
„Der Tag wird kommen!“

Otto Madritsch.

Die Wurzeln des Weltkrieges.[1]

Redaktor Zurlinden hat es unternommen, ein Werk über den Weltkrieg herauszugeben. Der erste Band ist in diesem Jahr erschienen und trägt den Titel: Die Wurzeln des Weltkrieges. Es ist, wie der Verfasser selbst gesteht, ein Wagnis, ja ein sehr gewagtes Unternehmen; denn ganz abgesehen von der in's Ungeheure anschwellenden uferlosen Fülle des Stoffs und abgesehen von den zahllos sich aufdrängenden schwerwiegenden Problemen ist es eine äußerst heikle Sache, über einen Streit sich zu äußern, der noch in vollem Gange ist. Zurlinden ist sich dessen bewußt, daß, wer während eines Streites zu diesem das Wort ergreift, der einen oder andern Partei weh tun wird. Aber man spürt es ihm an, er möchte trotz seiner entschiedenen Haltung und temperamentvollen Schreibweise niemand unnötig weh tun. Er bemüht sich, soweit es irgendwie möglich ist, sachlich objektiv zu bleiben und die herbsten Wahrheiten taktvoll zu sagen; er ist, wenn auch fortiter in re, scharf auf's Ziel losgehend, doch gerecht den Menschen gegenüber und anerkennt das Gute unparteiisch, wo er es findet. Ich schicke diese Bemerkung gern voraus, weil das Buch neben begeisterter Zustimmung auch scharfen Widerspruch erhalten wird. Jedenfalls wird es niemand ohne tiefe innere Erschütterung und Entrüstung lesen können. Wir schätzen den mannhaften Mut, dem Unheil des Weltkrieges bis auf die Wurzeln unentwegt nachzugehen und es in seiner ganzen Wucht zu enthüllen. Es muß eine aufreibende Arbeit gewesen sein, sich durch das endlose Wirrwarr von Gewalt, Schmerz und Irrtum den Weg zu bahnen, zumal der Verfasser eine erstaunliche Belesenheit und gründliche Orientierung verrät. Wir können nicht anders, als ihm für diesen ersten Band des großen Werkes den wärmsten Dank aussprechen.

Dies Buch möchten wir nicht mehr entbehren, es mußte geschrieben werden, denn es erfüllt eine überaus wichtige Aufgabe. Es will die Wurzeln des Weltkrieges enthüllen und gibt uns damit im Keim schon die Früchte des Krieges, indem es dazu beiträgt, die Menschheit von den Vorurteilen und falschen Voraussetzungen, welche den Krieg ermöglichen, zu befreien. Würden die Gedanken des Buches Allgemeingut, der Krieg wäre entwurzelt. Es bildet ein wichtiges Glied im Umlernungsprozeß, den die gegenwärtige Generation durchmacht. Nicht als ob der Verfasser in pazifistischem Sinne seine Meinung uns aufdrängen wollte. Er läßt vor allem die Tatsachen selbst reden; er läßt uns einen Blick tun in die wichtigsten Erzeugnisse der Kriegsliteratur vor und während dem Krieg und gibt eine umfangreiche

[1] „Der Weltkrieg“: Vorläufige Orientierung von einem schweizerischen Standpunkt aus von S. Zurlinden, I. Band. Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich 1917, 532 Seiten.

Sammlung von Stimmen und Dokumenten aus den verschiedenen Lagern, sodaß wir über die vorhandenen Strömungen vorzüglich orientiert werden. Daneben tritt der Verfasser mit seinem klaren, gesunden und praktischen Urteil fast in den Hintergrund

Und doch verfolgt er eine ganz bestimmte Tendenz, ohne „tendenziös" zu sein. Er richtet sich entschieden gegen den imperialistischen Machtwillen, der den Staat zu seinem Werkzeug macht, die geheime Diplomatie aufkommen ließ, die so undemokratisch als möglich über die Masse des Volkes willkürlich verfügt; gegen den imperialistischen Machtwillen, der den Militarismus großgezogen und darum die Törichten im Kriegsaberglauben festhält und die Frommen mit der Kriegstheologie füttert und betäubt; gegen den imperialistischen Machtwillen, der im Bunde mit dem Großkapital vergewaltigt, ausbeutet und zerstört, die Menschheit am eigentlichen Aufstieg hindert, mit einem Wort — das große Unglück der Völker ist. Es ist hier nicht der Ort zu all den darin enthaltenen Problemen Stellung zu nehmen, zumal wir in der Hauptsache einig gehen; die recht anschauliche und eingehende Beweisführung dürfte auch bei Gegnern Eindruck machen. Es mag dem Verfasser da und dort Sympathie eintragen, daß er den religiösen Antimilitarismus nicht sehr hoch einschätzt; wir können damit nicht übereinstimmen und denken sowohl vom Motiv als vom Erfolg desselben sehr hoch. Bei der auf strikte Neutralität und reine Verteidigung eingestellten Politik des Schweizerlandes nimmt er sich allerdings etwas starr und pedantisch aus; es ist aber auch fraglich, ob der von Zurlinden aufgestellte Unterschied zwischen der Schweiz und den kriegführenden Völkern sich unter allen Umständen festhalten läßt. Doch freuen wir uns mit dem Verfasser, in einem Land zu wohnen, das jetzt wenigstens keine Großmachtpolitik treibt und das Ideal der Demokratie wenigstens offiziell aufrecht hält.

Am meisten ergreift und fesselt das Kapitel über den Militarismus. Da lernen wir in leider nur zu drastischen Beispielen das teuflische System militärischer Methoden und Maßregeln kennen, die im Feindesland zur Anwendung kommen besonders der Zivilbevölkerung gegenüber. Eine Fröschweiler Chronik verblaßt vollständig gegenüber dem, was wir hier zu hören bekommen, ja die Entrüstung einer Bertha von Suttner klingt naiv angesichts der hier mitgeteilten Greuelszenen. Da wird es offenbar, zu was für Scheußlichkeiten das Prinzip militärischer Gewalt führen kann und führen muß.

Dies Kapitel nimmt einen unverhältnismäßig großen Raum ein, aber es ist ganz recht so, damit die wahre Gestalt des Kriegsungeheuers gründlich entlarvt werde. Wir wissen sonst nicht, was Krieg ist. Daß vor allem mit dem deutschen Militarismus exemplifiziert wird, liegt nicht an der Voreingenommenheit des Verfassers, sondern in der Natur der Sache. Die Begeisterung für den Krieg, der Schwertjubel, die Kampfbegierde wird ja von den modernen Teutonen ganz besonders für ihr Volk in Anspruch genommen. Der Krieg wird wohl

so lange dauern und sich soweit steigern müssen, bis dieser kriegerische Geist sich als ein Irrgeist entpuppt.

Hand in Hand damit geht der imperialistische Gedanke. Was Zurlinden über den Imperialismus der verschiedenen Großmächte schreibt, ist äußerst interessant. Es ist nicht etwa eine trockene Abhandlung über den Begriff Imperialismus, sondern wir lernen die verschiedenen Imperialismen, besonders auch den deutschen, recht konkret durch ihre Vertreter und ihre Aeußerungen kennen; es ist da mancher Ausspruch und Ausdruck der Vergessenheit entrissen und festgenagelt, über die sich vielleicht einmal sogar ihre Autoren wundern werden, wenn der Lauf der Geschichte sie verurteilt haben wird.

Für uns Schweizer besonders beherzigenswert sind die Ausführungen über die Keinstaaten und ihre Daseinsberechtigung. Daß die größte Gefahr für die kleinen Völker eben der schrankenlose Imperialismus ist, wird hier jedem klar.

Mit besonderer Genugtuung erfüllt uns das letzte Kapitel: Die Kriegstheologie. Wir sind ja seit Kriegsausbruch zu den Kriegstheologen in aller schärfsten Gegensatz getreten, sie waren uns das eigentliche Skandalon dieser Zeit. Nun ist es zum Glück ein Laie, der scharf und unbarmherzig mit der Sippe der Kriegstheologen in's Gericht geht. Wir erwarten zwar nicht, daß sie sich etwa deshalb bekehren werden, wir freuen uns aber, daß die Wahrheit zum Ausdruck kommt und sich Bahn bricht, die „alte Wahrheit, daß das Christentum und die in der Welt geltende Politik absolute Gegensätze sind, . . . weil das Christentum eine Moral hat, die Politik aber keine . . . Die organisierte Politik aber ist der Staat. Daran ist also nichts zu ändern: Das Christentum ist für die Politik dieser Welt nicht verwendbar."

Es ist bezeichnend, daß ein von einem im politischen Leben versierten Laien geschriebenes Buch über die Wurzeln des Weltkrieges ausmündet in dem Problem: Krieg und Christentum, resp. Staat und Kirche. Es ist ein Beweis, daß die religiöse Frage in diesem Krieg eine wesentliche Rolle spielt oder vielmehr, daß der Krieg der Frage nach der höchsten Wahrheit ruft, weil er selbst die große Perversität unserer Zeit ist.

Ist es denn möglich, jetzt schon in so entschiedener Weise Stellung zu nehmen zum Weltkrieg und zu den Fragen, die er aufgeworfen hat, während wir doch noch mitten im Gang der Ereignisse drin stehen, noch keine Distanz zur Betrachtung gewonnen haben und viele wichtige Aktenstüke noch nicht kennen? Diesem Einwand ist entgegenzuhalten, daß Zurlinden wenigstens in diesem ersten Band gar nicht beabsichtigt, eine aktenmäßig und chronologisch geordnete Darstellung vom Verlauf der Dinge zu geben; was er bietet, ist vielmehr eine Diagnose der mit Wunden aller Art bedeckten, im Fieber glühenden Gegenwart. Nun wartet der Arzt in der Regel mit der Diagnose auch nicht, bis er mit dem Seziermesser im toten Körper wühlen kann, sondern er wird den noch lebenden Menschen so bald als möglich zu ergründen

suchen. Mögen darum auch die Eingeweide der Aktenschränke den Augen gewöhnlicher Sterblicher noch verborgen bleiben, es gibt genug andere Symptome, die den Zustand unserer Zeit erkennen lassen. Gerade während der Krankheit, d. h. während des Krieges muß die Diagnose gestellt werden und zwar nicht vom kühlen Historiker, der nachträglich sich Rechenschaft zu geben sucht, sondern von einem warm fühlenden Menschen, der mit innerster Seele miterlebt und mitempfindet. Hier redet weder der Historiker noch der Politiker, weder der Stratege noch der Diplomat, hier redet der Mensch, das menschliche Gewissen, nicht im Interesse eines Volkes oder einer Partei, sondern im Interesse der Menschheit. Es mögen noch manche „Bearbeitungen" des Weltkrieges folgen im Stil von „Stegemann's Geschichte des Krieges", wo die äußeren Tatsachen untersucht und zusammengetragen werden, — daß Zurlinden die innere Seite in's Auge gefaßt hat, macht sein Werk zu einem einzigartigen; man möchte sagen, es ist das Buch über den Krieg. Es ist eine Tat, welche eine bessere Zukunft anbahnen hilft.

L. Stückelberger.

Die Schweiz vor der Lebensfrage.

Drei „Fälle" haben in diesen Tagen die Schweiz aufgeregt, einer davon die halbe Welt. Drei Fälle sind es und doch im Grunde nur ein Fall: der Fall der Schweiz, der Fall aus dem Nebel des Hochmutes in Demütigung und Schande, der Fall aus dem Gespinnst der Lüge auf den Boden der Wahrheit, ein Fallen, das aber zum Aufstehen führen, ein politisches und moralisches Fallieren, das aber Gewinn werden kann.

1.

Wir beginnen mit dem schmachvollsten und zugleich unzweideutigsten der Fälle, dem Fall Mühlemann.

Er hat gezeigt, daß eine Amtsstelle, die in diesen Zeiten eine ganz besondere Wichtigkeit für die materielle Wohlfahrt und das moralische Ansehen der Schweiz besitzt, die Ueberwachungsstelle für unsere Ein- und Ausfuhr, ein Mittelpunkt wüster Korruption war. Der Ausdruck drängt sich im Angesicht der durch den Prozeß ans Licht gebrachten Tatsachen jedem ohne weiteres auf, dem Schreiber dieser Zeilen aber noch ganz aus besonderen Gründen. Als er vor Jahren an dieser Stelle von einer „gewissen Korruption" sprach, der unsere herrschende Partei aus Mangel an genügender Opposition verfallen sei, und dabei, wie der Ausdruck selbst und der ganze Zusammenhang zeigte, nicht an das Geld, sondern an den Geist dachte, an eine gewisse geistige Verderbnis, da entstand in der Presse dieser Partei ein nicht kleiner Entrüstungslärm. Und nun haben sich unter der

absoluten Herrschaft dieser Partei während einer der schwersten Krisen, die unser Volk je durchgemacht, Zustände gebildet, die wir uns nicht hätten träumen lassen. Trotz allem Mißtrauen gegen unser herrschendes System hätten wir es Schwarzseherei, ja Verleumdung genannt, wenn Einer uns gesagt hätte, daß eine der allerwesentlichsten und allerheikelsten Abteilungen unserer Bundesverwaltung sich in eine solche Kloake verwandelt habe. Da lasen wir in diesen Jahren immer wieder, welch eine gewissenhafte und saubere Kontrolle über unserer Einfuhr und Ausfuhr walte. Es pfiffen es zwar die Spatzen von den Dächern, daß die Wirklichkeit ziemlich anders aussehe, aber die Zeitungen wußten es besser, und so war die sittliche Empörung nicht klein, wenn jemand an jener Herrlichkeit zu zweifeln wagte. Und nun erfährt alle Welt, daß jene wichtigen Dinge in so schmutzigen Händen lagen, nun sind neben dem einen ungetreuen Beamten, der seine Strafe erhalten hat, eine Anzahl von vielbedeutenden politischen Personen kompromittiert, nun ist das Mißtrauen erregt, daß der Schmutz noch viel weiter im Lande herum zu treffen sei. Wo bleibt da euer Hochmut, ihr helvetisch-patriotischen Tugendhelden?

Dieser Fall Mühlemann ist aber kein Zufall, nicht der Fall eines einzelnen Mannes und der Genossen seines Vergehens, sodaß man ihn beklagen und vergessen könnte; er ist vielmehr ein Symptom, ein Ausdruck allgemein vorhandener Zustände. Die Sache liegt wirklich so, daß nicht nur das Bundeshaus, sondern das ganze Land von diesem Schmutz besudelt ist. Schacher, Wucher, Erpressung, Gaunerei, kurz: Korruption, überfluten es wie ein stinkender Strom. In den Gasthöfen unserer großen Städte — und nicht nur in den Gasthöfen — drängen sich, wie jedermann weiß, neben den Diplomaten und Spähern die Schmuggler und Schieber. In dem einen Hotelzimmer klappert die Schreibmaschine eines Spions und im andern sitzen ein paar Gäuche zusammen und verabreden ein „Geschäft“, das Hunderttausende auf einen Schlag einbringt. Dazu stellt sich all das andere Volk ein, das von solchem Sündengeld immer angezogen wird. Diese ganze Gesellschaft füllt unsere Straßen und öffentlichen Orte. Wer die Ehre unseres Volkes nicht in ein paar durch die Straßen stelzenden „starken Männern“ erblickt und Organe für moralische gute Luft und moralische Reinlichkeit hat, dem müssen Auge und Lunge und Herz schmerzen ob diesem Anblick und Geruch. Aber wo hat man von einem kräftigen Widerstand von Behörden und öffentlicher Meinung gegen dieses Schind- und Schacherwesen gehört? Strafurteile die man las, klangen fast wie Belohnung. Ein Zentralbureau für die Förderung des Fremdenverkehrs war eine wichtigere Sorge unserer Bundesversammlung. Es steht eben so, daß nicht nur die fremden Vögel in jenem Sumpfe patschen, sondern auch die einheimischen. Es werden auch von Schweizern aus der Not des eigenen Volkes und der andern große Gewinne gemacht. Ehrenwerte Ausnahmen sind sicherlich vorhanden und jeder von uns kennt solche, aber rings um

sie her schießen neue Vermögen wie giftige Pilze aus diesem von Blut und Fluch gedüngten Boden. Wie wird ihr Geruch das Land verpesten! Was soll daraus für Gutes kommen? Bei all diesen Geschäften wird, wenn's irgend not tut, das Vaterland unbedenklich verraten. Auch hinter den „Sympathien" steckt sehr oft nicht der Herzbeutel, sondern der Geldbeutel! Im Dienste dieses Internationalismus des Geldes und Schmutzes stehen direkt oder indirekt und wenn's auch nur durch den Handelsteil wäre, auch solche Zeitungen, die sich nicht genug über den Internationalismus der Sozialisten entrüsten können, der doch wenigstens dem Herzbeutel entspricht und keine Villa einträgt. Der „fromme" Bauer aber fordert nach Anweisung seiner ebenso „frommen" Führer von dem Städter Preise, die dieser als Ausnützung seiner Notlage empfinden muß.

Wie soll man sich da wundern, wenn kein Einschreiten, kein starker Widerstand gegen diese nationale Verschmutzung erfolgt? Die Kreise, von denen er ausgehen sollte, sind viel zu stark mit diesem ganzen System verbunden; sie mögen sich nicht ins eigene Fleisch schneiden. Wo sich's um Verdienen handelt, das ist der biedere Schweizer für Duldsamkeit. Er entschädigt dann sein Gewissen durch kräftiges Schimpfen über gewisse „Krämervölker" weit im Westen!

Das macht den Fall Mühlemann bedeutsam, daß darin das alte Krebsübel unseres Volkes aufbricht: die Geldgier, das point d'argent, point de suisse, und daß er einen tiefen moralischen Fall unseres Volkes anzeigt.

2.

Scheinbar auf ein ganz anderes Feld führt uns der Fall Graber und die Vorgänge in La Chaux-de-Fonds. Die Befreiung Grabers aus dem Gefängnis durch einen Volksauflauf und was sich daran vor- und nachher an Aufregung und Krakehl angesetzt hat, ist selbstverständlich eine Sache, woran gerade solche keine Freude haben können, die eine gründliche Veränderung unserer Zustände wünschen. Für sie bedeuten solche Vorgänge in den allermeisten Fällen bloß ein nutzloses Verpuffen von Kraft, die zu Besserem hätte gebraucht werden sollen. Das Ende ist gewöhnlich ein Triumph der reaktionären Gewalt. Man kann auf diesem Wege doch nicht zu Ende gehen. Aber wenn man nun über solche Ausbrüche der Anarchie klagen wollte, müßte man sich daran erinnern; daß sie zugleich wieder ein Zeichen sind, daß ein Sinn für wirkliche Ordnung und Gerechtigkeit im Volke lebt. Ein Mann, dessen Ehrenhaftigkeit auch loyale Gegner nicht bezweifeln können, hat als Redaktor einen ihm mitgeteilten Bericht über ein kleines militärisches Vorkommnis veröffentlicht, der sich dann in einem Punkte als unrichtig erwies. Er bekommt dafür acht Tage Gefängnis, während hohe Offiziere, deren Vergehen das seinige ungefähr soweit überragen, wie ein Berg einen Maulwurfshügel, entweder freigesprochen oder mit gerichtlicher Verhandlung so lange ver=

schont werden, bis die Sache fast vergessen ist. Solche Gesetzlosigkeit erzeugt dann die andere. Das Ende aber ist die Gewalt. Man sendet während der Erntezeit 8000 Mann mit Maschinengewehren in ein Städtchen von 20,000 Einwohnern. Welch eine traurige Komödie! Entweder muß man diesen Soldaten sehr wenig oder den „Rebellen" von La Chaux-de-Fonds sehr viel Heldentum zutrauen. Welch ein Bankrott für unsere Demokratie! Wenn der Antimilitarismus sich reißend schnell ausbreitet, so ist das die Frucht eines Systems, das nicht richtig gekennzeichnet ist, wenn mans „preußisch" nennt, da es doch nur eine armselige Karrikatur der preußischen ist. Es ist halt so: je pygmäenhafter wir sind, desto stolzer werfen wir uns in die Brust und machen uns vor Göttern und Menschen lächerlich. Wie naheliegend wäre es in einem wirklich volkstümlich regierten und dazu so kleinen Lande gewesen, wenn einige der in Betracht kommenden obersten Magistraten hingegangen wären und mit dem „Volk" und seinen Führern freundschaftlich und vertrauensvoll verhandelt hätten. Diese hätten die Ehre hoch zu schätzen gewußt und Vertrauen durch Vertrauen erwidert. Der Skandal wäre so in ein paar Stunden erledigt gewesen. Als ich bei einem berühmten Anlaß einem solchen modus procedendi das Wort redete, da erntete ich das Hohnlachen aller unserer kleinen und großen „staatsmännischen" Wichtigtuer. „Was, ein schweizerischer Staatsmann sollte mit solchen Leuten verhandeln? Sollte soweit hinabsteigen? Sollte so den Respekt vor der Staatsgewalt verleugnen?" Daß ein Loyd Georg und ein Asquith es in ähnlichen Fällen so gehalten haben, macht diesen Magistraten keinen Eindruck. Was sind solche Leutchen gegen uns? Was versteht ein Engländer vom Respekt und vom Regieren? Unsere Regierungsmagistraten sitzen auf Götterstühlen, von Wolken der Ehrfurcht umgeben; ein Wandeln unter dem „Volke" ist nur an politischen Opfertagen, will sagen: Schützen- und Turnfesten, möglich. Ein solch volkstümlich herzliches, menschliches Verhältnis könnte ein Vorzug gerade kleiner Demokratien sein, statt dessen heißt es: je kleiner das Land, desto größer der König!

Wie damit schon angedeutet ist, sind auch die Vorgänge in La Chaux-de-Fonds *symptomatisch*. Sie beleuchten den Verfall unserer Demokratie von der *Politik*, und zwar der innern Politik, her. Wir leben seit drei Jahren in einem Zustand halber und ganzer Gesetzlosigkeit. Diese wird vor allem durch die Militärwirtschaft illustriert, die gelegentlich zur Militärherrschaft wird. Aber auch der Bundesrat geht diesen Weg. Er ist bei weitem der größere Anarchist, als die Sozialdemokratie. Er hat die unbeschränkten Vollmachten, die ihm in der Angst jener ersten Augusttage von 1914, auf Grund der herrschenden Annahme einer ganz kurzen Dauer des Krieges, übertragen wurden, ohne Not beibehalten, auch als die Lage ganz anders geworden war, die Bundesversammlung aber, deren Mehrheit längst jede Selbständigkeit verloren hat und ein allezeit gefügiges Werkzeug des Bundesrates geworden ist, hat weder Lust noch Mut gehabt,

Recht und Verfassung und Demokratie wiederherzustellen. So haben wir uns daran gewöhnt, in einer Autokratie zu leben, die den Namen der Demokratie trägt. Der Bundesrat hat in Kraft dieses anarchisch-autokratischen Zustandes Akte vollzogen, die nicht nur gegen ausdrückliche Bestimmungen der Verfassung verstießen, sondern auch des Scheines einer Begründung entbehrten und reine Handlungen einer Parteikommission waren. Wir haben hier vor allem die Verschiebung der Abstimmung über die Verhältniswahl vor Augen. Diese wäre nach Gesetz und Recht seit Jahren fällig, der Bundesrat aber hat sie ad calendas graecas verschoben, mit der Begründung, daß in so aufgeregten Zeiten eine derartige Abstimmung schädlich sein müßte. Diese Begründung zeigt, was der Bundesrat einem dem System gegenüber zur völligen Kritiklosigkeit erzogenen Volke glaubt bieten zu dürfen. Es ist ja klar, daß gerade durch solche Akte Aufregung geschaffen wird, während gerade die Verhältniswahl beruhigend hätte wirken können. Im Kanton Zürich ist während dieser aufgeregten Zeit diese Wahlart eingeführt worden, ohne daß das Vaterland im Geringsten in Gefahr geraten wäre. In England hat man mitten im Krieg das Wahlrecht geändert, das Frauenstimmrecht eingeführt und von der Einführung der Verhältniswahl geredet. Der wirkliche Grund jener Maßregel war, daß sich die herrschende Partei durch die Wahlreform bedroht fühlt. Was soll man aber von einem Bundesrat halten, der einfach ein Organ der Parteipolitik wird? Der ist ja gar nicht u n s e r e Regierung mehr, sondern bloß der Ausschuß der „freisinnigen“ Partei. Während fast überall sonst in diesen schweren Zeiten die Regierungen das Bedürfnis fühlten, sich durch Hinzuziehung der besten Kräfte der andern Parteien, die doch sozusagen auch zum Vaterland gehören, zu ergänzen, haben unsere sieben ungekrönten Könige diese Zumutung fast als Beleidigung empfunden. Ihnen genügte ihre eigene Weisheit völlig. Und doch wäre uns durch jene Maßregel wohl viel Schlimmes erspart geblieben. Das Verhältnis zwischen der deutschen und welschen Schweiz hätte sich gebessert, das Vertrauen zur Schweiz im Ausland gehoben. Inzwischen erfuhren wir blinden Untertanen von Staatshandlungen, an denen das Schicksal unseres Volkes hing, kein Wort. Die berühmte deutsche Note durfte der schweizerische Untertan nicht kennen, während der deutsche Bürger mitten im Kriege von allen wichtigen neutralen und feindlichen Noten Kenntnis erhält. Eine regelmäßige Diskussion der äußeren Politik (die es doch auch bei uns gibt) kennt man bei uns nicht, während sogar die russische Duma in ihren schlimmsten Tagen sie gekannt hat. Immer mehr kommt die Sitte auf, daß die Mehrheit ihr unbequeme Diskussionen einfach erwürgt, was dann die kantonalen Parlamente nachmachen.

So sind wir in der „freien Schweiz“ eine rechte Autokratie geworden. Daran ist vor allem die lange und zu sichere Herrschaft der Mehrheitspartei schuld. Diese wählt den Bundesrat, er ist

ihr Ausschuß, in ihm verkörpert sich ihre Herrschaft. Sie muß ihn daher durch dick und dünn verteidigen. Sie wird ihm gegenüber eine Marionette, genießt aber als Gegenwert die Vorzüge der Herrschaft. Das System verteidigt aber nicht nur in einzelnen Fällen sein Kind, es verherrlicht sich selbst mit allen Mitteln. An solchen fehlt es einer herrschenden Macht nicht. Da ist vor allem die Volksschule, die ganz überwiegend in ihrem Geiste geleitet wird; da ist sodann die Parteipresse, die, vollkommen diszipliniert, auf Befehl jede oppositionelle Person oder Richtung unschädlich macht, da sind die Beförderungen Gutgesinnter, was alles noch!

Das Volk wird aber auf diese Weise so zahm gemacht, daß Monarchen uns darob beneiden möchten. Es antwortet auf schwere Fehler seiner Magistraten willig mit bestellten oder unbestellten Vertrauenskundgebungen. Die Behörden, namentlich die obersten, werden in einen solchen Nebel von Weihrauch gehüllt, daß ein Wort der Kritik gegen sie als Blasphemie erscheint, und entsprechend wird eben alle Opposition schlecht gemacht. So darf man in sogenannten absolutistischen Ländern eher ein freies Wort gegen staatliche Einrichtungen und Zustände sagen, als bei uns, ohne Gefahr zu laufen, gesteinigt zu werden. So ist das „freie Schweizertum" bei nicht Wenigen unserer Mitbürger zu einer eigenartigen Mischung von Hochmut und Servilismus geworden. Man ist servil gegen die Regierenden und gegen gewisse Völker und Personen, und man ist hochmütig gegen alle Andersdenkenden und auch gegen gewisse Völker. Inzwischen zeigen unsere Regierenden deutlich genug, wie wenig sie im Grunde auf dieses Volk halten. Es verdient auch nichts Besseres.

Durch dieses ganze System schadet sich die herrschende Partei selbst. Sie verliert das Salz, sie verfault. Es schaden sich die Behörden. Eine frische Kritik täte ihnen gut. Ein Fall Mühlemann käme dann nicht so leicht vor. Unser Volk kommt so im politischen Denken herunter, es verliert Temperament, Mark und Geist, es wird Philistervolk. Die Demokraten der übrigen Länder sehen mit Staunen auf das Land des Grütli und wir müssen uns, nachdem das bequeme Beispiel Rußlands dahingefallen ist, manchmal besinnen, bis wir Länder finden, wo Kraft und Lust der Freiheit, wahrhaft demokratischer Geist eine so kleine Kraft sind, wie bei uns. Wir sind der Freiheit müde geworden.

3.

Und nun endlich der Fall Hoffmann, der sensationellste von allen! Er wirft ein grelles Licht auf unsere äußere Politik, aber gleichzeitig auf gewisse innere Zustände, die damit zusammenhängen.

Hier muß nun zunächst der Tatbestand festgestellt werden. Während er in den andern Fällen so ziemlich auf der Hand liegt,

ist er hier umstritten. Es gibt eine Auffassung, die, wenn sie richtig wäre, diesem Fall keine große prinzipielle Bedeutung ließe. Darnach wäre Hoffmann einfach das Opfer eines unbedachten und ungeschickten Friedensversuches geworden, in dem Sinne, daß er durch Anbahnung von Verhandlungen zwischen Rußland und Deutschland den allgemeinen Frieden hätte herbeiführen wollen. Daß er dies Letzte wollte, mag vorläufig zugegeben sein, aber zunächst handelte es sich um den Separatfrieden zwischen Rußland und Deutschland, d. h. den Zentralmächten. Diese Auslegung scheint für jeden, der nicht die Tatsachen verhüllen will, die allein mögliche zu sein. Die Russen, auch die Sozialisten, die doch der Sache am nächsten standen, haben in der weit überwiegenden Mehrzahl diese Auslegung angewendet und daher Grimm aus Rußland ausgewiesen. Jede andere macht das Ganze sinnlos. Einen allgemeinen Frieden zu vermitteln hatte Hoffmann noch in den Tagen des Telegramms abgelehnt,[1] weil der berühmte „psychologische Moment" noch nicht gekommen sei. Grimm selbst war Vertrauensmann der Leninschen Gruppe, die auf einen raschen Frieden um jeden Preis hinarbeitet. Die Anfrage Grimms und alles Wesentliche an der Antwort Hoffmanns bezieht sich auf die Verhandlungen zwischen Rußland und Deutschland. Es werden Rußland Bedingungen gemacht, deren Annahme für Deutschland höchst vorteilhaft wäre und die ihm in Rußland einen beherrschenden Einfluß sicherten. Hoffmann stellt sich ganz offenkundig empfehlend dazu. Was er noch von Allgemeinem hinzufügt, ist dem gegenüber farblos und bedeutungslos. Hoffmann geht aber noch weiter: er läßt den Russen nach Besprechungen mit hervorragenden deutschen Persönlichkeiten sagen, daß es keine deutsche Offensive gegen Rußland geben werde, solange eine Verständigung mit Rußland irgend Aussicht habe.

Mache man sich klar, was das alles bedeutet. Es ist eine Parteinahme für Deutschland gegen die Entente, der gegenüber die Oberstengeschichte ein Kinderspiel wird. Ein russischer Separatfriede gilt in den Augen der Entente als Ehrlosigkeit und schändlicher Verrat, und doch wohl nicht mit Unrecht, wenn man bedenkt, daß Frankreich sich in diesen Krieg, in dem es fast verbluten muß, gestürzt hat, um Rußland das Wort zu halten. Er würde Rußlands Namen in zwei Dritteln der Welt mit schwer auszutilgender Schande bedecken. Er wäre ein gewaltiger Triumph für Deutschland und ein gewaltiger Schlag für die Entente. Wie das Ausbleiben der russischen Offensive den ganzen Frühjahrsfeldzug der Entente gelähmt hat, so bedeutete ein weiteres Stilleliegen Rußlands für sie ungefähr so viel wie einige verlorene Schlachten. Hoffmann aber will dieses dazu veranlassen, dadurch, daß er ihm die aus

---

[1]) Durch den Mund einer Kommission.

autoritativer Quelle geschöpfte Versicherung gibt, es habe von Deutschland bis auf weiteres nichts zu befürchten.

Das alles mußte ein Mann wie Hoffmann ganz notwendig wissen. Es mußte ihm auch bekannt sein, daß die Arbeit der deutschen Diplomatie sich gerade auf diesen Separatfrieden konzentriert und daß sie dafür alle Mittel aufbietet. Er mußte wissen, was wir ja Alle wissen und keinen Augenblick vergessen. Da gilt nur ein Entweder — Oder. Entweder muß man Hoffmann zu einem unfähigen Kopf machen, der das A B C der Diplomatie nicht kennt, oder er hat die Tragweite seines Schrittes gekannt und hat im Namen der Schweiz die reichsdeutsche Politik gegen die Entente an einem der entscheidendsten Punkte unterstützt. Da das Erste von niemanden aufrecht erhalten werden wird, bleibt nur das Zweite übrig.

Damit wird nun gegen Hoffmanns Person weiter nichts gesagt. Wir nehmen bis zum Beweis des Gegenteils an, daß er in besten Treuen gehandelt habe, in dem Glauben, damit der Schweiz und der Welt am besten zu dienen. Er stand eben, wie es scheint, mit so vielen Anderen, mit seinem Fühlen und Denken auf Seiten der deutschen Auffassung der Dinge.

Wir halten allerdings dafür, daß er sich aufs Aeußerste geirrt habe. Er hätte weder seinem Lande, noch der Sache des Friedens einen Dienst erwiesen, wenn sein Vorgehen Erfolg gehabt hätte. Das Gegenteil scheint uns auf der Hand zu liegen. Ein russischer Sepatatfriede bedeutete aller Wahrscheinlichkeit nach nicht eine Verkürzung, sondern eine Verlängerung, dazu eine furchtbare Verschlimmerung des Krieges. Das durch diesen Frieden verstärkte Deutschland könnte viel länger aushalten und täte es gewiß auch, aber die durch Amerika verstärkte Entente würde deswegen nicht nachgeben. Die westlichen Demokratien und Mitteleuropa würden sich in erneuter Wut aufeinander stürzen. Der Einfluß der russischen Revolution auf die übrige Welt wäre gelähmt, die Revolution selbst wohl verloren. Die Hoffnung auf einen *dauernden* Frieden und ein neues Europa wäre stark vermindert. Der Militarismus setzte sich wieder neu in den Sattel. Darum fürchten sich auch viele Deutschen, denen die Zukunft Europas und auch ihres Vaterlandes mehr gilt als der Erfolg der Stunde, einen *solchen* Frieden. Wir brauchen nicht *einen* Frieden, sondern *den* Frieden. Wie wenig vollends der Schweiz mit einer solchen Entwicklung gedient wäre, liegt auf der Hand. Sie bedeutete neben der Verlängerung des Krieges die vermehrte Gefahr des Zerfalls. Hat Hoffmann wohl an die welsche Schweiz gedacht? Sein subjektiver, politischer und sittlicher, Fehler bestand darin, daß er als Vertrauensmann des *ganzen* Volkes eine Politik trieb, die für einen großen Teil, ja vielleicht für die Mehrheit dieses Volkes (denn es machen keineswegs alle Deutschschweizer

die reichsdeutsche Politik mit) ein Gegenstand des Hasses ist. Man muß ja wohl annehmen, daß seine ganze bisherige Politik in diesem Fahrwasser lief. Vieles, was uns davon bisher nur halb verständlich war, wird unter diesem Gesichtspunkt klar.

Und welches ist nun die prinzipielle Bedeutung dieses Falles? Wir beginnen mit der Feststellung, daß in der deutschen Schweiz eine starke Tendenz besteht, die Tatsachen zu vertuschen, in der eitlen Annahme, daß man damit das Ausland betrügen könne, das doch ganz genau weiß (und längst gewußt hat!) wie die Dinge stehen. Uns hilft jetzt nach Innen und Außen nur die rücksichtslose Ehrlichkeit.

Aber es ist zu befürchten, daß uns dazu die Voraussetzung fehle: der Glaube an sittliche Mächte. Dieser ist eben dem Geschlecht, das jetzt die Geschicke der Schweiz bestimmt, in theoretischem und praktischem Materialismus verloren gegangen. Auch hier stoßen wir auf diese letzte Wurzel unserer Not. Aus diesem Grunde haben wir zu einer wahren Friedensaktion in großem Stil die Kraft nicht aufgebracht, aber den Frieden an einen Frieden verraten wollen.

Dieser Glaube ist in der Sozialdemokratie als Partei so wenig vorhanden als in der bürgerlichen Welt. Wie sich die sozialdemokratischen Zeitungen zum Fall Hoffmann stellen, ist äußerst interessant. Hätte es nur einen Fall Hoffmann gegeben, was für ein Agitationsstoff! Die große Pauke hätte sofort gewaltig gedröhnt. Aber nun ist der Fall Hoffmann mit einem Fall Grimm verbunden; nun muß man mit dem Proletarierhäuptling auch den Bürgerkönig herausreißen; nun redet das „Volksrecht" genau wie die „Neue Zürcher Zeitung". Schöne Ausblicke auf den Tag, wo dieses System einmal zur Herrschaft käme! Und dieser unser Robert Grimm, der in seinem Zimmerwald-Kientalschen Programm alle Bourgeoisien und ihre Regierungen in den Grund und Boden verdammt und sich von einer Junkerregierung nach Rußland spedieren läßt und mit einem Bourgeoismagistraten zusammen den Frieden macht! Auch das gibt zu Betrachtungen Anlaß, die ziemlich weit führen. Wir nehmen sie vielleicht ein andermal auf.

Das ist es, was wir herausstellen wollten: es steht hinter diesem Ereignis die Tatsache, daß wir keinen rechten Geist mehr haben und darum auch keinen rechten Schweizergeist. Wir haben jenen Geist verloren, der allein Freiheitslust und Freiheitsmut möglich macht, den Geist eines echten Idealismus, eines geistigen Glaubens, der es mit Wahrheit und Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe gegen alle Weltmächte wagt. Wir haben viel zu lange und viel zu sehr Geld, Macht, nüchterne Schlauheit zu unserem Gott gemacht. Und weil wir keinen eigenen Geist mehr hatten, sind wir fremdem Geist verfallen, — was uns nicht hindert, große Patrioten zu sein.

* * *

An dieser Stelle wird auch klar, wie all die drei Fälle innerlich zusammenhängen. Der Geldgeist und der ihm verwandte Ungeist aller Art hat uns zur wahren Demokratie unfähig gemacht, und da wir im Innern keine rechte Demokratie mehr hatten, verloren wir auch für die äußere die schweizerische Orientierung. Alle drei Fälle sind ein Fall, der Fall der Schweiz. Es ist kein Zufall, daß sie kommen und mit einander kommen. Sie gehören zusammen. Wird es ein Erwachen, ein Aufstehen geben?

Daß die Frage gestellt wird, ist gut. Von diesem Gesichtspunkt aus muß man sich bei allem Schmerz und Ekel über diese Ereignisse, von der Oberstengeschichte an bis zum Fall Hoffmann, freuen. Denn sie machen offenbar, was vorhanden ist. Sie zeigen, wo wir stehen. Es ist immer gut, wenn ein verborgenes Uebel kund wird; es ist immer gut, wenn die Wahrheit durch die Wolken bricht.

Wird sie dies wirklich? Darauf kommt nun alles an. Wird es uns gelingen, all die Verhüllungsversuche zu durchbrechen? Wird das Schweizervolk die Wahrheit einmal erfahren? Werden wir durch den Kordon unserer dem System verkauften Presse dringen können? Wer hilft dazu?

Es hängt Sein oder Nichtsein der Schweiz davon ab. Wenn sie jetzt nicht zum Leben erwacht, dann verfällt sie dem Tode. Zum Leben gehört freilich nicht bloß irgend eine politische Aenderung, ein neuer Bundesrat oder mehrere, Abschaffung der Willkürherrschaft in Zivil und Militär, auch nicht bloß eine Wiederherstellung und Neugestaltung der Demokratie, sondern — ceterum censeo — *eine geistige Erneuerung von Grund aus.* L. Ragaz.

Zum Schritt des Herrn Hoffmann.[1]

Der Realist spricht: Da ist wieder einmal ein Schweizer auf dem internationalen Parkett ausgerutscht, und zwar, fügen wir hinzu, Einer, der nicht hemdärmelig und mit Nagelschuhen ging.

Der Philister spricht: Oh, das war ein Fehler; es ist kaum faßlich, wie ein so gescheiter und kluger Mann einen solchen Fehler machen konnte. Ueberhaupt das Friedenstiften! Es soll jeder zum Seinen sehen; das ist jetzt unsere, der Schweizer, Pflicht.

Nun, lassen wir sie reden! Das eine ist gewiß: wir trauen Herrn Hoffmann lauter Beweggründe zu; und nach den Beweggründen soll der Mensch beurteilt werden. Wir leben zwar noch nicht in einer Welt,

[1] Wir veröffentlichen auch diese Aeußerung, trotzdem, oder vielmehr *weil* sie die Dinge anders auffaßt, als wir. D. Red.

da die edlen Beweggründe auch immer gute Wirkungen nach sich ziehen; die „Realitäten" sind zu stark. Und es könnte sein, daß Leute, die diese Realitäten mehr achten als das Rein-Menschliche, eines Tages einen Stein auf ihn werfen. Wenn schlimme Folgen daraus entstehen sollten — wir wagen nicht zu urteilen; vielleicht wird das Unheil, das unser bei Verlängerung des Krieges wartet, dadurch beschleunigt, oder aber der Stein des Friedens ist auf seiner Bahn wieder ein Stück seinem Ziele näher gerückt —, so wäre dieser Schritt höchstens der Anlaß dazu; die eigentlichen Ursachen wären jedenfalls viel tiefer zu suchen. Das Eine bleibt: wir trauen ihm reine Vaterlandsliebe und die Absicht einer Förderung des Friedens überhaupt zu. Sein Blick ist scharf; und es war auch eine Art „sacro egoismo", nur nach der andern Richtung zu, die ihn bewog zu seiner Tat. Die Sache hat aber auch eine andere Seite: Es hat wirklich einmal Einer gewagt, das zu tun, was so manche Schweizer von der Schweiz erwarten; es hat Einer den Mut gehabt, der historischen Aufgabe der Schweiz in dieser Zeit durch eine Tat Ausdruck zu verleihen. Es hat Einer, der dazu berufen gewesen war, versucht, mitzuhelfen an der Friedensvermittlung. Und nun wäre die schönste Gelegenheit gegeben gewesen, daß die Schweiz als Ganzes diesen Versuch zu dem ihrigen gemacht, daß sie jene Aufgabe, über die man so hohe Töne anschlug, fest in die Hand genommen hätte. Aber statt dessen Aengstlichkeit nach allen Seiten; statt einer mutigen Tat des ganzen Landes Abrücken von der mutigen Tat eines Einzelnen. Nun also: mit der Friedensmission der Schweiz im Sinne einer Friedensintervention ist es vorbei; nicht sowohl deshalb, weil die „Andern" nicht wollen, sondern weil wir nicht tauglich sind dazu. Wir haben eine historische Situation für alle Zeit verpaßt. Wir sind kein Heldenvolk, sondern ein Volk, nicht besser und nicht schlechter als andere auch; ein Volk, in dem die materiellen Interessen den Ausschlag geben. Das ist das Eine, was uns dies Ereignis mit scharfer Deutlichkeit gezeigt hat. Es hat uns überhaupt in verschiedener Beziehung der Wahrheit näher gebracht. Vielleicht hängt es im tiefsten Grunde damit zusammen, daß dieser Schritt eben jenes „sacro egoismo" nicht entbehrt hat; es scheint, daß nur eine ganz selbstlose Tat eines Landes zur Rettung beitragen könnte; freilich müßte es den Willen haben, Opfer deshalb ertragen zu können; soweit aber sind wir nicht, sowenig als die Amerikaner. Das sind wohl immer nur Einzelne, die nur ein Menschheitsziel solches zu tun imstande sind. Gott braucht offenbar nicht Völker, sondern Einzelne zur Ausführung seines Willens, weil nur Einzelne ohne eigenes Interesse Opfer bringen können.

R. Reich.

Vom Kongress der christlichen Sozialisten der französischen Schweiz in Neuchâtel.

19., 20. Mai 1917.

I.

Wer macht dem Brudermord der Nationen ein Ende? „Vielleicht die Sozialisten“, hört man schon hie und da sagen. Aber die Christen? Von ihnen spricht niemand. Und doch, wäre es mehr als Standespflicht, wenn sich die heutigen Christen eingedenk ihrer Glaubensvorfahren in den ersten Jahrhunderten weigerten, weiter die Waffen gegen ihre Brüder zu tragen? Aller Augen sind auf die wenigen noch neutralen Länder gerichtet, vorab auf die Schweiz. Wie, wenn die Christen der ältesten Republik, die zuerst mit den Waffen ihre Freiheit erkämpft, heute allen Völkern voran durch Dienst- und Militärsteuerverweigerung die schweizerische Demobilmachung erzwängen und so durch eine friedliche Revolution den noch blutenden Nachbarvölkern den Weg zum neuen Europa ruhmvoll vorangingen? — müßte darob selbst das heißgeliebte Vaterland geopfert werden.

Diese am ersten Abend des Kongresses von Herrn Ingenieur Cérésole entwickelten Gedanken mögen vielerorts als Utopie und Vaterlandsverrat taxiert werden. Aber das universale Liebesgebot Christi kennt keine nationalen Grenzen. Der Sprecher, der der Stimme seines Gewissens folgend persönlich die Zahlung seiner Militärsteuer verweigert und die Konsequenzen dieser Tat ruhig auf sich genommen, hat, nachdem er bei den zuständigen Behörden — (natürlich!) — nirgends Verständnis gefunden, zu seiner moralischen Rechtfertigung den Kongreß der christlichen Sozialisten als Tribunal gewählt. Seine Apologie wirkte erschütternd in ihrer schlichten Gewalt wie die Stimme eines Propheten.

Den uralten Gegensatz zwischen lebendigem Prophetenglauben und totem Priestertum hob am zweiten Tage auch Herr Pfarrer Humbert Droz in seiner Rede über die „Evangelisation unter den Sozialisten“ markant hervor. Mehr denn je sucht heute die Arbeiterschaft noch einen lebendigen Kraftquell; sie vermag aber denselben im Schoße der Kirche noch nicht zu entdecken; denn in ihr überwiegen zurzeit individuelle Gefühlsfrömmigkeit, Meditation und kultische Form. Soll aber die große Masse der Sozialisten für das christliche Ideal gewonnen werden, so muß sie vor allem Glaubens*taten* sehen. Denn die christliche Religion ist die Religion des persönlichen Opfers.

Dieses Tatchristentum im Kleinen, im Alltagsverkehr, in Familie und Werkstatt forderte am Sonntagmorgen eine einfache zu Herzen gehende *Laien*predigt. — Aus dem administrativen Teil hebe ich nur das Projekt der Schaffung eines eigenen *Preß*organs für die christlichen Sozialisten der französischen Schweiz hervor.

Daß der Kongreß, auf dem Arbeiter und Intellektuelle in brüderlichster Gemeinschaft zusammenwirkten, auch für die Frauenfrage Verständnis hatte, zeigt — trotz Ausfall des angekündigten Vortrages: „Les socialistes chrétiens sont ils féministes?“ — schon die Tatsache, daß sämtliche Verhandlungen in feinsinniger Weise von einer Dame, Fräulein Hélène Monastier, geleitet wurden, der auch für das kommende wohl in mancher Hinsicht schwere Amtsjahr das Präsidium des Zentralkomitees übertragen wurde.

Für den Berichterstatter, der erst seit einigen Monaten mit diesen Kreisen in nähere Berührung kam, bedeutet dieser Kongreß ein unauslöschliches Erlebnis. Er fühlte etwas von dem „Geist der ersten Zeugen“ und er glaubt, daß dem christlichen Sozialismus die Zukunft gehört, denn dieser geht nicht von äußeren Gewalttaten aus, sondern von der Revolution des Herzens. Arthur Meyer.

II.

Hochverehrter Herr Redaktor!

Gestatten Sie einige persönliche Bemerkungen zu dem Wunsche des Herrn Cérésole, die Schweiz möchte durch eine „friedliche Revolution“ eine weitere Grenzbesetzung verunmöglichen. Gewiß, die Verweigerung der Militärsteuer verstehe ich (trotzdem ich schweizerischer Offizier bin) an Herrn Cérésole persönlich voll und ganz. Er handelte nach seinem Gewissen, dessen Stimme nicht zu gehorchen einer Vernichtung der Persönlichkeit gleichkäme. Als Gewissensakt war es eine Tat der Freiheit.

Es ist auch unbestreitbar, daß die Bundesverfassung, die mit „im Namen Gottes“ beginnt, die die Glaubens- und Gewissensfreiheit proklamiert, gleichzeitig aber — im Namen Gottes! — das Militärwesen sanktioniert, vom absoluten Gesichtspunkte aus zwei kontradiktorische Prinzipien in sich vereinigt. Unser christliches Ideal verlangt nun selbstverständlich die Eliminierung des Militärwesens, aber — eine „friedliche Revolution“ im Sinne eines plötzlichen Zwangsappells an die „christlichen“ Gewissen scheint mir mit der Idee der Freiheit unvereinbar. Die Verweigerung des Militärdienstes oder der Militärtaxe muß ein Akt persönlicher Ueberzeugung sein. Heute aber scheint mir das religiöse und moralische Leben der Schweizer noch nicht die nötige Reife erlangt zu haben, um eine freiwillige allgemeine Waffenniederlegung zu ermöglichen. Erzwungen aber wäre sie ein Verbrechen nicht nur an der Schweiz, sondern an der Menschheit.

Was mir aber jetzt schon als unbedingte Pflicht erscheint, das ist die intensivste Verbreitung der antimilitaristischen Idee, die aber erst nach Friedensschluß praktische Gestalt im Sinne konstitutioneller Reformen annehmen wird und muß.

Es wäre vielleicht wünschbar, diese wenigen persönlichen Zeilen gleichzeitig mit der Berichterstattung über den Kongreß der christlichen Sozialisten in Neuchâtel, auf dem diese Anschauung zum Teil auch vertreten wurde, zu publizieren.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Lausanne, 24. Mai 1917. Arthur Meyer, cand. théol.

Rundschau.

Neue Wege. Jede Epoche hat ihre bestimmten Merkmale, so auch die gegenwärtige. Feiern doch Kapitalismus und Militarismus ihre grausigsten Orgien. Unwissenheit und Erziehung durch Schule, Kirche und Haus haben die Menschen zu Bestien herabgedrückt. Das gegenwärtige Millionen-Menschenmorden führt uns das recht drastisch vor Augen. Je länger dieser Wahnsinn der Menschenvernichtung dauert, je mehr Menschen den Mut und die Kraft haben, das geistige Joch einer falschen Erziehung von sich abzuschütteln, desto mehr tritt die Frage in den Vordergrund: „Wie ist dieses Uebel am wirksamsten zu bekämpfen und auszurotten?"

Die Theorie hat es nicht vermocht, den Krieg, die Geisel der Menschheit, zu bändigen. Soll einer Wiederholung in Zukunft vorgebeugt werden, so müssen wir nun endlich zur Tat schreiten und den Sozialismus verwirklichen. Da mir die Verwirklichung auf dem Wege der Lebensmittelproduktion am ehesten möglich erscheint, so habe ich mit einigen Gesinnungsgenossen den Versuch unternommen, ein Grundstück in sozialistisch-genossenschaftlichem Sinne zu bearbeiten. Wir wollen hiermit den Beweis liefern, daß es schon jetzt möglich ist, wenigstens unter Gleichgesinnten, den Sozialismus zu leben. Durch Arbeit, Bildung und naturgemäße Lebensweise wollen wir uns emporschwingen, empor aus dem Sumpf der Alltagsmenschen, stets eingedenk der Lehren eines großen Vorkämpfers: „Liebet einander, sintemal ihr allesamt Brüder seid."

Alle großen Bewegungen haben im Kleinen begonnen. Auch wir, einige Wenige nur, tragen uns mit der Gewißheit, daß das Werk wachsend von Quelle zu Quelle, alles mit sich fortreißen wird was an der heutigen Menschheit faul ist. Der Strom wird sich über die ganze Erde ergießen und alle geistigen und physischen Grenzpfähle überschwemmen. Keine Zeit war für diese Idee reifer als gerade die gegenwärtige. Der Lebensmittelwucher, die Grund- und Bodenspekulation haben die genossenschaftliche Bodenbearbeitung in kaum geahnter Weise gefördert. Zwar hat es schon vor dem Kriege nicht an Versuchen gefehlt, auch in der Schweiz. Diese sind jedoch an zu wenig

praktischer Arbeit und zu viel Theorie zugrunde gegangen. Wir haben uns, verschiedene Berufe, zusammengefunden, um alle Arbeiten in Haus und Hof selber machen zu können. Alle uns zur Verfügung stehenden Mittel werden für Erwerb und Ausbau von Grundstücken verwendet, um durch Hinzuziehung von Gleichgesinnten möglichst an Ausdehnung zu gewinnen und Grund und Boden, sowie Lebensmittel der Spekulation zu entziehen zum Nutzen der Allgemeinheit.

Ich hoffe, daß Alle, die es mit der Besserung der heutigen gesellschaftlichen Zuständen ernst nehmen, aus ihrer Reserve herausgehen und je nach Können das Ihrige dazu beitragen, hier Wandel zu schaffen. Laßt uns die Menschen in Arbeit und Geist frei erziehen, und sie werden sich nicht mehr für menschenunwürdige Zwecke mißbrauchen lassen. H. E.

Redaktionelle Bemerkung. Wenn unter unsern Lesern sich solche finden sollten, die sich für das in diesem Artikel geschilderte Unternehmen interessierten, so ist die Redaktion gerne bereit, den Verkehr mit dem Verfasser zu vermitteln. Finanzielle Hilfe wäre sehr willkommen.

Montagvorträge des Kasino Aussersihl. Es ergeht an die Freunde und Gönner der katholischen Jugendbewegung der Ruf zu einem außerordentlichen Vortrag. Es kommen zum Vortrag: „Die Seelenkämpfe, welche den Krieg verursachten.“ In ergreifender Weise wird gezeigt, wie die Bande der Freundschaft, der Verwandtschaft und der Familie zerrissen werden. Unwillkürlich muß man ausrufen: Krieg wie bist du grausam! O Gott! schenke uns den Frieden! Der Vortrag beginnt um 8¾ Uhr nach der Maiandacht Montag den 7. Mai. Den Schluß bildet eine humoristische Vorführung.

„Neue Zürcher Nachrichten“, Sonntag 5. Mai.

Redaktionelle Bemerkungen.

Den Vortrag von Schädelin drucken wir mit Erlaubnis des Verlags (A. Francke in Bern) aus dem diesjährigen „Bericht über die Aarauer Studentenkonferenz“ ab. Es sei dem Verleger dafür herzlich gedankt. Der Bericht enthält auch sonst viel Gutes: die Predigt von Pfarrer Thurneysen, den Vortrag von Förster über „Christentum und Politik“ und den von Choisy über Calvins religiöse Persönlichkeit. Leider fehlt der von Gerber über den Studenten und die Volksgemeinschaft.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Das Unbedingte und die Wirklichkeit, unser Problem.

Es mag kühn erscheinen, von „unserem" Problem in der Einzahl zu reden. Ist nicht unsere Zeit ein Chaos, das von ungezählten, ungestalteten Problemen wimmelt? Ist es nicht das Merkmal unreifer Geister oder fanatischer Einseitigkeit, eines unter den Tausenden herauszuholen und emporzuheben: „Da seht, unser Problem?" Und nun gar ein abstrakt-philosophisches Thema, eine reine Denksache, während tausend brennende praktische Fragen dringlich Lösung heischen! Aber das Menschheitsleben ist nicht aus Stücken zusammengesetzt, sondern ein einziger Organismus, und eine Hemmung des Lebens im Zentrum wird sich in unzähligen Krankheitserscheinungen in den einzelnen Gliedern äußern; ja alles Ungesunde wird schließlich seine tiefste Ursache in dieser einen Störung haben. Sie erkennen ist wertvoller, als eine noch so eingehende Erforschung und Behandlung der einzelnen Symptome. Dieses eine Grundproblem, aus dem alle andern Schwierigkeiten herauswachsen ist — das hoffen wir im folgenden zeigen zu können — eben dieses: Das Unbedingte, „Absolute" in seinem Verhältnis zur bedingten, „relativen" Wirklichkeit. Wer dieses Problem gelöst hätte, der besäße sozusagen den passepartout, der alle Türen öffnet. Um aber von vornherein jenen bösen Verdacht zu zerstreuen, den Philosophierende so leicht erwecken: Sie wollen die Tausendskünstler sein, die sozusagen die Weltereignisse an den Rockknöpfen abzählen können, sei betont, daß wir das Problem eben nicht endgültig lösen können, sondern zufrieden sein müssen, es klar gestellt zu haben. Eine wirkliche Lösung gibt wie in allen ganz wichtigen Dingen nicht das Denken, sondern die persönliche Entscheidung, der Glaube.

Einige vorläufige Beispiele mögen andeuten, was für ein Problem gemeint ist. Ein Wort von Goethe sagt: „Das Gute ist der Feind des Bessern," ein anerkanntes Sprichwort dagegen: „Ein Spatz in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dach." Ein angesehener Volksmann erklärte mir kürzlich: Der Bierimport habe in unserem

Land sehr günstig gewirkt, da er den weit schädlicheren Schnaps zurückdrängte; der radikale Abstinent wird aber unbeirrt fortfahren Bierimport und -Konsum nach Kräften zu bekämpfen. Jedem Christen ist es klar: du sollst nicht töten, es ist Sünde. Aber „unter Umständen wird die Sünde zur Notwendigkeit, um hohe Güter zu wahren". Es gibt Kriegspredigten, es gibt Zuchthausgeistliche. Es gibt idealgesinnte Politiker, die um gute Ziele zu erreichen bedenkliches tun und zulassen müssen. Philanthropen und christliche Wohltäter sind genötigt Geld anzunehmen, an dem Blut klebt. Ernste Idealisten befürworten den brutalen Militarismus und Imperialismus als notwendigen Schutz der Kultur. Kirchen und Geistliche nehmen staatliche Macht- und Gewaltmittel in Anspruch in ehrlichem Gehorsam gegen den Gott der Liebe und Freiheit; unsere ganze Kultur zeigt sich als ein Centaur, der nicht bestehen kann ohne das, was er verachtet; darum predigen ernsthafte Christen Absage an diese ganze Kultur um des reinen Guten willen — das doch ohne diese Kultur undenkbar scheint. Und wie in den höchsten, wichtigsten Gebieten und Zielen des Menschheitslebens, Staat, Kirche, Sozialpolitik, tritt uns dieses eine Problem auch im Alltäglichen und Kleinsten entgegen: Darf ich Schuhe kaufen, aus einer Fabrik, die schlechte Löhne zahlt; mein Geld in einer Bank anlegen, die es nach rücksichtslos kapitalistischen Grundsätzen verwenden wird; mich im Berufs- und Geschäftsleben gewisser Mittel bedienen, die mein Gewissen nicht anerkennt, aber ohne die ich nun einmal meinen Beruf nicht ausüben kann? „Wer den Zweck will, muß die notwendigen Mittel wollen," sagen die einen; „aus Bösem kann nie Gutes wachsen," sagen die andern. Die einen schwören auf geschichtliches Denken; die andern versteifen sich auf unabänderliche Prinzipien. Die einen wollen sich von dem, was unbedingt gut ist nichts abmarkten lassen und glauben, daß auch die härteste Wirklichkeit ihm unterworfen werden könne, weil das ihre Bestimmung sei; die andern verhindert ihre Wahrhaftigkeit, sich der Illusion hinzugeben, daß man ohne Kompromisse auskomme. Das ist das Problem, unter dessen Schwere die besten Geister unserer Zeit seufzen und das auch von uns fast stündlich irgend eine provisorische Lösung heischt; so ist es wohl nicht ungerechtfertigt, ihm einmal eine Stunde ernsten Nachdenkens zu opfern.

Das Unbedingte tritt uns in dreifacher Gestalt entgegen: Als sittliche Forderung, als geschichtliche Wirklichkeit und als etwas, was hinter der Erscheinungswelt verankert ist, als metaphysisches Prinzip.

Das Unbedingte als sittliche Forderung.

Wollen wir es verstehen, so müssen wir von der ersten Gestalt ausgehen, vom Ethos. Denn im sittlichen Erlebnis wird das Unbedingte eine ganz persönliche Erfahrung. Es gibt einen kategorischen Imperativ, jenes unableitbare, ganz auf sich selber beruhende: Du sollst.

Kategorisch oder unbedingt nannte Kant diesen Imperativ, weil er eben, im Unterschied von allem Handeln aus Nützlichkeitserwägungen nicht aus irgendwelchen natürlichen Begehrungen abgeleitet werden kann, und weil dabei sein Geltungsanspruch nicht von Umständen, Bedingungen abhängt, sondern ganz auf sich selber beruht. Du sollst wahrhaftig sein, nicht weil das für gewisse Zwecke nützlich ist; sondern: du sollst wahrhaftig sein schlechthin. Ich denke, die Leser dieser Blätter werden mir gern den genaueren Nachweis erlassen, daß Kant mit dieser Formel einen unleugbaren Tatbestand unseres geistigen Lebens richtig zum Ausdruck gebracht hat, und daß alle Versuche, die Forderung des Gewissens auf Nützlichkeitserwägungen oder bloß natürliche Begehrungen zurückzuführen, gescheitert sind. Der Begriff der Pflicht ist nicht nur die Abkürzung eines Rechenexempels mit Lust- und Unlustgefühlen, sondern der Ausdruck dafür, daß es selbständige geistige Werte gibt, die allen natürlichen Werten überlegen, also unbedingt sind. Gute Gesinnung ist nicht darum wertvoll, weil sie nützlich ist, sondern weil sie in sich selber überlegenen Wert hat, sie ist ein Selbstwert, der als solcher unmittelbar einleuchtet, oder wie der viel mißverstandene tiefe griechische Ausdruck lautet: weil es schön ist gut zu sein. Auf diesem Boden steht, auch wenn die Formulierungen im Einzelnen auseinandergehen, alle idealistische Lebensanschauung, selbstverständlich auch das Christentum. Das Unbedingte ist ein unveräußerliches Element unseres menschlichen Lebens. Ja noch mehr: Es ist's, was unser Leben überhaupt erst zu einem menschlichen, zu einem Personleben macht. Denn Persönlichkeit kommt eben nur zustande durch freiwillige Unterwerfung unter jenes Unbedingte. Die Persönlichkeit, die Seele, lebt vom Unbedingten; es preisgeben wäre gleichbedeutend mit dem Untergang menschlichen Lebens im Unterschied von tierischem.

Gute Gesinnung haben ist das unbedingt Notwendige, so lautet der kategorische Imperativ, d. h. in jedem Fall, wo mit dem sittlichen Motiv andere konkurrieren, natürliche Begehrungen oder Nützlichkeitserwägungen, ist dem Sittlichen ohne weiteres der Vorzug zu geben. „Es ist nicht rätlich etwas gegen sein Gewissen zu tun," sagt der große Held des Gewissens, obschon er weiß, daß er damit sein Leben aufs Spiel setzt. Für den bewußt sittlichen Menschen scheint also ein Konflikt zwischen dem Sittlich-Absoluten und dem Natürlich-Relativen ausgeschlossen: Gute Gesinnung zu haben ist unbedingt, sans phrase, schlechterdings notwendig. Es scheint so. Aber nun: was ist gute Gesinnung? Diese Frage ist die Tür zu einer Welt von Schwierigkeiten. Ist nicht das Gute je nach Umständen etwas anderes, ja geradezu entgegengesetzes. Ist nicht z. B. die Milde, die ich einem gedrückten Unglücklichen schuldig bin, Unsittlichkeit gegenüber einem herzlosen Leuteschinder? Das gleiche sittliche Gesetz, das mir Offenheit gegen den vertrauten Freund gebietet, verlangt von mir unerbittliche Verschlossenheit gegenüber einem andern.

Sehen wir uns die Sache genau an! Denn dieser Uebergang vom allgemeinen sittlichen Imperativ zu seiner konkreten Anwendung ist einer von den kritischen Punkten, über die große Unklarheit herrscht. Es scheint sogar Kant, der strenge Philosoph des Unbedingten, in seiner Haupt-Formel: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann", dem Relativismus Tür und Tor zu öffnen. In schlichtes Deutsch übersetzt heißt jene Formel: „Was ihr wollt das euch die Leute tun sollen, das tut auch ihr ihnen." Die Sittlichkeit besteht also in der Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der andern. Dadurch wird also das sittliche Handeln von den wechselnden Bedürfnissen der Menschen abhängig gemacht, und damit selber etwas bedingtes. Veränderlich, von wechselnden Umständen abhängig ist erstens einmal das leibliche Wohlsein, das mir zu befördern befohlen ist. Dem Frierenden muß ich Wärme spenden, dem Erhitzten Kühlung, den Hungrigen soll ich reichlich speisen, dem Kranken gegen sein Verlangen Speise vorenthalten. Veränderlich ist weiter das Verhältnis des Leiblichen zum Geistigen. Vor aller körperlichen Unbill sorglich behüten ist durchaus nicht immer im Interesse des Geistes; man denke nur an Abhärtung, Askese, und vor allem an die sittliche Bedeutung der Strafe. Veränderlich und individuell verschieden ist drittens der Geist selbst und seine Bedürfnisse. Was für den Erwachsenen wahr ist, ist unwahr dem Kind gegenüber. Womit ich den feinen gebildeten Städter ehre, erwecke ich im schlichten Bauern Mißtrauen. Jeder Seelenarzt und Menschenführer wird uns bestätigen, daß er, um dasselbe zu erreichen, jeden Einzelnen auf ganz besondere Art behandeln müsse. Ich möchte darum diesen dritten Faktor kurzerhand den pädagogischen nennen, die Rücksichtnahme auf die bedeutsame Tatsache, daß der Geist selber etwas werdendes, reifendes, wachstümliches ist. Durch diese dreifache Rücksichtnahme wird das sittliche Leben etwas unendlich vielgestaltiges, der wahre Proteus, den keine noch so ausgeführte Kasuistik erschöpfend darstellen kann; nirgends spielt das „je nach Umständen" eine größere Rolle, als in dem Gebiet, von dem wir anfänglich sagten, es sei das Gebiet des Kategorisch-Unbedingten. Und zwar eine durchaus wesensnotwendige Rolle. Gott selber muß, menschlich gesprochen, so handeln; dem einen Hartes ersparen, den andern durch Schmerzen erziehen, zu den Kindern kindlich und zu den Weisen weise reden. — So gibt es also nichts was unbedingt, unter allen Umständen gut, und ohne Rücksicht auf irgendwelche natürlichen Bedingungen Pflicht wäre? Sehen wir wohl zu, daß wir nicht einem Mißverständnis zum Opfer fallen! Ein Dreieck kann zwar tausenderlei Formen annehmen, es kann rechtwinklig, stumpfwinklig, gleichseitig, ungleichseitig usw. sein, — aber es kann nie 2 oder 4 Seiten haben. Das Gute kann freilich unendlich viele Kleider tragen, aber nicht jedes Kleid. Man denke sich zur Verdeutlichung eine auf die Spitze gestellte Pyramide, deren Seiten im Unendlichen verschwinden, so gibt es freilich unendlich viele Raum-

teile innerhalb dieser Pyramide, aber darum liegt nicht jeder Raumteil darin, sondern eine Anzahl liegen deutlich sichtbar außerhalb. So ist's mit dem Guten. Das Gute bedingt je nach Umständen ein anderes Handeln, aber nicht jede denkbare Handlungsweise kann unter Umständen gut sein. Die gute Gesinnung schließt von vornherein eine Unzahl von Handlungsweisen als unter allen Umständen unsittlich aus. Brutalität, Rachsucht, Untreue, Haß usw. sind nie und nimmer sittlich. Wie die viereckige Form dem Begriff des Dreiecks, so widersprechen sie dem Wesen des Guten. Denn dieses ist eben trotz seiner vielgestaltigen Aeußerungen in sich selber immer dasselbe: Achtung vor der Persönlichkeit des Mitmenschen, Anerkennung seines Rechtes, als Mensch behandelt zu werden, als Selbstzweck und nicht bloß als Mittel. Also nur darum gibt es wechselnde Formen des Guten, weil das, wodurch ich meinem Mitmenschen sittliche Achtung bezeugen kann, je nach den Umständen, etwas verschiedenes ist. Der Stoff der Handlung, in den ich meine Rücksichtnahme auf ihn kleide, ist ja an und für sich so gleichgültig, wie ob ich meine Schulden in Silber oder Papiergeld zahle. Es ist immer und überall das eine: die Rücksichtnahme, die geflissentliche Beförderung des höchsten Interesses des andern, oder wie das Evangelium sagt: die Liebe.

Und was nun jene wechselnden Umstände betrifft, so ist eben — denken Sie an die Pyramide — ihre Mannigfaltigkeit zwar unendlich, aber nicht grenzenlos. Der Mensch kommt in die Lage, um seines höchsten Interesses willen gar verschiedenartiges zu bedürfen; aber nie ist in seinem Interesse, brutal und rücksichtslos behandelt, beneidet, beargwöhnt, als Tier betrachtet, als bloßes Ding gewertet zu werden; umgekehrt ist immer, unter allen Umständen in seinem Interesse, wenn er als Mensch geachtet, wenn er mit Interesse von andern beobachtet wird, wenn seine berechtigten Ansprüche erfüllt werden usw. Aus diesen konstanten negativen und positiven Bedingungen ergeben sich deshalb auch konstante sittliche Pflichten und Verbote, die absolut sind wie der kategorische Imperativ selbst. Treu, hilfsbereit, selbstlos sein, ist immer sittlich geboten, und erleidet nicht die geringste Ausnahme. Es gibt also nicht nur einen kategorischen Imperativ, sondern kategorische Imperative, die freilich nie etwas anderes sind als Spezialformen des Allgemeinen: Liebe. So sind wir nun wieder auf der ersten Position angelangt: Das Sittliche ist absolut, nicht relativ. Aber nun, nachdem wir dem Sittlichen seine Unbedingtheit oder Absolutheit zurückgegeben haben, erhebt sich erst recht riesengroß vor uns jene Frage: Wird sich die Wirklichkeit diesem Ethos fügen, ist es möglich für den Einzelnen, für die Gemeinschaft, so wie jetzt die Dinge liegen, mit dieser Sittlichkeit zu leben, nicht zu grunde zu gehen?

Es sei mir gestattet, zunächst nochmals auf jenen Gedanken zurückzugreifen, den wir das pädagogische Moment genannt haben, diesmal in etwas engerer Fassung: Das Rechnen mit der Tatsache der sitt-

lichen Unreife. Wir sagten, diese Rücksichtnahme sei nicht nur erlaubt, sondern geboten. Aber dieses Gebiet ist auch ein wahres Schlupfloch für alle Relativisten. Denken Sie nur einmal, in welchem Maße die katholische Kirche diese „sittlich erlaubte Anpassung“ gebraucht und mißbraucht hat. Wie hat sie jenes paulinische Wort: „den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche“, und jenes andere von der „Milch“ und der „festen Speise“ ausgebeutet. Gibt es irgend einen katholischen Mißbrauch, oder Aberglauben, der sich nicht mit diesem Schilde decken ließe? Es gibt also auch eine Hypertrophie der Pädagogik, das heißt eine Anwendung des pädagogischen Gesichtspunktes dort, wo nicht er hingehört, sondern der sittlich-rigorose, der mit sittlicher Mündigkeit rechnet. Dasselbe aber, was die katholische Kirche, nur nicht so systematisch und großzügig, tun viele protestantische Kirchenleute, sowie Politiker, Gelegenheitspolitiker und andere Menschenführer. Man tastet gewisse Bräuche, Anschauungen, Rechtsformen, die einer strengen sittlichen Beurteilung nicht standhalten, darum nicht an, weil doch „ein Segen drin liegt“, weil das Volk das Höhere ja doch nicht begreift, weil es so etwas nötig hat, weil man „das Kind nicht mit dem Bad ausschütten“ darf. Diese ganze Denkweise beruht auf einer irrtümlichen Anschauung über das Verhältnis von Geist und Natur und vom Wesen des geschichtlichen Werdens, die wir im zweiten Teil etwas unter die Lupe nehmen müssen. Vorderhand nur soviel: Es ist genau die Praxis der katholischen Kirche, und wie die ihre, Pädagogik am falschen Ort, unberechtigter Verzicht auf die volle sittliche Forderung, Unsittlichkeit.

Ist dies mehr ein Problem der sittlichen Urteilskraft, d. h. der richtigen oder unrichtigen Anwendung eines sittlichen Prinzips, so entsteht nun ein weit schwierigeres aus einer Erkenntnis prinzipieller Natur: Daß die gegebene Welt ein sehr sprödes und wohl nicht zu bearbeitendes Material für die sittliche Tätigkeit ist. Nehmen wir als typisches Beispiel dieser Schwierigkeit das heutige Erwerbsleben. Glaubt irgend ein Einsichtiger daran, daß im heutigen Konkurrenzkampf ein Kaufmann bestehen kann, der sich streng an die Gesetze der Sittlichkeit hält.? z. B. ein idealgesinnter junger Mann, der von seinem Vater als Erbe einen Großbetrieb und die Anteilschaft an einigen großkapitalistischen Unternehmungen antritt? Es ist einfach ausgeschlossen. Ein Krämer in einem Dörfchen kann es vielleicht, er nicht. Die Verhältnisse sind stärker als er; es bleibt ihm nur die Wahl, den kategorischen Imperativ auf eine bürgerliche Durchschnittsmoral zurückzuschneiden, oder aber auf sein Erbe zu verzichten. Woher kommt diese Schwierigkeit? Man könnte zunächst denken, sie läge in der Natur. Die Natur, sagen viele, ist nun einmal so eingerichtet, daß sie ihre Güter, die notwendigen Existenzmittel dem nicht hergibt, der nach den Geboten der absoluten Ethik lebt und handelt. Das ist offenbar unrichtig. Ein Robinson auf einer einsamen Insel wird als Ackerbauer imstande sein, ohne Verletzung sittlicher Normen sich durch-

zubringen. Nein, die Schwierigkeiten liegen in der Tatsache des Zusammenlebens von Menschen in der Abhängigkeit von der Natur. Tausend Robinsone auf einer kleinen unfruchtbaren Insel müssen entweder mit einander verhungern, oder, wenn sich nicht einige freiwillig opfern, einen Kampf ums Dasein miteinander kämpfen auf Leben und Tod. Aber dieser Fall ist nicht die vollkommene Analogie zur menschlichen Gesellschaft. Es gibt kein Land der Erde, wo irgend jemand, der sittlich leben will, hungers sterben müßte, darum, weil nicht genug für ihn da wäre. Diese Notlage erwächst erst aus der Tatsache der menschlichen Selbstsucht, die darin besteht, daß einige mehr als sie brauchen in ihren Besitz bringen und diesen Besitz gegen die ebenso gerechtfertigten Ansprüche der andern mit unsittlichen Mitteln verteidigen, sodaß den andern nur die Wahl bleibt, ihrerseits zu unsittlichen Gegenmaßregeln zu greifen, oder Märtyrer des Gewissens zu werden. Und ebenso wie die Existenzmittel, werden durch die Unsittlichkeit, die Bosheit, Schwachheit und den Irrtum der andern, alle sittlichen Güter wie Ehre Familie, Freiheit, Arbeitsmöglichkeit bedroht.

Mit allen diesen Störungen müssen wir nicht nur als mit Möglichkeiten rechnen, sondern das ganze geschichtliche Leben, die Zustände, in die wir alle hineingeboren werden, sind ja tatsächlich durch diese bösen Mächte aufs stärkste bestimmt, gemodelt und diese selbst sind auch in jeder Sekunde und überall an ihrer Arbeit. Es ist klar, daß an und für sich der Zwang und die Gewalt unsittlich sind. Denn durch Gewaltanwendung behandle ich den Menschen als Ding, nicht als Persönlichkeit. Es ist darum auch klar, daß ein sittlich vollkommener Mensch, wenn er die Wahl hat, entweder das, was er zum Leben braucht, einem Gewaltätigen herzugeben, oder ihn zu töten, das erstere wählen und zum Märtyrer werden würde. Das größte Beispiel und Symbol dieser Tragik ist ja das Kreuz. „Lieber Unrecht leiden, als Unrecht tun," und Gewaltanwendung, Töten — und wenn auch in der Notwehr — ist ja unvereinbar mit sittlicher Gesinnung gegen den, den ich töte. Jesus hat das in der Bergpredigt auch mit Worten deutlich genug ausgesprochen. Aber schon höre ich den ungeduldigen Einwand: Aber so ist ja ein menschliches Zusammenleben und der Aufbau einer Kultur überhaupt nicht möglich; so liefern wir uns einfach den Bösewichtern ans Messer und das Resultat ist eine Auslese der Gewalttätigsten. Nun ja, das ist eben das Problem, die ungeheure Schwierigkeit.

Wenn man nur das einmal anerkennen, einen Augenblick dabei stillstehen und diese ungeheure Tragik auf sich wirken lassen wollte, die darin liegt, daß das Gute nicht möglich ist! Wenn man nur nicht immer gleich dieses „Nicht möglich" als Sprungbrett benützte, das einen mit leichtem Schwung über die Schwierigkeit hinweg hebt. Im kategorischen Imperativ, im Ethos des Unbedingten gibt es eben gar keinen Raum für „möglich" oder „nicht möglich." Das reine Gute fragt nun einmal nicht nach möglich und unmöglich. Es stoßen hier

zwei wesenfremde Gebiete zusammen. Wenn man das Mögliche zum Prinzip der Ethik machen wollte, wären damit alle Märtyrer, allen voran Jesus Christus, als unsittliche Menschen hingestellt, da sie es ja unterließen, nach dem obersten Prinzip der Sittlichkeit, dem, was im Zusammenleben eine Kultur möglich macht, zu fragen. Man lese Tröltsch's „Soziallehren", um einen Eindruck davon zu bekommen, wie sich die besten Geister von Paulus, Thomas Aquinas, Luther bis auf Kierkegaard und Ibsen an diesem Problem wund gerieben haben. Dann werden wir eines nicht mehr können: mit einem „nicht möglich" leichthin zur Tagesordnung übergehen.

Luther hat z. B. den Versuch gemacht zwischen der Privatmoral und der Amtsmoral zu unterscheiden, indem er sagt: Ich als Christ, mein eigenes Leben betreffend, handle nach dem unbedingten Gebot der Bergpredigt. Aber als Glied der Kulturgemeinschaft lasse ich mich leiten durch jenes „nicht möglich." Eine glatte Lösung ist das nicht; es gibt überhaupt bis dato keine und man wird deshalb auch von mir keine verlangen. Aber jedenfalls spricht sich darin beides aus, worauf es jetzt ankommt: Erstens, daß hier ein furchtbar schweres Problem vorliegt; zweitens, daß nur mit Verzicht auf die strenge sittliche Forderung ein Gemeinschafts- und Kulturleben möglich wird. So kommen wir denn also — mit einem Sprung — ins Reich der Kompromisse. Wir brauchen den Staat,[1]) das Recht, die Zwangsorganisation, trotzdem sie alle mit einem Moment des Unsittlichen behaftet, ja vielleicht zur Hälfte unsittlicher Natur sind. Aber das Kulturleben muß bei der Unsittlichkeit noch ganz andere Anleihen machen. Wir müssen hier einen neuen Begriff einführen, an dem uns das besonders klar werden wird: den Begriff der sogenannten sittlichen Güter. Er ist nicht ein rein sittlicher Begriff; denn in abstracto ist ein sittliches Leben denkbar ohne sittliche Güter, wie Familie, Staat, Kulturgüter. Aber eben nur in abstracto, höchstens für einzelne seltene sittliche Heroen, nicht für uns mittelmäßige Menschen. Die sittliche Entwicklung der Menschheit ist nur möglich durch Wahrung der sittlichen Güter. Die Gesetze aber, deren Befolgung zur Erhaltung sittlicher Güter notwendig ist, sind nun nicht mehr sittliche Gesetze, sondern Naturgesetze, technische Gesetze. Wie es technische und nicht sittliche Regeln sind, die bestimmen, wie man sich vor Kälte schützt, so auch diejenigen, welche bestimmen, wie man eine Familie, einen Staat, eine Organisation schützen und erhalten muß. Diese Regeln können nun in Konflikt treten mit den eigentlichen sittlichen Normen. Der Krieg ist dafür das drastischste Beispiel. Was für eine Unsumme von Unsittlichkeit — Uebertretung sittlicher Gebote — ist notwendig, um das sittliche Gut Staat zu erhalten, wie die Dinge heute liegen, von der einfachen Feldschlacht bis hinab zu den Repressalien an Kriegsgefangenen

---

[1]) Ob dies der heutige Staat oder ein freieres Gebilde der Zukunft sei, ist in diesem Zusammenhang gleichgültig.

und Zivilpersonen. Oder wieder was für stinkende Mittel braucht — muß brauchen — ein heutiger Staatsmann, um des einen sittlichen Gutes: Staat willen. Wie hat ein Christ wie Gladstone unter diesem Zwiespalt gelitten! Aber auch jedes andere sittliche Gut hat gleichsam als Eingangspforte ein kaudinisches Joch, wo sich der aufrechte sittliche Mann erniedrigen muß, um hineinzukommen. Und nun besteht ja der größte Teil unseres ganzen Lebens in der Erhaltung solcher sittlicher Güter — durch Kompromisse. Seien wir doch nicht so selbstgerecht in unserem Urteil über die Jesuiten wegen ihres Satzes: Der Zweck heiligt die Mittel. Ist doch unser ganzes Kulturleben auf diesem Satz aufgebaut und vergeht kein Tag, wo wir uns nicht diesem Gesetz unterwerfen. Wiederum möchte ich auf Tröltsch hinweisen, der uns zeigt, wie die ganze Geschichte des Christentums die Geschichte davon ist, wie die Kirche ein Ideal, einen sittlichen Ruhmestitel nach dem andern hat preisgeben müssen, um in dieser harten Welt überhaupt existieren zu können. Eine Geschichte voller Tragik ist es, nur eine andere Art von Tragik als das Kreuz Christi.

Aber nun, wollen wir dieses „Muß“ wörtlich gelten lassen, uns der Notwendigkeit des Kompromisseschließens widerstandslos preisgeben? Um auf diese Frage Antwort geben zu können, ist es notwendig, neben der prinzipiell-ethischen eine andere Betrachtungsweise zu Hilfe zu nehmen, die geschichtliche, oder geschichtsphilosophische Betrachtung.

2. Das Unbedingte als geschichtliche Wirklichkeit.

Wer von der Möglichkeit oder Nichtmöglichkeit des Guten in dieser Welt spricht, nimmt damit — nolens, volens — einen philosophischen Standpunkt ein; die Fragestellung: Was ist nötig, damit die geschichtlich-sittlichen Güter erhalten werden, ist eine geschichtsphilosophische. Es liegt ihr die allgemeine Frage zu Grunde: wie verhält sich das Ethos, das Absolute zu der Tatsache der Entwicklung, des geschichtlichen Prozesses. In dieser Gedankensphäre hat die Neuzeit eine große Umwälzung gebracht: An die Stelle einer schulmeisterlich doktrinären Betrachtungsweise ist die kausal-evolutionistische getreten. Man beurteilt nicht mehr die Ereignisse und Entwicklungen der Vergangenheit, sondern man sucht sie zu begreifen als Wirkungen gegebener Ursachen. Und da man doch die Tatsache der Wertverschiedenheit gewisser Epochen nicht bestreiten kann, nimmt man den Gedanken der Entwicklung zu Hilfe. Es ist alles notwendig so geworden; und zwar hat sich das Höhere aus dem Niedrigeren entwickelt. Diese Idee bedeutet einen ganz gewaltigen Fortschritt. Denken wir etwa daran, wie man früher die außerchristlichen Religionen samt und sonders in einen Tigel warf mit der Aufschrift: greuliches Heidentum, und wie wir seit Herder und Hegel gelernt haben, diese niedrigen Religionsformen als Vorstufen der höheren zu betrachten und wertzuschätzen, so springt der Fortschritt des Denkens in die Augen. Dadurch wird der Kreis dessen, an dem wir Freude haben können und das wir ver-

stehen, gegenüber der alt-orthodoxen Theorie von der „verdammten Rotte" ungeheuer viel größer und unser Urteil gerechter. Es ist nun einmal das allmähliche Werden auch des Geistes eine Tatsache, und nicht eine Erfindung der Historiker. Aber dieser Fortschritt hat auch seine Kehrseite, seine große Gefahr. Wir sind nämlich mit dieser historischen Betrachtungsweise dahingelangt, daß wir nachgerade alles als notwendig verstehen, und uns jenes tiefe aber gefährliche Goethewort zum Leitwort nehmen: „Alles begreifen heißt alles verzeihn", oder wie Hegel es sagt: „Alles Wirkliche ist vernünftig." Auf diese Weise entsteht der historische Relativismus, oder Historismus, einer unserer großen modernen Kulturschädlinge oder Geisteskrankheiten. Schauen wir ihn uns etwas näher an. Als Beispiel gelte die Geschichte der nachapostolischen Kirche. Die lutherisch-orthodoxe Anschauung sieht in dieser Entwicklung des primitiven Christentums zur katholischen Papst- und Kultuskirche einen großen Abfall; das Papsttum ist der Antichrist. Bei aller Härte und offenbaren Ungerechtigkeit ist in dieser Geschichtsauffassung viel mehr Wahrheit, als in der des modernen relativistischen Historikers, der ein solches Werturteil überhaupt nicht gestattet, sondern behauptet: alles verstehen heißt alles verzeihen. Es mußte so kommen; da walten geschichtliche Gesetze. Ohne weiteres ist der moderne Mensch geneigt, eine solche Betrachtung für wissenschaftlicher und also für richtiger zu halten. Und doch hat auch hierin das naive Empfinden wieder einmal, wie so oft, das größere Recht auf seiner Seite, als die Wissenschaft. Jene historischen Gesetze beruhen nämlich zum großen Teil auf verhängnisvollen Irrtümern; der Satz „es mußte so kommen" ist meistens falsch. Natürlich gibt es historische Gesetze. In ihnen spricht sich einfach die Konstanz der Menschennatur aus. Wenn gewisse Bedingungen gegeben sind, wird z. B. ein Volk, eine kirchliche Gemeinschaft so und so handeln. Das sind Erfahrungsgesetze, die uns die Geschichte mit unzähligen Beispielen belegt. Aber sie beziehen sich vielmehr auf die Naturseite des Menschenlebens als auf die geistige. Je mehr wir ins Geistige kommen, desto lockerer wird der Kausalzusammenhang, desto unsicherer alle Gesetze. Haben wir es dabei vollends mit dem Zentrum des geistigen Lebens, eben mit dem Sittlich-Absoluten zu tun, so wird alle Aufstellung von Gesetzen zu einer Täuschung des Publikums. Um auf unser Beispiel zurückzukommen, so rechnen die Historiker mit dem Abflauen des ursprünglichen sittlich-religiösen Impulses, der von Jesus her wie eine gewaltige Flut in die Welt gekommen war, als mit etwas Selbstverständlichem, „was so kommen mußte." Also die sittliche Trägheit, die Anomalie, das Böse soll begriffen werden können, notwendig sein. Gewiß, sie sind begreiflich; post festum erscheint es so, als ob es so hätte kommen müssen. Aber es scheint nur so. Diese Theorien rechnen nicht mit der irrationalen Tatsache der Freiheit. Es war keine geschichtliche Notwendigkeit, sondern Schuld, daß der ursprüngliche sittliche Ernst aufhörte. Der Relativist stellt sich jenen urchristlichen Geist

vor wie ein gegebenes Quantum, das sich mit der Zeit, wie der Inhalt eines Fasses, erschöpft. Aber darin liegt eben der Fehler: der sittliche Geist ist nicht etwas gegebenes, sondern Freiheitstat.

Der Historist schließt geradezu aus den mehr oder weniger kraftvollen Aeußerungen dieses Geistes auf die Stärke des ursprünglichen Impulses. Wie falsch das ist, möge ein Hinweis auf unser eigenes individuelles Leben verdeutlichen: Wer von uns muß nicht zugeben, daß er jederzeit sittlich weniger leistet, als er könnte. Wir könnten nun offenbar auch noch weniger leisten, aber dann würde der Historist dies wiederum begreifen und sagen: er konnte nicht anders; es ergibt sich aus seinem Charakter. So kommen geschichtliche Gesetze, Notwendigkeiten zustande!

Solange sich nun dieser Relativismus auf die Betrachtung der Vergangenheit beschränkt, ist er nur die wenig schädliche Kehrseite eines offenbaren Vorzugs, eben des geschichtlichen Verstehens und gerechter Wertschätzung. Zu einer wahren Landplage und geistigen Pest wird er aber, wo er auf die Betrachtung der Gegenwart und Zukunft einen unberechtigt großen Einfluß gewinnt. Hier haben wir es nun zu tun mit dem sogenannten geschichtlichen Denken. Natürlich gibt es ein berechtigtes geschichtliches Denken, d. h. eine berechtigte Fruchtbarmachung geschichtlicher Erkenntnis für das Gegenwartsleben. Gehen wir wieder vom Individuellen aus: Es ist durchaus in der Ordnung, daß wir im Verkehr mit Menschen uns mitbestimmen lassen durch die Erfahrungen, die wir an ihnen gemacht haben, d. h. von ihrer Vergangenheit auf ihr zukünftiges Verhalten Schlüsse ziehen. Aber es ist falsch, nur auf Grund dieser Erfahrungen zu handeln; es ist umso falscher, je mehr wir es mit dem Innern des Menschen zu tun haben. Niemals ist aus den ersten 30 Jahren eines Menschen zu erschließen, wie er sich im 31. Jahre verhalten wird. Aus dem nichtssagenden jungen C. F. Meyer ist wie über Nacht der geistvolle Dichter geworden, aus dem Saulus ein Paulus, aus dem leichtlebigen Cavaliere Francesco der hl. Franz. Solche Katastrophen oder Revolutionen spotten aller historischen Gesetze. „Der Geist wehet wo er will, du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht von wannen er kommt und wohin er fährt.“ Hier bricht etwas neues in die Erfahrungswelt hinein; hier ist das Nachher sowenig aus dem Vorher abzuleiten, wie das Meisterbild aus den Farben auf der Palette und der Leinwand auf der Staffelei. Dieses Schöpferische, Unberechenbare, die Revolution ist eben auch eine Tatsache, und nicht eine Erfindung der Schwarmgeister.

Hier versagt das geschichtliche Denken vollkommen. Denn der historische Relativismus sagt eben: weil es gestern so war, muß es heute so und übermorgen so sein. Er leugnet ja nicht den Fortschritt, das Neue; aber er gestattet nur einen mäßigen Fortschritt; Schritt für Schritt, keine Sprünge. Mit Verlaub, was ist ein Schritt und was ein Sprung? War das Auftreten Jesu Christi und die Umwälzung der Welt durch ihn in 200 Jahren ein Schritt oder ein

Sprung? Und die Reformation? Und das Aufkommen des deutschen Idealismus? — Und wiederum: man will nur ein Neues zubilligen, das nicht ganz neu ist, nur berechenbar neues. Als ob nicht alles Neue ganz neu und vom Alten durch den Graben Unendlichkeit getrennt wäre. Neu und unableitbar ist dasselbe; alles Neue ist unberechenbar, unvoraussehbar. Und Neues, Unberechenbares gibt es überall da wo Leben ist und erst recht da wo geistiges Leben ist. Nur das Tote läßt sich berechnen; nur die Bewegungen des Toten, d. h. das Mechanische, Automatische, Maschinenähnliche läßt sich vorauskonstruieren; nur dort gibt es keine Ueberraschungen, schöpferische Einbrüche und Durchbrüche. Nur vom Toten, Ungeistigen kann man schließen: weil es gestern so war, muß es heute so sein; das Lebendige aber besteht aus lauter Ueberraschungen. Und darum gibt es keine falschere Geschichtsphilosophie, als die, die bewußt oder unbewußt jenem geschichtlichen Denken zu Grunde liegt: „es gibt nichts neues unter der Sonne." Die geschichtlich Denkenden lassen das Neue, das sie anerkennen, immer an Gesetz und vorgeschriebenes Maß gebunden sein. Aber in dem Maß, als sich das Neue so behandeln läßt, ist es eben nicht neu, sondern eine bloße Umgruppierung des schon vorhandenen. Das läßt sich dann freilich nachher restlos aus dem frühen erklären; aber eben darum ist es nur scheinbar neu gewesen. Was diese bloßen Verschiebungen und Umkleidungen des geschichtlichen Lebens betrifft, haben die Historisten immer recht, aber immer unrecht haben sie, und immer blamiert sind sie, wo wirklich etwas geschieht, d. h. etwas neues aufbricht. Denn das hatten sie eben nicht erwartet, nicht erwarten können, weil es als Neues unvoraussehbar war.

Aus dieser verschiedenen Auffassung über das Wesen des geschichtlichen Lebens ergibt sich nun auch eine verschiedenartige praktische Orientierung in den Problemen der Gegenwart.

Weil die Relativisten vermeinen, alles Neue aus dem Alten kontinuierlich und langsam herauswachsen zu sehen, machen sie die Rücksichtnahme auf das Bestehende auch zum obersten taktischen und praktischen Grundsatz: Nur keine Sprünge und gewagten Experimente und radikalen Brüche; für sie ist immer das Spätere und Höhere die natürliche Frucht des Früheren und Niedrigern, der Geist ist Blüte und Frucht der Natur, und daher die Hingabe an das Bestehende der beste Weg, für das bessere Zukünftige zu wirken. Die Vorherrschaft des modernen Entwicklungsgedankens in der Gegenwart hat dieser Denkweise und Praxis einen solchen Rückhalt gegeben, daß sie es wagen darf, alles anders orientierte Denken und Handeln als Schwärmerei, wenn nicht gar als Verrücktheit zu bezeichnen. Und die geschichtliche wie die alltägliche Erfahrung scheinen ihnen auch in der Tat Recht zu geben. Wer hätte z. B. noch nicht bemerkt, daß die ganz natürliche Pietät gegen die Eltern eine Vorschule der Frömmigkeit ist; oder daß die natürliche Reinlichkeit und Ordnung und Disziplin die sittliche Lebensordnung vorbereitet. Dieser Stufenaufbau des

Lebens läßt sich schlechterdings nicht leugnen. Aber eine andere Frage ist, ob sich in ungebrochener Kontinuität das Höhere so aus dem Niedrigen heraufentwickelt, oder ob das nur ein Schein ist, und das Aufsteigen zum Höhern tatsächlich doch einen Bruch bedeutet. Das Evangelium wenigstens stellt sich ganz bestimmt auf die letztgenannte Seite. Bei Jesus, wie bei Paulus und Johannes tritt der Gedanke des Bruchs, des Stirb und Werde, des radikalen Neuanfangs gleich deutlich hervor. Und in der Tat zeigt uns jede genauere Betrachtung, daß das Höhere, der Geist, nicht aus dem Niedrigen, der Natur, herauswächst, sondern bloß ihr sich anschmiegt, wie eine Weiche der Eisenbahnschiene. Der Uebergang vollzieht sich leichter, wenn die Weiche eng anliegt, aber die Weiche ist trotzdem aus einem andern Stück als die Schiene. Es handelt sich nicht um ein Hervorbringen, sondern um günstige und ungünstige Lebensbedingungen. Wäre dem nicht so, so wäre immer die natürliche Vorstufe die conditio sine qua non für das höhere Geistige, wie die Raupe für den Schmetterling. Das trifft aber eben nicht zu. Gewöhnlich wachsen in gutem Milieu die bessern und in schlechtem die schlechteren Kinder auf; aber es kommt auch vor, daß alle diese Vorstufen übersprungen werden, daß aus einem Zöllner von heut auf morgen ein treuer Jünger wird. Der Geist hat es leichter, wenn er sich an günstige Vorbedingen anschmiegen kann; aber er weht doch wo er will. Und darum ist eben der Grundsatz der Relativisten, der Opportunitäts- und Realpolitiker falsch, daß es nur gelte, möglichst das Gute im Bestehenden zu pflegen, dann wachse daraus das Höhere. Vor lauter engem Anschluß an das Vorhandene verpassen sie den Aufstieg zum Höhern. So werden sie zufriedene oder resignierte und überaus geduldige Kulturphilister. Es sei mir erlaubt, als Beispiel meinen eigenen Stand heranzuziehen. In allerbester Absicht widmen sich Pfarrer allen möglichen nützlichen Bestrebungen, sie werden, wie Kutter sagt, zu Commisvoyageurpfarrern, haben für alles mögliche Zeit, — alles in dem Gedanken, sozusagen den notwendigen Unterbau für ihr eigentliches Wirken sich zu schaffen, und kommen so immer weiter von diesem „eigentlichen Wirken" ab. Ein großzügiges Beispiel für diese Art ist der ehemalige Pastor Naumann, ehedem ein feiner, tiefer religiöser Denker, jetzt Kriegstheologe, Rassehygieniker, ein imperialistischer Politiker und Militarist trotz einem; und warum dieses Hinabsteigen? Eben jenem Dogma zu lieb, daß das Höchste aus dem Niedrigen herauswachse. Wir können dies nennen: das Schaffen von unten her. Das liegt allen „geschichtlich Denkenden" im Blut; ja es ist die notwenige Konsequenz ihrer Gedanken. Es ist nur eine besondere Form desselben, was besonders wir auf kirchlichem Gebiet so gut kennen; wenn man die Formen pflegt und hütet, in der Hoffnung, sie füllen sich dann einmal mit Geist. Setzt man ja doch auch den Störchen leere Nester auf die Türme, oder hütet die alten, in der Hoffnung sie werden wieder einmal bewohnt werden. Aber es gibt halt Vögel, die es verschmähen,

in ein anderes, als ein selbstgebautes Nest zu sitzen und von solcher Art ist offenbar der Geist. Wir können lange Sitten und unverständliche symbolische Handlung am Leben erhalten, in der Hoffnung, die tote Form werde gleichsam aus sich selber Leben gebären; es ist ganz umsonst. Das ist freilich nicht „geschichtlich gedacht“; aber gerade die Geschichte bestätigt diese Wahrheit, man muß nur dorthin in die Geschichte schauen, wo wirklich etwas geschieht. Alle ganz großen geschichtlichen Bewegungen waren ein Schaffen von oben herab und nicht von unten herauf. Es war immer ein kühnes sich Hinwegsetzen über das Vorhandene und ein unvermitteltes, unbekümmertes, Hineinstellen des gewaltigen Neuen in die Welt hinein, mochte es nun zu ihr passen, oder nicht. Darum sagt uns der schroffe, unmögliche Prophetismus Israels noch heute etwas. Was hätte wohl Jesus für Spuren hinterlassen, wenn er die Bergpredigt der Wirklichkeit schön angepaßt hätte? Hätte je das Christentum gesiegt, wenn schon die Urchristen ihren Frieden mit der Welt geschlossen hätten, mit möglichst sorgfältigem Anschluß an das Bestehende? Und Luther. Man hat ihn ja oft gerühmt als Muster eines geschichtlich denkenden Menschen. Natürlich hat er, als genialer Pädagoge, das Kind nicht mit dem Bad ausgeschüttet. Aber wo wären wir, wenn er so sorgfältig gefragt hätte nach dem „möglichen“? Er wagte es halt, auf die Gefahr hin, daß alles, ja alles zusammenstürze — denn vergessen wir nicht, die damalige kirchliche Einheitskultur war alles. Wäre er der Opportunist gewesen, den manche gern aus ihm machen möchten, so hätte er nie die ungeheuer gefährlichen Postulate: Glaubensautonomie, allgemeines Priestertum, sola fides in die Welt schmeißen dürfen. Sofort sagten damals die geschichtlich Denkenden: so darf man nicht reden, du zerstörst so vieles, was wertvoll ist, du bringst viele um die Sicherheit und Autorität, die sie nötig haben. Ganz recht. Luthers Reformation hat ungeheuer viel wertvolles zerstört, das fangen wir erst heute an so recht zu verstehen. Aber wer von uns möchte ihn aus der Geschichte fortwünschen? Auch Lessing hat es ausgesprochen und ausgelebt: Man muß die Wahrheit sagen, ob auch die Unreifen davon Schaden nehmen könnten; wo etwas durchgreifendes geschehen soll, da hat das kluge Wägen, die Pädagogik und Diplomatie zu verstummen. Wo ist je auf dem Weg bloßer Reform etwas Großes geschaffen worden? Sie muß auch da sein, so gut wie es Kärrner geben muß, wenn Könige bauen; aber verkehrt ist es, von der Kärrnerarbeit das zu erwarten, wozu es schöpferisches Königswerk braucht.

Versuchen wir noch den Grund anzugeben, warum das Schaffen von unten her nicht weit führt. Schaffen von unten her ist: zusammensetzen aus Stücken, etwas mechanisches, totes. So machts der Handwerker; er macht zuerst den Schaft und dann die Sohle und zuletzt ist's ein Schuh geworden. Aber das Lebendige geht anders vor: Es schafft immer aus dem Ganzen, organisch. Aus einem Ei wird nicht zuerst ein Kopf und dann ein Rumpf und dann ein Bein und das

andere Bein, bis zuletzt ein Huhn da ist, sondern von Anfang an ist — keimhaft — rätselhaft — das Ganze da.

Aus dem Ganzen heraus werden die Teile gestaltet. Gerade Luther ist uns ein Zeuge dafür. In seinem Sermon von den guten Werken, wehrt er sich grimmig gegen die Auffassung, es gebe einzelne gute Werke, die zusammen den guten Menschen ausmachen; nur ein gutes Werk gibt es und aus diesem fließen von selbst alle guten Teilwerke. Vom schöpferischen Ganzen ausgehen, mit allem Nachdruck dieses Eine was nottut betonen und das Ausgestalten im Einzelnen nicht mehr so wichtig nehmen, das ist die Art aller Großen gewesen. Dieses schöpferische Ganze liegt aber immer im Innersten, im Zentralsten, am schwerst zugänglichen Ort. Das Schaffen aus dem Ganzen ist daher immer zugleich ein Schaffen von innen nach außen. Es muß sich erst im Innern ein Ganzes gebildet haben, ehe nach außen überhaupt etwas sichtbar wird; aber dann freilich kommt auch etwas Ganzes heraus. Das klassische Beispiel hiefür ist wiederum Luther. Wie hat er sich lange gesträubt gegen alle äußere Reform, weil es noch nicht von innen, organisch gekommen, sondern künstliche Maßarbeit gewesen wäre. Aber eine solche Haltung verlangt eben einen ungeheuer starken Glauben an die Innerlichkeit, und ein warten können, eine Geduld ganz anderer Art, als jene Geduld der Anpassung an das Bestehende es ist. Und diese Innerlichkeit, dieser Glaube und Erkenntnis des Ganzen, fehlt eben den Opportunitätspolitikern und den auf dem Boden der Wirklichkeit stehenden Reformleuten. Sie wollen greifbare Erfolge sehen. „Ein Spatz in der Hand u. s. w.“

Es ist eben die gewöhnliche praktisch-handwerkerliche Denkart mit der Devise „eins ums andere“, wie der Straßenkehrer Schritt um Schritt den Unrat von der Straße fegt. „Der Worte sind genug gewechselt, nun laßt uns endlich Taten sehen“ heißt ihre Parole und denken nicht daran, daß Taten, nur dann wirkliche Taten sind, wenn sie als reife Früchte von innen herauswachsen. Sie überschätzen die greifbaren Erfolge und unterschätzen entsprechend den Wert der innern Neuorientierung. Sie sagen immer: Besser Hand anlegen, als Worte machen; besser den Internierten helfen, oder sonst nützliche „Kriegsarbeit“ verrichten, als „sich in Deklamationen ergehen über die Unchristlichkeit des Krieges;“ womit das Kämpfen um eine innere Neuorientierung, um einen neuen Geist unter Beifallklatschen der großen Masse, der ja immer der common sens am meisten einleuchtet, lächerlich gemacht wird. Und doch sollte ich meinen, ist vermeiden besser als heilen, neubauen besser als flicken; und das kann nur aus einem neuen Geist heraus geschehen; er also ist das, worauf es ankommt, nicht unreife Surrogattaten. Luther war viel radikaler als die Stürmer in Wittenberg, darum, weil er so viel innerlicher war als sie und nichts halbes mochte. Ein anderes klassisches Beispiel dafür, wie das Innere das Aeußere gestaltet und nicht umgekehrt, wie erst die ganze neue Seele da ist und dann, gleichsam von selbst, die Totalität ihre

Aeußerungen, ist die Geschichte des Kapitalismus, so wie Sombart, Weber und Tröltsch sie uns verstehen lehrten. Aus dem kapitalistischen Geist ist das kapitalistische Wirtschaftssystem geworden, nicht umgekehrt. Und darum hilft auch alles Flick- und Stückwerk schrittweiser Reform nicht daraus heraus, sondern einzig eine radikale Neuorientierung.

Das Schaffen von oben nach unten, das Gestalten von innen nach außen, das Dringen auf das Ganze statt auf die einzelnen Stücke, sind nun nichts anderes, als die Hingabe an das Absolute ohne Rücksicht auf die relativierende Wirklichkeit. Damit haben wir den am Schluß des ersten Teils abgebrochenen Faden wieder angeknüpft, und es fragt sich, ob wir jetzt der Lösung jener Kardinalfrage näher gerückt sind: Ist das Absolute möglich in dieser Welt? Die Antwort muß jetzt lauten: Noch nie ist eine Zeit oder Bewegung oder Persönlichkeit ausgekommen ohne Kompromisse; aber vorwärts gegangen ist es in der Richtung des Absoluten immer nur da, wo einer die Kühnheit hatte, unbeirrt durch die Bedenklichkeit der geschichtlich Denkenden, Aengstlichen, es mit dem zu wagen, was er im Inneren als das Höchste, Unbedingtgute, Unbedingtwertvolle erschaut hatte. Seinen Tribut mußte er wohl auch der harten Wirklichkeit entrichten, aber er tat es sozusagen en passant, wie in einer Paranthese und machte aus dem Kompromiß kein Prinzip. Es mögen zwei dasselbe sagen; aber der Akzent, das was der eine zum Hauptsatz oder Nebensatz macht, die entscheidende Richtung trennt sie um eine Welt auseinander. Ob man von vornherein sich auf das Kompromisseschließen einrichtet und dann leicht vor jedem Hindernis kapituliert, oder aber sich den Kompromiß nur widerstrebend abnötigen läßt, das macht den Unterschied aus zwischen den Relativisten und den „Schwärmern".

Und nun sind wir noch vor die letzte Frage gestellt: Warum bringen diese „Absoluten" die Welt mehr vorwärts als die „Relativen"? Woher kommt es, daß das Absolute der harten Wirklichkeitswelt ihre Gesetze aufzwingen kann? Wie tief ist denn jener Brunnen der Innerlichkeit, daß er dem Schöpfenden umso mehr hergibt, je mehr der ihn auszuschöpfen strebt? Mit einem Wort: Woher kommt das Absolute, was steht hinter ihm?

3. Das Unbedingte als metaphysisches Prinzip.

In dieses Problem laufen alle unsere Teilprobleme zusammen, als in den Schlußstein des Gewölbes. Wir können uns diesmal ganz kurz fassen. Das wunderbare, auf dem Boden der natürlichen Welt ganz unverständliche Phänomen des kategorischen Imperatives, der naturüberlegenen geistigen Werte, eröffnet uns den Blick in eine andere Wirklichkeit, eine intelligible Welt. Und zwar eben eine Wirklichkeit, d. h. etwas wirkendes, dessen Schaffen an uns wir wie die Hammerschläge eines Meisters am Steinblock deutlich wahrnehmen, auch wenn sie nicht jeder richtig deutet. Es ist ein Wille, der uns gegenübertritt bestritten und in dessen Kundgebung an uns eben jene Welt der Ideen

und Ideale der sittlichen Zwecke sich uns öffnet, der Sinn des Daseins und die absolute Norm unseres Lebens uns aufleuchten. Als schaffenden Willen erkennen wir aber auch den lebendigen Gott außer uns, vor allem in der Geschichte, wo die Offenbarungstatsachen die Stellen bezeichnen, wo das Göttliche durchgebrochen ist in unsere Welt hinein. Ueberall, wo Gott seinen Meißel angesetzt und ein Loch geschlagen hat durch die harte Kruste, genannt Kausalnexus, da ist etwas geschehen, da ist schöpferisches Leben, sind unberechenbare, überraschende neue Kräfte in die Welt hineingekommen. Jeder Mensch hat — das macht ihn zum Menschen — einen Schacht, der in der göttlichen Welt endigt, in seiner Seele, und darum ist auch jede Menschenseele eine Pforte, durch die die ewigen Kräfte in die Sinnenwelt hineinströmen können. In unserer Freiheit liegt es, diese Pforte zu öffnen und zu verschließen — im Glauben, in der Hingabe an jenen Willen, den wir bisher das Absolute genannt haben. Und darum ist das Maß des Glaubens und der Hingabe an das Absolute auch das Maß seiner Wirksamkeit durch uns. An den lebendigen Gott glauben, glauben als an die Kraft, die die Welt umgestalten will, glauben an ein kommendes Gottesreich, heißt also mithelfen es herbeizubringen. In dem Maß als wir glauben, kommt es herbei: Zum letztenmal müssen wir hier unserem beständigen Gegenspieler, dem Relativismus, gegenübertreten. Denn er ist es wiederum, der von einem schaffenden, eingreifenden und durchbrechenden Gott nichts wissen will. Ihm ist die Welt ein geschlossenes System, in das nichts neues hineindringt, sondern wo sich einfach die vorhandenen Kräfte nach den Kausal- und Entwicklungsgesetzen auswirken. Auch Geist, sittlich Absolutes ist vorhanden, aber sozusagen in bestimmtem Quantum, weshalb auch seine Einwirkung auf das übrige Weltgeschehen in bestimmten, konstanten Verhältnissen, in Gesetzen sich ausdrücken läßt. Und das allgemeinste dieser Gesetze ist dies, daß der Einfluß ein sehr schwacher ist, und daher der Fortschritt nicht nur ein kontinuierlicher, sondern auch ein sehr langsamer. Wir haben die Unrichtigkeit dieser Anschauung bereits auf dem Gebiete der Geschichte durchschaut; jetzt können wir sie an ihrem Ursprungsort erst fassen. Jene Theorie vom konstanten Quantum ist eben darum falsch, weil Gott ein lebendiger ist, weil er in der Welt Neues setzt, neue Kräfte einführt, die darum unmöglich aus dem Alten können erschlossen oder berechnet werden; und zwar gibt es umso mehr solcher neuer Kräfte, als Glaube vorhanden ist. Nicht außer uns in sogenannten Gesetzen ist das Maß der göttlichen Wirksamkeit und daher das Tempo der Gottesreichsentwicklung bedingt, sondern in uns. Unsere Trägheit, d. h. das was die Bibel Weltgeist, Sünde und Unglaube nennt, ist die Bremse und der Radschuh. Gott würde uns alles geben, wenn wir dafür jene Pförtlein weit genug aufgemacht hätten. Es ist also durchaus kein Anlaß über das Wort zu spotten: „Das Reich Gottes herbeiglauben.“ Es wird nicht umsonst zuerst im Unservater die Bitte stehen: Dein

Name werde geheiligt, dein Reich komme. Dieser Glaube wird noch mehr als Berge versetzen. Er wird dem Himmelreich Gewalt antun und die Erde mit hineinreißen. Das ist der Sinn der Geschichte, der vergangenen und der gegenwärtigen. Diese Gottesreichsbewegung zu verstehen und uns von ihr ergreifen zu lassen, ist das einzige unbedingt Notwendige. Emil Brunner.

Prophetenbilder.

VIII. Die Propheten des Exils.

Die großen Propheten waren der Meinung entgegengetreten, daß Jahwe bloß dazu da sei, dem Volk seine nationale Kultur und Wohlfahrt, seine politische Unabhängigkeit zu schützen. Nein, das Volk ist dazu da, den die ganze Welt umfassenden Plänen und ewigen Zielen Jahwes zu dienen, dem göttlichen Reiche der vollkommenen Gerechtigkeit und des wunderbaren Gottesfriedens.

Aber nun teilt sich die von den Propheten ausgehende Bewegung in zwei Strömungen. In einer gewissen Ungeduld, die göttlichen Forderungen sofort zu verwirklichen, trennt die eine das Leben in zwei getrennte Sphären, die geistliche und die weltliche, das Gebiet der Religion und das der Kultur. Sie stellt die Religion als etwas Abgesondertes, Heiliges, mit Gott besonders eng Verbundenes neben das gewöhnliche profane Kulturleben. Man will religiöser Mensch und Kulturmensch zugleich sein, trägt aber beides unvermittelt neben einander in sich. Man will ein Reich Gottes neben den weltlichen Reichen aufrichten. Man glaubt in dieser geistlichen heiligen Lebenssphäre das Reich Gottes schon zu besitzen; man will es herbeiführen auf dem Weg der Gesetzgebung, man muß aber das Ideal im Interesse der praktischen Durchführbarkeit heruntersetzen.

Die andere Strömung hält an der Einheit des Lebens fest. Die religiösen Motive, Kräfte und Ziele sollen die gesamte Kultur durchdringen und sich unterordnen. Das Reich Gottes soll die ganze Welt umfassen und erneuern, die weltliche Kultur soll Weg dazu und Dienst daran werden. So wird zwar der Kultur Selbständigkeit und Eigenwert genommen, aber ihr Wert wird dadurch erhöht, daß sie die höchste, absolute Abzweckung empfängt. Diese Strömung bringt eine ewige Unruhe und Spannung auf ihr unendliches Ziel hin mit und muß dabei auf ein ausführliches Gegenwartsprogramm verzichten. Sie übt scharfe Kritik an jenem neben das Weltleben gestellten „geistlichen" Treiben. Sie wird darum von der großen Menge als Reduktion der Religion mißverstanden und für unfromm angesehen; aber ihre Einsamen sind doch die großen Bahnbrecher und Wegweiser, Zielgeber und Kraftspender. Jene andere Strömung hat mehr sichtbare Erfolge als sie und gewinnt die Massen für sich, aber auf Kosten der Kraft und Tiefe.

Der Gegensatz dieser beiden Strömungen begegnete uns schon in dem Konflikt zwischen den Männern des Deuteronomiums und dem Propheten Jeremia. Er tritt noch klarer zu Tage, wenn wir die beiden Propheten einander gegenüberstellen, die während der babylonischen Gefangenschaft geredet und geschrieben haben: Hesekiel und Deuterojesaja.

Hesekiel ist noch Zeitgenosse des Jeremia. Er gehörte zu den Männern, die im Jahre 597 nach der ersten Einnahme von Jerusalem durch Nebukadnezar mit dem König Jechonia weggeführt und am Flusse Kebar in Babylonien angesiedelt wurden. Dort erlebte er seine Berufung zum Propheten. Aber welcher Abstand zwischen der Schilderung des Jesaja von seiner Berufung und derjenigen unseres Propheten! Jesaja schildert mit ein paar Strichen und zwingt uns, die Vorgänge in seiner Seele nachzuempfinden, Hesekiel nimmt sozusagen ein Protokoll von dem Geschauten auf, wir haben aber schwer, eine Anschauung davon zu gewinnen. Jesajas Vision ist einfach, Hesekiel schaut eine Menge kultischer Symbole und mythischer Gestalten, von denen die Herrlichkeit Jahwes umgeben ist und ins Unfaßbare gesteigert wird.

Hesekiels Visionen sind von eigentümlichen psychischen Zuständen, von kataleptischen Starre-Erscheinungen begleitet. Er liegt wochenlang auf einer Seite, fühlt sich wie mit Seilen gefesselt und vermag kein Wort auszuprechen. Die Visionen und die symbolischen Handlungen, die wir bei den andern Propheten gelegentlich finden, nehmen bei ihm einen unverhältnismäßig viel größern Raum ein. Dennoch würde man Unrecht tun, wenn man seine Visionsberichte für unecht, für bloße schriftstellerische Manier erklären wollte oder bloß wichtigtuerische Geheimniskrämerei dahinter suchte. Denn eine hellseherische Fähigkeit ist ihm nicht abzustreiten. Und er erscheint überall als ein Mann von peinlicher Gewissenhaftigkeit.

Er trägt von Anfang an ein fast skrupelhaftes Berufsgewissen in sich. Er weiß sich zum Seelsorger der Verbannten, unter denen er wohnt, berufen, oder, wie er sagt, zum Wächter. Ganz persönlich weiß er sich verantwortlich für den Einzelnen; so hat ihn Jahwe bei der Berufung aufgetragen:

„Wenn du ein Wort aus meinem Munde hörst, so sollst du sie warnen in meinem Auftrag. Sage ich nun zu dem Frevler: „Sterben mußt du!" und du warnst ihn nicht, sagst kein Wort um den Frevler zu warnen vor seinem Wege und ihn am Leben zu erhalten, so stirbt jener Frevler um seiner Schuld willen; sein Blut aber fordere ich von deiner Hand. Hast du aber den Frevler gewarnt, und hat er sich nicht abgewendet von seinem Frevel und seinem Wege, so stirbt er um seiner Schuld willen; du aber hast deine Seele gerettet."

Trotz allem, was uns an diesem Mann fremdartig und unsympathisch sein mag, ist er doch groß um dieses Verantwortlichkeitsbewußtseins willen. Dasselbe begegnet uns nicht bloß in seinen Worten, sondern in seinem ganzen Verhalten, in einem charaktervollen Widerstand gegen alle Irrwege seiner Umgebung und gegen alle Versuche falscher Anpassung.

Schon durch Jeremia wissen wir, daß nach der Wegführung des Jechonia und der Einsetzung des Zedekia als chaldäischer Vasallenfürst sowohl unter den Verbannten als auch unter den Zurückgebliebenen die fieberhafte Erwartung eines baldigen Umschwungs, einer Rückkehr der Verbannten, einer Rückgabe der geraubten Tempelschätze und einer Wiederherstellung der alten Selbständigkeit gehegt und durch eine Gruppe von Propheten, die sich auf Traumvisionen beriefen, genährt wurde. Hesekiel hat nicht zu diesen Optimisten gehört. Seine erste Aufgabe war, den bevorstehenden endgiltigen Fall vorauszusagen. In dieser Erwartung ist er mit Jeremia ganz einig.

In düstersten Farben malt Hesekiel die Schuld des Volkes. Seit Jahrhunderten hat das Volk Jahwe durch seine Untreue — Hesekiel erspart uns nichts, wenn er die „Hurerei" seines Volkes aufs Breiteste ausmalt — grob beleidigt. Jahwe hat immer noch Nachsicht geübt „um seiner Ehre willen", d. h. weil er sonst vor aller Welt mit seinem Volke Schande erlebt hätte. Nun aber ist das Maß übervoll geworden. In Visionen schaut Hesekiel die polytheistischen Greuel, die das Jahweheiligtum entweihen: Sonnenanbetung, Beweinung des Tammuz, eines der orientalischen sterbenden und auferstehenden Vegetationsgötter, Reverenz vor dem Bild der „Leidenschaft", wohl der im Rausch sexueller Orgien verehrten Istar. Hesekiel sieht die „Herrlichkeit Jahwes", das Zeichen seiner Gegenwart im Tempel, das Heiligtum und die Stadt verlassen und er sieht übermenschliche Bevollmächtigte Gottes das Vernichtungsgericht vollziehen. Er sieht Nebukadnezar, den Chaldäerkönig, an der Spitze eines gewaltigen Heeres am Kreuzweg stehen, wo der Weg ins Ammoniterland und der nach Juda sich teilen; der König wirft das Los und dieses entscheidet, daß er die Richtung gegen Jerusalem einschlagen soll.

Es liegt in einem Teil dieser Visionen etwas von der grandiosen Wucht der alten Propheten. Hesekiel steht vor Jahwe, der droht, er werde sein Schwert aus der Scheide ziehen, daß es nicht mehr zurückkehre, und dann hört er, wie Jahwe zu ihm sagt:

„Menschenkind, stöhne mit zitternden Hüften, stöhne in bittern Schmerzen vor ihren Augen! Sagen sie dann zu dir: „Worüber stöhnst du denn so?" Dann sage: „Ueber etwas, das ich höre! Wenn es kommt, so zergeht jedes Herz, so erschlaffen alle Hände, so wird stumpf jeder Geist, so zerrinnen alle Knie wie Wasser!" Siehe da kommt es! da ist es schon geschehen! spricht Jahwe, der Herr!

Ein Schwert, ein Schwert — geschärft
  Und auch gefegt!
Um Schlachtung zu schlachten, geschärft,
  Um Blitze zu blitzen, gefegt!
Es zu fassen mit der Hand, ist es geschärft,
  Ist gefegt, es zu geben in des Würgers Faust . . .
Schlag mit der Hand in die Hand! —
  Da ward zwiefach das Schwert und dreifach —
Ein Schwert für Erschlagene ist es,
  Ein Schwert für den großen Lumpen (Zedekia),
Das jagt sie in Schrecken,
  Daß zittert, daß zittert ihr Herz.

Viel sind der Fallenden
  An allen ihren Toren!
Du Schwert, gefertigt zum Blitzen,
  Gefegt zum Schlachten!
Sei schneidig! Fahr rechts hin, fahr links hin,
  Wohin deine Schneiden gewandt sind!"

Hesekiel verkündigt aber nicht nur in Worten seine Visionen; er stellt die kommenden Gerichtsschrecken auch in allerlei seltsamen symbolischen Handlungen dar. Er kritzt das Bild einer Stadt auf einen Ziegelstein und belagert Jerusalem in effigie, er bereitet sich ekelhafte Speise, um zu zeigen, daß die Judäer unreines, d. h. fremdes Brot werden essen müssen; er fastet, um die Rotrationen der Belagerten anzukünden; er packt seinen Hausrat zusammen und verläßt in der Nacht sein Haus durch ein Loch, das er durch die Wand gestoßen hat — so werde auch die Einwohnerschaft Jerusalems in die Fremde ziehen und ihr Fürst im Finstern seine Schulter beladen und durch eine Bresche der Mauer die Stadt verlassen — ein merkwürdiges Vorausahnen der Blendung Zedekias. Und als ein plötzlicher Tod seine Gattin — „seiner Augen Lust" nennt er sie — hinwegrafft, da enthält er sich, so nahe es ihm geht, aller Totentrauer, denn so hat Jahwe gesprochen: Ich entweihe mein Heiligtum, euern Stolz, die Lust eurer Augen und die Sehnsucht eurer Herzen; dann werdet ihr tun, wie ich (Hesekiel) getan habe," d. h. es wird keine Möglichkeit zur Beobachtung der Trauergebräuche mehr bleiben, die Vernichtung wird völlig sein.

Gleicht Hesekiel in seinen Drohreden den ältern Propheten, und ist diese eigentümliche Art der Ankündigung einfach die Steigerung eines Stils, den wir schon an seinen Vorgängern beobachteten, so ist doch an andern Punkten eine Weiterentwicklung deutlich zu konstatieren. Einmal in der Begründung des Gerichts. Wo wir ihn von der Sünde des Volkes reden hören, da hat das Kultische an Bedeutung gegenüber dem Sittlichen und Sozialen gewonnen. Wo vom Götzendienst die Rede ist, da entsetzt den Hesekiel die Entweihung des Heiligtums fast noch mehr als der Undank und die Untreue gegen Jahwe. „Wandelt in meinen Satzungen, beobachtet meine Gebote und handelt nach ihnen; haltet meine Sabbate heilig; sie sollen ein Zeichen sein zwischen mir und euch, daß ich Jahwe euer Gott bin." Solche Worte zeigen, wie die Sittlichkeit gesetzlich geworden ist, das Befolgen von Vorschriften. Neben die Allgemeingiltigkeit beanspruchenden ewigen Gesetze der Menschlichkeit sind mit gleichem Gewicht die speziellen Gebote getreten, durch deren Befolgung Israel sich von den andern Völkern unterscheidet. Die kultische Korrektheit, die Enthaltung von Allem, was als unrein gilt, tritt in denselben Rang mit den Geboten des Gewissens. Hesekiel hat einmal die wahre Gerechtigkeit geschildert:

„Wer nicht auf den Bergen ißt und seine Augen nicht zu den Götzen des Hauses Israel erhebt, wer das Weib seines Nächsten nicht schändet und nicht zum Weibe gehet, wenn es unrein ist; wer niemand bedrückt und was er gepfändet hat wiedergibt, wer nichts mit Gewalt an sich bringt; wer sein Brot dem Hungrigen

giebt und den Nackenden mit seinem Gewande bekleidet; wer nichts auf Wucher giebt und keine Zinsen nimmt; wer seine Hand von Unehrlichkeit fernhält und ehrlichen Spruch tut zwischen den Leuten, in meinen Geboten wandelt und meine Gesetze beachtet, sie ehrlich zu erfüllen — so einer ist gerecht."

In dieser Zusammenfassung ist das, was die Propheten gefordert haben, auch enthalten, aber eben mit Vorschriften kultischer Reinheit auf eine Stufe gestellt. Die Ethik Hesekiels ist nicht rein menschlich, sondern kirchlich.

Häufig kehrt im Buche Hesekiels die Wendung wieder: „ihr aber sollt (oder sie sollen) erkennen, daß ich Jahwe bin." Um seiner Ehre willen tut Jahwe alles, ihretwegen schickt er Heil und Unheil. Dem liegt der große Gedanke zu Grunde, daß alles Gott zur Ehre dienen soll. Aber er hat dadurch eine eigentümliche Wendung erhalten, daß das soli Deo gloria nicht der Menschen, sondern Gottes eigenes Motiv ist. Gottes Ehre wird so nicht mehr sachlich verstanden als Verwirklichung der Ideale und Ziele, die sein heiliger Wille den Menschen gesetzt hat, sondern ganz persönlich, daß ihm Ehrung dargebracht werde und er Recht behalte. Die Entwicklung Jahwes zu dem in unnahbarer Transscendenz thronenden, von der Welt durch einen Abgrund geschiedenen Despoten, dem eben nur ein bestimmter Ausschnitt des Lebens besonders geheiligt wird, hat sich bei Hesekiel deutlich angebahnt.

Eine dritte Linie der Weiterbildung der prophetischen Verkündigung ist die zum religiösen Individualismus. Schon für Jeremina ist sein persönliches Herzensverhältnis zu Jahwe sein Trost und unschätzbares Gut geworden. Aber bei ihm tritt immer noch das Volk als solidarisches Ganzes vor Gott hin. Israel ist für ihn noch ganz Person. Das ist auch für Hesekiel nicht verschwunden, aber es bewegt sich auf die Auflösung hin. Schon in der ganz persönlichen Verantwortlichkeit für den Einzelnen, zu der sein Seelsorgerbewußtsein sich gestaltet, liegt etwas von diesem Individualismus. Noch mehr in seiner Polemik gegen jenen Erbsündenglauben, der sich in das Sprichwort zusammengefaßt hatte: „Die Väter haben Herlinge gegessen und den Söhnen sind davon die Zähne stumpf geworden." Hesekiel entrüstet sich aufs Höchste über diesen Spruch. Er anerkennt nur noch eine ganz persönliche Verantwortlichkeit. Nur die Seele, die sündigt, die soll sterben. Die Gerechtigkeit des Gerechten soll über ihn allein kommen und die Gottlosigkeit des Gottlosen soll über ihn allein kommen. Jahwe freut sich nicht über den Tod des Sünders. Dieser Individualismus kann eine Verfeinerung des Empfindens, aber er kann auch eine Verarmung, der Verlust eines tiefen religiösen und sittlich anspornenden Solidaritätsbewußtseins sein, und wir sehen am Ende dieses Weges jenen rein individuellen Vergeltungsglauben stehen, bei dem das Judentum schließlich angelangt ist und mit dem die Frommen des Psalters sich quälen, weil er mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt. Aus dem „Heiligen Israels", der seine erhabenen Pläne auf Erden durchführt und dazu sein Volk brauchen will, wird zuletzt jener „liebe Gott", der nur dazu

da ist, den Privatinteressen und der persönlichen Seligkeit seiner Frommen zu dienen.

Hesekiels Drohungen erstrecken sich nicht allein auf sein eigenes Volk. Ein ganzer großer Teil seines Buches ist angefüllt mit Weissagungen wider fremde Völker. Solche „Heidenorakel“ haben schon frühere Propheten gegeben; schon Amos verkündet eine Reihe von Sprüchen wider Israels Nachbarn; ja er setzt voraus, daß solche Drohungen schon vor ihm bekannt gewesen sind. Dieselben sind ein Stück schon vorprophetlicher volkstümlicher Zukunftserwartung. Auch Jesaja und Jeremia sprechen solche Orakel aus. Aber während die alten Propheten nur ganz knapp ihrem Entsetzen über die Schrecken dieses Gerichtes Ausdruck geben oder sich bloß freuen über den Triumph des „Heiligen Israels“ und seiner richtenden sittlichen Hohheit, schwelgt Hesekiel in breiten Schilderungen des Verderbens, das über Tyrus, Aegypten und andere Völker kommen soll. Es lebt wohl in seinen Heidenorakeln noch etwas von dem alten Prophetenzorn über alles, was sich gegen Jahwe erhebt und groß sein will, und dieser Zorn verleiht der sonst allzu weitschweifigen Prosa Hesekiels einen höhern Schwung, so in dem Orakel wider Tyrus, wo Jahwe der phönizischen Großstadt zuruft:

„Weil dein Sinn hoch hinaus wollte, daß du sprachst: „Ein Gott bin ich, einen Göttersitz bewohne ich in mitten des Meeres!“ während du doch ein Mensch und kein Gott bist, dich aber dennoch einen Gott dünktest, — ja du warst weiser als Daniel, nichts Heimliches war dir zu dunkel. Durch deine Einsicht und Weisheit erwarbst du dir Reichtum und schafftest Gold und Silber in deine Vorratshäuser ... Darum spricht der Herr Jahwe also: „Weil du dich einen Gott dünkst, deshalb fürwahr will ich Fremde über dich kommen lassen, grausamste Völker; die sollen ihre Schwerter ziehen wider deine schöne Weisheit und sollen deinen Glanz entweihen!“

Aber es ist schon ein anderer Klang von Schadenfreude und Rachgier in diesen Stücken; Hesekiel setzt hier weniger die großen Propheten fort als die „kleinen“ Zephania und Nahum, die in ähnlicher Weise kurz vor der Zeit Jeremias über den Fall Ninives triumphierten. Der Stil der Rachepsalmen bildet sich hier aus, aus denen sich noch heute die dilettantischen Bekämpfer des alten Testaments ihre Waffen schmieden. Anders als bisher ist bei Hesekiel alles, was nicht zum Gottesvolk gehört, zu einer Jahwe feindlichen Welt gestempelt.

Hesekiel ist aber nicht bloß Gerichtsverkünder, er ist auch Heilsprophet. Es fehlen in seinen Verheißungen nicht die Stücke von echtem prophetischem Stil wie die berühmte Vision vom Totenfeld die gewöhnlich falsch als eine Lehre von der Auferstehung der Toten verstanden wird, in Wirklichkeit das Wiederaufstehen des Gottesvolks vom Ruin des babylonischen Exils darstellt:

„Die Hand Jahwes war über mich gekommen. Und er führte mich im Sturm hinaus und ließ mich nieder mitten in der Ebene. Die aber war voll von Gebeinen. Siehe, sie waren ganz verdorrt. Da sprach er zu mir: „Menschenkind, können diese Gebeine wohl wieder lebendig werden?“ Ich antwortete: „Herr Jahwe, du weißt es.“ Da sprach er zu mir: „Weissage über diese Gebeine und sage zu ihnen: ihr

verdorrten Gebeine, hört ein Wort Jahwes: Habt acht, ich lege einen Odem in euch, daß ihr lebendig werdet. Ich tue Sehnen über euch und lasse Fleisch über euch wachsen und überziehe euch mit Haut und dann lege ich einen Odem in euch, daß ihr lebendig werdet. Dann sollt ihr erkennen, daß ich Jahwe bin." Und ich weissagte wie mir befohlen war. Da erhub sich ein Geräusch, während ich noch weissagte. Horch, ein Rasseln, und die Gebeine rückten eins ans andere. Und ich sah, und siehe: Sehnen wuchsen darüber und Fleisch, und Haut zog sich darüber. Aber Odem war noch nicht in ihnen. Da sprach er zu mir: Weissage zu dem Odem hin! Weissage, Menschenkind, und sage zu dem Odem: So hat der Herr Jahwe gesprochen: „Von den vier Winden her komm', du Odem, und atme in diesen Ermordeten, daß sie lebendig werden!" Und ich weissagte, wie er mir befohlen hatte, da fuhr der Odem in sie. Und sie wurden lebendig und richteten sich auf auf ihren Füßen, ein sehr, sehr großes Heer."

Das Vertrauen zu der schöpferischen Lebensmacht Gottes, die das Volk aus seinem jämmerlichen Ruin zu neuer Blüte aufzuwecken vermag, hat hier einen grandiosen Ausdruck gefunden. Die echte Innerlichkeit der Hoffnung Jeremias, die auf einen Bund des Herzens mit Jahwe wartet, leuchtet auch bei Hesekiel etwa auf:

„Ich werde euch ein neues Herz verleihen und einen neuen Geist in euer Inneres legen und werde das steinerne Herz aus euerm Leibe entfernen und euch ein fleischernes Herz verleihen. Ich werde meinen Geist in euer Inneres legen und schaffen, daß ihr nach meinen Satzungen wandelt und meine Ordnungen beobachtet und darnach tut."

Aber gerade die letzten Worte zeigen, wie Jeremias große Auffassung von der sittlichen Autonomie als der Grundlage des neuen Bundes ins Gesetzliche umgebogen ist; nicht Jahwe legt sein Gesetz in ihr Herz und macht es so zum Kern ihrer eigenen Persönlichkeit, sondern er gibt ihnen ein Herz, das seinem Gesetz sich unterwirft. Und unmittelbar vorher stehen die Worte:

„Ich werde reines Wasser über euch sprengen, daß ihr rein werdet; von allen euren Unreinigkeiten und von allen euren Götzen werde ich euch reinigen."

Schuld und Sühne ist mehr kultisch als sittlich gefaßt; der Priester in Hesekiel ist hier stärker als der Prophet, und auch an dieser Stelle finden wir wieder die Versicherung, daß die Wiederherstellung lediglich um Jahwes eigener Ehre willen erfolge, „damit die Völker erkennen, daß ich Jahwe bin". Hesekiels Gott ist mehr der Richter als der Vater.

Hesekiel hat in sein Zukunftsbild mythische Stoffe aufgenommen. Das ist nicht neu: auch die Zukunftsbilder der ältern Propheten enthalten mythische Züge aus einer volkstümlichen Erwartung gewaltiger Naturkatastrophen, wo personifizierte Naturgewalten — darin liegt das Mythische — bald als Werkzeuge, bald als Feinde Jahwes auftreten, und die Menschenwelt wird von diesen kosmischen Vorgängen in Mitleidenschaft gezogen. Aber diese mythischen Züge sind bloß die Farben, in denen die alten Propheten ihre Erwartungen einer geistig-sittlichen Geschichte Gottes mit den Menschen malen, und oft sieht man, wie unzulänglich diese Bilder sind, den Gedanken wirklich auszudrücken. Die mythischen Stoffe sind aber ganz durch Geist und Seele der Propheten hindurchgegangen und zu etwas Anderm geworden. Hesekiel hat sie ohne diese Läuterung übernommen und wiedergegeben. Da schildert er den

„Antichrist", den König Gog von Magog, der mit einem gewaltigen Heer aus allen Völkern vor Jerusalem rückt. Aber Jahwe schickt ein gewaltiges Erdbeben, daß die Berge zittern, die Türme fallen; er ruft den Gottesschrecken über Gogs Heer, daß eines jeden Schwert sich gegen seinen Bruder wendet, er sendet Pest, Regenströme und Hagelsteine zur Vernichtung. Dann gehen die Bewohner der Städte Israels hinaus; sie brauchen sieben Jahre, um Ueberreste von Lager und Ausrüstung dieses Heeres zu verbrennen und sieben Monate, um die Gefallenen zu begraben; den Aasgeiern und Schakalen wird ein Opferschmaus bereitet:

„Freßt Fleisch und trinkt Blut! Fleisch von Rittern sollt ihr fressen und Blut trinken von Fürsten im Lande; sollt Fett fressen, bis ihr satt seid und Blut trinken, bis ihr trunken seid,"

wird ihnen Jahwe zurufen. Indem Hesekiel in solchen grausigen Phantasien schwelgt, ist er der Vorläufer der Apokalyptik, der Geheimwissenschaft von den zukünftigen und jenseitigen Dingen geworden. Nur ein kleiner Teil der umfangreichen Literatur, welche die Apokalyptik hervorgebracht hat, ist in die Sammlung der heiligen Schriften der Juden aufgenommen worden, das Buch Daniel, die letzten Kapitel des Buches Sacharia und Kapitel 24—27 des Buches Jesaja. Aber auch die nicht kanonisierte Literatur dieser Gattung, die sich gern in die Autorität alter Gottesmänner kleidete, wurde von den Frommen des Spätjudentums mit nervöser Spannung und fiebernder Ungeduld gelesen. Die Juden fanden darin ein Gegengewicht gegen die kümmerliche Lage der Gegenwart und gegen den nüchternen Pedantismus der Gesetzlichkeit. Der zähe und hochfliegende Glaube an den schließlichen Sieg Gottes, das unverlierbare Erbe der Propheten, hat sich darin ein zeitliches, aber eben darum auch jenen Geschlechtern angepaßtes Gewand geschaffen. Was diese „Offenbarungen" auszeichnet, die phantastische Steigerung der künftigen Vorgänge in gigantische Dimensionen, zu ungeheuren Revolutionen des Weltalls, in welche alle Mächte, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, hineingezogen werden, kündet sich schon bei Hesekiel an.

Gleichzeitig ist noch ein Zweites bei ihm vorgebildet. Der mächtige Glaubensgedanke der schließlichen Alleinherrschaft Gottes wird so durchgeführt, daß die geistliche Sphäre allein dominiert, die weltliche aber kurzerhand gestrichen wird. Die ganze Gedankenwelt ist völlig von dem Dualismus zwischen heilig und unheilig, geistlich und weltlich beherrscht, das Ende ist der Untergang der gesamten unheiligen Wirklichkeit, und die heilige Sphäre, die sich allein behauptet, fällt völlig mit der jüdischen Kultgemeinde zusammen. Darum fällt auch jeder organische Zusammenhang zwischen Gegenwart und Zukunft weg, der Uebergang vollzieht sich durch das schlechthinige Mirakel und die Weltkatastrophe.

Hesekiel ist aber nicht nur der Vater der Apokalyptik, sondern auch der Gesetzlichkeit. Das tritt uns in den Schlußkapiteln seines Buches entgegen, wo er von der Wiederherstellung seines Volkes und

und seinem religiösen Ziel redet. Die altprophetischen Gedanken fehlen auch hier nicht. Auch Hesekiel redet von einer gerechten Ordnung, die Jahwe durch einen Davididen, den „rechten einigen Hirten“ aufrichtet, wo nicht mehr die starken und fetten Schafe die schwachen wegstoßen; auch er erwartet einen wunderbaren Gottesfrieden, der sich auch auf die gesamte Natur erstreckt. Im übrigen ist aber sein Zukunftsbild eine der seltsamsten Utopien aller Zeiten. Er entwirft den Plan für den Wiederaufbau des Heiligtums und der Stadt Jerusalem, für die Wiederbesiedelung des Landes. Jedes Zukunftsprogramm, sei es nun evolutionistisch oder revolutionär, muß doch irgendwie an das Bestehende anknüpfen. Hesekiel verzichtet darauf; er nimmt Papier, Lineal und Zirkel zur Hand und zeichnet in die Mitte das allerheiligste Viereck des Tempels und rings herum gruppiert er die hochheiligen Vierecke der Priestersiedlungen des heiligen Stammes Levi und der heiligen Stadt, außen dran die nicht mehr gar so heiligen, aber immerhin noch heiligen Vierecke, in denen sich die übrigen Stämme niederlassen dürfen. Der König ist noch da und bezieht seine Einkünfte, aber seine Hauptobliegenheit ist, für die Opfer zu sorgen. Die wirkliche Macht liegt ganz in den Händen der Priester, deren Amtspflichten und Sporteln genau geregelt sind. Beinahe das einzige Unregelmäßige in dem Bild ist ein Wasser, das in genau abgemessenen Proportionen zum Strome anwachsend von der heiligen Stadt ostwärts in das tote Meer fließt und es zum herrlichen fischreichen Süßwassersee umwandelt; an seinen Ufern wachsen Bäume, die alle Monate Erstlingsfrüchte tragen.

All dem liegt der echt prophetische Gedanke der Heiligkeit des ganzen Lebens zu Grunde. Aber die Art und Weise seiner Durchführung müßten wir Schwärmerei nennen, wenn sie nicht mit dieser völlig poesie- und gemütslosen geometrischen Phantasie entworfen wäre, wenn ihr nicht diese schauerliche Abstraktheit anhaftete. Die Belehrung des Volkes über das, was heilig und was profan, was rein und was unrein ist, gehört zu den Hauptaufgaben der Priester. Die heilige Satzung allein führt das Wort.

Natürlich war dieser Plan undurchführbar. Aber der Geist, der ihn entworfen, hat in der Folgezeit die religiöse Führung übernommen. Sein Werkzeug war das Gesetz, das in den letzten Kapiteln des zweiten, im dritten und dem Anfang des vierten Buches Mose enthalten ist.[1]) Die Schriftgelehrten und Priester, deren hervorragendster Vertreter Esra war, Theologen und Juristen zugleich, weil die Theologie Jurisprudenz geworden ist und umgekehrt, haben eine rein geistliche Kultur ausbauen wollen. Die verschiedenen Rechtsgebiete

[1]) Anm. Der Aufsatz von Gerber in Nr. 1 der Neue Wege versucht eine Ehrenrettung des Gesetzes. Seine Bemerkungen sind zutreffend für die ältern Rechtstraditionen Israels, die im sog. Bundesbuch 2. Mos. 21—24 erstmals aufgeschrieben, vom Deuteronomium erweitert und auch ins spätere Priestergesetz aufgenommen worden sind. Aber ich kann sie für das spätere Priestergesetz nicht als richtig anerkennen.

sind in dieser Gesetzgebung gar nicht auseinander gehalten. Aber wenn wir unsere heutigen Unterscheidungen daran anlegen, so staunen wir, wie das Kirchenrecht mit seinem minutiösen Ausbau aller Bestimmungen das bürgerliche und das Strafrecht fast völlig überwuchert; das eine das profane Leben behandelnde Kapitel verliert sich unter den endlosen liturgischen Anweisungen. Alles Interesse konzentriert sich darauf, daß in der geistlichen Sphäre Alles in tadelloser Ordnung ist; in der weltlichen Sphäre begnügt sich das Gesetz damit, die gröbsten Auswüchse zu beseitigen und zeigt kein Bedürfnis, die altüberlieferten Bestimmungen weiter auszubauen. Und auch hier dominiert der kultische Gesichtspunkt. Die Gesetzgebung auf dem Gebiet der Sexualität z. B. ist viel mehr an dem Gedanken der kultischen als der sittlichen Reinheit und der Achtung vor der Persönlichkeit des Nächsten orientiert. Die Schriftgelehrten und Pharisäer der Zeit Jesu haben dann diese Art auf die Spitze getrieben.

Immerhin, Gesetzlichkeit und Apokalyptik waren die dem damaligen Geschlecht unentbehrlichen Gefäße, um das göttliche Kleinod hindurchzuretten bis dahin, wo die Zeit erfüllet war und das Erbe der Größten in Jesus zu neuem Leben aufwachen sollte. Dennoch wäre vielleicht über der Pflege der irdenen Gefäße der köstliche Inhalt völlig in Vergessenheit geraten, wenn nicht einzelne Männer ihm in der Kraft und Wucht ihrer gewaltigen Persönlichkeit auch ein würdiges Gefäß geboten hätten. Ein solcher Mann ist Deuterojesaja.

R. Liechtenhan.

(Schluß folgt.)

Neue Wege.

IV. Los von der Theologie und den Theologen!

Motto: „Auf den Stuhl Mosis haben sich die Pharisäer und Schriftgelehrten gesetzt. . . .“

Die Pharisäer und Schriftgelehrten, über die Jesus sein Wehe ruft, entsprechen ungefähr dem, was man heute Theologen nennt. Sie haben sich auf den Stuhl Christi gesetzt. Das Christentum, ja Christus selbst, ist theologisiert worden — das ist eine der großen Verhüllungen der Wahrheit, mit denen wir es zu tun haben und fürwahr nicht eine der leichtern! Wie sich an Stelle des Reiches Gottes die Religion zu schieben strebt, so an Stelle des Evangeliums die Theologie und es ist schwer zu sagen, welches Uebel das kleinere ist.

1.

Was ist denn Theologie? Wer ist ein Theologe? Hier möchten wir einen Satz aufstellen, von dem wir hoffen, daß jeder ehrliche Leser — und wir rechnen eigentlich nur mit solchen — ihn nicht mehr aus dem Auge verliere: Unter einem Theologen verstehen wir nicht einfach einen Pfarrer (oder Professor der Theologie). Diese sind Theologen in einem andern Sinne, als wir es hier meinen. Sie haben an der Universität Theologie studiert, das heißt: sie haben sich um das Verständnis des neuen und alten Testamentes bemüht und zwar, zum Unterschied von dem die Bibel lesenden „Laien", im wissenschaftlichen Sinne, unter Aufbietung eines sprachlichen und historischen Apparates; sie haben Philosophie, Kirchengeschichte, allgemeine Religionsgeschichte gelernt — mehr oder weniger — und sich auch auf das Pfarramt vorbereitet. Sie sind vielleicht sogar Lehrer dieser Wissenschaften geworden. Das ist nicht die Theologie, die wir meinen. Gegen diese ist das, was wir nun sagen werden, nicht gerichtet. Es mag gegen dieses Studium, gegen seine heutige Art, seinen Geist, seine Einrichtung, seine Eignung zur Heranbildung von Pfarrern vieles zu sagen sein — es ist sogar sehr vieles dagegen zu sagen! — aber das ist nicht die Aufgabe, die wir uns diesmal gestellt haben. Das mag ein andermal dran kommen. Wir sagen gegen diese Theologie hier kein Wort. Und so sagen wir kein Wort gegen die Pfarrer und Professoren als solche. Es kann Einer Pfarrer und doch kein Theologe in dem ausgesprochenen Sinne sein, den wir im Auge haben, und es mag Theologen in diesem Sinne auch außerhalb des Pfarramtes geben, es gibt ihrer auch wirklich sehr viele, und — sagen wir es gleich — besonders schlimme. Jenes Studium und der Pfarrerstand mögen mit der Theologie, die wir für eine schwere Gefährdung des Reiches Gottes halten, in besonders engem Zusammenhang stehen, aber was wir meinen, ist trotzdem keine Fakultätswissenschaft und kein besonderer Stand, sondern ein Geisteszustand und zwar einer, den, wie gesagt, kein Pfarrer haben muß und den viele unter ihnen nicht haben, den aber andere haben können, die nicht Pfarrer sind und viele auch haben.

Was ist sie denn, diese Theologie, die wir meinen?

Sie ist zunächst Religion als Fach und Beruf. Der Theologe ist ein religiöser Fachmann und Berufsmann. Wir denken dabei vor allem an das Pfarramt und die theologische Fakultät, doch kann sich diese „Fachbildung" natürlich auch außerhalb dieses Berufes finden und wir werden sehen, welche Umstände es mit sich gebracht haben, daß gerade dieses Fach sich unvergleichlich mehr als alle andern über den akademischen Kreis hinaus verbreitet hat und zu einer Volkssache geworden ist. Und was ist das entscheidende Kennzeichen dieses Faches? Es besteht darin, daß es sich darin um die Theorie der Religion handelt. Theologie ist Religion als Gelehrsam-

keit. Man kann auch den Priester einen religiösen Fachmann nennen, er ist dies aber auf Grund irgend einer Weihe, von der man annimmt, daß sie übernatürliche Kräfte verleihe, nicht auf Grund einer Gelehrsamkeit. Ein Priester kann auch Theologe sein, muß es aber nicht sein.

Aber damit sind wir noch nicht zu der Theologie gekommen, die wir meinen und für eine große Gefahr halten. Diese ist, wie gesagt, ein Geisteszustand, eine besondere Art und Weise, die sich an bestimmten Menschen, eben an jenen religiösen Fach- und Berufsleuten im weitesten Sinne des Wortes, herausbilden kann (nicht muß!) Sie ist da vorhanden, wo die Theologie die lebendige Religion verschlingt, besser gesagt: wo die Theologie an die Stelle Gottes tritt. Das aber ist ein Vorgang, den uns die Geschichte des Christentums in riesigem Maßstabe zeigt und der sich immer wieder von neuem einstellt. Er bedeutet eine der schlimmsten Verhüllungen des Reiches Gottes.

Wie entsteht diese Entartung?

Sie ist nicht schwer zu verstehen. Man macht aus der Religion eine Theorie. Diese Entwicklung geschieht mit einer gewissen Selbstverständlichkeit. Zur Botschaft vom Reich Gottes gehören nun einmal, wie es scheint, gewisse theoretische Aussagen über Gott und Welt. Diese können Gegenstand eines besondern Interesses werden. Sie können angegriffen werden und bedürfen dann — wirklich oder scheinbar — der Verteidigung. Sie können — wirklich oder scheinbar — Widersprüche enthalten und bedürfen dann, meint man, der Ausgleichung. Sie können in einer gewissen Zusammenhangslosigkeit auftreten und bedürfen dann der Systematisierung. Es macht sich dann auch ganz von selbst, daß es Menschen gibt, die dafür eine besondere Gabe oder Neigung besitzen. Diese machen sich daraus ein besonderes Geschäft, ja eine Lebensaufgabe. Sie werden damit für andere zu Lehrern, Führern, Autoritäten. Mit der Zeit bildet sich wohl etwa die Meinung aus, sie hätten als Theologen ein besonderes Wissen von Gott selbst, und die Theologen meinen es wohl auch ihrerseits. Sie werden damit zu Leitern der religiösen Gemeinde, sich vielleicht mit den Priestern verschmelzend oder neben ihnen stehend. Dann mag auch vermöge eines Triebes, der tief in der Religion zu wurzeln scheint, das Schwergewicht des reliösen Lebens in die Theorie verlegt werden, worauf Theologie und Theologen erst recht wichtig werden.

Diese theoretische Entartung ist mit der Sache Christi in großem Maßstab geschehen. Es kam zu ihr der Philosoph und machte sie zu einer Philosophie. Das Evangelium war zu einfach, zu selbstverständlich, zu wenig mit der ganzen Kultur verbunden. Es mußte daraus eine umfassende Wahrheit für den denkenden Geist gemacht werden. Das Heiligtum lag zu schutzlos da, zu ungeehrt und ungeschützt, zu sehr der Sonne und dem Regen, dazu dem Spott oder der Gleichgiltigkeit der Menschen ausgesetzt. Man mußte ihm zu Schutz

und Ehre einen befestigten Tempel aufführen, wo es im Allerheiligsten geborgen ruhte. Der Plan dieses Tempels mußte der tiefsten Weisheit und besten Wissenschaft eines Zeitalters entspringen. Es verstand sich von selbst, daß man für den Bau das edelste Material verwendete.

So enstand aus dem Worte vom Reich Gottes eine Philosophie. So kamen Plato, Aristoteles, Zeno, Plotinus, Abälard, Thomas von Aquino, Leibnitz, Kant, Hegel und gaben ihre besten Gedanken her für dieses Werk.

Nachdem aber die Kirche eine staatlich geartete Macht geworden war, da ließ sie Geister nicht mehr frei der Lehre walten. Diese war inzwischen heilige Lehre geworden. Von der Formulierung ihrer Sätze hing das Heil der Gläubigen ab. Diese Sätze wurden zum Dogma. Dieses war Gesetz. Der Gehorsam gegen dieses Gesetz konnte mit Strafe erzwungen werden und auf dem Scheiterhaufen starben die Ketzer. Die Männer aber, die dieses Dogma hüteten, die darüber sannen, es ausbauten, auch wohl zerstörten, waren die Dogmatiker. Es gibt solche bis auf diesen Tag. Man hat für sie an jeder theologischen Fakultät Lehrstühle. Es können heute sehr freidenkende Männer sein, aber ihr Geschäft ist die Lehre. Auch der Unterricht, den unsere Konfirmanden empfangen, ist meistens eine kurze und populäre Dogmatik, wozu noch eine entsprechende Ethik kommt. Die Bücher über Dogmatik würden, neben denen der freien religiösen Philosophen, die Peterskirche in Rom oder den Berliner Dom ausfüllen. Dazu kommen die Katechismen, alte und neue, die Bekenntnisschriften und Ketzerakten!

In der protestantischen Welt hat man besonders Gewicht auf die Bibel gelegt. Sie sollte ursprünglich das allem Volk zugängliche Wort Gottes sein, das den Anmaßungen des Priester- und Theologentums ein Ende bereite. Aber die Bibel mußte recht ausgelegt werden. War sie doch selbst die Quelle der Dogmen, ja gleichsam ein einziges Dogma. Zur Auslegung gehörte Kenntnis der Sprachen (Philologie) und der Geschichte. Wohl hatte man ursprünglich gemeint, der heilige Geist lege jedem ernsthaften Laien die Bibel selbst aus, das Wort Gottes in uns erschließe das in der Bibel geschriebene. Aber mit der Zeit wog die Gelehrsamkeit wieder vor. Es kam der neue Schriftgelehrte auf. Er hütete in alten Zeiten die rechtgläubige Auslegung der Bibel, heute läßt er vielfach in der Bibel keinen Stein auf dem andern, in beiden Fällen ist die Gemeinde ihm ausgeliefert. Diese Gemeinde soll allerdings durch Religionsunterricht, Bibelstunde und Predigt (dies besonders in früherer Zeit) auch nach Möglichkeit zu einer schriftgelehrten gemacht werden. So verstanden die Epigonen das Wort vom allgemeinen Priestertum der Christen.

Es entstand über dem Werk Christi der ungeheure Bau der christlichen Theologie, der katholischen und der protestantischen.

2.

Wenden wir uns nun Jesus zu.

Welch ein Gegensatz! Die vollkommene Laienhaftigkeit Jesu, seiner Person und seines Werkes, ist zu allen Zeiten aufgefallen und ein Trost der Menschen gewesen, und doch ist sie eine Paradoxie, und doch verstehen wir sie noch zu wenig. Er ist der „Zimmermann". Seine Jünger sind Fischer und Zöllner, also Menschen aus dem Kleingewerbe, Alle so „ungebildet" als möglich. Die damaligen Theologen haben sich denn auch mit der in solchen Fällen üblichen Mischung von Neugierde und Geringschätzung an diesen Laienprediger und seinen Kreis gemacht. Nur die Kraft, die offenbar von ihm ausgeht, hält sie anfangs ein wenig im Zaum. Aber Keiner von ihnen wird sein Jünger, Keiner. Wie sollten sie auch? Sie sind ja die Fachleute, sie kennen ja die Dinge, sie sind beati possidentes und gehören zum ganzen Kreis des Bestehenden. Da läßt man sich doch nicht auf Naivitäten ein. Sie umlauern ihn aber mit ihren Fragen, versuchen, wie er sich zu ihren theologischen Problemen und Richtungen verhält, bald mit Hohn, bald mit Wut. Jesus selbst aber ist bald so weit mit diesen Leuten, daß er im Gebete jenes Wort spricht, das das ewige Urteil über alle Theologie (und einiges Verwandte) enthält: „Ich danke dir, Vater, daß du dieses den Weisen und Klugen verborgen und es den Unmündigen (d. h. ungelehrten, kindlichen, untheologischen, naiven Menschen) offenbart hast."

Bei ihm selbst nirgends eine Spur von Theologie, auch wo er etwa „den Theologen ein Theologe" wird. Es wird, wie schon anderwärts gezeigt ist, kein Gewicht gelegt auf irgend eine Lehre. Da gibt es kein Credo und keine Rechtgläubigkeit. Wenn wir vom Dogma reden, sind wir sofort in eine andere Welt versetzt. Da ist keine Weisheit, keine Spekulation, kein Tiefsinn. Da ist kein System. Die verschiedenen Worte Jesu stehen oft, rein logisch betrachtet, im Widerspruch zu einander. Nicht das geringste Gewicht wird darauf gelegt, daß dieses oder jenes Stück „Lehre" wesentlich sei und nicht etwa übersehen werden dürfe. Es gibt hier auch keine Gebundenheit an ein Buch, keine Schriftgelehrsamkeit; man hat es mit dem unmittelbar gegenwärtigen Vater zu tun, dem lebendigen Gott, aus dem aber nicht wieder ein Dogma, ein System, ein Schlagwort, ein Methodismus, eine religiöse Phrase gemacht wird. Es gibt hier keine Fachleute. Jedes Kind, jede Frau am Brunnen ist hier Fachmann. Das Reich Gottes wird auch in dieser Hinsicht nicht abgegrenzt, in ein besonderes Schubfach gesteckt. Es ist in Gottes großer Welt, es redet von der Blume des Feldes und den Vöglein unter dem Himmel und dem Hirten bei seinen Schafen und dem Fischer bei seinen Netzen. Hier gibt es keinen besondern theologischen Geruch, sondern nur Gottes freie Luft.

Das Reich ist's, worauf es ankommt. Es ist so frei und reich und schlicht, so selbstverständlich und so paradox zugleich wie

Gottes Schöpfung. Es ist unphilosophisch und doch tiefer als alle Philosophie (und Theosophie!); es ist logisch widerspruchsvoll und doch eine wunderbare Lebenseinheit; es ist arm und doch endlos reich; es ist „ungebildet“ und doch die Krone aller Bildung — denn es ist der Mensch, der wahre Mensch, als Gottes Kind und Sohn, der Bruder Jesu, des Gottes- und Menschensohnes, wo aus Gott der reine Mensch hervortritt und im reinen Menschen Gott kund wird. Der Mensch ist der „Theologe“; im schlicht Menschlichen tritt Gott hervor; es braucht keine andere Offenbarung. Es ist wirklich nach dem Wort eines Mannes, der halb Freund, halb Gegner Christi ist: Theologie wird Anthropologie, Gotteserkenntnis Menschenerkenntnis und umgekehrt. Gott wird von allen verstanden in seinem Reiche, in einer Ordnung der Menschenwelt, wo in Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Reinheit Gottes Wille geschieht und Gott kund wird „im Fleische“, das heißt: in einer Welt, wo er dem Menschen entgegentritt als greifbare Wirklichkeit.

Diese „Theologie“ ist schon im alten Bunde wunderbar aufgeleuchtet. Auch in Israel will man keine Theologie. Da hat man keine tiefsinnige Spekulation über Gott und Welt. Da baut man keine philosophischen Systeme. Da glaubt man an einen Gott, der in Taten, in einer Geschichte, die von ihm zeugt, dem Menschen entgegentritt. Da hat man einen lebendigen Gott, einen Gott, der nicht eine Idee, ein Prinzip ist, sondern der schaffende Wille des Guten; einen Gott, der eine Hoffnung und Zukunft ist. Diesen Gott kann jeder verstehen. Wenn es aber jetzt noch so sein sollte, daß Einer mehr von Gott weiß als ein Anderer, so wird der Tag eines neuen Bundes kommen, „wo kein Bruder den Andern lehrt und Keiner zum Andern spricht: Erkenne den Herrn, sondern Alle ihn erkennen, groß und klein“ — eben weil Gott in seiner Herrschaft unter den Menschen sichtbar geworden ist. Dies großartige Wort des Jeremia ist auf dem Boden des alten Bundes das Urteil über die Theologie.

Das Reich Gottes alles eher als Theologie, Jesus kein Theologe. Gerade dies bedeutet wieder seine wunderbare Anziehungskraft. Gerade so lassen sich die Seelen von ihm zu Gott führen, auch wenn sie den Namen Gottes nicht nennen. Gerade so erreicht er den Menschen, weil er den Gott des Menschen kündet. Gerade so mußte Gott Mensch werden.

3.

Es liegt auf der Hand, daß etwas nicht in Ordnung sein muß, wenn dieser ungeheure Gegensatz zwischen der Welt Jesu und unserem theologisch gewordenen Christentum besteht.

Zwar läßt sich auch zu Gunsten der Theologie Manches sagen. Sie bedeutet auf alle Fälle eine großartige Geistesarbeit, und eine solche kann nie ganz wertlos sein. Es ist in den Früchten dieser Arbeit eine Welt von Wahrheit und Tiefsinn enthalten, die wir nicht missen möchten.

Einige der großen Theologen der Christenheit sind auch große Vertreter des christlichen Geistes überhaupt geworden. Origines und Augustinus, Thomas von Aquino und Anselm von Canterbury, Calvin und Melanchthon, Schleiermacher und Alexander Vinet — wer wollte sie entbehren? Wer schaute nicht in Ehrfurcht zu ihnen auf? Man mag auch, mehr grundsätzlich, betonen, daß das Reich Gottes, das allerdings in Jesus mit quellfrischer Reinheit und Kindlichkeit erscheint, notwendigerweise in die Mannigfaltigkeit der Kultur habe hineinmüssen, daß es sich habe auseinandersetzen müssen mit Philosophie, Wissenschaft, Politik und sozialen Dingen und daß es zu diesem Zwecke selbst habe eine Wissenschaft hervorbringen, gleichsam selbst wenigstens teilweise eine wissenschaftliche Gestalt annehmen müssen. Wir wollen das Alles nicht bestreiten, wenn es auch immer eine zweifelhafte Sache bleibt, was in der Geschichte sein „mußte" und was auch anders hätte gehen können.

Aber auch wenn man dies Zugeständnis macht, bleiben eine Reihe von schwersten Bedenken übrig. Einige liegen auf der Oberfläche, andere sind weniger bekannt und doch nicht weniger verhängnisvoll.

Das Christentum ist durch die Theologisierung und diese Verlegung des Schwerpunktes ins Theoretische entartet. Es ist von Hause aus praktisch, im tiefsten Sinne des Wortes. Verheißung und Forderung, Glaube und Liebe sind seine Stichwörter, und in allem das Reich! Ein Bürger des Reiches ist, wer auf das Reich Gottes hofft und in Glauben und Liebe den Weg Jesu geht. Richtige theoretische Sätze über Gott und das Reich Gottes sind Nebensache und mehr als dies: Entartung. Aber sie werden allmählich zur Hauptsache. Damit aber wird zur Nebensache, was vorher die Hauptsache war: die Hoffnung, der Glaube, die Liebe. Wo es im Evangelium heißt: „Daran wird jedermann erkennen, ob ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe zueinander habet", heißt es im Credo: „Wer diese Formel nicht annimmt, sei verflucht." Nun liegt es einfach auf der Linie dieser Entwicklung, wenn alle Vollständigkeit und Richtigkeit der Theorie uns auch nicht einen Hauch von dem verbürgt, was wir als Gottes Wirklichkeit im Menschen empfinden, wenn die Liebe nur ein Anhang des Christentums wird und der Heroismus eine Sache, die nur von ferne bewundert wird, in der Nähe aber als Narrheit gilt. Am Ende dieser Linie steht die Ausschaltung des lebendigen Gottes. Denn die Theorie hat es im Grunde immer mit der „Idee" zu tun, mit dem Begriff, während der lebendige Gott in Taten lebt, in Taten hervortritt und darum nur glaubenden, hoffenden, kämpfenden Menschen verständlich wird. Darum ist in den großen Tempeln der religiösen Theorie das Allerheiligste leer. Ein ungeheurer Betrieb, aber Gott abwesend, kein lebendiger Glaube. Darum fehlt er auch an Fakultäten und in Lehrbüchern der Dogmatik — soweit sie bloß

Fakultäten und Lehrbücher sind. Er gehört nicht dorthin. Darum schiebt sich die Theologie an Stelle Gottes.

Zur theoretischen Entartung gesellt sich die Kompliziertheit. Welch ein Gegensatz zwischen dem Unservater und der Summa der Theologie des Thomas von Aquino und den loci theologici des protestantischen Scholastikers Johannes Gerhardt oder auch nur einem Katechismus für Konfirmandenunterricht! Wie soll sich ein „Laie“ darin auskennen? Dazu gehört ja eine Lebensarbeit, dazu gehört der Fachmann, und auch er kommt kaum zu Ende.

Diese Wendung aber hat — im Zusammenhang mit der vorher dargestellten — ihre verhängnisvollen Folgen.

Einmal wird dadurch eine schwere Last auf die Schultern der Menschen gelegt. Die „Religion“ wird eine so verwickelte, schwierige, unübersehbare Sache. Wie leicht kann man so sein Heil verfehlen! Was für eine Mühe muß man sich da machen! Es tritt das Wort des Meisters in sein Recht: „Ihr bindet schwere Bürden und leget sie den Menschen auf die Schultern.“ Es gilt aber auch die Fortsetzung: „Ihr selbst aber wollet nicht mit einem Finger daran rühren.“ Denn bei aller Beschäftigung mit der Theorie nehmen die Fachleute selbst diese Sache nicht so bitter ernst wie die Laien — gerade als Fachleute.

Aber es kommt noch Schlimmeres dazu. Es wird vor allem eine Unsicherheit in den höchsten Dingen erzeugt. Denn wenn das Heil von scharfer und tiefgründiger theoretischer Erkenntnis und viel Gelehrsamkeit abhängt, dann werden diejenigen, die das alles nicht besitzen und nicht besitzen können, von denen abhängig, die es besitzen, also die Laien von den Theologen. Es kommt also dieser Gegensatz auf, von dem das Evangelium nichts weiß. Er wird auch im Protestantismus erneut, der doch grundsätzlich das allgemeine Priestertum aller Christen wieder zu Ehren bringen will.

Tatsächlich besteht auch unter uns diese Abhängigkeit. Immer wieder müssen wir uns wundern, wie auch geistig freie und selbständige „Laien“ einen geheimen Respekt vor den gelehrten Theologen haben, als ob diese von Gott doch etwas mehr wüßten, als sie. An die Bibel wagt man sich kaum mehr auf eigene Faust, da haben ja die modernen Schriftgelehrten den Schlüssel dazu. Höchstens mit „religionsgeschichtlichen Volksbüchern“ oder gelehrten Kommentaren in der Hand darf man vielleicht einen Versuch unternehmen, in dieses Labyrinth einzudringen. Nur bleibt man eben doch immer bloß ein Theologe zweiten Ranges. Man stößt darum auch immer wieder auf Menschen, die Theologie studieren, nicht um sich damit die Ausbildung für ein Pfarramt zu erwerben, sondern um hinter die Geheimnisse der Theologen zu kommen — um Gott zu finden. Andere aber, die große Mehrheit, überlassen Gott den Theologen. Die Theologen haben Gott monopolisiert. Gott ist nicht mehr die Hauptangelegenheit jeder Menschenseele, sondern eine Sache für die Fachmänner. Wieder schiebt sich die Theologie zwischen Gott und die Menschen.

Aber es lebt doch in den „Laien“ ein Gefühl, daß diese Sache nicht in Ordnung sei. Man läßt die Theologen ihr Monopol entgelten. Wir sind vor die Tatsache gestellt, daß niemand die Theologen recht leiden mag, daß der Respekt vor ihnen reichlich mit Geringschätzung gemischt ist und daß ein natürlich empfindender Mensch ihnen gern aus dem Wege geht. Oder ist dies keine Tatsache? Müssen wir, die wir von Beruf Theologie im Sinne der Fakultätswissenschaft treiben, den Theologen nicht auf jedes Butterbrot gestrichen bekommen? Müssen wir nicht bemerken, daß man uns kein natürliches Empfinden, keinen sicheren Wahrheitssinn zutraut, sondern uns als Träger einer Rolle behandelt, einer Rolle, mit der es uns nur halb ernst sei?

Was mag daran schuld sein?

Allerlei!

Zunächst einmal ist unser Geruch den Menschen widerwärtig — der Theologengeruch. Aus was für Bestandteilen ist er denn zusammengesetzt, dieser Theologengeruch?

Er ist zum Ersten Geruch der Schule. Wir sind Vertreter der Verschulung der Religion. Wir sind es, die die freie auf Formeln ziehen, in Sätze pressen. Das haben aber die Menschen als Menschen nicht gerne. Darum mögen viele von ihnen auch die Reformatoren beim besten Willen nicht übermäßig leiden. Sie tragen halt auch Theologenrock, sind religiöse Schulmeister, zum mindesten ein Stück davon. Was für ein Gewicht legen sie darauf, daß die reine Lehre in genaue und vollständige und richtige Sätze gekleidet sei! Sie streiten darüber mit Wut und senden darob Menschen in den Tod. Solches hat ein Franz von Assisi nicht getan. Darum fließt ihm auch eine ganz andere Liebe zu, als den Reformatoren. Nicht, daß diese nicht trotzdem groß blieben, aber hier ist eine ihrer Schranken, eine Schranke des ganzen Protestantismus. „Die Reformatoren“, habe ich einmal einen Mann sagen hören, einen, der ein Theologe und doch kein Theologe ist, der jesusähnlichste, den ich je getroffen, „die Reformatoren? Das waren ja keine Christen, das waren Theologen“. Ein einseitiges Wort, aber nicht ganz unwahr.

Was man weiter an uns nicht leiden mag, ist das Element des Zwanges. Von der Theologie her, besonders in ihrer Dogmen-Gestalt, ist ja ein Druck über das Geistesleben gekommen, der vielleicht furchtbarer war und ist, als alle politische und soziale Tyrannei. Davon umgibt uns in den Augen der Menschen immer noch etwas, uns, die wir ja vielleicht geistig freiere Menschen sind, als manche Nicht-Theologen. Man traut uns immerfort zu, daß wir die freie Seele irgendwie in eine Zwangsjacke stecken wollten und wärs auch eine moderne. Etwas vom Brande der Scheiterhaufen, dem Blute der Schaffotte und der Luft der Kerker, wo je und je Wahrheitszeugen von Theologen gemordet wurden, bildet einen Bestandteil des theologischen Geruches.

Endlich aber verzeihen uns die Menschen nicht die Monopolisierung Gottes, die wir vorzunehmen scheinen und die auch wirklich sich leicht mit dem Prinzip der Theologie verbindet. Sie bezweifeln laut oder still das Recht dieses wirklichen oder vermeintlichen Anspruchs. Sie schenken uns kein rechtes Vertrauen. Sie glauben nicht an unsere volle Ehrlichkeit. Wir sind in ihren Augen solche, die eine Privileg zu hüten haben. Unsere Theologie ist das komplizierte Plaidoyer eines Advokaten Gottes. Wir machen das zum Fach, was doch jedes Menschen Anliegen ist, darum rächen sie sich damit, daß sie dieses Fach gering schätzen. Sie trauen weder unserer Wissenschaft noch unserer Frömmigkeit. Wir schließen den großen Gott in den Kreis einer bestimmten Disziplin, einer bestimmten, geweihten Welt, ein, darum spotten sie vielleicht dieses Gottes.

Das ist es, warum die Menschen uns Theologen nicht leiden mögen. Sie tun uns damit, soweit wir Einzelne sind, vielleicht arg unrecht, aber wir leiden eben unter dem Fluch der Theologie. Sie mögen uns nicht leiden, weil sie uns nicht für einfache, wahre Menschen halten. Sie mögen uns nicht leiden, weil wir ihnen als Menschen Gott verdecken.

4.

Theologie an Stelle Gottes — das ist der Fluch der Theologie. Und das ist es also, was wir unter der Theologie verstehen, die wir für ein großes Uebel halten: nicht Bibelstudium und Kirchengeschichte, und Religionsphilosophie, nicht das Pfarramt, sondern die Theologie, die Gott und den Menschen trennt. Eine solche aber gibt es, und zwar bei „Laien“ wie bei Theologen, da „Laien“ oft auch Theologen sind und was für welche! Man kann „Theologie“ studieren und frei von der Theologie bleiben und kann wenig religiöse Gelehrsamkeit haben und doch ein echter, schlimmer Theologe sein.[1])

Es muß aber freilich gesagt werden, daß die fach- und berufsmäßige Beschäftigung mit der theologischen Wissenschaft, wie sie zum Pfarrertum gehört, dazu die ganze Methode dieses Studiums, wie sie auf den Universitäten üblich ist, die größte Gefahr in sich schließt, aus Menschen Theologen (in üblem Sinne) zu machen.

Wir sind eben doch religiöse Fachleute in besonderem Sinne und von hier aus besonders schweren Gefahren ausgesetzt. Wie kommt denn echte Gotteserkenntnis zustande? Offenbar nur im Zusammenhang mit dem Trachten nach dem Reiche Gottes. Wenn ein Mensch von der Not des Lebens gepreßt wird und dann Gott ihm begegnet in Gericht oder Gnade, dann hat er Theologie im höchsten Sinne gelernt. Wenn ein Mensch im Kriege Gottes, umgeben von Fleisch,

---

[1]) Wir werden beide Arten der Anwendung des Wortes Theologie nun meistens auch so unterscheiden, daß wir da, wo wir bloß von der Fakultätswissenschaft reden, Anführungszeichen setzen, also „Theologie“ sagen, während Theologie das Uebel bedeuten soll.

Welt, Tod und Teufel zu den letzten Fragen vordringt und Licht begehrt, dann ist das der gesunde Weg der Wahrheit. Es gibt keine andere Wahrheit, als die, die mit der Existenz des Menschen zusammenhängt. Alles andere ist „Theorie“ im üblen Sinne, geistiger Luxus, Trug. Und nun bedenke man, daß wir junge Menschen durch die Bänke des Gymnasiums und der Universität stoßen, zehn bis zwölf Jahre, daß wir sie durch Latein, Griechisch und Hebräisch stoßen, durch Mathematik, Physik, Chemie, Geographie, Geschichte, Philosophie — damit sie Gott finden! Unreif, der tiefsten Lebenserfahrungen unkundig, fast aus der leeren Luft her sollen sie das letzte Wort des Lebens finden, sollen sie die Wirklichkeit der Wirklichkeiten erkennen? Was wird, was muß die Folge sein?

Einmal, daß das Heilige zum geistigen Spiel wird. Denn im tiefsten Ernst der Frömmigkeit kann man ja all diese Theorie gar nicht treiben, er würde sie nicht dulden!

Aber es stellt sich eine andere Gefahr ein, die diese erste noch steigert, nämlich eine Verwechslung: eben die Verwechslung von „Theologie“ und Gott. Man hört so viel von Gott. Man nimmt ganze Systeme von Gotteserkenntnis in sich auf, vielleicht von bedeutenden, auch religiös lebendigen, Männern vorgetragen. Man beschäftigt sich mit den Propheten, mit Jesus, Paulus, Augustinus, den Mystikern und den Reformatoren, man tut es wissenschaftlich, aber doch auch so, daß man diese Gestalten religiös auf sich wirken läßt — wie leicht stellt sich da die Versuchung ein, was man so verstanden und anempfunden hat, für eignen Besitz zu halten. Dann ist man aber durch einen Scheinbesitz vom wahren Besitz getrennt; man wird durch die „Theologie“ am Suchen Gottes selbst gehemmt. Wir begegnen denn auch oft solchen „Theologen“, von denen wir das Gefühl haben, daß ihre Theologie ein Panzer sei, der sie vom Gott abhält, vor Gott schützt. Je wundervoller diese „Theologie“ ist, desto sicherer ist die Wirkung, daß sie ihren glücklichen Besitzer nie zu einer unmittelbaren, schlichten Berührung mit Gott selbst kommen läßt. Allerdings gehört ja das Gottsuchen sozusagen auch zum Fach und wird demgemäß betrieben. Aber wenn Gott sich so nicht finden ließe? Wenn das, was so gefunden wird, bloß ein Gebilde des eigenen Denkens wäre?

An diesem Punkt tun sich weitere Gefahren der „Theologie“ auf, die immer furchtbarer werden.

Ein „Theologe“ ist ein Fachmann in Religion. Als Fachmann ist er Kenner. Nun ist es aber schon ein schrecklicher Gedanke, in solchen Dingen „Kenner“ zu sein! Den Kenner treibt eine gewisse Neugierde. Er weiß ja meistens von vornherein, worum es sich handelt und hat seine Rubriken bereit und ein fachmännisches Urteil fällt ihm nicht schwer. Wo etwas Neues auftaucht, da wird es irgendwie beim Alten untergebracht, wobei die Kirchengeschichte sehr nützliche Dienste leistet. Ein rechter „Theologe“ läßt sich nicht verblüffen! Da-

mit aber geht alle Kindlichkeit im Verhältnis zu Gott, alle schlichte Empfänglichkeit für sein Anpochen verloren. Man muß Theorien, Methoden machen, muß sich darum streiten, einander darob schlecht machen. Daher können „Theologen" so schwer etwas mit Gott tun. Darum „kommen sie nicht hinein", nämlich ins Reich Gottes, „und lassen dann Andere auch nicht hinein". Darum gilt ihnen ganz besonders: „Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder!"

Aber wenn das Kennertum von Gott scheidet, so nicht von der Religion. Dafür besitzt es oft einen besonderen Appetit. Es ist beständig auf neue religiöse Anregungen aus, es liegt vor allem wirklichen oder auch nur scheinbaren religiösen Tiefsinn auf den Knien; es arbeitet allerlei Methoden der Bekehrung und Verinnerlichung aus; es gerät oft ins Absurde und vergißt dabei die Hauptsache, die wunderbar einfache Hauptsache.

Vor allem aber stellt ein böses Unkraut sich ein: der theologische Hochmut, der eine besondere Abart des religiösen Hochmutes ist. Kennerschaft macht ja immer hochmütig — und nun gar religiöse Kennerschaft! Man kann ja von allem reden: von Gott, vielleicht dem Reiche Gottes, von den Mysterien des inneren Lebens. Wenn man dann gar noch frömmer, tiefer, origineller ist als Andere! Wenn man sein „Gotterlebnis" hat! Oder wenn man eine „Theologie" hat, vor der alle, die sie nicht haben, Flachköpfe sind, eine allerneueste, viel neuer als die sonst als neueste geltende, viel radikaler als die radikalste, viel positiver als die positivste! Dann werden ganze Scharen von selbstbewußten, ehrgeizigen, hohnvollen Pfäfflein daher kommen.

Doch da sind wir schon beim Pfaffentum angelangt, das eine Sache für sich ist. Auch ein Theologe im üblen Sinn ist noch nicht notwendig ein Pfaffe.

Sagen wir nur noch das Letzte: die Strafe für diesen angemaßten Besitz ist, daß in der ganzen Geschichte die „Theologen" es stets gewesen sind, die am wenigsten Empfänglichkeit für Gott und sein Reich gezeigt haben, die jene Kreuze aufgerichtet haben, an denen immer wieder die Wahrheit Gottes litt. Ob lauter vermeintlichem Besitz wird man bankerott.

5.

Welche Schlußfolgerungen ziehen wir aus dem Gesagten?

Erstens: Christus muß von der Theologie und den Theologen befreit werden.

Wie ist das gemeint? Wollen wir das religiöse Denken verwehren, die Auseinandersetzung mit der Kultur, den Flug der philosophischen Spekulation, die Erforschung der Geschichte?

Mit nichten! Nochmals sagen wir: was wir bekämpfen müssen, ist ein Gemütszustand, ein System, nicht eine Wissenschaft oder ein Stand. Wir müssen die Theologie aufheben, soweit sie die theoretische Entartung des Christentums bewirkt, soweit sie Kompli=

ziertheit, Unsicherheit, Zwang, Heuchelei, Hochmut und Trug schafft. Jene wissenschaftliche Arbeit aber kann sehr wohl dem Reiche Gottes dienen. Dieses hat einen weiten Atem und braucht mancherlei Arbeiter. Aber gerade darum sollte „Theologie" als *besondere* Wissenschaft aufhören. Sie sollte nicht ein abgegrenztes Gebiet umfassen, sondern *alle* Wissenschaft, *alle* Wirklichkeit. Es ist die Weise der *Religion*, sich eine besondere Welt zu schaffen und sich in diese Welt zurückzuziehen, aber die Weise des *Reiches Gottes* ist es, *alle* Welt zu umspannen. Gott wohnt nicht in Tempeln, sondern schafft in der *Welt*, darum muß aus *aller* Erkenntnis zuletzt Gotteserkenntnis werden. *Wir fordern die Laisierunng der „Theologie."* Sie sterbe, um zu leben.

Nun das Zweite! *Es liegt uns daran, die Laien aufzufordern, sich ihr angestammtes Recht wieder zu nehmen.* Wie lange wollt ihr noch diese Vormundschaft der Theologen ertragen? Wie lange wollt ihr noch im Höchsten abhängig sein? Wie lange wollt ihr noch jenes Monopol dulden? *Es gibt auf dem Boden des echten Protestantismus, des Reiches Gottes gar keine Laien.* Die Zeit ist da, wo Keiner zum Andern sagen soll: „Erkenne den Herrn," sondern Alle ihn suchen und erkennen sollen, Klein und Groß. Gewiß wird es immer *Führer* geben, aber es müssen von *Gott* berufene sein, nicht Fachmänner. Fachmänner Gottes gibt es nicht. Es ist ein Fluch, daß ihr, die „Laien", zwar die Theologen gering schätzt, sie aber doch wieder so stark respektiert. Beides hängt zusammen, beides ist gleich falsch. Ihr sollt „Theologen" sein wie wir und wir als freie Menschen gelten, wie ihr.

Oder ist's euch bequemer, Andere das besorgen zu lassen, was doch *eure* ureigenste Angelegenheit ist? Dann gesteht es zu und erklärt euch als Sklaven. Wisset aber, daß aus dieser Sklaverei *jede andere* fließt. Denn wer im Innersten nicht frei ist, der wird in *keiner* Beziehung ganz frei werden. Was wir an Freiheitskraft und Freiheitstrotz in den letzten Jahrhunderten erlebt haben, das ist zum größten Teil aus *dieser* Quelle geflossen.

Die Sache des Reiches Gottes hängt, menschlich gesprochen, vom Erwachen der Laien ab. Erst wenn *sie* von der Leidenschaft des höchsten Wahrheitssuchens ergriffen werden, erst wenn aus *ihrer* Mitte neues Leben bricht, kommt das Reich Gottes unter uns vorwärts. Unser Pfarrer- und Theologenchristentum hat seinen Tag gehabt. Es steht heute unter dem Verdikt des Unwirklichen und Unwahren. Es müssen „Laien" kommen, Menschen mit einem nicht durch das Fach verdorbenen Ernst und einer nicht durch die Verschulung gebrochenen Kraft, Menschen mit reinem, kindlichem, ganzem Wesen, Menschen, auf denen nicht die Last des Mißtrauens liegt, Menschen, um die noch Luft von den Bergen Gottes weht. Sie können dem Stande nach auch „Theologen" sein, aber sie müssen durch die „Theologie" zu vollem einfach-menschlichen Laientum, zu der Kindlichkeit und Frei-

heit der Kinder Gottes durchgedrungen sein. Vielleicht aber ist es Gottes Wille, sie aus denen zu erwecken, die sind wie einst Petrus und Johannes.

Man hat dies in der neuern Zeit schon lange begriffen und den Ruf nach einer Laienkirche erhoben. Auf eine Laienkirche kommt es uns nun hier nicht an. Aber wir weisen darauf hin, daß das Erste, was nötig ist, wenn die Emanzipation der Laien geschehen soll, darin besteht, eine „Laienreligion" zu bekommen. Wir müssen aus dem Reiche der Gelehrsamkeit und Kompliziertheit heraus zu der einfachen Wahrheit Gottes. Wir müssen die heilige Quelle nicht mehr im Sanctuarium eines labyrinthischen Tempels suchen, zu dem nur Eingeweihte vordringen können, sondern draußen auf dem Markte, wo alles Volk aus ihr schöpfen kann, wir müssen von der Theologie zum Reich Gottes zurück und vorwärts.

Ihr Laien, die ihr keine seid, laßt es euch gesagt sein von Einem, der selbst „Theologe" ist: Von dem, worauf es ankommt, weiß ein „Theologe" nicht im geringsten mehr als ihr. Ein Philosoph weiß nicht mehr von Gott als ihr. Ein Schriftgelehrter versteht seine Bibel nicht besser als ihr, vielleicht aber schlechter. Denn seine Gelehrsamkeit kann ihm die Bibel ebenso gut zuschließen, als aufschließen. Die Bibel ist das Buch des lebendigen Gottes und wird verstanden von Menschen, die diesem Gott geöffnet sind; es ist kein Buch der Vergangenheit, sondern der ewigen Gegenwart. Sie ist das Menschheitsbuch, das der Mensch als solcher versteht. Nie ist neues Verständnis der Bibel von großer Gelehrsamkeit ausgegangen. Kurz: ihr habt vollen Zugang zur Quelle, benützet mit freier Seele euer höchstes Recht.

Aber diese Einladung ergeht vor allem auch an uns, die berufsmäßigen „Theologen". Noch einmal: wir brauchen nicht Theologen zu sein, ja gerade unsere „Theologie" kann uns das Mittel liefern, von der Theologie frei zu werden, die schlimme Verwechslung aufzuheben. Aber wie müssen diese schwere Gefahr für unsere Seele erkennen. Wir müssen den alten Fluch, der auf dem Christentum lastet, durchschauen. Wir müssen den Theologenrock ganz und gar ausziehen. Gerade wir können das Reich der Theologie zerstören helfen. Unsere „Theologie" ist nichts wert, wenn sie uns nicht laienhafter macht als die Laien. Wir können uns so nahe an den wirklichen Gott, so nahe an Jesus Christus drängen, daß wir aus Theologen Menschen werden, erst recht Menschen!

Denn das ist ja klar: die Theologie wird nur zerstört, wo das Reich Gottes kommt. Das Reich Gottes aber ist da, wo nicht bloß Religion und Religionstheorie ist, sondern Gott selbst, Gottes Wirklichkeit, der Gott, der immer auch Mensch ist. Wir können es nicht machen, aber wir können ihm durch Selbsterkenntnis und Selbstgericht Raum schaffen.

L. Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

Der Abfall.

(Ein Gleichnis, nicht bloß kirchenpolitisch zu applizieren.)

Es war einmal ein König, der ließ durch Herolde alle Großen seines Reiches zu einem Maifelde entbieten. Da war viel Kurzweil mit Tjosten und Turnieren; mancher Edeling flog da auf den Sand und hatte den Spott zu der Schande, viele Lanzenschäfte wurden zerbrochen, und viele Kleinodien gewonnen.

Der hehre Herrscher freute sich des kriegerischen Geistes, der in seinen Mannen blühte, und tat manchem Sieger Bescheid aus güldenem Kelche und ließ manche Spende reichen von seinem Schatzmeister.

Da nahte sich seinem wappenbestickten Thronhimmel, der unter alter Wodanseiche aufgeschlagen war, ein grämlicher Bischof, der der Festfreude nicht hold war, mit einem Anliegen:

„Hochmächtiger Fürst, wir wissen gar wohl, daß du Gottes Wort liebst, wie es die römische Kirche hütet, und ihre Diener ehrst, wie sich gebührt. Nun sind da lose Ketzer aufgestanden in meinem Sprengel, Mißwachs aus wilder Wurzel, die den Zehnten verweigern, Petri Schlüsselgewalt verspotten und die römischen Kanones verachten. Sie wollen nicht Stolgebühr zahlen noch den landfahrenden Pfaffen grüßen, sondern feiern Freithing auf roder Erde und Göttermahl den Unholden zu Ehren, die Christus verdammt hat. Leihe mir Blutbann und Rogeschwert, daß ich sie treffen kann mit Acht und Aberacht und sie fahnden lasse *für ihren Abfall* an Leib und Leben.“

Der König war in tiefes Nachdenken versunken und schaute bald auf das güldene Brustkreuz auf des Bischofs Gewand, bald auf den Baumriesen, der sich ihm zu Häupten wölbte. Der ganze Umstand, Herzoge und Grafen, Prälaten und Edelinge, bangte in stummer Erregung, bis der weise König zu sprechen anhub:

„Lieber Bischof, ich habe mein Urteil gefunden in deiner Sache. Doch will ich es dir kundtun in einer Gleichnisrede, wie es unser Meister zu tun pflegte. Du wirst den Bildschleier zu lösen verstehen, und das verhüllte Geheimnis wird dir eine Offenbarung sein.

„Vor Zeiten, als die alten Götter noch lebten, trat ein häßliches Hagsassenweib, das über Land schritt, mit ihrem schmutzigen Fuße eine Eichel in den Grund, und sie war für das Menschenauge begraben. Aber nun schwoll die winzige Lebenswucht, die in der kleinen Frucht beschlossen war, und mit des Keimes Triebkraft wuchsen Wurzel und Stamm und Zweige und Krone. Wer hätte die felsensprengende Stärke in dem verachteten Gesäms vorausgeahnt? Nun bauen des Himmels Vögel ihre Nester in dem Astwerk, und der Hunno pflanzt sein Rogeschwert auf in sein Schatten und des Königs bunte Fähnlein leuchten aus dem grünen Gewirre, wenn er, sein Gewaffen an den Stamm gelehnt, darunter sitzt auf goldenem Stuhl. Droben aber in dem knorrigen Gezweig reifen die Früchte zu Hunderten, lauter winzige

Geheimnisse, jedwedes wieder mit einer Wucht ausgestattet, die Felsen sprengen kann. Aber wenn die Eichel sich nicht löst von dem Stiele, der sie mit dem Lebenssafte des Baumes verbindet, *wenn sie nicht abfällt*, dann ist sie zu nichts nütze. Gewiß, auch viele von denen, die abfallen, gehen verloren, werden von Wildschweinen gefressen und von den Menschen zertreten, aber einige sinken in die dunkle Grabesgruft der Krume, um aufzuerstehen als die Ahnen der Wälder der Zukunft."

Da war erst langes Sinnen und Schweigen in der Versammlung, dann hub ein Raunen an und Reden, alle freuten sich der Worte des gekrönten Weisen, die blank waren wie ein Schwert, nur die Aebte und Bischöfe schauten mißmutig drein und fluchten verhalten dem alten, hellen Heidenrest, der noch in des Herrschers Hirn nistete.

Der weise König aber ließ ein Kreuz bringen, ein schlichtes Holz mit einem blutbefleckten Heilande, und hing es auf zu Häupten über dem Throne. Dann kniete er nieder und betete mit Inbrunst:

„Göttlicher *Abfall* von alterndem Judenstamme, von schachernden, ehrgeizigen Priestern in den Grund des Grabes getreten, du Urbild aller, die man als *Abfall* brandmarkt. Du bist erstanden aus düsterer Grabesgruft und hast dein Reich ausgebreitet über die ganze Welt. Der Auswurf und *Abfall* der Menschengilden ist deine Frucht, die dein Leben und deine Liebe weiterpflanzt auf die fernsten Geschlechter. Gib uns dein Grabeslos und deine Auferstehungswucht, und schärfe unser Ohr, daß wir hören, was die Blätter der Eiche rascheln und raunen!"

Von dieser Stunde an war viel Flüstern in den Klosterkammern und viel Ränkeschmieden in den Bischofshöfen, und wie alte Pergamente bekunden, wurde der weise König bei einem Aufstande, den die Kutten angezettelt, ermordet und mußte seine edle Seele aushauchen.

Er ward von wenigen Getreuen seines Gefolges unter der Wodanseiche auf roder Erde verscharrt; ein derber Findling wurde auf das Grab gewälzt zum Zeichen, daß ein Held hier schlummere und ein Seher.

Und dieser Glaube hat sich gehalten bis auf den heutigen Tag: Wenn ein schwangeres Weib seinen Fuß setzt auf den Stein, so gewinnt ihre Frucht helles Auge und feines Ohr, trächtiges Hirn und wunderbaren Mund.

Von einem Gottesfreunde im Oberlande.

Lasset uns um Blutzeugen beten und nicht um gute Konkordate, dann wird sich Christi Kirche wieder verjüngen, die in diesem Kriege zur Hure geworden ist des Teufels, indem sie den weltlichen Lebensmächten buhlt und Vorschub leistet.

Zum Fall Kleiber.

Die prinzipielle Bedeutung des Falls Kleiber verlangt prinzipielle Stellungnahme.

Die ganze Art dieses Falls, die Tatsachen, die ihm zu Grunde liegen, der bisherige Verlauf der Angelegenheit erleichtern uns die Aufgabe. Wir haben nicht viel anderes zu tun, als die Tatsachen selber anzuführen, und zu zeigen, wie man sie gedeutet hat. Was sie bedeuten, ergibt sich dann von selbst.

1. Die Tatsachen.[1])

„Im März 1917 verweigerte unser Kommilitone Max Kleiber, immatrikulierter Student an der Eidgenössischen Technischen Hochschule und Leutnant der Artillerie, aus grundsätzlichen Erwägungen den Militärdienst. In seiner Verteidigung vor dem Militärgericht der 4. Division begründete er seinen Entschluß mit seinen prinzipiellen religiösen, ethischen und politischen Ueberzeugungen. Das Militärgericht würdigte den grundsätzlichen und überpersönlichen Charakter dieser Motive. Indem es die gute Beurteilung der bisherigen militärischen und sittlichen Führung des Angeklagten berücksichtigte, fällte es sein Urteil, das auf vier Monate Gefängnis, Entsetzung vom Grade und Einstellung im Aktivbürgerrecht für die Dauer eines Jahres lautete.

Nach seiner Verurteilung richtete Kleiber am 20. April an die Justizdirektion des Kantons Zürich ein Gesuch, dem wir folgende Stelle entnehmen: ‚Ich stehe im letzten Kurs der landwirtschaftlichen Abteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule und sollte nach Absolvierung dieses Sommersemesters Ende Juli bis Anfang August die Diplomprüfung bestehen. Bei vollem Bewußtsein der Folgen meiner Handlung habe ich den Dienst verweigert und unter anderm auch das Diplom nicht höher geschätzt als mein Gewissen; aber ich möchte nichts, was ich verantworten kann, unversucht lassen, um meine Studien diesen Sommer abzuschließen und stelle deshalb das Gesuch um Aufschiebung meiner Strafe bis Anfang August.‘

Am 30. April beantwortete die Staatsanwaltschaft des Kantons Zürich dieses Gesuch mit folgender zustimmenden Erklärung: ‚Mit Rücksicht darauf, daß im jetzigen Zeitpunkte eine Unterbrechung der Studien zum Zwecke des Strafvollzuges für den Verurteilten eine durch das Urteil nicht gewollte Härte bedeuten würde, erscheint es angezeigt, dem Gesuche zu entsprechen. Es wird deshalb verfügt: Dem Gesuchsteller wird zum Antritt der durch das Urteil des Divi-

---

[1]) Wir entnehmen die Tatsachen dem vom Aktionskomitee herausgegebenen Bulletin. Sie sind hier aktenmäßig dargestellt und vom Schulratspräsidenten als richtig anerkannt. Beizufügen wäre noch, daß die Idealität der Beweggründe Kleibers vom Militärgericht, auch vom Ankläger, ganz besonders betont und hervorgehoben worden ist.

sionsgerichtes 4 vom 14. April 1917 gegen ihn ausgefällten Gefängnisstrafe von vier Monaten Strafaufschub bis zum 6. August 1917 bewilligt.'

Daraufhin setzte der Kommilitone Kleiber seine Studien im laufenden Semester unbeanstandet fort und lieferte während der Zeit seine Diplomarbeit an den Vorstand der landwirtschaftlichen Abteilung ab.

Dienstag, den 26. Juni jedoch erhielt er ein vom Rektor der Eidgenössischen Technischen Hochschule, Herrn Prof. Dr. Boßhard unterzeichnetes Schreiben, in dem es heißt: ‚Der schweizerische Schulrat hat in seiner Sitzung vom 23. Juni 1917, in Erwägung, daß der Studierende Kleiber für ein Jahr im Aktivbürgerrecht eingestellt ist, beschlossen: Der Studierende der Landwirtschaftlichen Schule der Eidgenössischen Technischen Hochschule, Max Kleiber, wird aus der Eidgenössischen Technischen Hochschule ausgeschlossen.'

Laut mündlicher Mitteilung wird der Schulrat Max Kleiber wieder zur Eidgenössischen Technischen Hochschule zulassen, wenn Kleiber wieder in die bürgerlichen Ehren und Rechte eingesetzt sein wird.

Der Rekurs gegen die Verfügung ist gegenwärtig beim Bundesrat anhängig."

2. Bis jetzt.

Die Angaben des Bulletins des Aktionskomitees sind sachliche, aktenmäßige Mitteilungen. Es ist aber klar, daß in dieser Mitteilung ein Zweck und in nuce eine Stellungnahme liegt. Das Bulletin gibt es ohne weiteres zu. Es schließt mit den Worten:

„Der Zweck dieser Mitteilung erschöpft sich darin, der Studentenschaft den dokumentarisch festgesetzten Sachverhalt bekannt zu geben.

Es liegt den Herausgebern ferne, in irgend welcher Weise antimilitaristische Propaganda zu treiben. In der Annahme, daß die Entscheidung des schweiz. Schulrates, wenn sie vom Bundesrate gedeckt werden sollte, für die gesamte Studentenschaft von Wichtigkeit ist, da es sich hier um das Prinzip der akademischen Gewissensfreiheit handelt, wird dieser Tatbestand der Oeffentlichkeit übergeben."

Damit dokumentiert das Bulletin in unmißverständlicher Weise, daß eine Studentengruppe dem Fall Kleiber eine prinzipielle Bedeutung für die akademische Gewissensfreiheit zuerkennt. Man merkt auch, daß diese Gruppe dafür eintreten wird. Das Bulletin ist ein Anfang, der Anfang eines Kampfes.

Die Lage der Studenten, welche gegen die Verfügung des Schulrates für das Prinzip der akademischen Gewissensfreiheit eintraten, war schwer. Sie hatten keinen leichten Kampf zu führen gegen die Zaudernden, die Schwankenden, die Heute-hier- und Morgen-dort-Leute, gegen die autoritätsfrohen und autoritätssüchtigen Studenten, gegen alle, welche die prinzipielle Bedeutung des Falls und die Größe dessen, was im Spiel war, nicht anerkennen konnten und wollten.

Erschwert wurde ihre Lage dadurch, daß sie sich zugleich gegen Mißdeutungen und Entstellungen ihres Ziels zu wehren hatten. Es wäre zu schön gewesen, wenn es gelungen wäre, den Fall Kleiber als antimilitaristische Propaganda hinzustellen, an der nur Sozialdemokraten und Neue Wege-Leute als Hetzer beteiligt sind. Die entschlossene, grundsätzliche Haltung der Wortführer wehrte der Gefahr. Sie verhalf dem Prinzip zum Sieg über die Verleumdungen und Verzerrungen, denen es ausgesetzt war, und rettete damit die Sache. Wer noch sehen wollte, sah, daß es sich nicht darum handelte, für irgend einen dogmatischen Parteizweck, für ein persönliches Ziel Kapital zu schlagen, sondern um eine Angelegenheit, die mit der ganzen Stellung zum Leben aufs engste verbunden ist und darum das ganze Volk angeht.

Die Verleumdungskampagne hatte kein weiteres Resultat, als der Geschichte der häßlichen Verzerrungen eines hohen Zieles ein reichhaltiges Kapitel beizufügen.[1]) Sie hörte zwar nicht auf und wird schwerlich verstummen, aber sie ist doch gerichtet.

Die entschlossene Haltung der Wortführer der Opposition machte großen Eindruck und gewann weite Kreise. Es regte sich in der Studentenschaft. Man mochte am Anfang noch mißtrauisch sein; denn auch Optimisten haben den Glauben an die revolutionäre Kraft unserer Intellektuellen etwas eingebüßt. Aber es zeigte sich bald, daß es keine Strohfeueraufregung war. Es war der Kampf um ein Prinzip, welches das Leben angeht. Es war das Tagen einer Erkenntnis, gegen die man sich lange gewehrt hat, die aber mit der unüberwindlichen Macht der Wahrheit den Verstand in ihren Bann zieht und den Willen in ihren Dienst zwingt: die Erkenntnis, daß unsere höhere Bildung schwer bedroht und starken reaktionären Tendenzen ausgesetzt ist. Auch Gruppen, die eine keineswegs antimilitaristische und antinationale Haltung einnehmen, auch Vertreter der jetzigen Ordnung und Bekämpfer des „Umsturzes" in jeder Gestalt sprachen sich unmißverständlich gegen den Entscheid des Schulrates aus. Offiziere, die zur Auffassung stehen, daß das Militär gegenwärtig notwendig ist, traten

---

1) Es handelte sich vor allem um drei Punkte: a. Man suchte Kleiber, seine Motive und seine ganze Haltung zu diskreditieren und zu verdächtigen. Während alle, die ihn kennen, einmütig seine gerade Art anerkennen, suchte man in ein Verhalten etwas Schwankendes, Gewundenes hineinzulegen. b. Man behauptete, hinter Kleiber stünden Hintermänner, Agitatoren. Getroffen wurden damit Kleiber selber, der keiner persönlichen, selbständigen Tat fähig gewesen wäre, und die Hintermänner, die von den Kulissen aus für ihre Ideen geworben hätten. c. Man suchte der ganzen Frage ihren wahren Charakter zu rauben und sie derart zu entstellen, daß man sie dann mit moralischer Entrüstung auf seine Art beantworten konnte. Die Zulassung eines Dienstverweigerers zum akademischen Studium würde zu einer Prämie, die man der Dienstverweigerung ausstellt, zu einer direkten Ermutigung, den Dienst zu verweigern, damit man nach dem kurzen Zwischenfall der drei Monate Gefängnis rasch die Studien absolvieren und Karriere machen könne. Und anderes mehr.

für das Prinzip auf, daß mit der Dienstverweigerung das Recht, an der Hochschule zu studieren, nicht verloren geht.

Sehr erfreulich, charaktervoll und grundsätzlich war die Haltung des Zofingervereins. Es war symptomatisch, daß gerade der Verein, der auf nationalem Boden steht, durch seine entschlossene Haltung den Wert des Prinzips feststellte und die Fabel wegwischen half, als handle es sich um antimilitaristische Hetze und Intriguen.

So konnte man, gestützt auf die Erfahrung, daß auch kleine Gruppen weite Kreise mitreißen können, wenn sie Wahrheit und Entschlossenheit auf ihrer Seite haben, ohne Angst der Protestversammlung entgegensehen. Sie nahm einen günstigen Verlauf. Man konnte sie als Selbstausscheidung der Elemente bezeichnen, die die Freiheit nicht ertragen können oder nicht dulden wollen. Von dem, was gegen die Resolution geltend gemacht wurde, kann man im ganzen sagen, man hätte es erfinden müssen, wenn die Opposition es nicht selber vorgebracht hätte.

Der Geist, der hier den Sieg gewann, und der Geist, der hier unterlag, sprechen am deutlichsten aus dem charaktervollen Votum des stud. arch. Reist, das wir folgen lassen:

„Kommilitonen,

Ich habe weder Lust noch Fähigkeit, Ihnen den Fall der Ausstoßung des Studierenden Max Kleiber rein mit dem Verstande und von allen Seiten gleichmäßig zu beleuchten, sondern ich spreche aus einem tiefen Gefühl der Empörung heraus, das mich nicht verlassen hat, seit mir die Angelegenheit in allen ihren Einzelheiten bekannt ist. Ich möchte auch bei Ihnen nicht an Ihre juridische Einsicht, nicht an Ihr Verständnis für formelle Fragen appellieren, sondern an Ihr ganz natürliches Gefühl für Freiheit und Gerechtigkeit. Dies *allgemein menschliche Gefühl* ist es ja auch, das uns zwingt, zu protestieren, und wir protestieren nur insofern als Akademiker gegen das Vorgehen der Behörden, als es unsere Entwicklung zu bessern, reinern *Menschen* zu hemmen sucht, während doch gerade wir, dank der äußern Verhältnisse, nicht nur die größte Möglichkeit, sondern auch die größte Pflicht hätten, uns dazu zu erziehen.

Kommilitonen, niemand will Sie hier zu überreden versuchen, daß der von Kleiber eingeschlagene Weg wirklich zum Ziele führe; aber davon möchte ich Sie überzeugen, daß es niemals angeht, daß eine Hochschule junge Studenten von sich weist, die so intensiv, unablässig und mit heiligem Eifer nach dem richtigen Wege *suchen*, daß sie freiwillig die Mühsale einer gerichtlichen Untersuchung, die Qualen einer Gefangenschaft, die Verfehmung oder zum mindesten Geringschätzung einer ganzen Gesellschaftsklasse auf sich nehmen, und daß sie sie einfach deshalb von sich weist, weil nach ihrer Meinung der betretene Weg ein Irrweg ist, ja sogar dem Staate schaden könne, dem Staate, als dessen Dienerin und Vertreterin die Hochschulbehörde sich

in erster Linie zu betrachten scheint. Schützt sich denn etwa der Staat so ungenügend, daß ihm eine Schulbehörde zu Hilfe kommen muß? (und zwar vollkommen freiwillig, aus eigenem Antrieb; denn aus den Statuten der Eidgenössischen technischen Hochschule läßt sich wohl ein Recht, niemals aber ein Zwang zu dem Vorgehen des Schulrates ableiten).

Hätte nicht vielleicht die Hochschule vielmehr die Aufgabe, junge, neue Ansichten und freie Taten ihrer Studierenden, die der Staat aus begreiflichen Gründen verfolgt, in Schutz zu nehmen gegen den Staat, ihnen ein Asyl zu bieten, damit sie nicht zu Grunde gehen? Verkennt nicht eine Hochschule ihre Aufgabe, wenn sie dem Lande eine Generation heranbilden will, die vielleicht aus vorzüglichen Juristen und Medizinern, ausgezeichneten Architekten und Ingenieuren besteht, deren inneres und äußeres menschliches Leben aber nach einem staatlich geprüften und patentierten Normalschema zugeschnitten ist?

Ich kann es mir nicht versagen, auf einige der Gründe wenigstens von vornherein zu antworten, die an der Versammlung der Studierenden der E. T. H. vom 7. Juli 1917 zur Verteidigung der Behörden geltend gemacht wurden; aus einigen dieser Voten entnehme ich, daß es Leute zu geben scheint, die kurzerhand an der Wahrhaftigkeit der Gründe zweifeln, die Kleiber zu seiner Handlungsweise veranlaßten. Ich schäme mich, darauf weiter einzugehen, und mache nur auf die psychologische Tatsache aufmerksam, daß wir als Ursache einer Handlung stets die innern Gründe in erster Line auzunehmen geneigt sind, die für uns selbst allfällig mögliche oder wahrscheinliche wären, daß also gewöhnlich gemeine Menschen gemeine Motive, anständige Menschen anständige Motive unterzuschieben versucht sind.

Eine weitere Einwendung war: Die Eidgenössische Technische Hochschule sei eine nationale Schule, denn erstens sei sie finanziell vom Staat abhängig, zweitens besitze sie eine Militärabteilung und drittens heiße sie eben Eidgenössische Technische Hochschule.

Was das letzte, den Namen, anbetrifft, so glauben wohl auch diejenigen, die sie so tauften, nichts anderes wie wir, nämlich sie dadurch von den kantonalen Hochschulen unseres Landes zu unterscheiden und nicht, sie als besondere Nationalschule zu charakterisieren.

Weil wir eine Militärabteilung haben, sollten die Studierenden aller andern Abteilungen zu besondern militärischen Ansichten und Verpflichtungen von der Schule aus angehalten werden?!

Dies kommt mir ungefähr so vor, wie wenn Sie die Universität zwingen wollte, jeden Sonntag die Kirche zu besuchen, weil sie eine theologische Fakultät besitzt.

Weil die Eidgenossenschaft die technische Hochschule finanziell unterstützt?!

Ich glaube nie, daß es die Ansicht des Staates sein kann, daß er uns mit der einen Hand die Mittel bietet, uns akademisch auszubilden, unsern Horizont möglichst auszuweiten, um ihn mit der andern

gleich wieder einzuengen, d. h. ein bedingungsloses Einiggehen mit seinen An- und Absichten von uns zu fordern! Und über dies: Bestreitet etwa der Staat diese Mittel nicht aus Steuern und Einkünften, die er aus allen Kreisen und Schichten des Volkes mit allem denkbaren politischen und religiösen Wollen bezieht?

Außerdem frage ich: Würde der Staat durch diese erzwungene Gleichmäßigkeit nicht sich selbst den größten Schaden zufügen? Würde nicht der Wettstreit freier und mutiger Gedanken der toten Ruhe des Kirchhofs weichen, dieser Wettstreit, der ja gerade die einzelnen Verfechter zwingt, ihre Ideen immer reiner und besser herauszuschälen, sie höher emporzutragen und auszubauen, sodaß sie erst dann brauchbar werden und reife, köstliche Früchte tragen, die nicht zuletzt auch dem Staate zugute kommen?!

Eine andere Einwendung: Die Hochschule könne uns natürlich nicht hindern, unsere eigenen Gedanken und Ansichten zu haben; aber von dem Augenblicke an, als wir sie in die Tat umsetzten und unser äußeres Leben darnach einrichteten, sei sie berechtigt, einzugreifen!

Ich glaube: Die erste Pflicht der Hochschule ist, dem Lande die wertvollsten Menschen zu liefern. Ich glaube ferner, wir bestimmen den Wert eines Menschen nicht in erster Linie nach seiner Einsicht und seinem Verstande, sondern nach dem Maße, mit dem er seine ganze Persönlichkeit, seine ganze Zukunft, sein ganzes Leben in den Dienst einer einmal für gut und richtig erkannten Sache zu stellen weiß. Oder ist etwa die Konsequenz des Gewissens, das folgerichtige, wahrhaftige Handeln nicht eine der wertvollsten, zugleich aber seltensten Eigenschaften? Beraubt also die Hochschule die Allgemeinheit nicht eines wertvollen Menschen, wenn sie ihn von sich weist, seine sowieso erschwerte Existenz nahezu verunmöglicht, sodaß er gezwungen ist, seinem Lande den Rücken zu kehren und seinen Wert andern, fremden Leuten anzubieten?!

Weiter: Die Hochschule müsse verhindern helfen, daß sich solche Ideen weiter verbreiten, daß andere Studierende davon angesteckt werden?!

Sind die Gedanken schlecht und falsch und führen sie nicht zum Ziel, werden sie dann nicht von selbst in sich zusammenfallen, aus der Ideenwelt der Jugend verschwinden? Wohnt ihnen aber eine wirkliche zündende Werbekraft inne, ist dann das Bekämpfen mit allen Mitteln nicht eine große Unklugheit? (die vielleicht die Justizdirektion sofort herausspürte, als sie Kleiber den Strafaufschub bewilligte). Oder muß ich Sie daran erinnern, daß nicht nur trotz, sondern gerade wegen der Verfolgung durch die römischen Kaiser, die jungen christlichen Ideen sich mit solch rasender Schnelligkeit ausbreiteten, daß gerade wegen der Inquisitionsgerichte aus jedem hingerichteten Ketzer deren zehn entstanden. Stehen wir denn nicht auch hier vor der erstaunlichen Tatsache, daß sich gerade wegen des Ausschlusses von Kleiber plötzlich einige hundert Studenten intensiv

mit einer Gedankenwelt befassen, von deren Vorhandensein sie vorher kaum eine Ahnung hatten?!

Ich formuliere: Die Behörde steht auf dem Standpunkt: Es genügt nicht, daß ein Mensch, der sich gegen den Staat vergangen hat, von diesem Staate dafür bestraft wird, sondern die Hochschule ist verpflichtet, ihm weitern Schaden zuzufügen, auch wenn der Staat wie im vorliegenden Fall, ausdrücklich erklärt, daß er jede weitere Bestrafung als eine unverdiente Härte ansehe!

Wir stehen auf dem Standpunkt: Es ist die Pflicht der Hochschule, jede Gesinnungsart, die aus ehrenwerten Motiven fließt, nicht nur zu dulden, sondern sogar zu schützen, auch wenn, wie im vorliegenden Fall, das Auswirken dieser Gesinnung zu einem Konflikt mit dem Staate führt.

Kommilitonen, ich bin mir bewußt, mit diesen Worten weder der Militärmacht unseres Landes noch unserem Lande selbst einen schlechten Dienst erweisen zu wollen, aber sehen Sie, wir lieben kein Vaterland, das eine öde Kaserne ist, sondern nur eines, das angefüllt vom bunten Gewimmel der mannigfaltigsten Ideen, der gegensätzlichsten Meinungen, wo die Denkweisen des Alters und der Jugend sich nicht ewig blindlings befehden, sondern befruchtend verbinden und uns so dem Ziele einer höhern, reinern Menschlichkeit entgegen führen!“

* * *

Hätte der Fall Kleiber nur dazu gedient, einen solchen Geist unter unserer intellektuellen Jugend wachzurufen oder, wo er schon vorhanden war, ihm zu kräftigem Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen zu verhelfen, so wäre er schon ein Segen für uns.

Folgende Resolution wurde gefaßt und dem Schulrate mitgeteilt:

„Die unterzeichneten Studierenden beider Hochschulen Zürichs erklären: Mit Bedauern haben wir von der erstinstanzlichen Verfügung des schweizerischen Schulrates Kenntnis genommen, durch welche der Kommilitone Max Kleiber aus der Eidgenössischen Technischen Hochschule ausgeschlossen wird, allein aus dem Grunde, weil er im Aktivbürgerrecht eingestellt ist, ohne daß dabei die Frage geprüft wurde, aus was für Motiven die Einstellung erfolgte. Diese Praxis führt dazu, daß Studenten, die eines politischen Vergehens wegen bestraft worden sind, vom Besuche dieser Hochschule ausgeschlossen werden, ohne daß dabei berücksichtigt wird, daß, wie im gegebenen Falle, die Beweggründe religiöser, ethischer oder politischer Natur sind. Wir erblicken in diesem Vorgehen eine Verletzung der akademischen Gewissensfreiheit, gegen die wir mit aller Energie Stellung nehmen müssen. Mit Bedauern haben wir festgestellt, daß in akademischen Kreisen die Ansicht vertreten wird, daß die Hochschule die Dienerin des Staates, das heißt tatsächlich einer konkret historisch gewordenen Staatsordnung sei, und daß sie daher keine Leute in ihrem Verbande dulden dürfe, die aus irgend einem Grunde mit der Rechtsordnung in Konflikt geraten seien. Indem es uns ferne liegt, in irgend einer Weise zu der

Dienstverweigerung Kleibers Stellung zu nehmen, indem wir den Vorwurf nachdrücklich von uns weisen, es handle sich für uns darum, antimilitaristische Propaganda zu treiben, müssen wir erklären: wir fühlen uns verpflichtet mit aller Kraft für die akademische Gewissensfreiheit einzutreten, wenn sie bedroht ist."

Damit ist alles Wesentliche gesagt. Die Tatsachen und der bisherige Verlauf des Falls Kleiber lassen deutlich erkennen, daß dieser Fall in das Gebiet der ganz prinzipiellen Kämpfe gehört. Und der bisherige Verlauf hat dafür gesorgt, daß mit aller Deutlichkeit hervorgeht, wer kämpft, wer kämpfen soll und wofür man kämpft. Auf der einen Seite die Anmaßungen, der Imperialismus unserer am jetzigen Staat orientierten Bildung. Sie betrachtet sich als Dienerin des Staates und rechnet es sich als hohe Ehre an, wenn der Staat sie mit den Leistungen betraut, die sein Selbsterhaltungstrieb erfordert. Sie zeigt damit aber auch, wohin eine am Selbsterhaltungstrieb des jetzigen Staates orientierte Bildung führt; nämlich zur völligen Vernichtung der Bildung. Denn Bildung besteht gerade darin, auch gegen das Bestehende objektiv kritisch zu sein und zu dem zu erziehen, was einmal über das Bestehende hinaus führen kann.

Auf der anderen Seite ein sehr kräftiger Protest gegen diesen staatlich-wissenschaftlichen Imperialismus und seinen tyrannischen Druck auf Freiheit und Gewissen. Es war Zeit, daß auf dem Boden, wo die reaktionären Tendenzen noch so ungeschwächt walten und stets wieder zur Herrschaft zu gelangen suchen, ein kräftiger Protest einsetzte. Es war notwendig, daß er von denen ausging, die am persönlichsten daran interessiert sind, und auf deren Protest es ankommt, wenn es in Zukunft anders werden soll. Indem sie gegen den Entscheid des Schulrates protestierten, haben die Zürcher Studenten sich nicht nur gegen eine schreiende Ungerechtigkeit aufgelehnt; sie haben sich, wie es sich für die Jugend ziemt, für das Recht des Werdens gegen das Recht eines toten, verknöcherten Seins gewehrt. Sie haben für den Sieg der Zukunft über Zustände und Umstände gekämpft, die zur Lüge geworden sind und darum schon lange der Vergangenheit angehören sollten.

Der bisherige Verlauf hat aber nicht nur gezeigt, um welchen Kampf es sich handelt. Er offenbarte auch, in welchem Sinn der Kampf geführt werden soll. Bis jetzt haben wir eine Selbstläuterung der kämpfenden Kräfte, und eine Selbstausscheidung der Elemente gehabt, die nicht kämpfen wollen oder gegen die Wahrheit kämpfen wollen. Man kann sagen: es ist der Geist, in dem Kleiber selber gehandelt hat, der den Sieg davon trug über alle Versuche, ihn zu mißdeuten und zu trüben. Kleibers Handlungsweise zeigt, daß es ihm um das Prinzip zu tun ist. Er will, ganz losgelöst von kleinen, persönlichen Zwecken, dem Gewissen seine Rechte wahren. Er kämpft für die Idee, ihre Rechte und ihre Pflichten. Aber er kämpft dafür, daß jeder so kämpfe, wie er es verantworten kann. Man soll so weit

gehen, als das Gewissen es verlangt — das zeigt seine Tat. Aber man soll nicht das Gewissen der anderen bevormunden und vergewaltigen. Er, der weiter gegangen ist, als andere, tritt für das Recht der anderen ein, nur so weit zu gehen, als sie es selber verantworten können. Kleibers Persönlichkeit ist im Laufe der Angelegenheit arg entstellt und verleumdet worden. So wird es uns zur Pflicht, deutlich zu sagen, wie sehr und wie allgemein er von denen, die ihn kennen, geachtet und geschätzt wird. Alle anerkennen seine rücksichtslose Geradheit und seine Lauterkeit und Selbstlosigkeit.

Wir haben hier echten, revolutionären Geist, der mit der Entschlossenheit auch die Weitherzigkeit zu verbinden vermag, wie es nur dem Kampf um ein großes Prinzip möglich ist. Daran sind die Versuche, diesen Geist und alle, die sich von ihm tragen ließen, zu degradieren und zu verleumden, kläglich gescheitert.

Der Fall Kleiber hat gezeigt, daß es nur eine Macht gibt, die mit den Anmassungen und der tyrannischen Herrschaft unserer reaktionären staatlich-wissenschaftlichen Bildung fertig werden kann, die absolute heilige Forderung des Gewissens. Er hat aber gezeigt, daß an dieser Forderung der ganze mächtige Apparat unserer am Staate orientierten, von ihm unterstützten und inspirierten Bildung zusammenbricht. Hier ist die Grenze, da sie nicht weiter kann, und wo sie innerlich zusammenbricht.

3. Und nun?

Es ist nötig, sich zu vergegenwärtigen, in welchem Sinn gekämpft werden muß. Denn es scheint nicht, als wolle sich der Streit legen. Es scheint im Gegenteil, als solle er noch umfangreicher und grundsätzlicher werden. Der Bundesrat hat in der Frage Stellung genommen. Als diese Stellungnahme infolge des Rückzuges des Rekurses formell nicht mehr notwendig war, hielt es der Bundesrat für seine Pflicht, den vom Schulrat verfügten Austritt für durchaus gerechtfertigt zu erklären.

Unsere oberste Behörde erklärt sich somit solidarisch mit einer Verfügung, in der wir einen argen Eingriff in die Rechte der Freiheit und des Gewissens erblicken. Wir wissen nun, wie eng der Geist, in dem der Schulrat gehandelt hat, mit dem Geist zusammenhängt, der unser ganzes politisches und soziales Leben leitet.

Die Konsequenzen ergeben sich von selbst. Eine Ungerechtigkeit wird nicht gerecht, weil die oberste Behörde sie sanktioniert. Sie wird schlimmer in dem Maß als sie von oben legitimiert wird. Man hört auch nicht auf, sich dagegen zu wehren, wenn der Protest noch weiter hinauf muß. Im Gegenteil.

Es ist nun an der Zeit, daß sich weitere Kreise der Sache annehmen. Sie mußte zunächst vor allem in akademischen Kreisen erörtert und erledigt werden. Sie ist aber nun dort in ihrer grundsätzlichen Bedeutung für unser ganzes politisches und geistiges Leben erfaßt

worden. Darum nun die Pflicht für jeden, dem an der Freiheit und an den Rechten des Gewissens etwas liegt, den Protest der akademischen Jugend zu stützen und ihm durch unmißverständliche Stellungnahme den Halt zu verleihen, den er verdient. Der Bundesrat hat Stellung genommen. Viel wichtiger ist's, daß unser Volk nun Stellung nehme.

Der Protest der akademischen Jugend ist ein Eintreten für das, was uns heilig sein soll. Darum haben wir nun zu protestieren, wenn man den Protest der Jugend unterdrückt. Die akademische Jugend der Schweiz hat bewiesen, daß sie Sinn für Freiheit hat. Es wird sich nun fragen, ob die Schweiz eine solche Jugend erträgt und verdient. Und damit erhebt sich die weitere Frage: Kann die Schweiz etwas anderes tun, als mit einer innerlich gerichteten, schon toten Welt sterben?

Zukunft hat man nur, wenn man mit der Jugend geht, wenn die Jugend sich für die Zukunft wehrt gegen die Anmaßungen und die Herrschsucht einer elenden, verseuchten Gegenwart.

J. Matthieu.

Kirche und Dienstverweigerer.

Im Bezirksrat Broye, einer Lokalsynode der waadtländischen Nationalkirche (aus 28 Pfarrern und der doppelten Anzahl Laien bestehend), der sich am 29. Mai zu Avenches versammelte, hat Pfarrer Maurice Vuilleumier von Chesalles folgenden Antrag gestellt:

„Die waadtländische Nationalkirche, betroffen durch die Bestrafung, die unsere gegenwärtigen Gesetze Menschen auferlegen, die bloß ihrem Gewissen gehorchen und die höchste Achtung verdienen, fordert den Bundesrat auf, geeignete Maßregeln zu ergreifen, daß Mitbürger, die sich außer Stande fühlen, ihre Militärpflicht zu erfüllen, sofern sie aus aufrichtiger Ueberzeugung handeln, nicht mehr als Verbrecher behandelt werden."

Der Antrag ist u. a. durch folgende Erwägungen begründet worden:

„Es ist nicht meine Absicht, Ihnen eine Stellungnahme zu Gunsten des Antimilitarismus zuzumuten oder über die Haltung der Dienstverweigerer ein Urteil auszusprechen. Wenn aber, wie ich hoffe und glaube, die Mehrzahl von uns bereit ist, die vollkommene christliche Lauterkeit Einiger unter diesen Verurteilten zuzugeben, dann scheint mir, daß die Annahme meines Vorschlages nicht auf Schwierigkeiten stoßen sollte, die in einer Versammlung wie die unsrige ernstlich in Betracht kommen könnten.

Wir sind die Erben einer herrlichen religiösen Ueberlieferung, auf deren Höhe zu bleiben unser ernsthaftes Anliegen sein sollte.

Schon als Zöglinge der Volksschule und Sonntagsschule sind wir zum Beispiel angeleitet worden, einen Jeremias von ganzer Seele zu bewundern und als einen großen Propheten zu verehren, der doch in einer für sein Vaterland furchtbaren Stunde aus Treue gegen den Auftrag Gottes eine Haltung annahm, die ihm von seinen Mitbürgern als Schande und Verrat angerechnet wurde.

Unser protestantisches Blut wallt beim Gedanken an all die Exkommunikationen, all die Verfolgungen, all die Martyrien, deren sich Rom — das heidnische und das katholische — gegenüber so vielen Gläubigen schuldig gemacht hat, die in jeder andern Beziehung untadelige Bürger waren und deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie in irgend einer dogmatischen oder moralischen Frage anderer Meinung waren.

Nun handelt es sich aber auch in unserem Falle um nichts weniger als um die Freiheit des Gewissens und eine Art von religiöser Verfolgung ....

Die Gerichte tun ohne Zweifel, so wie heute die Dinge liegen, nur ihre Pflicht, wenn sie diejenigen, die sich weigern ihre Militärpflicht zu erfüllen, verurteilen. Der Staat hat seine bestimmten Aufgaben, womit die Gesamtheit ihn betraut; er hat gewisse Werte zu behaupten, die unanfechtbar sind. Aber es gibt einen noch höheren Wert: das Gewissen, dessen Rechte zu verteidigen in erster Linie Aufgabe der Kirche ist, indem sie den Staat aufklärt und so — eine herrliche Rolle — bis zu einem gewissen Grade die Seele dieses Körpers wird.

Man wird mir die Beifügung erlauben, daß ein Schritt wie der von mir vorgeschlagene gerade in diesem Jahre der Jubelfeier der Reformation eine so beredte Weise wäre, den protestantischen Geist zum Ausdruck zu bringen, als unser „Protestantentag" und unsere Reformationspredigten ....

Ich wünschte also, daß die Kirche mit ihrem ganzen Ansehen und ihrer ganzen Autorität, auch wenn sie damit gegen landläufige Ansichten verstoßen und in gewissen Kreisen etwas von ihrer Popularität verlieren sollte, bei den Behörden vorstellig würde und ihnen sagte: „Die Christen, deren Vertretung ich bin, verwerfen fast einstimmig die Stellungnahme der Dienstverweigerer. Diese sind aber nichtsdestoweniger in ihren Augen ehrenhafte Menschen, die ihrem Gewissen gehorchen, was ich ihnen stets zur höchsten Pflicht gemacht habe. Sie mögen vielleicht Verirrte sein, aber sie sind in der Mehrzahl meine Kinder und ich kann nicht ertragen, daß man sie als Verbrecher behandelt."

Die außerordentlichen Vollmachten, die der Bundesrat besitzt, würden es ihm erlauben, ohne die Verfassungsartikel anzutasten, die vom Militärdienst handeln und die es verhindern, daß religiöse

Gründe zur Vernachlässigung bürgerlicher Pflichten führen könnten, die regelmäßige Anwendung jener Mittel vorzunehmen, zu denen man in einigen Fällen schon bisher Zuflucht nehmen mußte. Denjenigen, welchen mein Vorschlag als eine zu starke Neuerung erscheinen könnte, möchte ich folgende Tatsachen zu bedenken geben.[1])

In England haben sich ungefähr 40,000 Männer auf ihre religiöse Ueberzeugung berufen, um die Erlaubnis zu erhalten, ihrem Vaterlande auf andere Weise als mit den Waffen dienen zu dürfen. Beinahe 4000 waren nicht in der Lage, genügende Beweise für den Ernst ihrer Bedenken leisten zu können und wurden daher verurteilt. Alle Uebrigen, also mehr als 35,000, werden zum Bau von Straßen, zur Austrocknung von Sümpfen, zum Holzfällen, zur Herstellung von Maschinen, zu Bureauarbeiten, Kirchendienst u. s. w. verwendet.

In Frankreich sind 3—4000 Dienstverweigerer verurteilt oder erschossen worden.

In Bezug auf Deutschland und Oesterreich ist meine Kenntnis der Tatsachen nicht sicher genug, daß ich genaue Zahlen anzuführen wagte. Jedenfalls hat eine große Zahl von Soldaten das Exil oder einen in den Augen der Menschen schändlichen, in den Augen Gottes aber ehrenvollen Tod durch die Kugeln der Kameraden vorgezogen.

In Rußland hat die Verurteilung einer ganzen Gruppe von Tolstojanern eine gewaltige Erregung hervorgerufen.

In Holland, einem neutralen Lande wie das unsrige, waren vor kurzem schon 80 Verurteilungen zu melden.

In der Schweiz scheinen es ungefähr 20 zu sein. Man beobachtet aber eine starke Gährung in den Kreisen der Jugend, besonders der intellektuellen.

Was ich, meine Brüder, mehr fürchte, als die Ungnade, die eine Zustimmung zu meinem Vorschlag ihr zuziehen könnte, ist die Gefahr, daß die Kirche aus Mangel an Voraussicht oder Mut sich durch Andere überholen lasse und daß ihr Leuchter weggestoßen und verworfen werde, als ein Werkzeug, das für die furchtbar schwere Herausarbeitung einer neuen Welt wertlos geworden sei.

Ich weiß nicht, was für eine Aufnahme Sie meinem Vorschlag bereiten werden, über den ich mich absichtlich mit niemanden verständigt habe. Wenn Sie ihn annehmen, so wird dies für mich, wie für viele Andere außerhalb dieser Stätte, eine große Erleichterung des Gewissens, eine Wiedergewinnung der Hoffnung auf die Wirksamkeit der Kirche sein.

Wenn Sie ihn aber verwerfen, so werde ich doch die persönliche Genugtuung haben, daß ich wieder einmal Gelegenheit gehabt habe, Menschen des Gewissens meine Hochachtung zu bezeugen und

---

[1]) Unter Vorbehalt der Berichtigung durch besser Informierte, aber aus guten Quellen.

im Besondern denjenigen Christen, die zu dieser Stunde, obschon sie besser als ich sind, Schande und Entbehrung des Gefängnisses erleiden, die Bruderhand entgegenzustrecken."

* * *

Der Vorschlag war einige Tage zum voraus den Mitgliedern des Rates durch ein Zirkular mitgeteilt worden, dem wir die folgenden Zeilen entnehmen:

„Es ist klar, daß sich nicht ein jeder von Gott berufen fühlt, zu handeln wie die Dienstverweigerer. Aber ebenso klar ist, daß Manche unter ihnen von den edelsten Beweggründen geleitet worden sind, daß die Zeit kommen wird, wo die Teilnahme an einem Krieg allen Christen als ein Verbrechen erscheinen wird und wo diejenigen, die heute von unserer Gesellschaft um dieser Tat willen verdammt werden, als Vorläufer betrachtet werden, die, wie so viele andern ihrer Vorgänger, für eine kommende Wahrheit gelitten haben . . . .

In so dunklen Zeiten, wie die, welche wir durchmachen, wo nicht vorauszusehende große Umgestaltungen bevorstehen, kann es sich nicht darum handeln, auf gesetzlichem Wege Prinzipienfragen von solcher Tragweite zu entscheiden. Aber vor diesen sich unaufhörlich mehrenden Fällen, die für uns Christen so schmerzlich sind, sollte es unser Ehrgeiz sein, in unserer neutralen Demokratie wenigstens die Maßregeln anzunehmen, die England mitten im Kriege getroffen hat.

Ich habe darauf gehalten, Ihnen diesen Antrag zum voraus zu unterbreiten, damit Sie darüber vor Gott nachdenken und sich Rechenschaft geben könnten über die schwere Verantwortlichkeit, die seine Annahme, wie seine Verwerfung, für die Kirche einschlösse."

Nach einer würdigen und ausgiebigen Diskussion wurde dieser Vorschlag mit fünfzig gegen acht Stimmen verworfen. Sieben Abgeordnete hatten überdies ein Amendement eingebracht, worin sie für die Dienstverweigerer, die sie ebenfalls vor entehrenden Strafen bewahrt wissen wollten, einen Dienst verlangten, der „härter" wäre als der Militärdienst.

* * *

Wir entnehmen diesen Aufsatz mit Erlaubnis der Redaktion der ausgezeichneten, uns gesinnungsverwandten welschen Wochenschrift „L'Essor", die wir bei diesem Anlaß wieder lebhaft empfehlen möchten (Genève, rue de la Pélisserie 18). Es sei uns erlaubt, dazu ein paar Bemerkungen zu fügen.

1. Wenn man diesen Beschluß mit dem des eidgenössischen Schulrates im Fall Kleiber und der Haltung der ihn veranlassenden Professoren der Landwirtschaft an der technischen Hochschule vergleicht und beide zusammen mit der Haltung der Kriegsgerichte und der Staatsanwaltschaft des Kantons Zürich, so kommt man zu

dem interessanten Ergebnis, daß die Militärleute und Juristen mehr Achtung vor dem Gewissen haben als die heutigen Theologen (mit oder ohne Pfarrerrock) und Hochschullehrer. Denn die Kriegsgerichte der deutschen Schweiz haben regelmäßig die Reinheit und Ehrenhaftigkeit der Motive, aus denen die Verweigerer handelten, anerkannt. So auch in der welschen Schweiz Juristen wie Picot und Chapuisat. Ueber diese merkwürdige Erscheinung möge jeder selbst nachdenken. Sie ist keineswegs ein Zufall.

2. Wie wundervoll sich daneben die Reformationsfeier mit dem Glockenläuten zur Erinnerung an Luthers: „Es ist nicht rätlich, noch heilsam, daß ein Mensch etwas gegen sein Gewissen tue; hier stehe ich, ich kann nicht anders" ausnimmt, wollen wir mit unserem Freunde Vuilleumier doch auch noch hervorheben.

3. Was den Ersatz des Militärdienstes durch irgend einen „sozialen Dienst" (service social) betrifft, so sind wir ganz mit jenen Sieben einverstanden, daß er „härter" sein müßte als der Militärdienst. Die Dienst- und Militärsteuer-Verweigerer wollen keine Privilegien. Sie wollen für ihre Sache leiden. Aber sie wollten wohl lieber etwas für die Gesamtheit Nützliches tun, als im Kerker sitzen. Immerhin, sie fügen sich darin, sie erwarten nichts anderes. Eine andere Frage jedoch ist, ob Christen zusehen dürfen, wie Menschen um ihres Gewissens willen entehrt und gequält werden. Diese Frage ists, die das hochherzige Unternehmen unseres Freundes veranlaßt hat.

4. Wir möchten bei diesem Anlaß auch unsererseits auf ein besonders ergreifendes Beispiel einer solchen Gewissenstat hinweisen, auf Pierre Cérésole, dessen Broschüre: „Religion et Patriotisme" (Lausanne, Imprimerie La Concorde) zum Aufrüttelndsten gehört, was wir in dieser Sache gelesen haben und wie eine in aller Schlichtheit gewaltige Illustration zu der Losung: „Cäsar oder Christus?" bildet. Ihre Bedeutung reicht weit über den Gegenstand, auf den sie sich bezieht, hinaus. Sie ist ein mächtiger Weckruf.

L. R.

Aus den Verhandlungen der Zürcher Kirchensynode vom 27. Juni 1917.

Dem uns zur Veröffentlichung zugesandten nachstehenden Votum des Herrn Streuli-Hoën zur „Motion Lips" (betreffend Eingabe an den Bundesrat hinsichtlich Fabrikations- und Lieferungsverbot von Munition für die kriegführenden Staaten) ist Folgendes zur Orientierung vorauszuschicken.

Schon die Herbstsynode 1916 hatte sich mit der genannten Motion befaßt und damals beschlossen, der Kirchenrat möge den

Bundesrat zu einer Meinungsäußerung in dieser Sache veranlassen. Die von Bundesrat Hoffmann erteilte Antwort anerkennt die humanen, sittlichen Motive der Motion, erklärt aber des Entschiedensten, in Hinsicht auf die tiefeinschneidenden wirtschaftlichen Folgen (es würden etwa 30,000 Arbeiter, indirekt gegen 100,000 Arbeiter in unserem Vaterland brotlos) nicht darauf eingehen zu können. Dementsprechend stellte dazu der Kirchenrat den Antrag: 1. Die Synode billigt die Gesinnung, aus welcher die Eingabe des Herrn Lips hervorgegangen ist. 2. Sie bedauert mit ihm, daß den kriegführenden Staaten aus der Schweiz Munition geliefert worden ist und geliefert wird. 3. Sie verurteilt diesen entsetzlichen Krieg und seine Greuel, sowie seine Urheber. 4. Sie kann sich aber der Erkenntnis nicht verschließen, daß ein Verbot von Munitionslieferungen im gegenwärtigen Augenblick eine schwere Schädigung unseres wirtschaftlichen Lebens und eine allgemeine Arbeitslosigkeit zur Folge haben würde. 5. Sie verzichtet daher darauf, der Eingabe des Herrn Lips eine weitere Folge zu geben, zumal da von anderer Seite bereits eine Eingabe in gleichem Sinn an den Bundesrat gerichtet und von diesem in eingehender Motivierung abgelehnt worden ist.

Dieser kirchenrätliche Antrag wurde ergänzt durch eine Resolution des Herrn Pfarrer Bader, Zürich, sekundiert von Herrn Dr. Max Huber, Zürich, ungefähr des Inhalts: „Wir lehnen die prinzipielle Rechtfertigung des Krieges ab, in dem wir uns auf den Boden des Evangeliums stellen, welches die Botschaft vom Reich Gottes ist und somit die Verheißung des Friedens auf Erden in sich schließt. Wir halten daran fest, daß die ethischen Grundsätze des Evangeliums in der Politik und in den internationalen Beziehungen der Völker zum Durchbruch kommen sollen und dürfen uns dabei durch keine Schwierigkeiten entmutigen lassen.“

Im Anschluß daran stellte nun Herr Streuli-Hoën seinen Antrag dahinzielend, die Konsequenzen zu ziehen und den Beschluß des schweizerischen sozialdemokratischen Parteitages in Bern zu sanktionieren. Er begründete seinen Antrag mit nachstehendem Votum.

Man beachte die logisch aufsteigende Klimax der drei nacheinander gestellten Anträge: die vom Kirchenrat empfohlene „Verurteilung dieses entsetzlichen Krieges“ führt zur Verurteilung der Rechtfertigung des Krieges überhaupt und diese Position mündet konsequenter Weise im Antimilitarismus, der von dem sozialdemokratischen Parteitag gefordert wird. Die Synode zog diese Konsequenzen nicht, sondern bewegte sich punkto Zustimmung zu den Anträgen in einer entgegengesetzten Klimax (majori ad minus resp. ad minimum). Während der kirchenrätliche Antrag sozusagen ohne Diskussion gutgeheißen wurde, meldeten sich zum zweiten Antrag allerhand Votanten, natürlich auch Feldprediger, welche denn doch nicht j e d e Rechtfertigung des Krieges verurteilen wollten, das wäre ja für die letzteren eine Selbstverurteilung gewesen. Damit war man nun glücklich an dem heiklen Thema der „Landes-

verteidigung“ angelangt. Doch hatte man nicht im Sinn, die Sache breit zu dreschen, sondern gab sich beiderseits zufrieden, durch Annahme des schlauen Vermittlungsantrages, statt „jede Rechtfertigung“ zu sagen: die „prinzipielle Rechtfertigung“, so daß dann im gegebenen Fall doch jeder machen kann wie er will. Immerhin kann auch so dieser Beschluß als eine Verwerfung der Kriegstheologie angesehen werden. Nur schade, daß diese Verwerfung nicht ein oder zwei Jahre früher erfolgt ist, als die Kriegstheologie ihre giftstrotzenden Blüten trieb, während sie jetzt sowieso am Absterben ist aus sehr naheliegenden Gründen. Die Kirche kommt immer ein wenig zu spät!

Daß der Antrag Streuli-Hoën keine Gnade fand, war vorauszusehen. Das wußte auch der Antragsteller. Umso höher ist sein Mut zu taxieren, mit dem er alle Widerstände nicht achtend sein Votum gleichsam als ein Bekenntnis vorbrachte. Darum veröffentlichen wir auch gern dasselbe an dieser Stelle in seinem Wortlaut ohne weitere Kritik.

Meine Herren!

Nachdem Sie in letzter Synodalversammlung eine Dankesadresse an den Bundesrat gerichtet haben, glaube ich voraussetzen zu können, daß Sie sich nicht entschließen werden der Motion „Lips“ ihre Zustimmung zu erteilen.

Denn im Gegensatz zu der Dankesadresse würde die Zustimmung zur Motion eine Mißbilligung der Tätigkeit des Bundesrates enthalten. Insofern Sie nämlich, zur vollständigen Durchführung unserer Neutralität, das Munitionsverbot als gegeben erachten, so hätte doch der Bundesrat schon zu Beginn des Krieges die nötigen Bestimmungen erlassen müssen.

Damit nun aber die aus idealen Bestrebungen herausgewachsene Motion nicht nutzlos im Sande verlaufe, so möchte ich im Falle ihrer Ablehnung belieben, folgendem Antrage zuzustimmen:

„Zu Protokoll gibt die Versammlung ihrem Bedauern Ausdruck über die indirekte Mitschuld der Schweiz an dem Massenmorde der Völker, aus Fabrikation und Lieferung von Munition an die kriegführenden Staaten.

Hingegen begrüßen wir, als Beitrag zur Herbeiführung eines dauerhaften Frieden, den Beschluß des schweiz. sozialdemokratischen Parteitag in Bern, betreffend den Antimilitarismus.“

Meine Herren! Zur Begründung dieses Antrages müssen Sie nicht befürchten, daß ich Sie des Langen hinhalten werde mit alledem was in der Sache schon dafür und dawider geschrieben und gesprochen worden ist.

Nein, ich möchte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß wir alles Gute aufzunehmen und zu fördern haben, komme es woher es wolle.

Machen wir uns nicht immer der gleichen Fehler schuldig. Lassen wir nicht immer, durch unsere Indifferenz, den widerchristlichsten Strömungen den freien Lauf.

Eingedenk des von mir zu Beginn der Sitzung geleisteten Amtsgelübdes fühle ich mich verpflichtet, Sie auf ein Verhältnis aufmerksam zu machen, welches deutlicher denn je im derzeitigen Kriege offenbar geworden ist und auch wohl von keinem der anwesenden Mitglieder bestritten werden wird.

Ich mache Sie auf den höchst wichtigen und kulturell hoch erfreulichen Umstand aufmerksam, daß nämlich in sämtlichen kriegführenden Staaten die Bevölkerung in ihrer Mehrheit den Krieg nicht gewollt und auch nicht veranlaßt hat. Der Krieg wurde von Oben herab diktiert. Diese Tatsache allein schon ist bestimmend für unsere Stellungnahme. Als Christen können wir nicht einfach über den ersten und obersten Grundsatz, „die Nächstenliebe", hinwegschreiten.

Für den Fall einer schweizerischen Invasion können uns nicht von Haß erfüllte Menschen gegenübergestellt werden.

Es sind dies lediglich willenlose Werkzeuge des Militarismus; erzwungenermaßen uns gegenübergestellte Mitchristen, welche von den nämlichen christlichen Leitsätzen beseelt sind. Ohne Verletzung des höchsten christlichen Gebotes können wir daher unsere Waffen nicht wider solche in mißlichster Situation befindliche Brüder erheben.

Unserer materieller Vorteile willen rechtfertigt sich nicht die gewaltsame Vernichtung der Andern. Wir würden uns lediglich zu Mitschuldigen machen an dem allgemeinen gegenseitigen Vernichtungskampfe. Unser Zorn richtet sich daher in erster Linie nicht gegen das willenlose Werkzeug, als vielmehr gegen die Urheber des Krieges, gegen die derzeitigen Machthaber, welche sich als Verfechter des herrschenden jeglichen christlichen Grundsatzes spottenden Wirtschaftssystemes aufgeworfen.

Entwinden wir ihnen daher ihre festeste Stütze „das Militär". Das Volk kann letzterer Einrichtung entbehren, seine Friedensliebe hat sich in heutigem Weltkriege erwiesen.

Was schließlich noch meine Person anbetrifft, so möchte ich des entschiedensten Verwahrung einlegen, daß zu meinem und meiner Familie materiellen Vorteil auch nur eine Waffe erhoben werden soll. Und was meinen Besitzstand an idealen Gütern anbetrifft, so bin ich dessen sicher, daß ein solcher mir nicht geschmälert werden kann aus dem mannhaften Einstehen für christliche Grundsätze.

Nachdem durch den Krieg die Verhältnisse der falsch orientierten Gesellschaft in grellste Beleuchtung gerückt worden ist, dem gegenüber aber auch immer mehr in Erscheinung tritt das allgemeine Erwachen, das Erfassen eines einheitlichen über allem waltenden Geiste der Versöhnung und der gegenseitigen Verbrüderung, so steht zu erwarten, daß auch die geistigen Internierungslager der Kirche sich dem aktiven Leben erschließen werden. Und ihre Glieder in prinzipieller Stellungnahme zum Antimilitarismus mithelfen werden die öffentliche Meinung zu korrigieren und richtig zu stellen zur Herbeiführung eines allgemeinen Friedens.

Das Ende einer Herrschaft.

Der Zusammenbruch des „Freisinns", der sich nun unaufhaltsam vollzieht, wie besonders wieder die letzten Zürcher Wahlen[1]) zeigen, ist für unsere Schweiz eigentlich ein viel wichtigeres Ereignis, als selbst die Affäre Hoffmann-Grimm. Wenn die Welt nicht in so unermeßlicher Gährung begriffen wäre, müßte man darüber viel nachdenken und würde wohl auch viel darüber schreiben. So aber ergeht es diesem Toten (man darf wohl anticipando von einem solchen sprechen) wie vielen andern, die während dieses Weltsturmes scheiden: während es sonst viele und große Nekrologe gegeben hätte, gehen jetzt auch große Berühmtheiten fast unbeachtet weg. Auch wir wollen uns darum auf einige Bemerkungen beschränken, wo wir sonst gewiß eine lange Leichenrede nicht gespart hätten.

Daß wir uns dieses Endes von Herzen freuen, werden die ältern unter unsern Lesern wohl ohne weiteres begreifen. Der „Freisinn" hat zu den Gegnern gehört, die wir seit Jahrzehnten im Namen dessen, was uns als Wahrheit erschien und heilig war, aufs stärkste bekämpft, deren Sturz wir aufs innigste gewünscht haben. Er war uns so recht Eins geworden mit der Herrschaft aller Flachheit und Unwahrheit, die unser schweizerisches Leben ruinierte. Wir haben denn auch die Feindschaft dieses Systemes, das bis vor kurzem, obschon faul bis ins Mark, doch noch die Macht in den Händen hatte und sie teilweise ja auch jetzt noch hat, reichlich kennen gelernt. Seine Presse hat keine Gelegenheit versäumt, uns moralisch tot zu machen und kein Mittel war ihr dafür zu schlecht. Seit manchem Jahre war es so: es brauchte nur auf einen Knopf gedrückt zu werden und sofort spielte in der ganzen Systemspresse der Schweiz, oft auch darüber hinaus, ein wohlberechnetes Verleumdungs- und Abschlachtungsspiel. Die gleichen Artikel erschienen oft gleichzeitig in einer ganzen Anzahl von Zeitungen im Osten und Westen. Gegenwehr war aussichtslos. So lernten wir den ganzen Geist dieses Systems am eigenen Leib kennen.

Denn dieses System hatte sich, wie wir das letzte Mal gezeigt haben, zu einer ganz schönen Tyrannis ausgewachsen, die freilich seine Anhänger weniger fühlten, als seine Gegner. Von Freiheitsgeist war ganz verzweifelt wenig übrig geblieben. Wir besaßen zwar noch „Freiheiten". So weit ging die Macht des „Freisinns" meistens nicht, das er gewagt hätte, die teuer errungenen Eroberungen des echten Liberalismus: die demokratischen Formen in der Politik, die freie Schrift und Rede, aufzuheben, außer während des Krieges, wo es in dieser Beziehung eine plötzliche Herrlichkeit für ihn gab und vorher etwa während den großen wirtschaftlichen Kämpfen. Die Angst vor dem Umsichgreifen der Sozialdemokratie wirkte hier als ein heilsamer Hemmschuh.

---

[1]) Inzwischen auch noch die in Solothurn!

Sonst hätten wir in den letzten Jahrzehnten allerlei erleben können. Denn das Denken dieser „Freisinnigen" war, selbstverständlich manche wackeren Ausnahmen abgerechnet, durch und durch reaktionär geworden. Die Partei war die Hüterin des Bestehenden. Sie schützte den Besitz und hütete die ihn deckende politische Macht. Ideale, freier Wahrheitsmut, tapferer Zukunftsglaube, Weite des Blickes war im Kreise der Parteiführer etwas so Unglaubliches geworden, daß es Niemand mehr einfiel, dergleichen zu erwarten. Ein Geist dieser Art hätte sich dort sehr fremd vorkommen müssen. Man hatte Freude an allem, was nach Ordnung, Autorität, Disziplin aussah. Man bewunderte die Macht. Für den Geist hatte man wenig Sinn mehr übrig, aber sehr viel fürs Geldverdienen. Das soziale Problem behandelte man immer mehr bloß als Machtproblem, ganz ohne Weite der Gesichtspunkte. Man fühlte sich immer mehr als die herrschende Macht und die Andern als die, die sich eben zu fügen hätten. Und da man zu Hause die Freiheit verloren hatte, so bewunderte man auch in der Welt alles, was durch Macht und Gewalt und erfolgreiche Organisation imponierte. Der Militarismus, Imperialismus, Bureaukratismus, die Totfeinde alles echten Liberalismus, wurden die diesem „Freisinn" angemessene Denkweise und sein Patriotismus nahm immer mehr die entsprechende Farbe an. So kam jener Geist zustande, der neuerdings im Fall Kleiber zeigt, was er ist.

Es kam, muß man vielmehr sagen, zu jener Geistlosigkeit, die die letzten Zeiten dieser Herrschaft des Freisinns gekennzeichnet hat. Man konnte hier täglich die alte Wahrheit beobachten, daß Macht dumm macht. Wozu braucht man sich mit Denken Mühe zu machen, wenn man doch die unbestrittene Macht hat? Es ist nun einmal die Art des Geistes, daß er nur in Kampf und Not lebendig bleibt und sich selbst recht gewinnt. Aber eine mächtige Opposition war bei uns lange Jahrzehnte nicht vorhanden oder sie kam aus einer Schicht, die man glaubte verachten zu dürfen. So gewöhnte man sich in der innern und äußern Politik das Denken ab. Man hatte ja seine Sessel sicher und hatte eine Presse, die die Fehler, die gemacht wurden, verdeckte und überhaupt um das System und seine Hüter jenen patriotischen Weihrauchnebel verbreitete, der unser Volk so lange von der Wahrheit geschieden hat und in dem es dann zu jener Katastrophe gekommen ist, die auch für uns der Weltkrieg bedeutete.

Diese Geistlosigkeit war freilich nicht ausschließlich eine Folge des zu langen und sicheren Genusses der Macht. Eine gewisse Flachheit und Philisterhaftigkeit des Denkens haftete dem „Freisinn" gleichsam von Geburt her an. Es fehlte ihm von Anfang an ein rechtes Verständnis für die tieferen menschlichen Probleme. Sein Freiheitsbegriff namentlich litt an Oberflächlichkeit. Nach den letzten Wurzeln wahrer Freiheit fragte er wenig. Er glaubte sie in einer

gewissen Aufklärung gegeben, ließ diese durch seine Schule verbreiten und meinte damit genug getan zu haben. Wenn er sich mit der Religion einließ, so liebte er eine möglichst moderne, geheimnisfreie, abwechselnd nüchterne und sentimentale, eine, die die Sonntage und Feste weihte und im übrigen möglichst wenig beunruhigte. Er liebte das Leben und Lebenlassen. Die Freiheit des Wirtshausgehens war ihm nicht weniger wichtig als die des Gottesdienstes. Hinter allem größeren religiösen Ernst witterte er Muckerei oder Verrücktheit und die großen sozialethischen Kämpfe gegen Alkohol, Prostitution, Sonntagsschändung, Festseuche, Spielbanken hatten an ihm einen leidenschaftlichen Feind. Auf diese Weise ist er zur Schutzmacht aller Flachheit und Banalität des Lebensstils geworden und hat in der Seele unseres Volkes schwer zu heilende Verwüstungen angerichtet, und dies um so mehr, als er leider ihren besonderen Schwächen nur zu gut entsprach.

Das ist es denn auch, was uns an dem Zusammenbruch dieser Herrschaft am meisten freut: man wird unter uns wieder eifriger und tiefer denken lernen müssen. Und zwar besonders in unserer bürgerlichen Welt. An Stelle des bequemen Machtbesitzes wird ein neues Suchen, ein tieferes Graben, ein höheres Sehnen treten. Neues Leben, Schaffen, Kämpfen wird erstehen. Unsere Jugend besonders, die in der faulen Athmosphäre, die das System umgab, schweren Schaden litt, wird erwachen, wird von Aesthetentum, Kultur der Genialität und Pflege des Ich heraustreten zu ernster Teilnahme an den schlichten und großen menschlichen Aufgaben und wird von körperlichem und geistigem Sport übergehen zu wahrer Arbeit und wahrem Kampf. Schon zeigen sich die ersten Früchte dieser Umwälzung. Die Jugend braucht ja nicht die Wahlen und Abstimmungen dieses Jahres abzuwarten, um zu merken, wo noch Zukunft sei und wo keine mehr.

Neues Leben! — Das ists, was wir ersehnen, nicht etwa die Herrschaft einer neuen Partei, also, was dann am nächsten läge, die der sozialdemokratischen. Das wäre für uns geringer Gewinn. Wir hoffen vielmehr von Herzen, daß die Siege der letzten Zeit ihr nicht schaden, sie nicht zu falscher Beurteilung der Lage verführen oder dem Fluch der Macht verfallen lassen. Sie darf nicht etwa der von ihr befolgten Taktik Siege zuschreiben, die ihr vielmehr trotz dieser Taktik als reife Früchte der Zeitlage zugefallen sind. Was aber den Fluch der Macht betrifft, so hat sie ihn schon bisher kennen gelernt. Auch hier ist von einer Tyrannis zu reden, zu der die Freiheit da und dort geworden ist, auch hier von einer verdummenden Wirkung der Macht (wenn auch hier mehr im Sinne des einseitigen Strebens darnach) und dazu eines gewissen bequemen Dogmatismus, der dem Machtstreben als Werkzeug dient. Das Schicksal des Freisinns sollte ihr ein Memento sein. Wie rasch könnte in dieser Zeit, wo die Toten besonders schnell reiten,

sein Schicksal auch über sie kommen! Nein, nicht eine neue Parteiherrschaft wünschen wir, sondern neuen Geist, neue Wahrheit, neue Freiheit und Gerechtigkeit, neue Bewegung, eine neue, wirkliche Volksgemeinschaft, neues Leben!

Was aber den Freisinn anbetrifft, so ist es für uns noch zu früh, auf ihn das „De mortuis nil nisi bene“ anzuwenden. Denn wenn er auch, prinzipiell gesprochen, erledigt ist, so wird er uns wohl noch eine Zeitlang seine Macht fühlen lassen. Immerhin möchten wir doch dies hervorheben, daß der „Freisinn“ nicht mit dem Liberalismus zu verwechseln ist. Der Liberalismus als Prinzip der freien Bewegung ist eine Sache, die uns hoffentlich nie verloren geht. Aber dieses Prinzip kann, ja muß nach dem Gesetz alles Lebendigen immer neue Formen annehmen. Auch der Sozialismus wird ihm sein Recht lassen müssen, wenn er nicht an tiefbegründeten Forderungen der menschlichen Natur in Kürze scheitern will. Soweit der Freisinn in seinen früheren Tagen Träger dieses Liberalismus gewesen ist, hat er Großes geleistet auch für die Schweiz. Es sei ferne von uns, dies leugnen zu wollen. Wenn wir von „Freisinn“ reden, denken wir weniger an den Liberalismus in diesem großen Sinne, als an den sogenannten Radikalismus mit seiner Neigung zur freiheitlich und demokratisch aussehenden Schablone, seiner Zentralisationslust, seiner Vergötterung der Technik, seiner flachen Kulturbegeisterung, seiner Phrasenhaftigkeit und vor allem seiner Unduldsamkeit. Es ist gerade dieser das Gegenteil des Liberalismus gewordene „Freisinn“, dessen Sturz uns freut.

Alle die wahrhaft liberalen jungen und alten Männer, die zu dieser Partei gehören, werden auch künftig Gelegenheit haben, dem Prinzip zu dienen, das ihnen am „Freisinn“ teuer war, ja vielleicht werden sie es in Zukunft sogar besser können als bisher. Ihnen gilt alle unsere Achtung, die wir dem System entschlossen verweigern mußten, ihnen möchten wir von Herzen gern die Hand reichen, zu wahrhaft freiem Schaffen für alle Freiheit. Parteiformen stürzen; wer seine Seele daran hängt, ist zuletzt mit Sicherheit betrogen; wer aber dem Geiste und der Wahrheit dient, der kann nie Bankerott erleiden.

L. Ragaz.

Ein religiöser Denker,[1]

auf den wir große Hoffnungen setzen dürfen, ist Maurice Neeser, Pfarrer in La Brevine im Kanton Neuchâtel. Er verspricht für die Schweiz das zu werden, was ihr ein Gaston Frommel gewesen ist, ein Vertreter jenes religiösen Denkens, das sich nicht vom logischen Begriff, sondern von der sittlichen Wahrheit her seine Welt gestaltet.

[1]) Vgl. die Literaturangabe auf der dritten Seite des Umschlages.

Das ist aber ein Denken, wie es gerade dem innersten Wesen des reformierten Christentums entspricht und zum Aufbau einer neuen Schweiz, wie einer neuen Welt, am meisten nötig ist. Es wird uns um so hilfreicher sein, je mehr es von den Fragen und Nöten bewegt ist, die gerade aus dem Kampf der Gegenwart aufsteigen. Dies ist aber bei Neeser der Fall. Seiner ganzen Denkarbeit spürt jeder, der für solche Dinge Verständnis hat, die Wärme der Geburt aus diesem Feuer an, worin heute eine neue Welt geschaffen wird. Auch seine abstraktesten und entlegensten Gedanken haben diesen Sinn, daß sie die theoretische Bewältigung von sehr konkreten und praktischen Nöten sein wollen. Von solchen Denkern allein geht Leben aus. Darum möchten wir unsere Leser auf diesen Mann hinweisen und damit einen Plan wenigstens in Kürze ausführen, den wir seit Jahren in größerem Stil zu verwirklichen gedachten. Und zwar sind es keineswegs bloß die „Theologen", an die wir denken. Wir empfehlen in den Neuen Wegen grundsätzlich nichts, das bloß für Theologen ist. Die Probleme, die Neeser behandelt, sind nicht Theologen- sondern Menschenprobleme und er tut es in einer Sprache, die jedermann verstehen kann, dem überhaupt die philosophische Behandlung solcher Dinge (und dazu das Französische) zugänglich ist.

Zwei Gesichtspunkte möchten wir noch hervorheben, die es uns ganz besonders nahe legen, auf diesen Mann aufmerksam zu machen. Den einen haben wir schon angedeutet. Neeser ist welscher Schweizer, dazu ein moderner Vertreter echt reformierter Art. Das ist aber der Boden, auf dem wir Schweizer vorläufig zu einer tiefsten Verständigung kommen müssen. Wir Deutschschweizer tun also gut, jede Gelegenheit zu benützen, das welsche Denken in seiner edelsten Gestalt und an seinen tiefsten Quellen kennen zu lernen.

Auch den zweiten Gesichtspunkt haben wir schon berührt. Neeser ist einer der Menschen, die sich besonders tief mit dem K r i e g e als einem r e l i g i ö s e n Problem abgemüht haben. Er hat darüber Gedanken von großer Kühnheit ausgesprochen, denen nach unserer Ueberzeugung die Zukunft gehört.

Mögen diese Zeilen dazu dienen, daß einige unter unseren Lesern, die diesen Dingen nachgehen, aufmerksam werden, wenn ihnen der Name von Maurice Neeser begegnet. Ihm selbst aber wünschen wir ein edles Wachsen seines Werkes und den Raum dafür.

L. R.

Druckfehler-Berichtigung. In dem Aufsatz: „Die Schweiz vor der Lebensfrage" im letzten Hefte sind einige Druckfehler stehen geblieben, die der Leser berichtigt haben wird. Dagegen soll ausdrücklich bemerkt werden, daß es S. 315 natürlich nicht heißen darf: „R e g i e r u n g s m a g i s t r a t e n", sondern „R e g i e r u n g s m a j e s t ä t e n".

R e d a k t i o n: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — M a n u s k r i p t e und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — D r u c k und E x p e d i t i o n von **R. G. Zbinden** in Basel.



Gaukelbilder der Wüste und reife Lebenseinsicht.

Den Träumen und Gesichten der Jugend fehlt der Durchblick in die Bildtiefe. Die Wege, die sich vor ihr auftun, sind alle kurz. Sie will die Krone gewinnen in der Zeitspanne eines Juchzers, der sich aus der begeisterten Seele losringt. Solcher Gestalt waren die Versuchungen Jesu in der Wüste. Kurze Wege: statt Arbeit, stille, stetige, lebenslange, schwere an den Seelen — Wunderbrot für den Augenblick; statt Eroberung der Seelen mit Wort und Predigt — Einbläuen der neuen Gedanken mit dem Knüttel der Gewalt, Einritzen der neuen Zeichen in derben Runen auf die Schädel der Feinde; statt des geduldigen Opferlamms, das mit dem Alltag Stunde für Stunde ringt in heimlicher Priesterschaft — ein Theater-Hohepriester, der sich angesichts der Menge von des Tempels Zinne wie Curtius in den Abgrund stürzt. Jesus lehnt die Jugendgaukeleien ab. Das reife Mannesauge korrigiert die Fehler der jugendlichen Geistesperspektive.

Die Gegenstücke der drei Gaukelbilder in der Wüste:

1. Statt in einer Amtshandlung in der Wüste, Steine in Brot zu verwandeln, verwandelt er aus menschlichem Mitgefühl auf einer Hochzeit Wasser in Wein.

2. Statt mit brutaler Gewalt ein Kaiserreich des Schreckens aufzurichten, proklamiert er Nikodemus gegenüber die Souveränität des Geistes und den Grundsatz der Reichsverbreitung durch Wort und Geist. Die aus sich wiedergeborenen Seelen werden sich um sein Banner scharen und seinem Scepter freiwillig beugen.

3. Statt der Welt ein Opferschauspiel zu geben, tritt er als echter Hohepriester des himmlischen Vaters auf des Tempels Zinne in der Tempelreinigung, um um der Reinheit willen zu kämpfen.

Der selbstmörderische Sturz wäre Scheinfrömmigkeit und Scheintapferkeit gewesen. In der Tempelreinigung zeigt sich echte Frömmigkeit und echte Tapferkeit.

Noch heute berückt der Fürst dieser Welt die Jünger Jesu mit den Irrlichtern dieser Einfälle.

Der Meister zeigt uns, wie die schwarzen Geschwader der Unterwelt in kraftvoller Gegenoffensive zu besiegen sind.

Von einem Gottesfreunde im Oberlande.

Neue Wege.

V. Das Pfaffentum.

Wenn man mich fragte, was ich für das bösartigste aller Uebel halte, die unsere Welt vergiften, ich wüßte sofort, was ich nennen würde. Würde ich den Militarismus nennen? Oder den Kapitalismus? Oder den Alkoholismus? Oder die Prostitution? Nein, ich, der ich einen großen Teil der Kraft meines Lebens an den Kampf gegen diese Geißeln der Menschheit gesetzt habe und weiterhin setzen werde, ich würde ohne Besinnen etwas anderes nennen: das Pfaffentum. Denn das Pfaffentum ist weitaus der schwerste Fluch der Welt. Es ist darum eine furchtbare Tragik, daß es gerade auf dem Boden des Christentums seine mächtigste und schlimmste Ausbildung gefunden hat. Zwischen Gott und den Menschen stellen sich Religion, Theologie, Pfaffentum, diese drei, aber das Pfaffentum ist die ärgste unter ihnen.

1.

Was ist denn Pfaffentum? Wer ist ein Pfaffe? Hier muß nun wieder ein grobes Mißverständnis von der Schwelle abgewehrt werden. Wenn man vom Pfaffentum redet, so denkt man sofort an die Pfarrer. Man hat sich ja vielfach daran gewöhnt, diese mit dem Namen zu belegen, der im Mittelalter harmlos war, jetzt aber ein Schimpfwort geworden ist. Daß dies so ist, bildet freilich eine des Nachdenkens werte Tatsache, wir aber stellen hier mit Macht fest, daß wir unter Pfaffentum nicht Pfarrertum verstehen. Mag es Pfarrer geben, die Pfaffen sind und mag für den Pfarrer die Gefahr auch besonders groß sein, ein Pfaffe zu werden, so gibt es doch viele Pfarrer, die nicht Pfaffen und viele Pfaffen, die nicht Pfarrer sind. Das Pfaffentum ist eine allgemeine Erscheinung, ein überall auf dem Acker des Menschenwesens vorkommendes Unkraut. Aber es steht allerdings mit der Religion und Theologie in besonders enger und bedeutsamer Beziehung und diese ist es, der wir hier vor allem nachgehen wollen.

In diesem Sinne fragen wir: Welches ist die Wurzel des Pfaffentums? Die Wurzel der Religion, soweit sie ein Uebel ist, fanden wir in der Weltgebundenheit, die Wurzel der Theologie, soweit

sie ein Uebel ist, in der theoretischen Entartung der Religion und ihrer Ausbildung zum „Fache" — wo ist nun die Wurzel dieses schlimmsten der Uebel?

Ist es eine finstere Gemütsart? Ist es der Fanatismus? Ist es der Ehrgeiz? Ist es überhaupt Unlauterkeit der Seele? Ist es Beschränktheit des Geistes?

Das alles denken wir mehr oder weniger hinzu, wenn wir vom Pfaffentum reden. Aber ist dies wirklich schon eine Erklärung? All diese Dinge kommen auch in andern Zusammenhängen vor, es muß also noch ein besonderes Etwas dazu kommen, wenn gerade das zustande kommen soll, was wir Pfaffentum nennen. Was mag dieses Etwas sein?

Greifen wir fehl, wenn wir erklären: das Pfaffentum entsteht da, wo die Religion eine Frage der Macht wird?

Diese „Macht" kann in gröberem oder feinerem Sinne verstanden werden. Es kann kirchliche, politische, soziale Macht sein. Ganze Stände, Parteien, Richtungen können so im Namen der Religion mit einem Machtbesitz verbunden werden. Das ist eine der breiten Tatsachen der Geschichte und braucht nicht weiter erläutert zu werden. Die Macht kann aber auch feinerer, geistigerer Art sein. Wir haben eine Ansicht vertreten, haben uns selbst dafür eingesetzt und sind nun damit fest verbunden. Unser Ansehen, unsere Geltung in der Welt und sogar vor uns selbst steht und fällt mit dieser Denkweise. Oft verbindet sich beides: die politische, kirchliche, soziale Machtstellung einer Religion oder bestimmter religiöser Kreise hängt daran, daß bestimmte Ansichten, Dogmen, Weltanschauungen gelten. Stürzen sie, so ist jene Macht dahin. Es handelt sich dabei also um den Kampf nicht zwischen zwei Wahrheiten, sondern zwischen zwei Mächten.

Kommen wir nun von der andern Seite her, so müssen wir hinzufügen, daß die Religion auch von sich aus leicht einen starken Machtdrang entwickelt. Er kann ebenfalls aus reineren oder unreineren Quellen stammen. Aus reineren: Religion muß ja Macht haben wollen, Macht über die Welt. Denn sie will ja die Welt gestalten, will sie irgendwie Gott unterwerfen. Auch das Reich Gottes will Macht sein, die höchste Macht, die Macht der Weltüberwindung und Welterlösung. Aus unreineren: Wenn die Religion bloß Ausdruck des Weltwesens ist, nur in die Sphäre des Unendlichen und Unbedingten versetzt, dann muß sie in dem Maße nach Macht gieren, als sie nach der Welt giert. So ist zum Beispiel im Drang nach dem Imperium Romanum politischer und religiöser Machttrieb zu einer Einheit verschmolzen, die man nur als dämonisch bezeichnen kann. Gerade in dieser Sphäre hat ja das Dämonische ganz besonders seinen Sitz. Im Weltkrieg sind ähnliche Erscheinungen hervorgetreten. Was war der religiöse Rausch seines Anfangs bei Vielen anders als ein Machtrausch?

Aber nun gesellt sich dazu noch eine dritte Ursache des religiösen Machtverlangens und diese ist die gefährlichste von allen. Es wird nämlich jene reine Quelle selbst unrein. Man will Macht haben in idealem Sinne, geistige, erlösende Macht, aber durch eine sehr leichte Wendung, die desto gefährlicher ist, wird daraus äußere Macht, kirchliche, politische, soziale Macht, Geld, Autorität, Glanz und Ansehen. Denn kann man diese nicht sehr gut brauchen, um damit jene ideale Macht zu erlangen? Hat man sie nicht für diesen Zweck nötig? Kann man, muß man nicht durch die Mittel des Reiches der Welt das Reich Gottes bauen?

So schließt sich der Bund zwischen Religion und Macht von der Welt und von der Religion her. Er wird in gar mancher Hinsicht der Fluch der Welt. Aus ihm entspringt unter anderm auch das Pfaffentum.

Wir reden unwillkürlich von Pfaffentum, wenn wir an Leute denken, die in einem geistigen Machtbesitz sind und sich in diesem Besitze fühlen. So gibt es ein wissenschaftliches, ein künstlerisches Pfaffentum und so stellt sich auch das Wort vom Pfaffentum unwillkürlich da ein, wo es sich um einen religiösen Machtbesitz handelt. Wir reden von Pfaffentum, wo Kirchenmacht in Frage kommt, die vielleicht mit politischer und sozialer verbunden ist. Wir reden aber auch schon so, wo ein Stand Anspruch darauf macht, die Religion im allgemeinen oder die religiöse Lehre im besonderen zu monopolisieren. Darum liegt der Religion und Theologie das Pfaffentum so nahe, daß wir immer wieder darauf gestoßen sind, meistens ohne das Wort auszusprechen.

Wir können auf die Richtigkeit dieser Ableitung des Pfaffentums die Gegenprobe machen. Wo wir Fanatismus, Beschränktheit, Unlauterkeit, Ehrgeiz religiöser oder weltlicher Art antreffen ohne Machtbesitz oder Streben darnach, etwa bei Verfolgten und Geächteten, da kommt uns jenes Wort gar nicht in den Sinn. Es muß irgendwie die Macht dabei sein. Sie ist das entscheidende Merkmal.

Daß es sich dabei nicht um Macht in jenem geistigen Sinne handelt, wovon wir geredet haben, ist nun klar genug. Ein Merkmal der Krankheit, die wir meinen, ist eben die Verwechslung jener geistigen Macht mit der äußeren, die ihr nachhelfen, sie vielleicht ersetzen soll. Macht in diesem zweiten Sinne ist's, die wir stets im Auge haben, wo wir von ihr als einem Uebel reden. Sie ist eine der „Mächte", gegen die die Menschwerdung des Menschen anzukämpfen hat.

Diese Wurzel erklärt die gewaltige Kraft und Zähigkeit der Pflanze. Denn welcher Trieb wurzelt tiefer in der Natur aller Wesen als der nach Macht? Er fällt ja mit dem Grundtrieb aller Wesen, dem der Selbstbehauptung, zusammen. Der Wille ist seinem Wesen nach Wille zur Macht; Nietzsche beschreibt nur etwas, das ist.

Die Stärke dieses Triebes wird aber gerade durch jene Verwechslung vermehrt. Denn je stärker ein Mensch von einer Sache

überzeugt ist, desto stärker wünscht er ihren Sieg. Das ist durchaus in der Ordnung. Wenn nun aber dieser erlaubte, je gebotene Machtdrang in das falsche Strombett gelangt, dann wird das Uebel umso größer sein, je leidenschaftlicher das edle Wollen war. So liegt auch hier dem Höchsten die Gefahr am nächsten und ist die Verderbnis des Besten die schlimmste der Verderbnisse. Es gehört zur höchsten Art von Tragik in der Geschichte, daß es die nach dem Größten strebenden Seelen sind, die am häufigsten von diesem Versucher zu Fall gebracht werden.

Die schlimmste Verderbnis der Religion entspringt also aus vorhandenem oder begehrtem Machtbesitz. Dieser geistige, im besonderen religiöse Besitz erzeugt eben mit einer gewissen Notwendigkeit einen Geisteszustand, der entweder schon Pfaffentum ist oder leicht zu diesem führen kann.

Einmal tritt ein gewisser Hochmut fast von selbst ein. Wir haben den religiösen, den theologischen Hochmut kennen gelernt. Es wird ferner das Bestreben vorhanden sein, diese Macht zu behaupten. Man wird zu diesem Zwecke das Monopol zu errichten suchen. Man wird neuen Bestrebungen mit äußerstem Mißtrauen begegnen. Man wird den Unterschied zwischen Klerus und Laien schaffen, eine ganze Hierarchie aufbauen. Man wird darauf aus sein, die eigene Autorität möglichst zu stärken. Zu diesem Zwecke wird man sich gern mit einem feierlichen Nimbus umgeben und dazu dient eine bestimmte Art von Kleidung, Gebärde, Gang, Rede, besonders das Feierliche, Gesalbte, Tiefernste. Auch das Zurschautragen von Frömmigkeit, religiösem Tiefsinn dient dem gleichen Zwecke, dem religiösen Machtdrang.

Wo wir auf diese Art stoßen, haben wir es überall mit Pfaffentum zu tun. Es kann manchmal harmlos, beinahe liebenswürdig sein, wie es z. B. in Boccaccios Geschichten und in den „Briefen der Dunkelmänner" auftritt, aber es kann auch die Krallen zeigen und eine verzerrte Fratze, worauf dann die „Lettres provinciales" und der Antigötze nötig werden. Wo die Antastung der Macht erfolgt, da hört gewöhnlich die Harmlosigkeit auf. Pfäffische Kreise lassen sich gewöhnlich vieles gefallen, zersetzende Kritik der Religion (unter der Voraussetzung, daß sie im engeren Kreise bleibt), Hohn und Spott, Weltlichkeit und Laster — aber wo ihre Machtstellung angetastet wird, da fängt es an zu sieden, da braut sich das böseste Gift, das es gibt, da schäumt die Wut auf: „Hinweg mit ihm! Kreuzige ihn!"

Alle Verbindung von Religion und Macht ist darum gefährlich. Auch das Pfarramt. Denn als Amtsperson hat man eben eine bestehende Ordnung, eine Autorität zu vertreten. Es ist eine sehr nahe Versuchung, diese zu hüten und sich darnach zu orientieren. Man ist auch ein Besitzender. Denn man ist es, der das Wort führt, der die Erkenntnis mitteilt, der die Predigt, die Traureden, die Leichenreden hält. Man gewinnt vielleicht Beifall, man hat Erfolg, man will wenigstens Erfolg haben — was menschlich ist — und im Handkehrum ist man an ein Interesse gebunden, ein feineres oder gröberes Machtinteresse,

und dann steht schon das Pfäffchen neben Einem. Aus einem Mann, der dem Gottesreiche dienen wollte, ist der Vertreter eines Besitzes geworden. Und ihr werdet sehen, bald wird er sehr böse auf den sein, der ihn darin stört; bald wird er auch eine Theorie machen, die ihm hiefür paßt; bald wird der sein Mann sein, der ihm die schönste Theorie dieser Art macht. Je frömmer und tiefsinniger sie scheint, desto besser.

Wohlverstanden: es muß nicht so gehen, geht keineswegs immer so, aber wem seine Seele lieb ist, der sei an dieser Stelle auf der Hut!

Ueberhaupt wird auch wer kein Amt hat, auf diesem Punkt sich in Acht nehmen müssen. Wir müssen die Verwandlung unserer Ueberzeugungen in Machtinteressen um jeden Preis verhüten. Nie dürfen wir uns so an eine Denkweise binden, daß wir davon äußerlich Ansehen und Stellung haben. Wir müssen stets noch mehr sein, als unsere Ansichten, müssen über ihnen stehen, müssen immer wieder uns in die Burg der unbezwinglichen Seele zurückziehen, wenn unsere Ansichten in Trümmer fallen oder in der Welt nicht gelten; wir müssen nicht durch unsere Ansichten Ehre und Geltung haben wollen, sondern unser Leben in der Wahrheit suchen. Denn sonst ist die Gefahr des Pfaffentums sofort da. Sofort passen wir auf, wer etwa gegen unsere Ansichten aufzutreten Lust habe; sofort sind wir mißtrauisch gegen neu Kommende; sofort geben wir uns Mühe, einen Schall oder Glanz um uns zu machen; sofort fängt in der Seele an Bitterkeit und Gift zu entstehen, wird die Lauterkeit getrübt, erwacht der Fanatismus, kurz: der Pfaffe ist geboren. Darum sind wir selig zu preisen, wenn es uns um der Wahrheit willen schlecht geht. Gott bewahre uns davor, einmal Besitzende und Geltende zu werden. Er zerschlage sofort Besitz und Geltung, falls sie uns einen Augenblick zu Teil werden sollten. Wir wollen stets Arme der Wahrheit sein — es ist doch das seligste Los!

Wenn wir für das Uebel eine letzte Formel finden wollten, so stießen wir auf die gleiche Grundverirrung, der wir nun beständig begegnet sind: die Verwechslung von Gott und Welt. Man glaubt es mit Gott zu tun zu haben und steht doch bloß bei der Welt. Man verteidigt Gottes Ehre und meint sich selbst, seine eigene Ehre, seine eigene Macht, seine eigene Bequemlichkeit, kurz: seinen eigenen Besitz.

2.

Nun ist aber Besitz stets eine gefährliche Sache. Er wird es vielleicht in dem Maße mehr, als es sich um geistigen Besitz handelt. Denn der Geist ist etwas, was man gar nicht zum Besitz machen kann; er ist etwas, das stets neu erobert, stets frisch geschenkt werden muß, ein ewig Lebendiges, rastlos Tätiges. Ganz besonders gilt dies vom Geiste Gottes. Das „Selig sind die geistlich Armen, denn ihrer ist das Himmelreich“ steht nicht umsonst am Eingang der Botschaft vom Reiche Gottes, nicht umsonst heißt es: „Kehret um und glaubet der

Kunde!“ Gott selbst ist der Lebendige und daher nur von Lebendigen zu verstehen und zu ehren. Lebendige aber sind Werdende. Religiöser Besitz führt von Gott ab, noch mehr als nationaler, er ist Abwesenheit Gottes. Darum gehen Gott und Macht nicht zusammen. Darum verfallen die Träger der religiösen Macht so leicht der Gottlosigkeit.

Aber wir wollen genauer zusehen, was aus dem grundlegenden Tatbestand weiter folgt und so das Wesen des Uebels weiter zu enthüllen trachten.

Wenn man Gott sagt und eigentlich die Welt meint, so entsteht Heuchelei. Und das ist ja ein nie fehlendes Merkmal des Pfaffentums. Wie Posaunenton geht es durch das neue Testament: „Ihr Heuchler!“ Dabei haben wir etwa das Gefühl, daß das Wort zu stark sei, daß Heuchelei genannt werde, was zwar verkehrt sei, aber doch ehrlich gemeint.

Aber es gibt eben allerlei Heuchelei, grobe und feine, bewußte und unbewußte, solche in großem und solche in kleinem Stil. Worin besteht denn die Heuchelei des Pharisäer- und Pfaffentums?

Sie besteht eben in jener Verwechslung von Gott und Welt, von Gottes Sache und eigener Sache. Diese Verwechslung kann nicht ohne Folgen für die Wahrhaftigkeit des Menschen bleiben. Schon der Nimbus, die Gebärde, die Erbaulichkeit, der Ernst, das alles als Gewohnheit, Methode, System — kann das immer echt sein? Nur in Ausnahmefällen; im Uebrigen wird jeder gesunde Sinn es als unecht empfinden und dafür zuletzt nur Spott haben — was oft mit einem naiven Respekt Hand in Hand gehen kann! Man hat eine Wahrheit zu verteidigen, an der irgendwie, auf gröbere oder feinere Weise, die äußere Existenz hängt — wird man immer den Mut haben, es nur zu tun, solange man davon überzeugt ist und es zu lassen, sobald das nicht mehr der Fall ist? Ist nicht die Versuchung groß, die Denkweise, auf der unsere Geltung ruht, um jeden Preis zu verteidigen, auch wenn sie für uns selbst vom Zweifel untergraben ist? Wird man uns also wohl Vertrauen schenken, wenn wir eine Sache verteidigen, von der wir äußerlichen Vorteil haben? Man tut es nicht und man wird damit grundsätzlich recht haben, auch wenn man dabei im Einzelnen noch so oft unrecht hat. Und wie wird es mit jener Heiligkeit des Wandels stehen, auf die der religiöse Besitzer Anspruch macht? Wird er so ganz Gott dienen, es mit Gott so ernst meinen, wie er vorgibt? Es ist nicht anzunehmen, schon deswegen nicht, weil echte Frömmigkeit eine scheue Pflanze ist, die nicht an der Landstraße blüht und nicht im Schaufenster gedeiht, weil gerade die frömmsten der Menschen am weltlichsten aussehen. Religiöses Gepränge, feierliches Tun, hochwolkiger „sittlicher Ernst“ läßt mit Sicherheit auf Heuchlertum schließen.

Ja, die Sache reicht noch tiefer. Es ist eine psychologische Tatsache, daß das Religion-Spielen einen besonders starken Hunger nach der Welt erzeugt. Die rechten

Weltkinder sind darum oft viel weniger weltlich, weltgierig als die „Frommen". Das lüsterne Mönchlein hat sein Gegenstück in jenem Pfäfflein aus Gottfried Kellers „Wochenpredigt", das vom höchsten Himmel heruntersteigt zuerst zum Schlaf der Langeweile im Garten und dann zum Schinken und Rotwein des Amtsbruders.

Und das ist nun eben diese pfäffische Heuchelei: die religiöse Maske über dem weltlichen Gesicht. Da steht auf dem Gesicht dieses ewig freundliche Lächeln, das dem echten Pfaffen eigen ist, und inwendig wohnt vielleicht die Seele eines reißenden Wolfes — wie dieser Mann höhnen und giften und stechen kann! —; da ist diese zur Schau getragene Demut, die im Grunde der schlimmste Hochmut ist; da ist diese Vorsicht im Reden, die im engern Kreise die Kunst der Lästerung zum Sport macht; da ist die Keuschheit, die dürftig die Flamme einer Sinnlichkeit bedeckt, wie sie viele Weltkinder so heiß nicht kennen; da ist der Ton der Ueberzeugung, dem bei weitem nicht eine wirkliche Stärke der Ueberzeugtheit entspricht; kurz, da ist weder die unwiedergeborene Natur der reinen Weltmenschen, noch die wiedergeborene des wahren Gottesmenschen, sondern eine trübe, unwahre Mischung von beiden, die Unnatur, und damit etwas Unmenschliches, Abstoßendes, Uebelriechendes.

Diese Heuchelei überträgt sich besonders auch auf die Mittel, womit das religiöse Machtverlangen arbeitet. Hier taucht sofort der Satz von dem Zwecke, der das Mittel heiligt, vor uns auf und damit der Jesuitismus, eine der unheimlichsten Formen des Pfaffentums. Ich beeile mich, zu bemerken, daß ich so wenig ein Jesuitenbekämpfer bin als ein Bekämpfer des Katholizismus im Allgemeinen und daß ich, wenn ich vom Jesuitismus rede, weniger an ein bestimmtes historisches Gebilde, eben den bekannten katholischen Mönchsorden, denke, als an eine allgemeine menschliche Erscheinung, die aus bestimmten, hier nicht zu prüfenden Gründen jenen Namen bekommen hat. So möchte ich auch nicht untersuchen, ob der Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel," in dem Sinn, wie er gewöhnlich verstanden wird, von den Jesuiten vertreten werde oder nicht und ob er vielleicht auch einen richtigen Sinn haben könnte. Jesuitismus können wir vielmehr jede Denkweise nennen, die für ideale Zwecke die Anwendung von an sich sittlich zweifelhaften Mitteln für erlaubt hält. Das ist aber eine Denkweise, die überall sich aufdrängt, wo Wahrheit Macht geworden ist. Man meint es ja gut, man will ja das Wohl der Kirche oder gar Gottes Ehre; wo man da etwas Rechtes durchsetzen kann, darf man wohl ein Auge zudrücken, wenn die Menschen und Dinge, die man dabei etwa benutzen muß, mit denen man da etwa zusammenkommt, etwas bedenklicher Natur sind. Die große Sache deckt so etwas schon zu. Dieser Jesuitismus durchzieht unser ganzes religiöses Wesen, besonders das Kirchentum, wie ein giftiger Schwamm. Auch das protestantische. Denn er ist nur die letzte Konsequenz des Kirchengeistes, soweit er im

Gegensatz zum Reich Gottes steht. Er ist Religion als Machtpolitik, als Realpolitik, als Machiavellismus.

Und nun stoßen wir auch hier auf die merkwürdige Erscheinung, daß die religiösen Leute in der Wahl der Mittel viel durchtriebener und skrupelloser sind, als die Weltmenschen. Wo in aller Welt wohnt eine so mit allen Wassern gewaschene Diplomatie wie im Vatikan — im Haus des Nachfolgers Christi? Wo geht es bei weltlichen Wahlen so wüst zu, wie bei gewissen Pfarrwahlen? Ist Kirchenpolitik nicht die schlimmste Form von Politik, die gehässigste, leidenschaftlichste, hinterhältigste? Sind die politischen Blätter nicht Waisenkinder gegen die Kirchenblätter? Wo werden so feine Gifte gebraut, wo so wohlberechnete Dolchstiche versetzt, wo so viel Schlangenklugheit gezüchtet wie da, wo die Hüter des Heiligtums bei einander sitzen?

Dieser „Jesuitismus" wäre aber nicht möglich, wenn man wirklichen Glauben an die Sache hätte, die man vertritt, wenn man wirklich an Gott glaubte. Damit gelangen wir zu einem weiteren Merkmal des Pfaffentums, das stets aufgefallen ist: das ist sein Unglaube — dieser unglaubliche Unglaube der Vertreter des Glaubens. In der Tat besteht zwischen Pfaffentum und Unglauben ein psychologischer Zusammenhang einfacher Art. Wer an Gott glaubt, wirklich an ihn glaubt, der besitzt daran eine solche Macht, daß er keine andere mehr braucht. Er ist mit Gottes Macht verbunden. Er weiß, daß Gott durchsetzt, was zu seinem Plan und Reich gehört und daß, wenn Er es nicht tut, kein menschliches Machen etwas vermag. Das veranlaßt ihn allerdings nicht, die Hände in den Schoß zu legen, es verführt ihn nicht zu einem häufigen Gebrauch jener frommen Rede: „Gott allein tut es." Gerade, weil er es glaubt, sagt er es nicht zu oft. Er weiß, daß es gilt, sich Gott zur Verfügung zu stellen. Er weiß, daß Gott allein wirklich schaffen kann, aber auch, daß er durch Menschen schaffen will; vor allem bloßen Machen empfindet er Abscheu. Das ist der Grund des tiefen Gegensatzes echten Gottesglaubens zu Machtdrang und Machtglauben. Ein Mensch nun, der jenen wirklich hat, braucht reine Mittel; denn er traut nur diesen zu, daß sie wirklich Gutes wirken. Auch kommt es ihm nicht darauf an, daß bloß irgend ein religiöser Erfolg erreicht, sondern daß wirklich Gottes Reich gefördert werde. Dieses aber wird nur gefördert, wo die Kräfte des Guten selbst walten; denn es hat in ihnen seinen Bestand. Ein solcher Mensch ist auch seelisch frei. Er ist Gottes so sicher, daß er auch andere Ansichten über ihn als die eigenen ehren kann, daß er auch den Zweifel und namentlich den Zweifler selbst walten läßt ohne Zorn oder Zwang. Gott wird für sich selbst sorgen, unsere Sorge sei, daß wir ihm recht dienen.

Wo aber dieser Glaube fehlt, da tritt eine andere Haltung und Stimmung ein. Man muß es selber machen, weil Gott es nicht macht. Man wird über Zweifel und Zweifler böse, und weil man sich nicht stark genug fühlt, sie geistig zu bekämpfen und zu besiegen,

so greift man nach äußerlichen Waffen, nach kirchlicher, staatlicher und anderer Gewalt. Das fehlende Feuer von oben muß durch ein Feuer von unten, einen materiellen oder geistigen Scheiterhaufen, ersetzt werden. Oder man greift zu Kampfmitteln, die nicht gut sind, zu persönlicher Herabsetzung des Gegners, zu Scheingründen oder den Künsten der Beredsamkeit. Alle kunstvolle Polemik oder Rhetorik deckt einen Mangel an Glauben zu; wo Gottes Wirklichkeit die Seele ergreift, wird alles einfach und kindlich.

Es besteht hier eine strenge Ordnung: in dem Maße, als Gott zurücktritt, gewinnen Kirche, Autorität, weltliche Stützen an Wichtigkeit — auch die Religion. Es wird dann durch menschliche Anstrengung ersetzt, was an unmittelbarer Empfindung Gottes fehlt. So entsteht der Götze. Das, was wir so Heidentum nennen, ist eben diese Religion, die aus der Psyche aufsteigt und ihr Gebilde zur Gottheit erhebt. Darum reden wir von Baalspfaffen. Sie schreien stundenlang: „Baal, erhöre uns,“ tanzen, schneiden sich mit Messern. Man könnte vielleicht sagen, daß der Mensch vor jedem Gott, den er selbst macht, zum Pfaffen wird.

Als Pfaffe ist er dann wieder Knecht seiner Götzen. Ein Pfaffe ist nie ein freier Mann. Er ist ein Gebundener. Ihn fesselt eine Macht, die ihm fremd ist. Er wird von dem Unendlichkeitswesen, dem Absoluten, das in der Religion lebt, auf eine sklavische Weise ergriffen und fortgerissen. Das ist die tiefste Wurzel des Fanatismus. Jeder Götze macht fanatisch. Gott aber macht frei und ihm zu dienen ist Freiheit. Diese freie Beziehung zu ihm ist echter Glaube. Nicht umsonst besteht bei Paulus und den Reformatoren ein so enger Zusammenhang zwischen Glauben und Freiheit. Echter Glaube wird nicht gemacht; er kommt über den Menschen mit Ueberwältigung, aber das Wunder ist, daß diese Ueberwältigung ihn frei macht. Er kommt darin im tiefsten zu sich selbst. Er wird nicht vor einen Götzen gestellt oder einen unbekannten Gott, sondern vor den bekannten Gott, den Vater, den Christusgott, den Gott des Menschen.

Laut rufen wir es in die Welt: nicht der Glaube macht unfrei, sondern der Unglaube, und am meisten der Unglaube, der sich als Glaube maskiert. Es gibt einen gläubigen Unglauben, der auch frei macht. Aber es gibt auch einen Unglauben, der seine innere Leere durch Fanatismus bedeckt, Fanatismus der Verneinung. Er ist ein ebenso genaues Zeichen der inneren Unsicherheit wie der Fanatismus der Bejahung. Das Pfaffentum der Freidenker und ihrer Genossen nimmt es an Unduldsamkeit und Widerlichkeit mit jedem religiösen reichlich auf, ja es ist im Grunde selbst religiös im üblen Sinne.

Das Pfaffentum ist überall der Unglaube, der sich als Glaube gibt. Darum ist es stets der Pfaffe gewesen, der mit dem Religiosus und dem Theologen zusammen die Menschen des lebendigen Gottes, vor allem die Propheten und Apostel, verhöhnt, verfolgt und getötet hat. Sie sind ihm ein Stachel; sie lassen ihm keine Ruhe. Ihre Art

ist eine Verurteilung der seinigen. Ihr Glaube ist ihm eine Anmaßung. Sie sind eine Antastung seiner Macht und seines Monopols. Weil er sich einredet, daß sein Glaube der echte sei, muß der des Andern Lästerung sein. „Hinweg mit ihm!“

3.

Dazu trägt nun viel bei, wenn Glaube ein Amt, ein Handwerk wird. Damit lenken wir wieder zu der schon teilweise gekennzeichneten Gefahr zurück, worin alle berufsmäßigen Vertreter der Religion stehen.

Ein Pfarrer muß kein Pfaffe sein. Er kann gerade durch den Kampf mit dem Amt gründlich von allem Pfaffentum befreit und so recht menschlich geworden sein. Was wir sagen, ist nicht gegen die Pfarrer gerichtet, sondern für sie, für uns, geschrieben. Wir müssen diesen Todfeind kennen, um ihm zu entgehen. Daß aber die Gefahr riesengroß ist, kann ehrlicherweise doch Keiner von uns leugnen. Es ist gefährlich, die Religion zur Profession zu machen. Man kommt mit dem Heiligen leicht in eine falsche Vertraulichkeit. Man wird Fachmann und wir wissen: Fachmann sein ist in göttlichen Dingen eine verhängnisvolle Sache; man ist Kenner und Kennerschaft in Dingen der Frömmigkeit ist eine furchtbare Verirrung. Man stammt vielleicht schon von Eltern und Voreltern her aus der pfarrerlichen und theologischen Sphäre, so ist es schwierig, Gott als Kind und Laie gegenüberzutreten, was ihm gegenüber doch das einzig Mögliche ist. Man muß sich viel mit dem Erfolg seines religiösen Tuns beschäftigen, man gewöhnt sich, alle Probleme und Erlebnisse unter dem Gesichtspunkte der amtlichen Wirksamkeit und Verwertbarkeit zu betrachten; immer heißt es: „Wir Pfarrer, wir Pfarrer, wir Pfarrer!“ Dadurch wird man unmerklich von Gott selbst weggeschoben zu Kirche und Erfolg — das aber ist, wenn auch noch nicht das Pfaffentum selbst, so doch der kürzeste Weg dazu. Aller Klerikalismus vollends, alles Gefühl einer besonderen Berufung des Pfarrers — was ist es anders als Pfaffentum, wenn auch etwa sehr verklärtes?

Wir empfinden oft das alles selbst nicht mehr, aber freie und lebendige „Laien“ empfinden es sofort. Das Pfäfflein mit dem Buch ist bei Gottfried Keller eine typische Erscheinung. Das Buch ist das Handwerk. Der religiöse Handwerker ist eben der Pfaffe.

Es gibt oft eine verhältnismäßig harmlose Form dieses Uebels. Aber die Harmlosigkeit verwandelt sich auch hier leicht genug in Furchtbarkeit und zwar besonders da, wo die Macht in Frage kommt. Man hat ja, wie schon gezeigt worden ist, eine Macht zu vertreten. Man ist etwas, stellt etwas vor und will dies nicht antasten lassen. Der Hochmut stellt sich ein. Er wird leicht von der Theologie her genährt, die ein Monopol verleiht, die den Trug erzeugt, als ob ein gewisses Wissen und Nachempfinden schon Erkenntnis Gottes, Gemeinschaft mit ihm, Vollmacht aus ihm sei. Man bildet dazu einen Stand. Man kommt zusammen zu Pastoralgesellschaften

und Kaffeekränzchen. Da wird vom Handwerk geredet. Da werden Erfolge oder Mißerfolge gebucht, da werden die lieben Amtsbrüder durchgenommen, brüderlich sanft und blutig grausam. Da blüht der religiöse und pfarrerliche Klatsch. Da findet Keiner Gnade, der nicht von der Partei oder Klique ist. Da werden die Parolen ausgegeben, die mißliebige Sachen hemmen, da werden die Lügen ausgebrütet, die mißliebige Personen moralisch vernichten sollen und die dann wie Fledermäuse durchs Land fliegen, oft ohne daß der Verfolgte eine Ahnung davon hat. *Da wird an keinen Menschen geglaubt.* Da kennt man keine reinen und hohen Beweggründe sondern nur Ehrgeiz, Neid, Konkurrenz; da ist völlig ausgeschlossen, daß ein Mensch etwas um Gottes Willen tun, daß es ihm um Gott ernst sei — das gibt es doch nicht! Es herrscht in der ganzen weiten Welt nirgends ein solcher Unglaube an Gott und den Menschen, als wo Pfaffen zusammenkommen. Denn so werden eben Pfarrer zu Pfaffen. Sie bringen einander herunter. Sie helfen einander von Gott weg. Sie zerschwatzen und verheeren den Glauben in der eigenen Seele. Sie verlieren die Seele.

Ist das nicht zu scharf gesagt? Sollte es denn überall so sein? Nein, gewiß nicht. Wir wollen nicht zu schwarz malen, wollen nicht schlecht machen. Aber wer steht auf und wagt zu behaupten, daß diese Gefahr nicht riesengroß vorhanden sei, daß dieses Gift nicht durchs Land schleiche? Daß wir von Dingen redeten, die nicht *wirklich* seien? Es *gibt* unter unserem Pfarrertum ein Pfaffentum, ein protestantisches so gut wie ein katholisches, ein „freisinniges" so gut wie ein „positives" — und auch ein „religiös-soziales"! Es liegt auf diesen pfarrerlichen Zusammenkünften eine Luft, die keinem ganzen und echten Mensch recht wohl werden läßt. Es gibt ein hochmütiges und giftiges Pharisäertum in diesen Kreisen; es gibt darin eine Atmosphäre der Sattheit und Sicherheit, die wie ein Panzer gegen die Wahrheit schützt; es gibt darin eine Unempfindlichkeit für Gott, die sich bis zur praktischen Gottlosigkeit steigert. Wehe, wer in die Hände dieses Volkes fällt! Er hat es mit den schlimmsten Gegnern zu tun, die es gibt. Es gibt keine so unheimliche Macht auf Erden wie die, gegen die das Kapitel 23 des Evangeliums nach Matthäus gerichtet ist.

4.

Diese Macht, die wir nun darzustellen versucht haben, ist, wie wir schon bemerkt haben, im Christentum ganz besonders groß geworden. Sie hat es durchseucht wie ein verderbliches Gift. Wie ist dies möglich geworden? Vielleicht gerade wieder darum, weil das Beste auch am leichtesten verdorben werden kann und weil die Verderbnis des Besten die schlimmste ist (corruptio optimi pessima).

Aber wenn wir vom Christentum wieder auf *Christus* blicken — welch ein Gegensatz auch hier! Das gehört auch zum unendlich Erquickenden an der Gestalt Christi, daß das Göttliche hier nicht durch

das Menschliche getrübt ist, daß wir es hier mit Gott allein zu tun haben. Hier ist die Religion als Macht verschwunden. Die Versuchungsgeschichte bezeichnet gerade darum einen solchen Entscheidungskampf der Geschichte der Religion und des Gottesreiches, weil hier die Lockung der Macht in schwerem Ringen besiegt worden ist. Und weil Gott allein gilt, so kommt auch der Mensch rein zur Erscheinung. Hier ist nicht jene Unnatur, die aus einer trüben Mischung von scheinbarer Weltüberwindung und wirklicher Weltgebundenheit entsteht. Zur vollen Gottheit Jesu, um in der Sprache des Dogmas zu reden, gehört seine volle Menschheit. Nicht nur durch seine Worte, sondern schon durch seine ganze Art und Weise ist alles gerichtet, was nach Druck und Zwang, Heuchelei und Klerikalismus aussieht. Mögen Heerscharen von Pfaffen sich auf ihn berufen, seinen Namen auf den Lippen führen, er ist doch ein ewiges Gericht über sie. Es gibt keinen größeren Gegensatz als den zwischen Jesus und dem Pfaffentum.

Wann wird dies den Menschen klar werden? Wann werden die Kämpfer kommen, die *diesen* Feind des Gottesreiches niederwerfen? Wird er bis ans Ende der Tage leben? Wird er Militarismus und Kapitalismus, Alkoholismus und Prostitution überleben? Wir fürchten es oft, denn er ist zähe. Er hat tiefe Wurzeln. Er wurzelt in der geistigen Trägheit der Menschen; er nährt sich von der Gleichgiltigkeit der Wissenden; er lebt davon, daß wir keine lebendige Religion haben, das heißt: daß so wenig Reich Gottes unter uns ist.

Die Antwort auf die Frage, wie auch dieser „letzte Feind" überwunden werden könnte, ist damit im Grunde schon gegeben: In dem Maße als das Reich Gottes unter uns wächst, hört auch das Pfaffentum auf. Im Christentum mag es Pfaffentum geben, im Reiche Gottes gibt es keins. Mit andern Worten: vor dem Christusgeist muß auch dieser giftige Nebel aus der Welt weichen.

Wir können aber versuchen, uns diese Antwort noch mehr im Einzelnen klar zu machen.

Wenn Pfaffentum aus der Verbindung zwischen Religion und Macht entsteht, so ist klar, wie es bekämpft und ausgerottet werden kann: nämlich durch die Auflösung dieser Verbindung. Es ist also zunächst alles zu begrüßen, was der Religion oder, wie wir in diesem Falle wohl genauer sagen müssen: der Kirche, wegnimmt, was sie noch an äußerer Macht besitzt. Was sie davon früher besaß, darf ja nicht durch etwas Anderes ersetzt werden. Wenn die Kirchen in irgend einer Form zu neuem Leben erstehen sollten, dann dürfte die Macht, die sie wieder gewönnen, nur eine freie, eine geistige sein. Sonst gerieten wir vom Regen in die Traufe.

Aber es genügt natürlich nicht, die Pflanze des religiösen Machtdranges von außen her zu beschneiden, vielmehr sollten ihre Wurzeln vertilgt werden. Denn wenn wir zwischen einer offenen Machtentfaltung und einem heimlichen Machtdrang, der aber nur halb gestillt wird, wählen sollten, so wäre unsere Entscheidung bald getroffen. Wir ziehen

die offene Herrschaft des Katholizismus den nur halb zugestandenen Ansprüchen irgend eines protestantischen Kirchentums vor.

Wie soll denn die Wurzel zerstört werden? Das Mittel ist theoretisch leicht anzugeben; wir kennen es: der Machtdrang hört in dem Maße auf, als Gott selbst Macht wird. Es wird damit jener berechtigte Machtdrang, der mit allem Wollen des Guten verbunden ist, gestillt und gleichzeitig der falsche aufgehoben. Wir haben den Grundgegensatz, der zwischen Gott und Macht besteht, schon aufgezeigt. Man dürfte wohl die Behauptung wagen, daß das Maß seiner Freiheit vom Trieb nach Macht bei einem Menschen auch das Maß der wirklichen Gemeinschaft mit Gott sei. Man könnte ja auch den Mammonismus, der sonst mit Recht als das beste Kennzeichen für den wahren inneren Zustand eines Menschen gilt, als eine der Auswirkungen des Machtdranges erklären. Gott macht frei. Wo es auf ihn ankommt, auf ihn allein, da läßt man Ihn walten und übt darum keine Vergewaltigung, weder gegen Andere, noch auch gegen sich selbst. Man ehrt gerade in der Freiheit Gott. Man will nichts für ihn in Unfreiheit. Man läßt die Geister sich auswirken und schaut dem Treiben der menschlichen Mächte zu, nicht ohne Schmerz und Unruhe, aber stets wieder in dem Vertrauen, daß Er das Steuer hält, und in der einzigen großen Leidenschaft, daß S e i n Reich komme, auf allerlei Wegen, auch solchen, die unserem natürlichen Menschen nicht gefallen.

Das ist freilich keine leichte Sache und es erhellt daraus von neuem, wie tief das Uebel, das wir bekämpfen, sitzt. Denn der Machttrieb hängt ja, wie gezeigt worden ist, mit dem Trieb nach Selbstbehauptung zusammen, der der Grundtrieb unserer Natur ist. Und wie schwer ist es, Gott allein zu dienen, ihn allein walten zu lassen!

Es wird darum jeder Ehrliche gestehen, daß die Wurzel des Uebels auch in ihm liegt, daß es sich nicht um die seltsame Erkrankung einiger schlimm gearteten Individuen handelt, sondern um eine Gefahr für Alle. Jeder von uns hat hier auf der Hut zu sein; besonders aber davor, daß er, das Uebel bei Andern bekämpfend, erst recht selbst ihm verfalle. Es ist ungeheuer schwer, wirklich dem Geiste zu dienen, statt der Gewalt, wirklich Gott zu dienen, statt sich selbst. Das läßt sich nicht durch einige gute Vorsätze und leichte Besserungen erreichen, das fordert ein Streben und Neuwerden, das ist wohl recht eigentlich d i e Umkehr.

Umkehr vielleicht auf dem gleichen Wege! Denn es handelt sich zum Teil doch darum, daß wirklich getan werde, was man tun w o l l t e. Gerade die edelste, freilich auch gefährlichste, Form des Uebels entsteht, wie wir sahen, da, wo man Macht erstrebt, um damit G o t t zu dienen. Dann aber gilt es einfach, dieses Wollen zu sich selbst kommen zu lassen, es zu reinigen, es recht zu verstehen. Dann mag aus dem Gefährlichsten das Heilsamste entstehen. Der Machtdrang, der in seiner falschen Form die Wurzel alles Uebels war, wird in seiner wahren

Form das höchste Gut der Seele. Denn wer Gott allein dient, der gewinnt die einzige Macht, die Wert und Bestand hat. „Engel kommen und dienen ihm.“ Er gewinnt Macht über den Machtdrang. Er wird frei.

So führt auch hier der Tod zum Leben und weil der Mensch doch dem Leben entgegendrängt, so wird er noch einmal auf diesen Weg kommen.

Wir dürfen also doch die Hoffnung hegen, daß eine solche Wendung im Großen einsetzen werde. Es wird eben die Wendung von der Religion zum Gottesreiche sein. Der Religion ist dieses Suchen ihrer selbst gleichsam eingestiftet. Sie wird ein ganz besonders fruchtbarer Boden des Egoismus. Das Reich Gottes aber ist das Trachten nach Gottes Gerechtigkeit, ist Dienst des Bruders, ist Liebe. Von einem zu hütenden Besitz kann auf diesem Boden nicht mehr die Rede sein, denn das Reich Gottes ist zum Unterschiede von der Religion eine allgemeine und gemeinmenschliche Sache; es ist nicht eine geheime Weisheit oder verwickelte Gelehrsamkeit und auch kein Tempelgeheimnis, sondern eine so freie und einfache, jeder Menschenseele so zugängliche Sache wie Luft und Sonnenschein. Sein Priester ist der Mensch als solcher. In dem Maße, als der Durchbruch des Reiches Gottes in der Welt geschieht, muß darum auch der verhängnisvolle Bund zwischen Religion und Macht sich auflösen. Wenn aber einmal die Wurzel zerstört ist, dann muß die ganze Pflanze mit all ihren giftigen Blüten und Früchten absterben.

Darum brauchen wir die Hoffnung auch auf diesen Sieg nicht aufzugeben. Viel ist schon erreicht, wenn das Uebel einmal in seinem ganzen Umfang und seiner wahren Gestalt erkannt ist. Darum mußte dies alles einmal gesagt werden, nachdem der, der es nun sagt, es lange genug zurückgehalten hat. Zu der Reformation, die wir nötig haben, zu der Erlösung von knechtenden und vergiftenden Mächten, zu dem Auftauchen aus alter quälender Nacht in dem neuen Tag des Gottesreiches gehört auch die Vertreibung des Pfaffentums aus dem Lichte einer gereinigten Welt.

Wir haben dieses eine ganz allgemeine Erscheinung genannt. Daß es das ist, sei nochmals gesagt. Auf allen Gebieten des geistigen Lebens begegnen wir diesem Bund des Geistes mit der Macht, der den Geist verfälscht und das Leben vergiftet. Es erweist sich also das Machtproblem auch hier als der Punkt, von dem aus die Heilung für die Krankheit der Welt geschehen muß. Die Heilung kommt überall durch den Sieg wahrer Geistigkeit, wozu der Glaube an den Geist gehört. Es bleibt eben überall dabei: aus dem Glauben strömt alle Freiheit.

Auf dem Gebiete der Religion gilt dies aber im stärksten und tiefsten Sinne. Das Machtproblem gewinnt hier seine höchste Ausprägung gerade darum, weil hier der Machtdrang sich mit dem Bewußtsein der höchsten Wahrheit und der Empfindung des Unbe-

dingten vereinigt. In der Religion, soweit sie im Gegensatz zum Reiche Gottes steht, stellt sich ja eben diese seltsame, oft bis zum Dämonischen gesteigerte Erhöhung und Vergottung des Weltwesens ein. So treffen wir denn hier auch das Pfaffentum in seiner mächtigsten und gefährlichsten Form; so muß es aber gerade auch hier zuerst und vor allem zerstört werden und von hier aus dann allüberall.

Wir haben dabei die Gleichsetzung von Pfaffe und Pfarrer abgewiesen, wenn wir auch zugeben mußten, daß aus diesem und jenem der Uebergang besonders leicht, gefährlich leicht, sei. Es sei aber zum Schlusse noch bekräftigt, daß er nicht notwendig ist und keineswegs immer geschieht. Es gibt, wie gesagt, Pfarrer genug, die keine Pfaffen und Pfaffen genug (weibliche wie männliche!), die keine Pfarrer sind. Trotzdem wird ein Pfarrer und überhaupt jeder berufsmäßige Vertreter der Religion wohl nichts Wichtigeres zu tun haben, als sich zu sagen: „Werde um keinen Preis ein Pfaffe. Es gilt deine Seele. Hüte dich vor der Machtversuchung wie vor dem bösen Feind. Sei du als Vertreter der Sache des Menschensohnes erst recht ein Mensch, ein natürlicher, schöner, freier Mensch — ja, sei du mehr Mensch, in einem höheren Grad und Sinn Mensch, als die Andern, und das soll deine beste Beglaubigung sein."

Daß solches geschehe, ist allerdings bitter notwendig. Denn wenn unsere Hoffnung und viele Zeichen uns nicht trügen, dann naht langsam ein vernichtendes Gericht über alles Schein- und Maskenwesen, das sich in der „Religion" angesammelt hat. Es wird genau mit dem Erwachen der Geister in den höchsten Angelegenheiten parallel gehen. Dieses Erwachen wird — wie jedes Erwachen — vor allem eine Bewegung zur Wahrheit und Wirklichkeit hin sein. O daß es käme! O daß es in Bälde käme!

L. Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

Geist und Buchstabe.

Καὶ ἐξεπλήσσοντο ἐπὶ τῇ διδαχῇ αὐτοῦ. ἦν γὰρ διδάσκων αὐτοὺς ὡς ἐξουσίαν ἔχων, καὶ οὐχ ὡς οἱ γραμματεῖς.[1])

Ev. Marc. 1, 22.

Obwohl es bei den Juden jedem unbenommen war, im Gotteshause das Wort zu ergreifen und es einen besonderen Predigerstand nicht gab, so pflegten doch fast nur die Schriftgelehrten in den Synagogen lehrend aufzutreten. Der ganze Religionsapparat war so verwickelt geworden, daß ein Laie sich in dem kasuistischen Wirrwarr

[1]) Und sie waren erschüttert von seiner Lehre, denn er lehrte als Einer, der Autorität hat und nicht wie die Pharisäer und Schriftgelehrten.

und den rituellen Fußangeln kaum zurecht fand. Deshalb drängten sich die Fachleute zu den ersten Plätzen am religiösen Versammlungsorte (Marc. 12, 39). An ihre Lehrweise war man gewöhnt; ihre Predigt ging leicht ein, ohne daß der träge Alltagsmensch gezwungen war, Achsenverschiebungen in seinem Denken vorzunehmen. Man konnte so gut dabei nicken und schlafen und träumen. Da tritt plötzlich ein Baumeister aus Nazareth in Kapernaum am Sabbat lehrend auf, ein Mann ohne jede theologische Bildung, ohne Rüstzeug, ohne Panzer, Schwert und Schild, nur mit der Treffsicherheit ursprünglichen Geistes ausgerüstet, durch keine hohen Schulen und ihre Denkschliche verdorben. Sein leuchtendes Seherauge schaut hinter die Schale der Dinge, seine Donnerstimme rollt dem Gedankenblitz erschütternd nach. Niemand schläft, da er redet. Aller Augen hängen an dem schönen, begeisterten Antlitz, alle Gemüter stehen in seinem Bann.

Ja, hier war ursprüngliche Gotteskraft, nicht die nachschleichende und durchschnüffelnde Wortklauberei der Exegeten. Zwar bleibt auch Jesus hinter den schriftkundigen Theologen an Belesenheit und Verständnis nicht zurück, aber wie anders rührt er an den Feuerstein der alten Väterweisheit mit dem Stahl seines Geistes, daß die Funken sprühen. Furchtbar ist der Prediger, der von einem Leitgedanken besessen ist, auf den er alles Einzelne zu beziehen weiß. In Jesus schlummerte diese große Mittelpunktskraft und löste sich in „gebundener" Rede. In den Schriftgelehrtenhirnen spukten tausend Anmerkungen und Gedanken-Däumlinge, daß ihre Worte zerflatterten wie dürre Blätter im Winde, und kein Zuhörer den Druck seelischer Wucht verspürte. Wie eine lecke Dachrinne träufelten sie in langweiliger Katechese die Gesetzesvorschriften tropfenweise auf die Menschen der Gasse, klügelten weltfremde „Fälle" aus, die die schwüle Luft der Schule ausgebrütet, zeigten den Drückebergern und Alltagsmenschen einen „probablen" Unterschlupf vor unbequemen Paragraphen und blähten sich wie Pfauen in schillerndem Gelehrtenstolze vor den Unmündigen des Geistes. Geräuschvoll begackerte Porzellan-Eier!

Auch heutzutage brütet der hl. Geist, der in Gestalt einer Taube vom Schalldeckel der Kanzel herunterhängt, oft vergebens auf dem Hirnei des predigenden Priesters, der mehr von der Kirche Roms als von Gottes Reich, mehr vom hl. Vater in Rom als von Gott-Vater zu sagen weiß, der in der Frohbotschaft Jesu nicht zu Hause ist — warum auch das Neue Testament studieren? — weil er nachmittags Zentrumsversammlung und abends Bierabend im Gesellenhause hat.

O Jesus, dein Wort ist gewaltig, deine Stimme bringt den Geist in hl. Wehen, daß ein neuer Mensch geboren wird. Wie dürr und matt ist das Gerede deiner Nachfahren, die sich die ersten Plätze in den Kirchen sichern und das Redemonopol am hl. Orte für sich in Anspruch nehmen. Volksstimme, Laienmund, ephata!

Tu dich auf wie damals in der Synagoge zu Kapernaum, da der Baumeister von Nazareth so „erbaulich" sprach! „Wie einer, der

Autorität hat.“ Wo lag diese Autorität? Es war kein Priester, kein Theologe, kein approbierter Gottesmann. Aber von Gott geweiht!

Wie eine Gemse gewinnt Jesus den höchsten Bergesgrat und wandelt auf Wegen, die auch das vorsichtigste Theologen-Maultier nicht zu betreten wagt.

Das ist Hochmut, so sagen die Ankläger. Ja, Hoch-Mut, so ist es. Es ist der Mut, hoch zu leben, hoch zu stehen, hoch zu schreiten, dort, wo Gottes Odem weht.

Von einem Gottesfreunde im Oberlande.

Prophetenbilder.

VIII. Die Propheten des Exils.

(Schluß.)

Wie dieser Prophet wirklich geheißen hat, wissen wir nicht. Den Namen Deuterojesaja, d. h. zweiter Jesaja, hat ihm die Wissenschaft gegeben, weil seine Gedichte dem Buche Jesaja angehängt sind und dort die Kapitel 40—55 umfassen[1]). Diese Anonymität ist aber kein Zufall; wir erfahren auch sonst gar nichts über seine Person. Das Ich des Propheten fehlt fast ganz; dafür geht durch das ganze Buch das Ich der Gottesrede. Aber es sind nicht mehr die knappen Gottessprüche, die ein Urteil über das Volk oder die Ankündigung eines bevorstehenden Ereignisses enthalten, sondern lyrische Poesie. Und diese Poesie ist fast von Anfang bis zu Ende in einem gleichmäßigen Fortissimo gehalten, sodaß es nicht wenig ermüdet, die Worte dieses Propheten fortlaufend durchzulesen, umsomehr da er unermüdlich dieselben Themata variiert.

Er unterscheidet sich zunächst von den ältern Propheten dadurch, daß die Gerichtsdrohung völlig verschwunden ist.

„Tröstet, tröstet mein Volk“, spricht euer Gott,
„Redet zu Herzen Jerusalem, und rufet ihr zu,
Daß sie vollendet ihren Dienst, abgetragen ihre Schuld,
Daß sie von Jahwes Hand empfing zwiefach für all ihre Sünden.“
Eine Stimme ruft: „In der Wüste bahnt für Jahwe den Weg,
Richtet zu in der Steppe eine Straße unserm Gott,
Jedes Tal hebe, Berg und Hügel senke sich,
Der Höcker werde zur Ebene, der Fels zum Talgrund,
Und offenbar wird Jahwes Herrlichkeit, und sehen wirds
Alles Fleisch insgesamt, denn Jahwes Mund hats geredet.“

---

[1]) Die Kapitel 56—66 stammen wieder von einem andern Verfasser, den die Forscher Tritojesaja, d. h. dritten Jesaja genannt haben. Er ist in manchem mit Deuterojesaja verwandt, aber weit mehr von der gesetzlichen Strömung erfaßt.

So setzt gleich die prophetische Botschaft ein. Jahwe hats geredet, und so wirds geschehen; die Schilderung des wunderbaren Weges, auf dem Jahwe sein Volk zurückführt, der rührenden Hirtenliebe, mit der er die Seinen leitet, die Schafmütter gängelt und die zarten Lämmer am Busen trägt, des neuen Familienglücks, dessen Israel, die Witwe und Kinderlose, sich wird freuen dürfen, der herrlichen Erhöhung und Erquickung nach Schmach und Elend des Exils zieht sich durch das ganze Buch hindurch, und immer wieder wird die Natur zur Mitfreude aufgerufen:

„Jubelt, ihr Himmel, denn Jahwe tats,
Jauchzet, ihr Tiefen der Erde!
Brechet in Jubel aus, ihr Berge,
Du Wald und alle Bäume drin!
Denn Jahwe hat Jakob erlöst
Und verherrlicht sich in Israel."

Deuterojesaja kennt auch das Werkzeug, dessen sich Jahwe bedienen wird; es ist Kores (Cyrus) der Perserkönig, dessen Stern in jenen Zeiten des Niedergangs des Chaldäerreiches von Babel aufging. Er ist Jahwes Gesalbter, Jahwe hat ihm alle seine bisherigen Erfolge geschenkt, hat Völker vor ihm geschreckt und Könige vor ihm entgürtet; Jahwe wird Babels Erztore vor ihm aufstoßen und ihm die wohlverwahrten Schätze der reichen Stadt ausliefern, und Kores selbst wird es merken samt allen Völkern vom Aufgang bis zum Niedergang, daß Jahwe das getan hat. Nun folgt das Gericht über die Bedrückerin:

„Herunter mit dir, sitz in den Staub
Du Jungfrau, Tochter Babel!
Setz dich zu Boden, kein Thron ist mehr da,
Tochter der Chaldäer!
Kein Mensch sagt mehr zu dir:
„Du feine und zarte!"
Nimm die Mühlsteine, mahle Mehl,
Zieh aus deinen Schleier!
Weg die Schleppe, entblöße die Schenkel
Und wate durch die Ströme!
Es werde entblößt deine Scham,
Man sehe deine Schande!"

Man hat freilich den Eindruck, Deuterojesaja sei hier durch den traditionellen Stil der Völkerorakel gebunden, ihm selbst sei die Schadenfreude an dem Gericht über die Feinde kein solcher Genuß wie dem Hesekiel und den spätern Apokalyptikern. Babel wird gerichtet wegen seiner Unbarmherzigkeit an Juda und wegen seiner Ueberhebung, mit der es sprach: „Ich und sonst nichts mehr!"

Das Wichtigste an den von Deuterojesaja verheißenen Ereignissen ist aber gar nicht Israels Wiederherstellung, sondern Jahwes Triumph. All das Kommende hat den einen Zweck, zu zeigen, daß Jahwe allein Gott ist und kein Helfer außer ihm. Deuterojesaja trifft mit Hesekiel darin zusammen, daß auch bei ihm Alles um der Ehre Jahwes willen geschieht. Aber wenn zwei dasselbe sagen, ist es

nicht dasselbe. Deuterojesajas Gott ist ein anderer als Hesekiels Gott; Hesekiel versteht Jahwes Ehre eng und priesterlich, Deuterojesaja prophetisch und universal. Bei ihm ist der prophetische Monotheismus bis in alle seine Konsequenzen entfaltet; unsern Propheten erfüllt sein Gottesgedanke mit einem ununterbrochenen Jubel der Begeisterung.

Moses Erbe war die „Monolatrie", das Gebot: „Du sollst keine andern Götter neben mir haben." Aber die Realität der andern Götter wird nicht bezweifelt. Die alten Propheten verkünden, daß Jahwes Macht nicht auf Israel beschränkt ist, daß er Völker kommen und gehen heißt, und daß sein heiliger Wille allgemeingiltig ist. Aber auch sie leugnen noch nicht die Existenz anderer Götter. Für Deuterojesaja aber heißt es: Jahwe ist der allein wahre Gott, die Götzen sind nichts:

„Ich bin der erste, ich bin der letzte,
Und außer mir ist kein Gott."

Jahwes Triumph über Babel wird auch ein Triumph über seine Götter, über seine Zaubereien und Bannsprüche, über seine Astrologie und Zeichendeuterei sein. Deuterojesaja bringt eine neue Beurteilung des Heidentums. Sein Gegensatz gegen dasselbe ist gar nicht kultisch orientiert. Auch seine Polemik gegen die Bilder, über die er mehrfach seinen Spott ausgießt, hat gegenüber den Frühern eine andere Nüance erhalten. Der Bilderdienst ist weniger Frevel als verächtliche Torheit. Die Götzen sind Götter von der Menschen Gnaden, der Götzendiener bewahrt seinem Gott gegenüber nicht den Abstand ehrfürchtiger Abhängigkeit, den Israel Jahwe gegenüber empfindet. Zuweilen behandelt die Rhetorik des Propheten die heidnischen Götter doch als wirkliche Wesen; aber er tut es bloß, um sie in seinen Gerichtsszenen als Prozeßgegner Jahwes auftreten und vor ihm unterliegen zu lassen. Sie sollen die dunkle Folie abgeben, von der sich Jahwes Herrlichkeit umso heller abhebt. Dabei erscheint das Heidentum weniger als Sphäre der Unheiligkeit, sondern viel eher als die Welt, die sich vor Jahwes tatsächlicher Macht noch nicht gebeugt hat. Der Gedanke der Alles beherrschenden und umfassenden Herrlichkeit Jahwes ist mit einer solchen Inbrunst erfaßt, daß für die Scheidung von heilig und profan bei diesem Propheten schlechterdings kein Platz ist.

Jahwes Macht tritt überwältigend vor die Menschen hin in seiner Herrschaft über die Natur; er hat sie bewiesen am Anfang:

„Bist Du es nicht, der Rahab zerteilte,
Den Drachen durchbohrte?[1])
Nicht du, der das Meer austrocknete,
Die Wasser der großen Flut?
Der die Meerestiefe zum Weg machte
Für den Zug der Erlösten?"

[1]) Rahab, der Drache sind Bezeichnungen für das mythische Chaosungeheuer, dessen Besiegung durch die Gottheit nach alten Mythen den Anfang der Schöpfung bildete.

Er wird dieselbe Macht jetzt zeigen bei Israels wunderbarer Rückkehr. Er ist auch hoch erhaben über Alles, was unter Menschen sich groß dünkt:

„Siehe, die Völker sind wie ein Tropfen am Eimer,
Wie ein Staub auf der Wage geachtet,
Inseln an Gewicht wie ein Sandkorn . . .
Der Fürsten in Nichts verwandelt,
Richter auf Erden zu Dunst macht;
Kaum sind sie gepflanzt, kaum gesät,
Kaum haben sie Wurzel geschlagen,
Bläst er drein, sodaß sie verdorren,
Der Sturm sie wie Spreu davonträgt."

Deuterojesaja vernimmt Jahwes Stimme nicht bloß in einem heiligen Buch oder in den Schauern der Ekstase, er sieht sein Walten nicht beschränkt auf einen heiligen Bezirk, sondern mit klarbewußten Augen sieht er ihn im Werden der weltgeschichtlichen Ereignisse dahinschreiten, und überall vernimmt er seine Stimme; Jahwes Geist und schaffendes Befehlswort umspannt die ganze Wirklichkeit.

Ein besonderer Gedanke Deuterojesajas ist derjenige der Einheit der Menschengeschichte durch alle Zeiten hindurch. Er faßt ihn in die uns etwas fremdartige Form, daß er beständig Jahwe die andern Götter fragen läßt:

„Wer machte von Urzeit her das Künftige bekannt?
Die mögen, was kommen soll, uns ansagen.
Erschreckt nicht und fürchtet euch nicht!
Habe nicht ich es von jeher verkündigt?"

Dieses Betonen der Vorausverkündigung durch Jahwe will sagen, daß alles Geschehen einem großangelegten einheitlichen Plan entspringe. Es gibt nur eine große Geschichte der Menschheit auf Erden, und sie hat ihre Einheit in Jahwe, der sie gewollt hat und leitet. Jahwes Wort, sein wirkendes Befehlswort, fast wie ein selbständiges Wesen behandelt, der Vorläufer des Logos im Johannesevangelium, ist die treibende Kraft dieser Geschichte.

Deuterojesajas Monotheismus besteht nicht nur darin, daß mit Jahwes Einzigkeit voller Ernst gemacht wird. Noch wichtiger ist die Erkenntnis, daß Gott nicht um der Menschen willen da ist, um ihrer persönlichen Wohlfahrt, ihrer nationalen Existenz oder andern nächstliegenden Kulturzwecken zu dienen. Nein, um seinetwillen sind die Menschen da; sein Triumph, die Offenbarung seiner Macht ist das Ziel auch der Rückkehr seines Volkes.

Der Prophet kann von dieser Rückkehr so reden, als wäre sie das zentrale Ziel der Geschichte. Und wer würde es ihm verargen, daß seine Begeisterung für dieses nächste Ziel etwa überschäumt und ihn in einen im Grundsatz überwundenen Nationalstolz zurückwirft! Aber seine wahre Meinung ist vielmehr die, daß das zurückkehrende Volk dem Triumph Jahwes dienen, daß es die Tugenden dessen verkünden soll, der es berufen hat. Israels Rolle ist die des „Knechtes Jahwes."

Eine Reihe von Gedichten redet von diesem Gottesknecht. Man hat schon diese Gottesknechtlieder vom Buch Deuterojesajas abtrennen und einem besondern Verfasser zuschreiben wollen. Es ist auch zuzugeben, daß die Vorstellung von Aufgabe und Wesen des Gottesknechts etwas schwankend ist. Bald wird er deutlich mit dem Volk gleichgesetzt, bald erscheint er wie eine konkrete Einzelperson. Wo von ihm die Rede ist, da ändert sich der Ton und es klingt, als wollte der Prophet plötzlich sagen: „Siehe, ich sage euch ein Geheimnis.“ Aber alle diese Schwierigkeiten lösen sich am besten bei der Annahme, daß der „Knecht Jahwes“ schon vor unserm Propheten eine festgeprägte Gestalt der volkstümlichen Zukunftserwartung der Juden war, die Gestalt eines Weisheitslehrers und Gottesboten, eines für die Gesamtheit Geopferten. Deuterojesaja hat diese Gestalt übernommen und sagt nun: Israel selbst ist dieser euch bekannte Gottesknecht. Daraus erklärt es sich, daß er bald wie ein Individuum, bald wie ein Kollektivum erscheint. Durch seine Umdeutung hat Deuterojesaja einige seiner tiefsten Gedanken hineingelegt.

Dem Volk Israel als dem Knechte Jahwes fällt die Aufgabe zu, durch sein Schicksal, sein Verhalten und sein Wort die Herrlichkeit seines Gottes zu verkünden. Die großen Gottestaten, die es an sich erfahren darf, sind zugleich eine heilige Verpflichtung. Aber seine Aufgabe erfüllt es nicht durch äußere Kulturmittel, durch die es den Völkern imponieren könnte.

„Wer ist blind, wenn nicht mein Knecht
Und taub wie mein Bote, den ich sende?“

Aber Gotteskraft ist in den Schwachen mächtig. Gerade durch dieses geringe, verachtete und zertretene Volk will sich Jahwe verherrlichen. Daß er durch ein so untaugliches Werkzeug Alles vollbringt, macht seinen Ruhm aus. Der erste Dienst des Gottesknechts ist, die Völker zu lehren und ihnen die erlösende Gotteserkenntnis zu bringen:

Siehe, mein Knecht, den ich stütze,
Mein Erwählter, an dem ich Wohlgefallen habe!
Ich lege meinen Geist auf ihn,
Daß er Recht den Völkern hinausbringe.
Er wird nicht schreien noch lärmen,
Läßt seine Stimme nicht hören auf der Gasse.
Zerstoßenes Rohr wird er nicht brechen,
Glimmenden Docht nicht auslöschen,
Getreu wird er das Recht hinaustragen,
Er erlischt nicht und wird nicht gebrochen,
Bis er das Recht auf Erden aufrichtet,
Die Inseln auf seine Belehrung warten . . .
Ich, Jahwe, rief dich mit Gerechtigkeit,
Ich faßte dich bei deiner Hand,
Ich schuf dich zum Bundbringer für das Volk,
Zum Licht für Nationen,
Um blinde Augen zu öffnen,
Gefesselte aus Haft zu befreien,
Aus dem Kerker, die da sitzen im Dunkel.
Ich, Jahwe, das ist mein Name.“

In gewaltigen mythischen Bildern, wo alle kosmischen Mächte in Bewegung gesetzt werden, sah die alte volkstümliche Erwartung die Zukunft sich gestalten. Die ältern Propheten haben zum Teil diese Bilder benutzt, um ihre Zukunftsgedanken hineinzugießen, die Apokalyptik frischt sie wieder auf und steigert sie noch mehr ins Phantastische. Deuterojesaja redet auch manchmal in diesem mythologischen Stil, aber hier blitzt die Erkenntnis von der stillen, unsichtbaren Macht des Geistes auf. Das Heil der Welt ist eine Erneuerung durch den Geist, die aus dem Innern der Gottesmenschen, des Knechtes Jahwes, nach außen durchbricht.

Aber noch tiefer dringt die Einsicht des Propheten; er spricht davon wie von einer neuen Entdeckung, und er weiß, die große Menge ist noch nicht reif für diese Erkenntnis und vermag dieser Verkündung nicht zu glauben. Es sind die Worte, die in jeder Passionszeit wieder zu unserm Herzen sprechen:

„Er wuchs vor uns auf wie ein Schoß,
Wie wurzelnd in dürrem Boden,
Er hatte weder Gestalt noch Schöne,
Kein Aussehen, das uns gefiel,
Verachtet, verlassen von den Menschen,
Ein Mann der Schmerzen und Leidengewohnter;
Als müßte er sein Antlitz vor uns verbergen,
Verachtet, wir schätzten ihn nicht.
Und doch: unsere Leiden trug er,
Nahm auf sich unsere Schmerzen;
Wir hielten ihn für geschlagen,
Von Gott getroffen, gemartert.
Doch er ward durchbohrt für unsere Sünden,
Zermalmt für unsere Schuld,
Zu unserm Heil lag die Strafe auf ihm,
Durch seine Striemen sind wir genesen.
Wir gingen irre wie Schafe,
Und schauten auf unseren Weg nur;
Doch Jahwe legte auf ihn
Die Verschuldung von uns allen.
Er ward gestoßen und nahm es an,
Und öffnete seinen Mund nicht,
Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird,
Wie ein Schaf verstummt vor dem Scherer.
Aus Gericht und Druck ist er entnommen,
Und sein Geschick — wer bedenkt es?
Getilgt aus dem Land der Lebendigen,
Ward er getroffen für die Schuld der Völker.
Bei den Frevlern ward er begraben,
Bei Uebeltätern fand er den Tod,
Ob er gleich nicht Gewalttat verübte,
Kein Trug je in seinem Mund war.
Doch Jahwe gefiels, ihn zu reinigen.
Wenn er sein Leben hingibt als Sühne,
Sieht er noch Samen und alte Tage,
Was Jahwe gefällt, das gelingt ihm.
Der befreit ihn von der Qual seiner Seele,
Läßt ihn am Lichte sich satt sehen.
Er spricht ihn gerecht vor Vielen,

Weil ihre Schuld er getragen.
Er gibt ihm sein Teil bei den Großen,
Läßt ihn Beute teilen mit Starken,
Weil er seine Seele zum Tode ausgoß,
Und zu den Sündern gezählt ward,
Die Sünde von Vielen wegnahm.
Und für die Schuldigen eintrat."

Da wir aus Hesekiel wissen, daß selbst im Tempel von Jerusalem das Sterben und Auferstehen des Tammuz, eines Vegetationsgottes, mit Totenklage und Freudenjubel gefeiert wurde, werden auch die bei diesem Fest gesungenen Kultusgesänge den Juden nicht unbekannt gewesen sein. Ein solches Lied läßt nun Deuterojesaja Völker und Könige der Erde anstimmen; und die göttliche Gestalt, deren Bedeutung sie nicht erkannt haben, für deren verborgenen Wert sie ganz blind gewesen sind, bis ihnen jetzt die Augen aufgingen, deren Tod sie beklagen, deren schließliche Wiederherstellung und Triumph sie preisen, in deren Leiden und Sterben sie ihre Schuld gesühnt wissen — diese göttliche Gestalt ist nicht nur heidnische Phantasie, sie existiert wirklich — man muß nur Augen für sie haben — sie hat in der Stille ihr Sühnewerk vollbracht, ohne Geschrei und Wesen davon zu machen, ohne Klage hören zu lassen: Israel, das geschlagene, verbannte, verachtete Volk, dessen Herstellung unmittelbar bevorsteht, ist dieser Gottesknecht. Darum bricht unmittelbar nach diesem Gottesknechtlied, freilich mit einem allzukühnen Wechsel des Bildes, der Prophet in dir Worte aus:

„Juble, du Unfruchtbare, die nie gabar,
Brich in Jubel aus, jauchze, die nie gekreißt,
Denn die Kinder der Verwüsteten werden mehr sein
Als die der Vermählten, spricht Jahwe . . .
Du darfst die Schande deiner Jugend vergessen,
Brauchst deines Wittums nicht mehr zu gedenken,
Denn dein Eheherr ist dein Schöpfer,
Jahwe Zebaoth ist sein Name,
Dein Erlöser, der Heilige Israels,
Der Gott der Welt ist er genannt.
Denn wie ein verlassenes Weib,
Wie eine Gekränkte rief dich Jahwe;
„Verschmäht man die Jugendgeliebte?"
Spricht dein Gott;
„Einen kleinen Augenblick hab ich dich verlassen,
Mit großer Gnade will ich dich sammeln.
Im Erguß meines Zornes verbarg ich
Einen Augenblick vor dir mein Antlitz.
Doch mit ewiger Huld will ich dich lieben.
Spricht Jahwe, dein Erlöser."

Nur durch die Sühne des Leides hindurch können die Völker zu dem herrlichen Gottesziel gelangen. Diese Sühne aber nimmt ihnen Israel ab: an seinem Schicksal muß Gottes strafende Gerechtigkeit, aber auch seine erbarmende Liebe offenbar werden — Stellvertretend leidet Israel für die Völker; was es ausstehen mußte, das dient dazu, sie mit Jahwe zusammenzuführen. Den Völkern wäre diese Sühne zu

schwer; Israel aber, das die großen Liebesziele Gottes kennt, hat die Kraft sie zu tragen und es ist ihm ein Trost in seinem Leid und verleiht ihm die Kraft des stillen Duldens, daß es weiß, es kann damit der Ehre seines Gottes und dem Heil der Völker dienen.

Mit dem Gedanken der Solidarität der Menschheit, mit dieser Auffassung, daß sie ein einheitlicher Organismus sei, von dem es gilt: wo ein Glied leidet, da leiden alle Glieder mit, und wo ein Glied herrlich gehalten wird, da freuen sich alle Glieder mit — damit hat Deuterojesaja den letzten Rest nationaler Enge abgestreift und den Universalismus in seiner ganzen Tiefe erfaßt. Damit ist auch alle Scheidung von heilig und profan unmöglich geworden. Die Schuld ist nun keine Scheidewand mehr zwischen Mensch und Mensch, Volk und Volk; es darf keins zum andern um seiner Schuld willen sagen: du gehst mich nichts an. Und die Gesinnung des Volkes, das so die Schuld der Welt trägt, ist auch die Gesinnung des Gottes, der es zu dieser Sühne beruft: Gnade, Barmherzigkeit ist sein Wesen, sein Heilsratschluß ist allein der Grund des Heils und Beseligung sein Ziel. Deuterojesaja hat schon etwas geschaut von dem Gott, der in Jesus der Menschheit sein Herz aufgeschlossen hat. Wenn es auch nicht im streng historischen Sinn richtig ist, so haben die alten Christen doch dem Kern und Wesen nach mit Recht im Kreuzestod Jesu die Erfüllung der Weissagung vom Gottesknecht gefunden.

Für Deuterojesaja liegt das Heil in einem Ziel, das hoch über allen Kulturgegensätzen und Zeitverhältnissen liegt. Es ist nicht etwas Zufälliges, Geschichtliches, sondern etwas Notwendiges, Ewiges, Allgemeingiltiges. Wer an dieses Ziel glaubt und darauf hofft, braucht auch kein Gesetz mehr. Jede Spur von Gesetzlichkeit, und wäre es auch nur Polemik dagegen, fehlt. Der Gott unseres Propheten ist nicht der Gesetzgeber, der in der heiligen Sphäre verehrt wird und zuletzt aus seiner Transszendenz durch das schlechthinige Mirakel sein geistliches Reich zu seinen „Heiligen“ herabführt, sondern er ist der „Heilige Israels“, der Heiland und Erlöser, der wohl auch in Wundermacht, aber doch in organischer Entwicklung seinen Geist in der Menschengeschichte wirksam werden läßt und sie so seinem Reich, dem Sieg der Gerechtigkeit und Wahrheit, der universalen Offenbarung seiner Herrlichkeit entgegenführt. Darum darf das Buch des Propheten in die Verheißung ausklingen:

So viel der Himmel höher ist als die Erde,
Sind meine Wege höher als eure Wege,
Und meine Gedanken als eure Gedanken.
Denn wie der Regen herabkommt
Und der Schnee vom Himmel,
Und nicht dahin zurückkehrt,
Sondern er tränkt die Erde,
Erzeugt und läßt sprossen,
Und gibt Samen zur Saat
Und Brot zur Speise,
So soll auch mein Wort sein,

Das aus meinem Munde ausgeht:
Es soll nicht leer zu mir umkehren,
Es soll tun, was mir gefällt,
Und ihm gelingen, wozu ich es sende.

R. Liechtenhan.

Alfred H. Fried, der Pazifist.

1. Das Werk des Pazifismus.

„... Denn wenn der Plan oder das Werk von Menschen ist, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so vermöget ihr nicht, es zu vernichten.“

Seit jenen unabsehbaren Zeiten, da der Plan Gottes der Welt durch Propheten, Religionsstifter oder Reformatoren verkündet wurde, pflegten auch die Gamaliels diesen Verkündern neuer Ordnungen schützend und beistimmend zur Seite zu treten, wenn der Unverstand oder der böse Wille der Menge und der Machthaber sie bedrohte. Es sind die Gamaliels für die Verwirklichung neuer Weltordnungen fast ebenso notwendig, wie ihre ersten Verkünder selbst; denn sonst könnten keine Bewegungen der Kultur und des Fortschritts entstehen. Sie könnten wenigstens nicht zu der Macht und Gewalt anwachsen, vermöge deren sie das Alte überwinden, sich nach und nach an seine Stelle setzen müssen. Heute erleben wir eine der ungeheuersten Krisen solches Prozesses. Willkür und Gewaltherrschaft ist das Alte, das Werk des Pazifismus die neue Weltordnung!

Es ist heute allen denkenden Menschen klar, daß dieses Völkermorden auf unserem Planeten nur das Zutagetreten eines verbrecherischen Zustandes ist, in dem die Völker lebten. „Wir alle sind schuldig!“ so sprachen zunächst darum einige wenige in dem Bewußtsein, nicht immer und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit gegen den Geist des Zeitalters angekämpft zu haben, hie und da durch gleichgiltiges oder müdes Schweigen toleriert zu haben, was sie vielleich hätten unterdrücken können. Die das aussprachen, gehörten wohl zu den am wenigsten Schuldigen; aber es war doch gut, daß sie in der Bußfertigkeit vorangingen; denn bald waren sie nicht mehr vereinzelt, gar manche erwachten aus dem Traum der eigenen Schuldlosigkeit und folgten ihnen nach. Es ist anzunehmen, daß aus solcher Erkenntnis der eigenen Pflichtverletzung der Friedensarmee bessere und zuverlässigere Truppen erwachsen werden, als sie bisher bestanden für den heiligen Krieg gegen den verbrecherischen Gewaltgeist. Viele der pazifistischen Truppen, man muß dies zugeben, sind fast bis zur Zerstörung zusammengeschmolzen und die Fahnenflucht in der Stunde der Gefahr bot ein deprimierendes Schauspiel. Andererseits aber zeigt diese Stunde der Heimsuchung erst die Tapferen, Starken und Tüchtigen.

Wie imponierend stand doch das Heer der Friedenskämpfer um das Jahr 1913 vor der Welt da, als man den glänzenden Weltfriedenskongreß im Haag abhielt, als die herrlichen Tore aus deutschem Erz vor dem Friedenspalast aufsprangen, und die Tempel der Wissenschaft sich dem Pazifismus öffneten, als eine tausendköpfige Menge den Einzug der Vertreter der Friedensarmee mit Blumen bestreute und ein Lichtermeer an der holländischen Küste in immer neuen Formen das Wort Pax über den Wassern aufsteigen ließ. Herrliche Reden sprachen der Welt vom Völkerfrieden, und diese Reden kamen von den Lippen solcher Persönlichkeiten, die vornehmen Namens und Standes sich rühmten.

Seit drei Jahren ist der Mund dieser verstummt, einige von ihnen benutzen wohl gar ihre Beredsamkeit, um die feindlichen Völker zu brandmarken und der Sache ihres eigenen Volkes Weihrauch zu streuen.

Ein Martyrium bedeutete das Eintreten für den Pazifismus innerhalb des letzten Jahrzehntes vor Ausbruch des Krieges nicht mehr. Zu verbreitet war die Friedensidee. In den Parlamenten, ja innerhalb der regierenden Körperschaften aller Länder, im Kollegium der Professoren, in Volksschulen und einigen kirchlichen Kreisen, im kleinen Beamten- und Arbeiterstande, überall befanden sich den Krieg verabscheuende, pazifistisch gesinnte Leute. Die Bewegung war eben in die Breite gegangen, nicht in die Tiefe und vielleicht auch nicht in die Höhe. Damals, als die Begründer der Bewegung (nicht der Idee, die war immer da) zu den Sternen aufblickten, von dort ihre heilige Begeisterung holten, da sie noch die Lande nach allen Himmelsrichtungen als isolierte Friedensprediger, als Herolde der Idee durchzogen und in dem Bewußtsein, daß ihr Plan und ihr Werk nie untergehen könne, freudig den Spott und die Verfolgung der Welt trugen, als ihr Wort und ihre Tat die erste kleine Jüngerschar sammelte, als dann die ersten kleinen Versammlungen und Kongresse, noch ganz unbeachtet von denen, gegen deren Herrschaft sie sich richteten, zustande kamen, da war die Heldenzeit der Friedensbewegung, die romantische Periode, wie sie oft genannt wurde. Die Friedensbewegung war noch nicht das, was man heute Pazifismus nennt, sie war die eine, reine Wahrheit, aber sie war noch nicht Wirklichkeit.

Die Wahrheit wurde Wirklichkeit, wurde Pazifismus.

Das mußte so sein. Die Friedensbewegung mußte Politik, pazifistische Politik, sie mußte den bestehenden politischen Formen angepaßt werden. Heute, wo wir ein pazifistisch-politisches System als vielgegliederte Wissenschaft besitzen, kann man solche Erklärungen wohl aussprechen, die Riesenarbeit langer Jahrzehnte ist ja getan und liegt als Ganzes vor uns. Wir haben eine logisch gefügte, an Tatsachen geknüpfte, durch Tatsachen begründete pazifistische Lehre. Besäßen wir diese nicht, wie sollten die Friedensarbeiter in West, Süd, Nord und

Ost unserer Erde einander verstehen? Gar manche Spezialisten haben an dieser Lehre mitgearbeitet, aber die eigentliche konsequente Entwicklung, die Zusammenfassung, die Anordnung, der Aufbau der pazifistischen Theorie ist doch das große Verdienst eines Mannes.

Alfred H. Fried ist der Begründer der pazifistischen Wissenschaft!

Der wissenschaftliche Wert seines Systems ist bereits ein Jahr vor Ausbruch des Weltkrieges von der Universität Leyden durch die Ehrenpromotion Frieds zum Doktor anerkannt worden, und die schulebildende Kraft des Fried'schen Lehrsystems läßt sich durch die gesamte einschlägige Literatur unserer Zeit leicht verfolgen. Es ist gut, daß dieses System im Jahre 1913 zu einem gewissen Abschluß gekommen war; denn nun steht es wie ein fester Damm gegen die von allen Seiten herabbrausenden Ströme eines pazifistischen Dilettantismus, der noch nicht weiß, daß man auch auf diesem Gebiete nur durch vielseitiges, planmäßiges Studium[1]) und ernstes Nachdenken seine Anschauungen erringen und seine Urteile sich bilden kann.

Es sei wiederholt, daß die hervorragendsten Gelehrten, Politiker und Ethiker einen Teil ihrer besten Kraft der Erforschung und Bearbeitung aller Einzelgebiete des Pazifismus gewidmet haben, der Reichtum an exakten gründlichen Spezialwerken innerhalb der pazifistischen Literatur ist groß. Fried ist keines entgangen, er hat wohl jede dieser Arbeiten gewürdigt, eingeordnet und ihre Strahlen wie in einem Brennpunkte in seinem Gesamtsystem gesammelt. Es wäre daher unmöglich, Frieds Werk aus dem Kulturorganismus der Zeit hinwegzudenken oder auszuscheiden. Damit ist aber der Pazifismus überhaupt ein organischer Bestandteil der Menschheitskultur für die Zukunft geworden, und mag auch das Hohngelächter der irdischen Hölle gegenwärtig noch so betäubend diesen Hort der Zukunft umdrängen, das Friedenswerk schwebt nicht mehr in der Luft, wohnt nicht mehr bei den Sternen, es ist dem Kulturleben der Menschheit eingepflanzt und fest verwurzelt. „. . . Ihr vermöget nicht mehr, die Pazifisten zu vernichten."

2. Unter der weissen Fahne.

Träger der weißen Fahne im Sturm dieser Zeit zu sein, bedeutet ein Heldentum, von dem die Verehrer ihrer nationalen Flagge noch nichts wissen, auch die früheren Mitläufer der Friedenspartei nicht; denn heute sind sie, die sich noch immer Pazifisten, aber österreichische, französische, italienische u. a., besonders aber deutsche Pazifisten nennen, heftige Gegner Frieds, den sie einst als ihren Führer anerkannten; sie schwingen ihre vaterländischen Flaggen gegen ihn und sagen: „siehe, du schändest unsere gerechte Sache, du siehst

[1]) Das Studium der Werke Frieds darf sich Keiner ersparen, der sich ernstlich mit dem Pazifismus beschäftigen will.

nicht die Schuld der Gegner, wir wollten den Frieden, wir hätten ihn nie verletzt, es waren die anderen . . ."

Und um die weiße Fahne fleckenlos zu erhalten, mußte Fried sein Heim und seine wohl und vielseitig geordnete Arbeitsstätte verlassen und neutralen Boden aufsuchen, er mußte langjährige Verbindungen lösen und Einrichtungen aufgeben, ohne die weiter zu arbeiten und zu existieren ihm vielleicht in krieglosen Zeiten unmöglich erschienen wäre; er mußte persönliche Vorteile dahingeben, Verluste tragen, Freundschaften zerbrechen um der Sachen willen, der er treu wie kaum ein anderer, es sei denn seine große Arbeitsgenossin Bertha von Suttner, sein Leben lang mit allen Kräften gedient hat.

Wer einen Beruf ergreift, einem Dienst sich weiht dem Zwange oder der Not gehorchend anstatt dem eigenen Triebe, der tut wahrlich nichts, was der Beachtung wert wäre. Zu einer sittlichen Tat gehört die völlige Freiheit des Entschlusses und dazu das feste Bewußtsein, daß die eigene Kraft ausreicht für das unternommene Werk. Bei Fried trafen diese Bedingungen zu. Er trat als Freiwilliger unter die weiße Fahne, er tat es zu einer Zeit, als die Aussichten auf Ruhm, Ehre und Lohn mehr als prekär waren, als das Friedensapostolat noch in den Augen der Welt ein Narrentum war und die unermüdlichste Arbeit ohne äußere Anerkennung geleistet werden mußte. Freilich gab es zur Zeit, da Fried noch ein unbekannter Neuling war, schon berühmte Friedensarbeiter, die von Erfolg sprechen konnten, auch die Baronin Bertha von Suttner war unter ihnen, und stand sogar damals in ihrer Glanzzeit öffentlicher Wirksamkeit; es ist aber ein großer Unterschied — eigentlich in der ganzen Welt, ganz besonders aber innerhalb Deutschlands und Oesterreichs — ob ein Mensch von „Familie", „Rang" und „Ansehen" mit seinen Erklärungen und Forderungen kommt oder ob ein Namenloser, dessen Verdienstliste noch unbeschrieben ist, in den Kulturdienst, den freien Kulturdienst tritt, und für Fried konnte nur das Napoleonische Wort, daß jeder Soldat den Feldherrnstab im Tornister trage, ein Ansporn sein, ein Ansporn im edelsten Sinne; denn natürlich war es sein Wille und Wunsch, einer der Vorandringenden in den ersten Reihen zu sein. Fried ist keine Natur, die im Sturm erobert, kein Hindenburg und kein Caesar der Friedensbewegung, er hat seinen Feldherrnposten in ruhigem, sicherem Fortschreiten, durch klare, planvolle und beharrliche Arbeit errungen, die unerschütterliche Ueberzeugung von der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Sache ließ ihn nie zaudern und wanken. In welcher Weise und wie weit sein Streben und seine ganze Anschauungsweise beeinflußt und gefördert worden ist durch die Arbeitsgenossenschaft einer Bertha von Suttner, das wird er selbst am besten ermessen können. Ziemlich zu anfang seiner Laufbahn schon erkannte diese wohl den von reinen Absichten erfüllten tüchtigen Menschen; denn schon zu Beginn der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hat sie sich bereit erklärt zur Herausgabe der von Fried ins

Leben gerufenen ersten deutschen Friedensrundschau unter dem Titel „Die Waffen nieder“. Und mit dieser Zeitschrift gelang es ihm wiederum, die ersten deutschen Kräfte zum Zusammentritt für eine organisierte Friedensarbeit zu mobilisieren.

Mobilisation der Geistes- und Seelenkräfte der Menschheit gehen einen langsamen und unsicheren Schritt, dies hat der jugendliche Fried wohl schon gewußt, und der erfahrene Fried hat es genugsam bestätigt gefunden. Der freiwillige moralische Entschluß bildet sich wohl in Stunden des Enthusiasmus bei Begeisterungsfähigen schnell, aber er befestigt und bewährt sich selten in gleichem Maße und in ununterbrochener Entwicklung, während der erzwungene Gehorsam dauernden Massenerfolg (wenn auch Scheinerfolg) unbedingt auf seiten seiner Erzwinger stellen wird, solange es diesen gelingt, den Zwang aufrecht zu erhalten. Die pazifistische Armee vergrößerte sich daher unter ihren Führern quantitativ langsam und qualitativ eigentlich noch in geringerem Maße. Nichtsdestoweniger vernachlässigte Fried niemals die Werbearbeit, und, was vielleicht noch eine wichtigere Aufgabe des Führers ist, er ließ nicht nach, die Geworbenen zu ermutigen, zu stärken und zu stützen. Wie zahlreich sind jene „Sendschreiben“, die er, gleich den alten Religionsstiftern sowohl in seinen periodischen Fachzeitschriften und aktuellen Veröffentlichungen als auch in handschriftlichen Privatbriefen an seine Mitarbeiter im allgemeinen sowie an hoffnungsreiche Einzelpersönlichkeiten im Besonderen aussandte! Uneingeweihte mögen diese Aeußerungen nicht als solche erkennen, solche aber, die es anging und für die sie bestimmt waren, haben sie wohl verstanden. Und was enthalten sie? Ermahnungen zum Glauben an unsere gute und unzerstörbare Sache, an unser über allen Parteiungen und ephemären Anfeindungen stehendes Ideal, das doch kein anderes ist als eben das religiöse, der Menschwerdung, der Einigung im sittlichen Geiste.

Es ist üblich geworden, vom Krieg gegen den Krieg zu sprechen, wenn man den Kampf der Friedensrechtler bezeichnen will. Solche Bildersprache, die allerdings vieles in sich begreift, deckt sich doch aber natürlich nie ganz mit dem neuen Begriff. Krieg führen, das heißt ja wohl im ursprünglichen Sinne, Feinde bekämpfen, aber das Ziel dieses Kampfes ist die möglichste brutale Vernichtung des Gegners, während der pazifistische Kampf auf die Gewinnung des Feindes zum Genossen und zum Bruder ausgeht. Niederreißen, jawohl, das will auch der Pazifist, wie der menschenmordende Krieger, aber niederreißen eine alte Weltanschauung, um aufzubauen die neue! Das sind die charakteristischen Merkmale des Unterschiedes zwischen beiden Kriegen. Spott, Hohn und Verachtung hinnehmen und nicht wieder spotten, höhnen und verachten, Schädigungen dulden und nicht wieder schädigen, keine nationalen Feinde kennen, sondern seine Flagge, die farblose, hoch emporschwingen über alle Landes- und Kriegsfarben der kriegerischen Welt, das Unrecht mit klarem Auge sehen und bekämpfen,

unter welcher Flagge es auch ausgeübt werde, das sittliche Recht anerkennen, selbst wenn es sich gegen das Machtinteresse des eigenen Vaterlandes richtet; ferner unbestechlich sein auch solchen pazifistischen Parteirichtungen gegenüber, die, wenn auch mit noch so schlagender Dialektik nur eine der zahlreichen Ursachen der kriegerischen Weltordnung herausgreifen, dieselbe als die Ursache einleuchtend und glaubwürdig darstellen, so daß sie damit vielleicht die Massen für sich gewinnen und eine Zeit lang ihren Parteipazifismus zum herrschenden zu machen wissen; sich auch von diesen falschen oder einseitigen Propheten schulmeistern und der Welt gegenüber verkleinern lassen, allen diesen und noch vielen andern Gegnern, wie gesagt, auch solchen im eigenen Lager, ruhig und im Innersten unberührt ins Auge sehen und dem eigenen Leitstern, dem höheren, weiterhin leuchtenden folgen ... dies ist der Dienst unter der weißen Fahne! Alfred H. Fried hat ihn geübt (neben Bertha von Suttner) und er zeigt sich auch jetzt seit den drei schweren Prüfungsjahren, seit ihrem Heimgange in diesem Dienst fest und getreu. Was er vor sechs Jahren schrieb, als der Pazifismus in die Zeit seines Aufschwunges getreten war: „.. Mögen die Gegner, die Gewaltprediger, die Kriegsapostel sich darüber klar werden: Eine Idee, die bereits eine solche Geschichte hat, wie diese, die so eng verwachsen ist mit allem, was das Menschenleben Großes, Beglückendes und Notwendiges zeitigt, die kann man an ihren Niederschichten besudeln, aber nie in ihrer Ganzheit besiegen. Mögen sich darüber auch die Mitstreiter klar werden und den Lärm der Gegner nicht überschätzen. Der Sand knirscht unter den Füßen des Wanderers und bedeckt seine Schuhe mit Staub. Das sind nur Begleiterscheinungen jeder Vorwärtsbewegung ...“ Solche Gedanken drückt er auch heute noch mit derselben festen Ueberzeugung und mit demselben Kampfesmute in seinen letzterschienenen Schriften aus. Niemand hat ihn die weiße Fahne auch nur eines Augenblickes Länge senken sehen.

3. Die Organisation.

> „... Ich denke an eine politische Partei — „Partei der internationalen Ordnung“ — oder an eine wissenschaftliche Organisation, die sich die Förderung des wissenschaftlichen Pazifismus zur ausschließlichen Aufgabe machen sollte ...“

„Organisation!“ Ist dieses in unserer Zeit meist gebrauchte Wort seinem wahren Sinne nach gefaßt und verstanden? Wir werden sehen: wenn man einen modernen Menschen unserer Zeit auffordert, uns einmal einige Musterstücke jener herrlichen Menschheitsgebilde zu nennen, auf die man als auf die großen „Organisationen“ unserer Ordnung so stolz ist, so wird er uns sogleich mit zwei gewaltigen, imponierenden Institutionen kommen. Davon heißt die eine das Heer, die andere die römisch-katholische Kirche. Beide haben eine Haupteigenschaft mit einander gemein: auf der einen Seite der Befehl des obersten Herrn

und Gewalthabers, auf der andern Seite den unbedingten Gehorsam, die blinde Unterwerfung aller! Gewiß, die Maschine funktioniert, der Befehl durchläuft gleich einem elektrischen Funken das ungeheure vielgestaltige Gebilde bis in seine untersten Stufen, aber — ist da ein freier Geist der einzelnen Glieder, ist da ein freier, sich selbst bindender Wille lebendig und wirksam? Ist das Gebilde gewachsen aus innerer Notwendigkeit um eines höheren, um eines Gemeinschaftslebens willen? Ist da ein unzerstörbares, unwandelbares Element, eine Harmonie, in derem vollkommenem Gleichgewicht jedes Glied, wie das Ganze lebt und webt? Betrachten wir doch einmal einen gesunden menschlichen Organismus, ein menschliches Individuum, in dem jedes Blutkörperchen in stetem freiem Spiel und in stetem freudigem Gegenseitigkeitsdienst Pflichten gegen Gewinne austauscht, in dem alles, was da lebt, aus freiem Trieb und doch der gemeinsamen Notwendigkeit gehorchend freudig gewachsen und geworden ist...? Das ist doch der Organismus, von dem man für seine gemachten Gebilde nichts genommen hat als eben den Namen. Das Heer, die Kirche, der Staat, die Nation unserer Zeit, dies alles sind doch nur Konstruktionen, nicht Organisationen! Es gab wohl schon zahlreiche Ansätze innerhalb des menschlichen Gemeinschaftslebens, die zu organischen Menschheitsgebilden in allmählichem Werden hätten heranreifen können, wenn nicht menschliche Torheit und Unvernunft, ihr feines Gestaltungsleben verkennend, roh und zerstörend eingegriffen hätten, oder wenn in anderen Fällen Gewalt- und Herrschaftsgelüste, Rechthaberei und Vorurteil nicht das eigene Gebilde früh mißgestaltet und vernichtet hätte. Man denke an religiöse Gemeinschaftsbildungen der Geschichte, man denke an edle, organisch sich bildende Brüderschaften humanitärer Art (Illuminantenorden, Freimaurertum u. a.), ja, auch die vor einem Jahrhundert aufgekommenen religiös-idealen Friedensgesellschaften gehören vielleicht in diese Kategorie — niemals gedieh solche organisatorisch beginnende Gemeinschaft zur Reife, nie zu jener allumfassenden Organisation, wie sie im Geist ihrer Begründer gelebt hatte. Man scheint darum auch — dies sei nebenbei bemerkt — die freie organisatorische Gemeinschaftsbildung lediglich aus dem höchsten Prinzip heraus aufgegeben zu haben, und es ist seit längerer Zeit anstelle des religiösen und rein ethischen das Utilitätsprinzip getreten. Das zieht größere Menschenmengen an, wird jedoch ebenfalls noch mehr konstruktiv als organisatorisch gehandhabt als organisatorisch befördert. Die „Weltmonarchie", die „Völkerföderation", die „Weltreiche", wie man sie, hier durch Gemeinschaften, dort durch Einzelpersonen, ja, Monarchen zu allen Zeiten hat herbeiführen wollen und heute mehr denn je befördern will, das sind doch alles mit Berechnung schon zum voraus zurechtgelegte und gestaltete Gebilde.

Während dessen wächst seit Anbeginn eine wirkliche Weltorganisation, eine große Menschen- und Völkergemeinschaft heran, aber die Menschen sehen nur Bäume und nicht den Wald.

Hier wurzelt die Lehre Frieds. Sie ist auf dem Gebiete des Völkerverhältnisses die positivste Lehre, denn sie beschäftigt sich nicht mit Hypothesen, sondern knüpft an Tatsachen an, ihr Dasein aufzeigend und ihre Logik verfolgend.

„Wir Pazifisten können den Völkerfrieden, den sogenannten ewigen Frieden nicht herbeiführen durch irgend welche Taten, durch irgend ein Komando“, so sagt Fried, „wir können nicht Kriege verhindern, noch weniger solche, nachdem sie einmal ausgebrochen sind, beendigen etwa durch pazifistisches Geheimmittel. Wir wollen dies auch garnicht; denn wir werden nicht so töricht sein, in die Logik der Geschehnisse einzugreifen, die Welt organisiert sich, sie organisiert sich nach ewigen natürlichen und göttlichen Gesetzen, und unsere Aufgabe ist, diesen Prozeß zu erkennen, ihn aufzuzeigen, dahin zu wirken, daß seine Hemmnisse zielbewußt aus dem Wege geräumt werden, daß die Entwicklung freiere Bahn gewinnt.“ Das klingt so einfach, und in der Tat beweisen es zahlreiche während dieses Krieges auftauchende Bestrebungen, einen anderen friedlicheren Weltzustand jetzt vor allem einmal zu schaffen, im Angesicht der gesamten Menschheit zu erklären, daß diese Beschaffenheit des Gemeinschaftsleben, die solches herbeiführt, umgewandelt werden muß usw. — sie beweisen, wie man sich die Friedensarbeit so einfach vorstellt, wie die Mittel zur Bekämpfung des Krieges nur so auf dem Wege lägen und nur von den Wohlwollenden aufgenommen und verkündet werden müßten, um zu wirken.... aber alle diese Ansätze pflegen immer wieder sehr bald aufzuhören. Die Führer fühlen sich gar bald verstrickt in einem Gehäufe ungeordneter, unverarbeiteter Ideen und Widersprüche, und die Geführten sehen labyrinthische Strecken vor sich, auf denen sie nicht länger folgen mögen. So gehen diese sporadisch aufschießenden Weltfriedensarmeen an ihrem eigenen Dilettantismus zugrunde, während der Pazifismus, das gesamte Gemeinschafts- inkl. Völkerleben umfassend, langsam auf dem Wege der Entwicklung wächst und wächst, in die Tiefe, in die Breite und auch der Höhe zu.

Der Pazifismus ist in die Tiefe gedrungen, indem er Jahrzehnte lang (nennen wir es von oben herab, da wir ausgehen von Thron und Diplomatie), indem er zunächst der Natur der Völkerkonflikte, oder sagen wir lieber der Casus belli, auf ihre Lösbarkeit hin untersucht und dabei zweierlei gefunden hat: erstens daß der als solcher aufgetischte Casus belli nur ein Scheingrund ist und in den meisten Fällen in den Vordergrund gestellt und zum Ausgangspunkt für das „Ultimatum“ gebraucht wird, um die eigentlichen Gründe und Triebfedern, die zum Kriege führten, zu verstecken; zweitens daß Völkerkonflikte sich keineswegs immer für eine juridische Behandlung eignen, sondern oftmals erfolgreicher behandelt werden können durch diplomatische Arbeit, manchmal sogar durch den guten Willen des Monarchen bzw. Präsidenten allein, durch völkerversöhnende Anstrengungen aus dem Schoße beider gegnerischen Nationen. Je mehr nun aber diese

Konflikte ihre Natur dahin ändern, daß die schiedliche, gerichtliche Behandlung sich ihrer bemächtigen kann, desto größer ist der Fortschritt nach der pazifistischen Seite hin, desto sicherer und öfter können jene völkerrechtlichen Organe funktionieren, sich selbst dabei entwickeln und an Ansehen und Macht gewinnen, desto enger und organischer verbindet sich das internationale Völkerleben mit der Schiedsgerichts- und Völkergerichts-Instanz. Fried hat diese Dinge bis in die Tiefen ihrer Natur erforscht und klar gelegt. Wir sehen anhand seiner emsigen Arbeit, seiner lückenlosen Feststellungen und Darstellungen, wie in die Beziehungen zwischen internationalem (durch die Diplomatie geführtem) Völkerleben und jener Instanz ein immer engeres Verhältnis sich gebildet hatte, wir sehen den immer weiter um sich greifenden Ausbau des gesamten Schiedsgerichtswesens und die zunehmende Anpassungsfähigkeit der Streitfälle an die juridische Lösung. Daß diese langsam sich vollziehende pazifizierende Veränderung der diplomatischen Praxis auf der ganzen Erde zumeist zurückzuführen ist auf die in den Staaten dauernd am Werke befindliche pazifistische Beeinflussung, auch dies ersehen wir klar aus Frieds Feststellungen. Nun hielt aber diese pazifistische Mutation der verschiedenen nationalen Gruppen der Diplomatie nicht gleichen Schritt mit einander. In einigen Ländern, und zwar in den militaristisch am meisten ausgebauten, blieb die Diplomatie noch ziemlich tief stecken in der alten Anschauungsweise, so tief, daß vorauszusehen war, die kriegerischen, Krieg wollenden Gruppen (an der Spitze die Interessenten des Pulvers und des Stahls) würden kein festes Bollwerk auf diplomatischer Seite finden, an dem sich ihr Wille brechen könnte. Solch ein Zurückbleiben einzelner Völker im organischen Wachstum war und blieb die schwerste Sorge Frieds, er hat ihre einzelnen Phasen aufgezeigt durch die Herausgabe des Suttnerwerkes „Kampf um die Vermeidung des Weltkrieges“, denn die Pazifizierung der politisch offiziellen Kreise besonders Deutschlands und Oesterreichs, das eben war ja dieser Kampf um die Vermeidung des Weltkrieges. Daß er schließlich mit Kanonen und Bomben ausgefochten werden würde, wenn nicht noch ein Wunder geschähe, das hat Fried oft genug in seinen Schriften ausgesprochen. Er kannte die treibenden Kräfte genau.

Wer diese Gedankengänge verfolgt hat, wird begreifen, daß, trotzdem dieser Krieg wütet, durchaus Frieds Arbeit nicht erfolglos oder gar wertlos war.

Wenige wesentliche Kulturbewegungen haben in verhältnismäßig kurzer Zeit eine solche Ausbreitung über den Erdkreis erfahren, wie die Friedensbewegung. Jeder einigermaßen Gebildete weiß, daß es eine solche gibt, ja das Vertrauen, wenn auch in falscher Auffassung, auf die Macht derselben ist innerhalb gewisser Kreise so naiv zutage getreten, indem diese bei Ausbruch des Krieges erklärten, die Friedensbewegung lasse keinen Krieg mehr aufkommen, und sie werde diesen schon zu hemmen wissen usw., daß man sicher erwarten darf, diese Menschen werden nach dem Kriege mit mehr Gedankenmühe sich diese

Friedensbewegung ansehen und den Punkt suchen, wo ihre Mitarbeit von Wert sein kann. In beiden Kulturwelten ist Alfred H. Fried eine bekannte, als Träger des Pazifismus bekannte Persönlichkeit, durch seine Lehre, die ja drüben in der westlichen Hemisphäre weit besser verstanden wird als im alten Europa. Fried konnte in Amerika selbst durch die panamerikanische Entwicklung, die er von anbeginn verfolgte und lückenlos in einem Werke darstellte, gleichsam die Probe auf sein Exempel machen, er konnte beobachten, wie die Völker Amerikas in gemeinsamer Arbeit im Dienste der Kulturaufgaben jener selbsttätigen Organisation zustrebten, ungestört durch prinzipielle Rüstungspolitik und vorsätzlich getriebene Kriegspolitik zustrebten, welche für die hundertfach zerrissenen europäischen Völkerschaften noch in weiter Ferne liegt. Die Völker Amerikas, da kann gar kein Zweifel für die in das politische Leben auf jener Halbkugel nur einigermaßen Eingeführten bestehen, die Völker Amerikas stehen jetzt unter dem Bewußtsein, den Krieg gegen die Zentralmächte Europas führen zu müssen um des Weltfriedens willen. Es scheint drüben eine auffallenden Einigkeit in der Auffassung dieses Problems zu herrschen. Könnte man sich wohl, wenn wir die Lage umzukehren vermöchten, eine gleiche Einigkeit unter den Völkern Europas vorstellen? Und doch liegt hier kein prinzipieller, sondern nur ein Gradunterschied vor. Auch Europa, das jetzt in seiner gewaltigsten Krise befindliche Europa wird vielleicht — dies nimmt Fried an — schon nach Beendigung dieser Krise in schnellerem Tempo und lückenloserer Entwicklung seinen organisatorischen Prozeß fortführen. Die Breite des internationalen europäischen Kulturlebens, von der Fried uns so manch ein lebendiges Gesamtbild gegeben hat, kann keine anderen Formen annehmen, nachdem der Krieg vorüber sein wird, sie ist eine Errungenschaft der wissenschaftlichen, künstlerischen, ethischen, technischen Arbeit der europäischen Welt, und es würde der Tod der Wissenschaft, Kunst usw. sein, wenn die internationalen Bande dauernd zerrissen und die weitere Wirksamkeit fortan sich national abspielen sollte. In wie hohem Grade dieses internationale Kulturleben, indem es über den Erdkreis greifend, organische Einzelgebilde innerhalb des werdenden Menschheitsorganismus schafft, dazu beiträgt, daß ein menschlicher Allgemeingeist sich über der nationalen Differenzierung bildet, das kann man erst völlig überschauen, wenn man es in Frieds Bilde schaut. Würde die Mehrheit der Menschen es schauen können, so wie man ein vielgestaltiges Werk der bildenden Kunst sehen kann, also ohne Schriftenstudium, ohne Vorstellen und Denken, die Völker hätten vielleicht die Kraft besessen, sich gegen ihre Gewalthaber aufzulehnen, ihren selbständigen Friedenswillen dem Kriegswillen dieser entgegenzusetzen, aber noch waren sie blind beim Ausbruch des Krieges, sie stellten sich nur Feindschaft, Haß, Mißwollen vor und sahen bei ihren Nachbaren nichts von dem Bedürfnis nach Gemeinsamkeit und Genossenschaft. Aber die Friedensbewegung ist ja erst hundert Jahre und der Pazifismus gar erst halb so alt.

Man muß einen Unterschied zwischen Pazifismus und Friedensbewegung machen, wenn man die charakteristischen Merkmale des (vielleicht durch Fried hauptsächlich geschaffenen) Pazifismus klar erkennen will.

Ganz und nur von ihren Idealen erfüllt gaben sich die Friedensfreunde der romantischen Periode lediglich der Verbreitung jener hohen und edlen Gesinnung hin, die, wenn sie eine menschliche Seele füllt, keinen Raum mehr läßt für so etwas wie Krieg. Sie wurden nicht ernst genommen, blieben die kleine verlachte Minderheit und fanden keinen Weg zu den Stätten des realen Völkerlebens. Erst als man in der zweiten Periode sich auf realen Boden stellte, gleichsam eine politisch-pazifistische Partei innerhalb der Weltpolitik bildete, sich der modernen Technik als Wirkungsmittel bediente, sozusagen Verhandlungen mit den Kriegspolitikern anzuknüpfen suchte, wurde der Pazifismus zu einer Macht, gegen die von seiten der Kriegspolitiker ein heftiger Kampf begann. Natürlich war dies ein erfolgloser Kampf, denn die pazifistische Kulturentwicklung war ja nicht mehr aufzuhalten. „.... Die Erweckung der Erkenntnis für die zwischenstaatlichen Vorgänge,“ sagt Fried in seinem „Handbuch der Friedensbewegung,“ „die Erweckung der Erkenntnis für die zwischenstaatlichen Vorgänge zum Zwecke der bewußten Mitarbeit der Menschen ist das pazifistische Ziel.... Wie falsch ist es daher, wenn man die Pazifisten als Friedensapostel bezeichnet. Mit der Idee des Apostels verbindet sich stets der Gedanke eines Predigers in der Wüste, eines Mannes, der zwar das Gute will, aber die Realitäten dieser Welt unterschätzt... Sie (die Pazifisten) sind es, die die Realitäten der Welt erkannt haben und auf sie hinweisen, damit die anderen, die die Lebensbedingungen einer von der unseren grundverschiedenen Zeit als noch maßgebend für die neue Menschheitsperiode betrachten, von der verderblichen Bahn abgelenkt werden. Auf der von ihnen erkannten Wirklichkeit begründen die Pazifisten das Gebäude ihrer Lehre, und indem sie sich und ihr Wirken bescheiden in den Hintergrund stellen, sich nur als Ergebnis des großen Werdens geben, machen sie sich unanfechtbar gegen die Einwände der Zeitgenossen....“

Dieser Unterschied zwischen jenen Idealisten der Friedensbewegung und den praktischen Pazifisten wird noch immer falsch aufgefaßt, insofern als die letzteren, wie man glaubt, auf rein materialistischer Grundlage stehen und einen gesicherten Weltfrieden erstreben, weil dieser Zustand ein angenehmeres, bequemeres Leben, eine größere und hoffnungsreichere Prosperität aller Unternehmungen auf allen Gebieten des praktischen Lebens verspricht. Infolgedessen haben sich viele, gerade der hochstehendsten und besten Menschen vom Pazifismus fern gehalten, obwohl ihnen der Völkerfriede in gleicher Weise wie jenen am Herzen lag; aber die Maxime, aus der die Handlungen der pazifistischen Arbeiter flossen und ihre dadurch bestimmte Methode war nicht nach ihrem Sinn, sie nahmen darum an, man könne nicht mit einander

arbeiten, weil man gerade im innersten seiner Seele einander doch nicht verstehen könne. Es ist klar, daß durch solche Zersplitterung der positiven Kräfte der Menschheit unsere kulturelle Fortentwicklung einen sehr langsamen Schritt gehen muß, nichts wäre im Interesse dieses Fortschrittes mehr zu wünschen, als daß zu einem Neubau des menschlichen Gemeinschaftslebens, damit dieser nach dem Kriege rüstig in Angriff genommen werden könne, sich alle diejenigen zusammenschlössen, welche ihre Lebensaufgabe in der Förderung einer höheren Menschheitskultur erblicken. Dem Ziele näher zu kommen, dies setzt uns doch nur in Bewegung, warum sollte es nicht möglich sein, daß reine Ethiker, religiöse Ethiker und Praktiker eine geschlossene Arbeitsgemeinschaft bilden, einander ergänzend und fördernd durch die Verschiedenartigkeit ihrer doch auf das gleiche Ziel hinstrebenden Arbeitsleistung? Erfüllen nicht auch der Kopf, die Hand, der Fuß und das Gemüt in ein und demselben Organismus ganz verschiedenartige Funktionen, nur dem einen Zwecke dienend? Fried ist Ethiker wie wir alle, die wir um das Gleiche eine Sorge tragen, er ist in hohem Grade Ethiker; denn das ist der Pulsschlag seines Lebens und Wirkens. Jedes Kapitel seiner zahlreichen Schriften sagt es uns, jeder Aufschrei seines sittlichen Empfindens, der während dieser drei Kriegsjahre in seinem „Kriegstagebuch" (Friedenswarte) zum Ausdruck kommt, zeigt uns den Verdammer von Sünde und Schmach, den Verteidiger der heiligen Gesetze des Rechtes und der Menschlichkeit! Auch er gehört im Grunde zu den sittlichen Anarchisten, welche dieses Weltreich vernichten wollen, um an seiner Stelle das Reich Gottes zu errichten. Sicherlich aber ist seine Methode die des Realpolitikers.

Vielleicht, — es wäre ja nicht unmöglich — vielleicht stellen wir uns den Weg der Menschheit zur Erringung ihrer Würde, ihres Organismus, falsch vor. Wir sagen, wir leben seit dem Jahre eins im christlichen Zeitalter. Dieser Bezeichnung spricht jedes Blatt der Geschichte seit bald zweitausend Jahren Hohn. Und doch bemühten sich alle diese Jahre hindurch in ununterbrochener Reihenfolge die Besten, den christlichen Sinn, die Liebe, in den Seelen der Einzelnen lebendig zu machen. „Sei jeder erst gut," sagten sie, „und es wird alles gut werden!" Die Wahrheit dieses Satzes ist gewiß unbestreitbar; aber es konnte ja noch niemals ein Prediger fertig bringen, innerhalb eines Menschenlebens auch nur hundert Individuen auf die gleiche sittliche Höhe zu erheben, und es scheint, daß die Ausbreitung des Guten von der einzelnen Seele zum Allgemeinen wenig Erfolg verspricht. Untersuchen wir die Geschichte vorurteilsfrei, so scheint sich folgendes darzustellen: solange unser Denken reicht, steht die Menschheitspyramide dunkel da. Zuerst, mit dem Beginn der Kultur heben sich einige Sterne um so leuchtender von ihr ab, je kleiner ihre Zahl ist und je weiter sie von einander entfernt stehen, die großen Wahrheitskünder! Im Laufe der Jahrtausende werden ihrer mehrere und ihr Licht wirkt belebender, aber auch die dunkle Masse wächst. Sie läßt sich nicht

durchdringen von dem Licht, sie sucht sich desselben zu entledigen, sie tötet, kreuzigt ihre Wahrheitskünder und bleibt in der Dunkelheit. Aber sie tötet nur den Leib, das Licht bleibt, andere kommen in immer größerer Zahl, nehmen das Licht ihrer Vorgänger in sich auf und strahlen es wieder. Dann erscheinen ihrer mehrere zur gleichen Zeit. Sie verbünden sich, und vermögen, von verschiedenen Seiten aus die chaotische Finsternis durchleuchtend, eine gewisse Ordnung zu schaffen. Nun kann die Zivilisation beginnen, aber die Zivilisation ist ja nicht die Kultur, sie ist nur ein Mittel, ein Weg zu dieser. Als ein gewisses allgemeines Rechtsbewußtsein unter den Menschen heimisch wurde, zeigt sich der Anbruch einer Menschheitskultur, und als das Licht des Evangelium zu leuchten begann; da gab es doch wenigstens schon eine Vorbereitung in den Herzen einer Anzahl einzelner, dasselbe zu empfangen. Wenn man dann weiter das Wirken der Kultur verfolgt und — trotzdem noch immer Finsternis in hohem Grade herrscht — doch eine Steigerung und Differenzierung der Kultur aus dem ersten primitiven allgemeinen Rechtsbewußtsein heraus feststellen muß, so sieht man sich zu gleicher Zeit zu der Erkenntnis gezwungen, daß jeder wirkliche größere Kulturbesitz errungen wurde durch praktische Arbeit: eine Anzahl von Menschen, die in ihrer Erkenntnis der Menge weit voraus sind, schafft eine Institution von der die Menge zunächst nichts wissen will, deren Zweck und Segen sie aber begreift, nachdem sie diese Institutionen eine zeitlang funktionieren sah. Zunächst steigt in ihr ahnungsvoll die Empfindung auf, daß durch die betreffende Einrichtung — nennen wir z. B. die öffentliche Rechtspflege und die Schule — der Vorteil jedes einzelnen gefördert wird, mit der Zeit aber paßt sich die allgemeine sittliche Anschauung der höheren Ordnungsform an und das Kulturbewußtsein hat eine höhere Stufe erreicht. Man kann diesen Gang der Entwicklung wieder und wieder beobachten: zuerst die Schaffung höherer Ordnungen und Gesetze und als Folge dieser der Kulturfortschritt der Menschheit. Wenn wir uns einen Ausdruck von der Philosophie zur Bezeichnung dieser Erscheinung borgen dürfen, so können wir in diesem Falle wohl von dem auf deduktivem Wege erlangten höheren Menschheitsstandpunkt reden im Gegensatz zur Induktion, von der Bildung der Einzelseele zur allgemeinen Verbreitung sittlichen Bewußtseins ausgehend. Da steht in Haag der internationale Friedenspalast. Noch steht er da wie ein wunderschönes Kunstwerk, dessen Formen wohl das Auge der Menge entzücken, dessen Sinn ihr aber noch zu tief und zu hoch ist. „Utopie! denn auf der Erde wütet der Krieg ....“ Und doch ist in seiner Erscheinung das Völkerrecht Wirklichkeit geworden, eine Wirklichkeit, an der sich die Erziehung des Menschengeschlechts langsam emporranken wird. „.... Warum die Kanonen und Torpedos heute noch wirksamer sind, als das Gebäude des Weltrechts in Haag, ist leicht erklärt. Jene sind fertig, und haben den Willen der Menschen noch für sich. Dieses ist noch unfertig, es fehlt noch jener Wille. An dem Tage,

wo dieser vorhanden ist, wird die Haager Maschine ebenso genial und wirksam funktionieren, wie heute die Wunder der Kriegstechnik, und diese werden so stumm und ohnmächtig daliegen, wie jetzt das Friedenshaus am holländischen Strande" (Fried). Religionen haben versagt! so erklärt in seinen zahlreichen Schriftwerken der Pazifist Fried wieder und wieder, darum könne man von ihnen nicht den Ausgangspunkt für die Pazifizierung der Welt nehmen, sondern man müsse das wahre Menschentum oder die Weltorganisation zu befördern suchen, um dadurch erst zur Religion oder zur Annäherung an den „Reich Gottes" genannten Zustand auf dieser Erde zu kommen.

So führt denn Frieds Pazifismus auch zur Höhe. Es ist ein Schwung in allen seinen Werken, besonders aber in den von ihm während der letzten drei Jahre herausgegebenen Werken vorhanden, der im Glauben an die in der Menschheit wohnende sittliche Kraft nie versagt, es ist eine Liebe zu dieser Menschheit lebendig, die helfen, retten und fördern will, was ihr zum Heile gereicht, und es spricht eine Hoffnung aus jeder seiner Zeilen, die das hohe Ziel als Realität schon jetzt erschaut. Gerade in dieser Zeit, wo seine Angreifer ihn sich als getäuschten, geknickten Mann vorstellen, sieht er in hundert Erscheinungen den freien Willen zum Recht unter den Menschen erwachen, ohne den kein wahrer Friede, keine Menschheit werden kann, denn nur ein freies Europa wird sich organisieren.[1])

Elsbeth Friedrichs, Zürich.

Heil'ger Dienst.

Nimm die Hacke und den Spaten,
Deinen steifen Rücken beuge,
Und im Schweiße harter Mühe
Neig' dein stolzes Antlitz, neige!

Beug' dich vor der braunen Scholle,
Und im Kleinen lerne Größe.
Sie gibt dir das Brot, das teure,
Gibt genug für deine Blöße!

---

[1]) Dr. Alfred H. Fried hat auf sämtlichen Einzelgebieten und den meisten Nebengebieten des Pazifismus als Herausgeber gründlich orientierender Buchwerke Erstaunliches geleistet. Die umfangreiche Literatur seiner Feder nach einzelnen Titeln anzuführen wäre an dieser Stelle unzweckmäßig. Wer nach Studienwerken von ihm sich umsehen will, findet eine Zusammenstellung seiner Werke in seinem ausgezeichneten „Handbuche der Friedensbewegung" zu Anfang des ersten Bandes aufgezeichnet. Seit der Herausgabe der zweiten Auflage dieses Handbuches (1911) sind von ihm folgende Schriften erschienen:

Kurze Aufklärung über Wesen und Ziele des Pazifismus, 1914; Europäische Wiederherstellung, 1915; Gedankenaustausch über die Beendigung des Krieges, 1916; Forderung des Pazifismus, 1916; Vom Weltkrieg zum Weltfrieden, 1916; Die Grundlagen des ursächlichen Pazifismus, 1916; Uebersetzung von Novikow: „Die angeblichen Wohltaten des Krieges", 1915; Herausgabe von Suttner: „Der Kampf um die Vermeidung des Weltkrieges", 1917.

Himmeltrotzig starres Antlitz
Neige dich zum Erdengrunde!
Was du längst vergessen, lerne,
Erdenkind, in dieser Stunde!

Ehrfurcht lehret dich der Spaten,
Der die Scholle bricht mit Liebe;
Und das kleinste Erdenklümpchen
Wägst du sorglich nun im Siebe.

Ehrfurcht lehret dich das Körnchen,
Hälst es treu in Mutterhänden.
Andacht wirbt um deine Seele,
Heil'ger Dienst an allen Enden.

Und du senkst es in die Erde,
Deckst es zu mit Mutterliebe,
Ja, mir scheint dein Mühn wie Beten.
— Und du harrst der jungen Triebe.

Dort wird nun dein Leben wachsen
In den kleinen braunen Schollen;
Und du ahnst mit leisem Schauern
Gott, den Wunderlebensvollen!

Was wir atmen, was wir lieben,
Was uns blüht in sel'ger Runde,
Alles, alles wird uns Kindern
Aus der Erden heil'gem Grunde.

Abendrot.

Sie werden wieder schau'n ins Abendrot,
Und werden wieder fragen, wieder sinnen,
Was Leben sei und Liebe, was der Tod.
Und werden wieder schauern, wenn wir längst von hinnen. —

Christen.

Ich sehe Menschen, die tragen Schwerter, nicht Palmen.
Ich höre Lieder, wie Feuer, Feuer, nicht Psalmen!

Ich sehe kriegesgewaltig Einen wie Flammen;
Und dennoch rauscht es wie Frieden heilig zusammen.

Er ist's, der das Kreuz zum Zeichen der Ehre gemacht;
Zum Friedbild nun rief er den Schrecken einstiger Schlacht.

Der letzte Feind.

Und all der Kampf und all das Müh'n,
So grausig es auch scheint,
Und alle, die da Schwerter zieh'n,
S'ist heilig ernst gemeint.

Es gilt dem einen letzten Feind,
Der Menschenantlitz trägt.
Der Kampf ist heilig ernst gemeint,
Der Welten heut' zerschlägt!

Arthur Pfenninger.

Der Sturmgesell!

Ihr schätzt ein kosig warmes Nest, ich lieb das weite Erdenhaus;
Ihr jauchzt im weichen Sommerswind, ich tu's erst recht im Sturmgebraus.

Ihr träumt im heitern Mondlichtschein der Erde zarten Schönheitstraum,
Ich greife in der Sterne Bahn und suche Gott im Weltenraum.

Ihr scheut erschrocken, lebensbang vor Dunkelheit, vor Moor und Nacht;
Mich drängt die heiße Suchernot in grauser Dämonsgründe Schacht.

Ihr trinkt in süßer Liebe Arm das Glück, das euch der Tag gebiert;
Ich such' die Eine, Einz'ge nur, — die Seele, die zum Licht mich führt.

Ich bin ein wilder Sturmgesell, der Höhen nur und Tiefen kennt,
Und seines Lebens schwerste Not nur einsam heil'ger Stille nennt.

Carolina Lutz.

Der Durchreisende und der Bauer.

Vorbemerkung: Dieser Dialog, der in unnachahmlicher Kürze und Volkstümlichkeit die ganze Botschaft Tolstois enthält, durfte früher nicht veröffentlicht werden. Die „Neuen Wege" bringen ihn zuerst in deutscher Sprache, nachdem ihn W. Tschertkow erst vor einiger Zeit in der Zeitung „Utro Rossii" veröffentlicht. Dem Nachdruck der Uebersetzung steht nichts im Wege. Die Red.

(In einer Bauern-Isba.) Der greise Durchreisende sitzt auf der Schlafbank und liest in einem Buche. Der Bauer, der soeben von der Arbeit zurückgekehrt ist, setzt sich zum Abendbrot und ladet den Durchreisenden ein, mit ihm zu essen. Der Durchreisende lehnt ab. Nachdem der Bauer sein Abendbrot verzehrt hat, steht er auf, betet und setzt sich zum Alten.

B. Nun, wie kam es?

D. Kein Zug, erst morgen geht einer. Auf der Station ist es eng. Ich bat dein Weib, mich übernachten zu lassen. Sie erlaubte es.

B. Warum denn nicht? Uebernachte.

D. Danke. Nun, wie lebt ihr in diesen Zeiten?

B. Was für ein Leben das unsre ist? Das schlechteste.

D. Ja, warum denn?

B. Warum? Weil man nicht hat, was man zum Leben braucht. Unser Leben ist so, daß es noch schlimmer sein müßte, aber schlimmer kann es nicht mehr sein. Unser sind Neun. Alle wollen essen. Ich habe aber nur sechs Scheffel eingeerntet. Da lebe! Ob du willst oder nicht, du mußt vom Hofe fort, in fremden Dienst. Und verdingst du dich, sind die Löhne heruntergedrückt. Die Reichen tun mit uns, was sie wollen. Das Volk hat sich vermehrt, Erde ist nicht dazugekommen, die Steuern werden immer mehr. Da ist die

Pacht, da sind die Landschaftsteuern, die Bodensteuer, die Brücken, die Versicherung, der Zehentmann, die Abgaben — man kann sie gar nicht alle aufzählen, — und die Popen, und die Herren. Alle reiten auf uns, nur der Faule reitet nicht auf uns.

D. Und ich dachte, die Bäuerlein hätten es jetzt recht gut!

B. So gut, daß sie tagelang nichts zu essen haben.

D. Ich meinte es deswegen, weil sie mit dem Geld so herumwerfen.

B. Mit welchem Geld werfen sie denn herum? Es ist doch seltsam, wie Du sprichst. Die Leute sterben Hungers, und er sagt, daß sie mit dem Geld herumwerfen.

D. Die Zeitungen schreiben doch, daß die Bäuerlein im vorigen Jahr für 700 Millionen — und eine Million, das sind doch tausendmaltausend Rubel! — also für 700 Millionen Branntwein getrunken haben.

B. Aber trinken denn wir allein? Sieh doch die Popen an, wie sie schlürfen und schlückern; als ob's erster Sorte wäre! Und die Herrschaften? Trinken denn die etwa nicht?

D. Das ist nur ein kleiner Teil, der größte Teil kommt auf die Bauern.

B. Ja, soll man denn auch nicht mehr trinken dürfen?

D. Davon ist jetzt nicht die Rede. Ich sage nur, wenn man für Branntwein, aus Dummheit, 700 Millionen im Jahr hinauswirft, so kann es nicht so schlecht zu leben sein. Ein Spaß — 700 Millionen! Nicht auszudenken!

B. Aber geht's denn ohne das? Wir haben ihn nicht eingeführt; wir werden ihn auch nicht aus der Welt schaffen. Ohne Wein kann nicht einmal der Altar sein. Und da sind noch die Heiraten, die Seelenmessen, der Kauftrunk. Ob du willst oder nicht willst: es geht nicht ohne das. Es ist schon so der Brauch.

D. Es gibt doch auch Leute, die nicht trinken; und leben auch. Gutes kommt vom Schnaps doch wenig.

B. Gutes sagst du? Nichts als schlechtes!

D. So muß man ihn auch nicht trinken.

B. Trink oder trink nicht, es ist einerlei. Man hat nicht, was man zum Leben braucht. Keine Erde! Wenn man noch Erde hätte, so könnte man noch leben. Aber so —. Es gibt eben keine.

D. Wieso gibt es keine? Ist denn nicht Erde genug da? Wohin du schaust — überall ist Erde.

B. Erde, ja: Erde. Aber unser ist sie nicht. Der Ellenbogen ist nah, aber hineinbeißen kannst du nicht.

D. Nicht eure Erde? Wem gehört sie denn?

B. Wem? Du weißt es recht gut: wem. Da hat sich der dickbäuchige Teufel 1700 Deßjatinen angeeignet, er, ein Alleinstehender noch dazu, und noch immer hat er nicht genug. Und unsereiner muß die Hühner aufgeben, weil man nicht weiß, wohin man sie hinauslassen soll. Es ist auch Zeit, mit dem Vieh aufzuräumen. Kein

Futter. Und verirrt sich einmal ein Kalb auf sein Feld, oder ein Pferd: Strafe! Verkaufe das Letzte, gib es ihm.

D. Aber wozu braucht er so viel Erde?

B. Wozu er soviel Erde braucht? Du weißt es ja, wozu: er sät, erntet, verkauft, und legt das Geld auf die Bank.

D. Aber wie soll er so ein ganzes Palästina aufackern und eine so große Ernte einbringen?

B. Als ob du ein Kindchen wärst? Hat er denn nicht Geld genug? Für sein Geld dingt er Arbeiter, sie ackern und ernten ein.

D. Die Arbeiter sind doch wohl von den Euren?

B. Es sind welche von den Unsern, und Andere.

D. Aber es sind doch wohl alle Bauern?

B. Wer denn sonst? Unser Bruder! Wer arbeitet denn außer dem Muschik? Natürlich: lauter Muschiks.

D. Und wenn nun die Muschiks zu ihm nicht mehr auf Arbeit gingen?

B. Geh oder geh nicht, es ist gleich, er gib sie nicht. Die Erde wird brachliegen, aber geben wird er sie nicht. Der Hund liegt auf dem Heu, frißt's selber nicht und läßt's auch den Andern nicht.

D. Aber wie soll er denn seine Erde hüten? Sie muß doch an die fünf Werst im Umkreis haben. Wie soll er Zeit haben, sie zu bewachen?

B. Komisch sprichst du! Er liegt auf der Seite, läßt sich einen Bauch wachsen. Dazu hat er eben Hüter!

D. Und die Hüter sind gewiß auch von den Euren?

B. Freilich! Von den Unsern.

D. Das heißt also, die Muschiks bearbeiten für den Barin die Erde und bewachen sie selbst vor sich selbst?

B. Wie sollte es denn anders sein?

D. Sie sollten zu ihm nicht auf Arbeit gehen und sich nicht als Hüter verdingen, dann wäre die Erde frei. Die Erde ist Gottes, die Menschen sind Gottes, ackere, säe, ernte, wer es braucht.

B. Du meinst — einen Streik? Dazu, Bruder, haben sie Soldaten. Sie schicken Soldaten, eins! zwei! Feuer! — den Einen erschießt man, den Andern packt man. Die Soldaten machen kurzen Prozeß.

D. Aber die Soldaten sind doch auch von den Euren. Warum sollten sie denn auf die Ihren schießen?

B. Aber sie müssen! Dazu ist ja der Eid.

D. Eid? Was ist das: Eid?

B. Bist du denn kein Russe? Eid — das eine Wort genügt — Eid.

D. Das heißt, man schwört?

B. Freilich. Man schwört auf Kreuz und Evangelium, das Leben für Thron und Vaterland zu lassen.

D. Und ich denke, das darf man nicht.

B. Was darf man nicht?

D. Schwören darf man nicht.

B. Wieso darf man es nicht, wo es das Gesetz befiehlt.

D. Nein, im Gesetz ist das nicht. Im Gesetz Christi ist es direkt verboten: ihr sollt überhaupt nicht schwören, heißt es dort.

B. Nu? Und die Popen?

D. (Nimmt das Buch, öffnet es, sucht und liest:) „Ihr habt weiter gehört, daß zu den Alten gesagt ist: ‚Du sollst keinen falschen Eid tun und sollst Gott deinen Eid halten.‘ Ich aber sage euch, daß ihr ganz und gar nicht schwören sollt. Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein. Was drüber ist, das ist vom Uebel.“ (Matth. 5, 33, 37.) Folglich darf man nach Christi Gesetz nicht schwören.

B. Wenn man aber nicht schwört, so wird es auch keine Soldaten geben.

D. Wozu braucht man denn auch diese — Soldaten?

B. Was heißt, wozu? Und wenn über unsern Zaren andere Zaren herfallen? Was dann?

D. Wenn die Zaren streiten, so mögen sie selbst auch ihren Streit schlichten.

B. Nun aber! Wie soll denn das werden?

D. Nun, einfach: wer an Gott glaubt, der wird, was du ihm auch sagen magst, Menschen nicht töten.

B. Warum hat dann der Pope die Kundmachung verlesen, daß der Krieg erklärt ist und die Reservisten einzurücken haben?

D. Das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß es im sechsten Gebot heißt: „Du sollst nicht töten!“ Das bedeutet, daß es dem Menschen verboten ist, den Menschen zu töten.

B. Zu Hause nämlich! Aber im Krieg? Wie soll denn anders Krieg sein? Feinde! Verstehst du?

D. Nach dem Evangelium Christi gibt es keine Feinde. Es ist uns geheißen, Alle zu lieben. (Oeffnet das Evangelium und sucht.)

B. Nun lies nur, lies.

Der Durchreisende liest: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: ‚Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein.‘ Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig.“ (Matth. 5, 21, 22.) „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.‘ Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“ (Matth. 5, 43, 44.)

B. (Langes Schweigen.) Nu, und mit den Steuern, wie ist es mit diesen? Auch nicht geben?

D. Damit mußt du es schon halten, wie du es selbst verstehst. Wenn man selbst hungrige Kinder hat, muß man natürlich zuerst die Eigenen sattmachen.

B. Du meinst also, man braucht überhaupt keine Soldaten?

D. Zu welchem Unfug denn? Millionen und Millionen zieht man aus euch heraus. Ist es denn ein Spaß, so einen Haufen zu

nähren und zu kleiden? Nahezu Millionen unnützer Broteſſer! Und der Erfolg iſt der, daß man euch keine Erde gibt und auf euch noch ſchießt.

B. (Seufzt und ſchüttelt den Kopf.) Das iſt ſchon ſo. Aber wenn alle auf einmal.... Denn ſonſt, wenn Einer oder Zwei ſich ſträuben, erſchießt man ſie oder verbannt ſie nach Sibirien. Das iſt dann das Ende vom Lied.

D. Und doch gibt es auch jetzt Leute, Jünglinge, Einzelne, die ſich an Gottes Wort halten, und ſie werden nicht Soldaten. Nach der Lehre Chriſti kann ich kein Mörder ſein, ſagt ſo Einer. Macht, was ihr wollt, aber ein Gewehr nehme ich nicht in die Hand.

B. Nu? Und dann?

D. Man ſetzt ſie in Arreſtantenrotten. Sie ſitzen drei und vier Jahre, die Teuren! Und man ſagt, daß es ihnen dort gut geht, weil doch die Vorgeſetzten auch Menſchen ſind und ſie achten. Andere läßt man überhaupt gehen. Sie ſagen: „Untauglich, geſundheitlich ſchwach". Dabei mißt Einer eine halbe Klafter um die Schultern. Und tauglich iſt er nicht, weil man Solche einzureihen ſich ſcheut. Er könnte es Andern erzählen, daß das Soldatentum wider Gottes Gebot iſt. Und ſo läßt man ihn denn gehen.

B. Nu?

D. Es kommt vor, daß Einer nicht genommen wird; es kommt aber auch vor, daß man dort ſtirbt. Aber auch als Soldat ſtirbt man oder wird man ein Krüppel: der Eine iſt ohne Bein, der Andere ohne Arm.

B. Du biſt ein Schelm, ein kleiner. Ja — es wäre gut. Aber es wird eben doch nicht gehen.

D. Und warum wird es nicht gehen?

B. Eben darum.

D. Was für ein Darum?

B. Nun, weil der Obrigkeit die Macht gegeben iſt.

D. Aber die Obrigkeit hat die Macht doch nur, weil ihr gehorcht. Gehorcht ihr der Obrigkeit nicht, ſo hat ſie auch keine Macht.

B. (Schüttelt den Kopf.) Komiſch ſprichſt du! Wie kann man denn ohne Obrigkeit ſein? Ohne Obrigkeit geht es durchaus nicht.

D. Durchaus nicht, das ſage ich auch. Aber es fragt ſich, wen du als die Obrigkeit anſehen willſt: den Isprawnik oder Gott? wem du gehorchen willſt: dem Isprawnik oder Gott?

B. Was iſt da zu reden. Ueber Gott ſteht niemand. Das Erſte iſt: nach Gottes Wort zu leben.

D. Um aber nach Gottes Wort zu leben, muß man auch Gott gehorchen, nicht den Menſchen. Und lebſt du nach Gottes Wort, ſo wirſt du von fremder Erde die Leute nicht verjagen, wirſt kein Büttel, kein Staroſta ſein, wirſt nicht Steuern einſammeln, wirſt nicht als Hüter, nicht als Urjadnik, und am allerwenigſten als Soldat gehen, und du wirſt nicht geloben, Menſchen zu töten.

B. Nun aber die langhaarigen Popen! Wenn sie sehen, daß es nicht nach Gottes Wort ist: warum lehren sie denn nicht, wie es sein soll?

D. Das weiß man nicht. Sie gehen ihren Weg, du gehe deinen.

B. Diese langmähnigen Teufel!

D. Das sprichst du nicht recht. Wozu Andere verurteilen? Jeder prüfe sich selbst.

B. Das ist wahr.

(Langes Schweigen. Der Bauer schüttelt den Kopf und lächelt.)

B. Du meinst also, daß, wenn sich alle zusammentun, Gewalt anwenden, sozusagen, dann wird der Boden unser sein und es wird keine Steuern mehr geben?

D. Nein, Bruder, nicht so ist es gemeint. Nicht so ist es gemeint, daß wir, wenn wir nach Gottes Wort leben, den Boden bekommen werden und keine Steuern mehr zu zahlen haben. Sondern so ist es gemeint, daß unser Leben schlecht ist, weil wir selber schlecht leben. Wenn wir nach Gottes Wort leben würden, gäbe es kein schlechtes Leben. Wie unser Leben wäre, wenn wir nach Gottes Wort lebten, das weiß nur Gott allein; aber Eines ist gewiß, daß es kein schlechtes Leben wäre. Selbst trinken wir, fluchen, prügeln uns herum, gehen vor Gericht, beneiden, hassen die Menschen, selbst nehmen wir Gottes Wort nicht an, schmähen die Menschen. Der ist ein Dickbauch, jener ein Langmähniger. Aber locke uns Einer mit ein bißchen Geld, so sind wir zu jedem Dienst bereit: wir machen den Hüter, geben den Büttel ab, werden Soldaten, und den eigenen Bruder zu Grunde zu richten, zu würgen, zu töten sind wir bereit. Selbst leben wir nach der Weise des Teufels, und über die Leute klagen wir.

B. Das ist richtig. Aber es ist schwer, wie schwer. Manchesmal nicht zu ertragen.

D. Um der Seele willen muß man leiden.

B. Du sprichst wahr. Wir leben schlecht, weil wir Gott vergessen.

D. Das ist es eben; darum ist auch das Leben schlecht. Da sagen die Streikenden: Laßt uns die Herren, diese Dickbäuche, Einen nach dem Andern, totschlagen. An allem Unheil sind sie schuld. Dann wird unser Leben gut sein. Und man hat sie geschlagen, und schlägt sie, und Nutzen ist keiner dabei. So sagen auch die Obrigkeiten: Gebt uns, sagen sie, Zeit, wir wollen Alle, einige tausend Mann, Einen nach dem Andern, aufhängen, in den Gefängnissen umkommen lassen. Dann wird das Leben gut werden. Und siehe! das Leben wird immer schlechter.

B. Das ist wahr. Kann man denn richten? Man muß Gottes Gesetz im Herzen tragen.

D. Das ist eben die Sache. Eins von beiden: Entweder diene Gott, oder dem Teufel. Willst du dem Teufel dienen, so saufe, fluche, prügle dich herum, hasse, suche dich zu bereichern, gehorche nicht den

göttlichen, sondern den menschlichen Gesetzen: und das Leben wird schlecht sein. Willst du Gott dienen, so gehorche ihm allein, du wirst dann nicht nur nicht plündern oder töten, sondern nicht einmal üble Nachrede führen, nicht hassen, dich nicht in fremde Sachen mischen, und dann wird es kein schlechtes Leben sein.

B. (Seufzt.) Du sprichst wahr, Alterchen, sehr wahr, aber wir gehorchen wenig. Ach, wenn man uns doch mehr in dieser Art belehren würde. Es wäre alles ganz anders. Aber da kommen die Leute aus der Stadt, schwatzen viel und gewandt, wie die Dinge zu bessern sind, aber zu hören ist nichts. Ich danke dir, Alterchen. Deine Reden sind gut.

Wo wirst du dich hinlegen? Auf den Ofen, was? Die Alte wird dir das Lager bereiten.

12. Oktober 1909. L. Tolstoi. (Uebersetzt von D. und L. Berndl.)

Die Glocken von Wipkingen.

Die Kirchenpflege von Zürich-Wipkingen wird vielleicht auf den Blättern einer künftigen „Kirchengeschichte" eine Rolle spielen. Sie ist bekanntlich zustande gekommen als Protest gegen jene naive Anmaßung der bürgerlich-mittelständischen Kreise, die die Kirche für sich haben wollen, nicht weil sie ihnen viel bedeutete, sondern weil sie in ihren Augen nun einmal auch zum Bestand der herrschenden Gesellschaftsordnung gehört. Als man der sozialistisch gesinnten Mehrheit der Gemeinde keine einigermaßen entsprechende Vertretung in der Behörde einräumen wollte, da nahm sie im Wahlkampfe, um zu zeigen, daß sie auch da sei, gerade die ganze in Anspruch, gewiß nicht in der Meinung, daß dies nun ein dauernder Zustand werden solle. Diese sozialistische Kirchenpflege, die vielleicht die einzige ihrer Art auf Gottes Erdboden ist, hat nun auch gezeigt, was eine Kirche leisten könnte, die anders orientiert wäre, als die heutige. Sie hat sich unter Anderem mit jenem Vorschlage an alle protestantischen Kirchenbehörden der Schweiz gewendet, von dem seinerzeit auch in diesen Blättern zu lesen war, daß die Schweiz als erstes der Völker im Namen Gottes die Entwaffnung vornehmen möge. Auch von dieser Tat wird einst noch geredet werden. Es ist auch der Präsident dieser Behörde gewesen, der in diesem Sinne der letzten Zürcher Kirchensynode Zustimmung zu dem auf seine Art ebenfalls darauf hinzielenden Beschluß des schweizerischen sozialdemokratischen Parteitages beantragte.

Und nun hat diese gleiche tapfere Kirchenpflege einen weiteren Schritt getan: sie hat beschlossen, am 1. August in Wipkingen nicht läuten zu lassen, zum Zeichen des Protestes gegen die Haltung des Bundesrates und des eidgenössischen Schulrates im Fall Kleiber. Dieser

Beschluß hat großes Aufsehen erregt und mit Recht. Es ist Vielen ein ungeheures Aergernis gewesen. Wenn in der Kirche von Wipkingen der Antichrist in eigener Person aufgetreten wäre, so hätte dies Viele unserer protestantischen Spießbürger bei weitem nicht so aufgeregt, wie diese Auflehnung gegen das, was diesem Spießbürger *sein* höchstes Heiligtum und Glaubensbekenntnis ist.

Gerade darum haben wir uns von Herzen über jene Tat gefreut. Da ist einmal eine protestantische Kirchenpflege, die auch zu *protestieren* wagt! Unsere protestantischen Kirchen heißen ja sonst meistens deswegen so, weil sie grundsätzlich *nie* protestieren, weil sie vielmehr dazu da sind, zu allem ja zu sagen, was im Namen des Staates oder der herrschenden Meinung und Gesellschaftsordnung geschieht. Einst war dies anders, wenigstens in den auf Zwingli und Calvin zurückgehenden Kirchen, aber „lang, lang ist's her".

Und nun endlich wieder eine protestantische Kirche, die protestiert — in dem Jahre, wo von so vielen Kanzeln und in so vielen Kirchenblättern die Reformation als eine Tat des Gewissens und eine Erhebung des Gewissens zur höchsten Instanz in Sachen der Wahrheit gepriesen und Luther als der Mann des „Ich kann nicht anders" gefeiert werden wird und wo man auf den gleichen Kanzeln und in den gleichen Blättern dieses Gewissen, wenn es einmal spricht und zwar nicht auf kirchlich und staatlich abgestempelte Weise, als „irrendes" Gewissen oder als hochmütige Anmaßung des Individuums darstellt — in diesem Jahr, in dieser Luft der Heuchelei endlich eine Kirche, die für das freie Gewissen auftritt. Das ist ja wie ein Glockenton von der neuen Reformation her, deren wir bedürfen. Wenn wir *solche* Kirchen bekämen, dann würden wir wieder kirchlich. Ja, die Glocken von Wipkingen, die an jenem Abend des 1. August geschwiegen, haben heller geläutet, denn alle andern, als schweigend protestierende Glocken! Wie doch die Kirchen durch Schweigen protestieren, durch Schweigen reden könnten!

Aber haben jene Glocken nicht doch geläutet, nur um neun Uhr statt um acht Uhr? Ja, sie haben doch geläutet! Jene Bürger, denen dieses unerhörte Aergernis bereitet worden war, haben sich zusammengetan, haben von einem der Pfarrer den Kirchenschlüssel erzwungen (hat er sich wirklich zwingen lassen?), haben die Türe zum Turme aufgebrochen, haben, durch hinzugetragene Bierkrüge (sie selbst sagen: Mostkrüge!) aus einer nahen Wirtschaft gestärkt, geläutet und so das Vaterland, und das Christentum gleich auch dazu (es ging gerade in Einem) gerettet.

Wir aber sagen: es wäre schade, wenn sie es nicht getan hätten! Denn dieses Tun ist so lehrreich als möglich. Nur im Vorbeigehen wollen wir davon reden, daß diese bürgerlichen Ordnungsmänner, die nicht genug Lärm schlagen können, wenn einmal Sozialdemokraten etwas Polizeiwidriges tun, eine Reihe von Gewalttaten verübt haben, ohne daß unseres Wissens irgend ein bürgerliches Blatt sich darüber

aufgeregt hätte. Wir sind diese Ordnungsheuchelei zu sehr gewohnt, als daß davon viel zu sagen wäre. In diesem Falle ist Anderes wichtiger. Diese Läuter vom Abend des 1. August, was sind es für Leute? Wir sehen sie vor uns, diese Braven. Sind es etwa die Leute, denen die Kirchenglocken auch sonst noch etwas Anderes sagen, als etwa am Sonntag vormittag, daß man mit der Zeit ans Aufstehen denken könnte? Sind es die Leute, die auch sonst etwa sich darum bekümmern, wo die Türen der Wipkinger Kirche sind, auch abgesehen vom Bettag, Weihnachtstag oder Ostertag? Dann wollten wir ihren Zorn noch eher gelten lassen. Aber er sind nicht diese Leute. Es sind jene Protestanten des Biertisches und Turn- oder Sängervereins; jene Christen, die gerne einen lieben Gott für den 1. August (zur Not auch den Bettag) und einen schönen Pfarrer für einige festliche Anlässe und für eine sentimentale Leichenrede haben, im Uebrigen aber sowohl den Herr-Gott als den Herrn Pfarrer einen guten Mann sein lassen; jene Freisinnigen und Positiven, die von allem nur ein Dogma festhalten: daß Pfarrer und Kirche, wie der liebe Gott, dazu da sind, den von ihnen anerkannten bestehenden Verhältnissen eine gewisse Verklärung und Krönung zu verleihen.

Diese Leute sind es, wie wir von vornherein wußten und wie wir auch zuverlässig erfahren, die geläutet haben. Auch hinter ihnen steht ein Prinzip. Meinen wir etwa, sie hätten am 1. August sich um die Kirchenglocken bekümmert, trotzdem sie es sonst nicht tun? Vielmehr umgekehrt: weil sie es sonst nicht tun! Ein Christentum, dem es ernst ist mit sich selbst, kann protestieren, muß protestieren, ein Christentum, das bloß eine sentimentale oder egoistische Verklärung des Lebens ist, ist nur da, um zu dem, was die Welt zu tun für gut hält, die Glocken zu läuten.

Und so sind in jenem Schweigen und in jenem Läuten die zwei Prinzipien zusammengestoßen, die in der Christenheit mit einander kämpfen. Welches von beiden siegt, jenes protestierende Schweigen (das eines Tages zum Läuten eines „neuen Liedes" führen kann und soll!) oder jenes Läuten, davon hängt das Schicksal der Kirchen und des Christentums ab.

Sie haben eine symbolische Bedeutung bekommen, die Glocken von Wipkingen!

L. Ragaz.

Protestanten.

Es protzt ein Wille durch die Welt,
Der tobt mit Schwerterklingen.
Der möcht' zu schnödem Sklavendienst
Die ganze Erde zwingen.
Wir protestieren!

Ein Wahnsinn tost und fuchtelt wild
Und stößt das Heil vom Throne.
Er zwingt die Weisen in den Staub,
Krönt selbst sich mit der Krone.
Wir protestieren!

Es gellt der Tod und höhnt und schreit:
„Sie müssen alle sterben!“
Lebend'ge auf! Für's Leben auf!
Laß uns gewaltig werben
Und protestieren!

Arthur Pfenninger.

Immer wieder Schmach und Schande im Schweizerhaus!

Was in der Schweiz für Dinge geschehen! „Am 7. August erschien im Auftrage des Bundesanwalts Stämpfli auf unserer Redaktion [d. h. der Redaktion der „Freien Zeitung“ in Bern] ein Herr Jost, Polizeikommissär, mit Begleitung, und behauptete, er hätte die „F. Z.“ in Verdacht, an der Herausgabe der bekannten nachgeahmten „Frankfurter Zeitung“[1]) beteiligt zu sein. Er nahm ein umfassendes Verhör vor, in dessen Verlauf die „Frankfurter Zeitung“ immer mehr in den Hintergrund und das Bestreben, den Namen des unter dem Pseudonym „Grachus“ schreibenden Mitarbeiters zu erfahren, in den Vordergrund trat! Die Redaktion lehnte die Nennung natürlich ab. Daraufhin wandte der Herr Polizeikommissär sich an die Buchhalterin, erklärte ihr in brutalem Tone unter Vorweisung eines Blancohaftbefehls des Bundesanwalts Stämpfli, er sei berechtigt, hier jedermann sofort zu verhaften und den „Betrieb“ sofort zu schließen und verlangte die Herausgabe des gesamten Adressenmaterials unserer Mitarbeiter, das ihm angesichts der persönlichen Bedrohung mit Verhaftung ausgehändigt wurde.

Hierauf wurde Haussuchung vorgenommen, in deren Verlauf die Herren nach und nach immer stiller und milder wurden, um sich schließlich unter starker Verschwendung von Entschuldigungen und Höflichkeiten zu empfehlen.

Von uns angestellte Ermittlungen bei den Behörden ergaben ein überraschendes, ja unglaubliches Resultat. Man meinte zynisch, der Fall mit der „Frankfurter Zeitung“ sei ja nebensächlich, man habe ihn nur benutzen wollen, um auf jeden Fall Einblick in die Verhältnisse der „Fr. Z.“ zu bekommen und zu sehen, wer „hinter ihr“ stehe.“

[1]) Vergl. die nachfolgende „Erklärung“!

Soweit der Bericht der „Freien Zeitung“ selbst. Er stimmt durchaus mit denen anderer Blätter. Wenn er richtig ist, woran zu zweifeln kein Grund vorliegt, dann haben wir hier einen auch in diesen Zeiten des behördlichen Anarchismus unerhörten Akt reaktionärer Gewalttätigkeit vor uns.

Zur Erläuterung seines Sinnes fügen wir noch folgende Aeußerungen der „Freien Zeitung“ hinzu:

„Die „Freie Zeitung“ ist in letzter Zeit Objekt eines systematischen Verleumdungsfeldzuges geworden. Wie wir aus sicherer Quelle schon vorher wußten, hatte der deutsche Propagandadienst in der Schweiz sich in einer Sitzung seiner leitenden Persönlichkeiten eingehend mit der „Freien Zeitung“ befaßt und beschlossen, von der bisherigen Methode des Ignorierens abzukommen, da das Blatt „zu gefährlich“ werde. Wir bringen nun die Ereignisse in einfacher zeitlicher Reihenfolge:

Am 28. Juli erfuhren wir von dem genannten Beschluß des deutschen Propagandadienstes.

Am 30. Juli erschien in den „Münchner Neuesten Nachrichten“ ein erster Angriff auf unser Blatt.

Am 1. August belferte erstmalig die „Zürcher Post“.

Am 2. August folgten unter gleichen Umständen die „Zürcher Nachrichten“ und der „Tagesanzeiger“.

Diese letztern Blätter[1]) sind die wohlbekannten Platzhalter des [deutschen] Imperialismus auf Schweizerboden. Ihr Benehmen ist also begreiflich.

Aber dann ging die Kampagne weiter:

Am 3. August warf uns die eidgenössische Preßkontrollkommission in einer Zuschrift „fortgesetzte Angriffe auf eine kriegführende Partei und den deutschen Kaiser vor.“

Dazu noch folgenden Passus:

„Das [sc. daß die „Fr. Z.“ unbequem werde] hat vor einigen Wochen der deutsche Regierungs-Preßagent, Herr von Simson in Zürich, auch schon herausgefunden. „Das Blatt muß verschwinden“, hätte er gesagt!

Soweit also der Tatbestand, wie er sich heute darstellt. Und nun lautete nach unserem Empfinden der beste Kommentar: „Der Rest ist Schweigen.“ Aber vielleicht ist doch für nicht genügend orientierte Leser noch Einiges zu sagen.

Es kommt für die Beurteilung des Falles vor allem darauf an, was denn die „Freie Zeitung“ ist. Darüber eine kurze Aufklärung, die zugleich ein Urteil ist.

Die „Freie Zeitung“ nennt sich „unabhängiges Organ für demokratische Politik.“ Sie erscheint seit einigen Monaten, hat rasch große Verbreitung gefunden und viel Aufsehen, ja Sensation erregt.

---

[1]) Die „Zürcher Post“ jedenfalls auch nach Ansicht der „Fr. Ztg.“ inbegriffen! Die Red.

Herausgegeben wird sie von einem Schweizer, auch arbeiten daran Schweizer mit, deren Namen bei den in der Schweiz noch vorhandenen Schweizern einen guten Klang hat. Wir nennen von ihnen nur Zurlinden, Rusch, Loosli, Wieser. Freilich sind nicht sie es, die die Zeitung tragen, sondern ein Kreis von demokratisch gesinnten Deutschen, von denen einige, wie z. B. Fernau, Stilgebauer, Schlieben und Rösenmeyer, mit Namen zeichnen, während Andere aus begreiflichen Gründen vorläufig nur pseudonym auftreten, was ihnen am wenigsten eine Presse wie die deutsch-schweizerische vorwerfen darf, in der das anonyme Heldentum eine so große Rolle spielt. (Nebenbei: der Schreiber dieser Zeilen hat bisher weder mit Namen noch anonym oder pseudonym mitgearbeitet.)

Man mag nun an Stil und Haltung der „Freien Zeitung“ manches auszusetzen haben. Einige werfen ihr vor, daß sie halb ein schweizerisches, halb ein deutsches Blatt sei. Man kann darauf freilich erwidern, daß die Sache der Demokratie Schweizer und Deutsche wohl verbinden könne und daß im übrigen an vielen „schweizerischen“ Blättern Deutschland in mancher Form mitarbeite, nur meistens nicht in demokratischem Sinne. Man mag mit deutlicherem Rechte gegen sie einwenden, daß sie einseitig sei, das Sensationelle nicht vermeide, das „Persönliche“ zu stark hervorziehe u. a. m. Es ließe sich freilich auch darauf antworten. Man könnte sagen, daß die „Freie Zeitung“ ein Kampfblatt sei, das nun eben eine Seite der Wahrheit, die in Deutschland wenig und auch in der deutschen Schweiz zu wenig gekannte, leidenschaftlich hervorhebe und daß man es Männern, die als kleine, geächtete Minderheit einen so harten Streit hätten, nicht verargen könne, wenn sie dabei etwas mehr Temperament entfalteten, als es bei uns dann üblich sei, wenn es sich um Ideen handle. Endlich möchten nicht nur die Gegner, sondern auch die Freunde gern wissen, wer und was „hinter ihr“ stehe.

Es sei mit diesem letzten Punkt begonnen. Der Schreiber dieser Zeilen gehört nicht zu den Eingeweihten, die wissen, woher das Geld für die Gründung des Unternehmens kommt. Aber er weiß doch so viel, daß er sich für Eins mit gutem Gewissen einsetzen kann, und dieses Eine ist gerade das, worauf es ankommt: die Männer, die die geistigen Kosten dieses Werkes bestreiten, tun dies aus den allerreinsten Beweggründen. Die Annahme daß für sie irgendwelche Geldinteressen in Frage kämen, ist eine Ausgeburt der gemeinen Phantasie von Menschen, die sich nun einmal nicht denken können, daß ein Mensch einer Idee um der Idee willen dienen könnte, namentlich nicht, wenn er sich damit ja nur schaden würde! Und dies ist ja der Fall: alle diese Mitarbeiter, besonders die Deutschen, könnten es viel leichter haben, wenn sie etwas anderes täten, als für die deutsche Wiedergeburt zu arbeiten. Falls es ihnen ums Geld zu tun wäre, so wüßten sie wohl, daß es bequemere Wege gäbe, dazu zu gelangen, als in die „Freie Zeitung“ zu

schreiben. Einige von ihnen haben im Gegenteil um ihrer Gesinnung willen glänzende Stellungen geopfert. Was diese Männer bewegt und zusammenführt, ist der Kampf um ein freies Deutschland, ein Ziel, das freilich auch viel „freie Schweizer" nicht verstehen. Jedenfalls verdienen sie in einer Zeit, wo sittlicher Mut eine so rare Sache ist (noch viel rarer als Butter und Kohle) Bewunderung, statt Herabsetzung.

Es muß ferner hervorgehoben werden, daß das Blatt an Geist und Witz, an Orientiertheit und eigenem Urteil die meisten Zeitungen der deutschen Schweiz bei weitem übertrifft. Es sind schon eine Reihe von Beiträgen darin gestanden, von denen jeder an Wert ganze Jahrgänge unserer mit Schere und Kleister arbeitenden Durchschnittsblätter übertrifft. Mancher hat sich wohl mit Beschämung gesagt, daß eine Zeitung dieser Art schon lange von Schweizern hätte müssen gegründet und geführt werden. Es ist doch eine barocke Sache, daß ausgerechnet Deutsche kommen mußten, um in der Schweiz eine demokratische Zeitung zu gründen, eine Zeitung, wo ein nicht im Parteidienst stehender Schweizer ein freies Wort sagen darf. Diese „deutsche" Zeitung wird vielleicht zur Rettung der Schweiz mehr beitragen als einige Dutzend von „echt-schweizerischen" zusammen.

Und nun kommt nach der Preßkontrolle der Bundesanwalt über sie, weil sie den deutschen Kaiser beleidigt habe und „fortgesetzte Angriffe gegen eine kriegführende Partei bringe." Er möchte wissen, wer „hinter ihr" sei? Hat er sich auch schon darum bekümmert, frägt die „Freie Zeitung" mit Recht, wer hinter der „Zürcher Post" sei? Dieses „demokratische" Blatt (welcher Hohn!), das unter der Flagge schweizerischen Patriotismus reichsdeutsche Politik treibt und natürlich das Seinige tut, um deutsche und welsche Schweiz auseinanderzureißen, und dann die Frechheit hat, dem Schreiber dieser Zeilen wegen seinen Aufsätzen in „Wissen und Leben" ein „Verbrechen" gegen die schweizerische Einigkeit (d. h. die zwischen deutschen und welschen Schweiz vorzuwerfen! Oder die „Zürcher Nachrichten", das Organ Bolligers und Erzbergers! Oder der „Zürcher Tagesanzeiger", der zu den Zeitungen gehört, die der „Kruppkonzern" herausgibt, um deutsche Propaganda zu machen, der in einer Auflage von, wenn wir nicht irren, ungefähr 60,000 Exemplaren erscheint und unter der Maske eines Schweizerblattes mißliebige Schweizer malträtiert, oder der „Nebelspalter" oder die Masse von kleinen Blättern, die ihre militärischen und politischen Nachrichten (zweckentsprechend aufgemacht) und oft auch ihre Leitartikel, fertig von einem deutschen Korrespondenzbureau beziehen? Hat man je vernommen, daß auf ihren Redaktionsstuben ein vom Bundesanwalt ausgesandter Polizeikommissär erschienen sei? Wenn die „Freie Zeitung" mit dem deutschen Kaiser nicht gerade schonend umgeht, so reicht das, was sie gegen ihn sagt, noch lange nicht an das, was gewisse deutschschweizerische Blätter über Wilson geschmäht haben. Ja, den König von England, Grey, Lloyd George,

Wilson, die darf man auf dem „demokratischen" Boden der Schweiz schlecht machen, so viel man will und kann, aber wenn sich einmal eine Stimme gegen den deutschen Kaiser erhebt, dann erscheint wie auf einen Wink der Polizeimann und hält Haussuchung. Warum denn nicht gerade dem deutschen Heer die Ueberwachung der Schweiz anvertrauen? Und wenn die „Freie Zeitung" fortgesetzt Angriffe auf eine der kriegführenden Mächte vorgeworfen werden, wer lacht da nicht? Da nimmt die große Mehrheit der Blätter der deutschen Schweiz, einige der schlimmsten unter ihnen in der allernächsten Nähe des Bundesanwaltes, seit drei Jahren wütend Partei gegen die Entente und zwar wahrhaftig nicht aus Liebe zu ihr, wie die „Freie Zeitung" aus Liebe zu Deutschland ihm Opposition macht, und niemand stört sie ernstlich darin. Da erscheint in Genf als Organ der deutschen Propaganda ein Blatt, das wie zum Hohn den Namen: „Indépendance Helvétique" trägt und das nicht nur nach unserem Eindruck in Ton und Haltung, um von der Sache, die es führt, ganz abzusehen, weit unter der „Freien Zeitung" steht, aber seine Redaktionsstube ist nie durchsucht worden; da werden uns von der deutschen Propaganda fortwährend neben der deutschen „Kriegschronik" und Anderem Blätter wie die „Gazette des Ardennes" und die „Continental Times" zugestellt, die viel schlimmere Fälschungen sind als jene eine falsche „Frankfurter Zeitung", man hat aber nie gehört, daß gegen diese Gemeinheiten etwas getan worden wäre. Und dann wundert man sich, daß man in den Staaten der Entente nicht an die schweizerische Neutralität glauben will!

Wir aber fragen, in welchem Lande wir eigentlich leben? Gibt es noch eine Schweiz oder sind wir schon friedlich annektiert?

Drei Bemerkungen zum Schluß.

1. Wir sind überrascht, daß nach allem, was schon gegangen ist, solche Dinge bei uns noch immer möglich sind. Es ist unsere dringende Hoffnung, daß der Einzug von Herrn Ador in den Bundesrat ihnen ein Ende bereite und möchten im Namen der Schweizerehre einen Appell an ihn richten, rasch dafür zu sorgen.

2. Ein besonderer Punkt ist diese „Propaganda", von deren Wirken wir wieder Einiges gehört haben. Wir fragen jeden Schweizer (und Ausländer), der noch etwas von Ehre versteht: ist es nicht unerträglich, daß wir diese Gift- und Schmutzherde in unserem Lande noch länger dulden sollen? Können wir, wollen wir nichts dagegen tun?

3. Als Drittes überhaupt eine Frage an den Leser: Hast du, lieber Leser, wohl eine Ahnung gehabt von diesen Zuständen in unserem Schweizerhaus? Wenn ja — hast du etwas dagegen getan? Oder was bedeutet dein Schweizertum noch? Wenn nein, was gedenkst du denn zu tun? Dich, die schweizerische Jugend, fragen wir in erster Linie: Willst du länger all die Verhunzung und Verwüstung der Schweiz dulden? Willst du, daß die Schweiz sterbe oder daß sie lebe?

L. Ragaz.

Rundschau.

Der Papst als Friedensstifter. Die Friedensnote des Papstes erscheint im Augenblick des Redaktionsschlusses. Daher können wir ihr nur ein paar kurze Bemerkungen widmen.

Wir empfinden diese Aktion des Papstes als wichtig und bedeutsam. Daß sie den Krieg unmittelbar zum Stillstand bringen werde, ist nicht zu erwarten. Aber davon hängt ihr Wert auch nicht ausschließlich ab. Sie wird einen starken Beitrag an die Friedensatmosphäre bilden, aus der eines Tages der Friede hervorgehen wird. Vor allem aber erscheint uns im höchsten Grade wichtig, daß nun auch die katholische Kirche durch den Mund des Papstes sich zu der Förderung einer *Abrüstung* zu Wasser und zu Lande, zu der Ersetzung des *Machtprinzips* durch das *Rechtsprinzip* im Zusammenleben der Völker und damit zum *Glauben an die Möglichkeit einer baldigen Beseitigung des Krieges* bekennt. Sie schließt sich also dem Pazifismus und Sozialismus wie der Wilsonschen Botschaft an.

Daß dies ein Ereignis von gewaltiger Tragweite ist, läßt sich doch wohl nicht leugnen. Es sucht in der Geschichte der Kirche seinesgleichen. Nicht daß die Haltung des Papsttums absolut neu wäre, es hat namentlich im Mittelalter ähnliche Bestrebungen verfolgt; aber diese sind seit vielen Jahrhunderten zurückgetreten und jedenfalls noch nie in solch konkreter Form gemacht worden. Nun fehlt bloß noch das logisch und religiös gleich notwendige Zugeständnis, daß diese Abrüstung auch eine *innerliche* sein und daß es darum immer mehr Menschen geben muß, die nicht mehr Krieg führen *können* und daraus die praktischen Folgerungen ziehen.

Für den Protestantismus ist es eine nachdenkliche Tatsache, daß es ausgerechnet im Reformationsjahr der Papst sein muß, der einen zum Heil der Welt notwendigen Schritt tut, für den der Protestantismus nicht den Geist und die Kraft gehabt hat. Diese Tatsache allein wäre geeignet, die Reformationsfeier zu einer *Buß*feier zu machen. Denn es handelt sich hier um keinen Zufall. Der Protestantismus ist einer solchen Tat nicht etwa bloß darum unfähig, weil er keine einheitliche äußere Spitze und Organisation hat, sondern weil ihm überhaupt der Geist des echten christlichen *Universalismus* verloren gegangen und weil er den *Weltmächten*, mit denen er sich von Anfang an zu stark verbündet hatte, zuletzt gänzlich verfallen ist.

Wir möchten deßwegen die Tat des Papstes religiös doch nicht allzuhoch einschätzen. Man kann mit Recht fragen, warum sie nicht schon vor drei Jahren erfolgt ist. Damals hätte sie ungleich mehr Mut und Glauben bewiesen, als heute, wo sie Wahrheiten ausdrückt, die inzwischen in Blut und Grauen zu recht allgemein anerkannten geworden sind. Es zeigt sich eben auch hier, daß das Papsttum und

und damit der ganze Katholizismus als Organisation, d. h. als Kirche nicht sowohl darauf angelegt sind, Organe des kämpfenden, sich der Welt entgegenstämmenden, prophetischen Gewissens zu sein, sondern mehr darauf, anderswo entstandenes neues Leben zu sanktionieren. Jenes Erste wäre Aufgabe eines echten und lebendigen Protestantismus, wie ihn, wenn auch noch nicht in der allerhöchsten Form, Präsident Wilson vertreten hat.

Auch muß bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß das Papsttum in diesen Jahren zu vielem geschwiegen hat, wider das es seine Stimme hätte erheben müssen und daß wir die Art von Neutralität, die die Note atmet, so wenig zu der unsrigen machen können, als die der Zimmerwaldleute. Es gibt eine Neutralität, die es sich mit der Stellungnahme im Kampfe zwischen Gut und Böse, Gott und Welt zu leicht macht. Man mag weiter einwenden, daß der päpstlichen Aktion wohl nicht nur rein ideale, religiöse, sondern auch kirchenpolitische Gründe großen Stils zu Grunde liegen. Wir sind zu lange daran gewöhnt worden, daß bei den Handlungen der Kurie die kluge Machtrechnung eine entscheidende Rolle spielte, als daß wir bis auf weiteres sie als ganz lauteres Gold einnehmen könnten. Erst ein leidenschaftliches, in den Augen der Welt törichtes und der eigenen Machtstellung schädliches Eifern um Gottes Recht und Wahrheit könnte uns von diesem tiefwurzelnden Mißtrauen völlig befreien.

Selbstverständlich ist das Versagen des Protestantismus durch die Mängel des katholischen Systems nicht entschuldigt. Die Friedensbotschaft des Papstes aber bleibt trotz allen notwendigen Vorbehalten ein Markstein der Geschichte, dessen wir uns von Herzen freuen. L. R.

Erklärung.

Aus den Zeitungen erfahren wir, daß aus der Schweiz eine Nachahmung der „Frankfurter Zeitung“ nach Deutschland geschmuggelt worden sei, worin u. A. auch ein Abdruck aus den „Neuen Wegen“ stehe. Dies veranlaßt uns zu der Erklärung, daß wir selbstverständlich nicht nur mit der ganzen Sache nichts zu tun haben, sondern für einen solchen Zweck auch nicht die Erlaubnis zum Abdruck von Artikeln der „Neue Wege“ gegeben hätten. Wir halten diese Benützung unserer Zeitschrift für Mißbrauch. Mag das Aufziehen einer fremden Flagge eine berechtigte Kriegslist sein oder nicht, so segeln doch wir nur unter der eigenen.

10. August 1917. Die Redaktion der Neuen Wege.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Du sollst nicht töten.[1]

Matth. 5, 20—26.

Vergegenwärtigen wir uns einmal, was wir jetzt gewöhnlich in unsern Zeitungen lesen. Da steht an der Spitze der Leitartikel, der die wichtigsten Ereignisse im In- und Auslande zusammenfaßt, dann folgen die verschiedenen Heeresberichte, dann kommt eine Menge Stoff über die Lebensmittelversorgung, dann vielleicht irgendwelche Sitzungsberichte über Reichstag oder Landtag und zuletzt eine Fülle von Einzelnheiten aus allen möglichen Orten unseres Vaterlandes. Sehen wir uns das alles einmal nicht seiner bunten, bewegten Außenseite nach an, sondern mit Rücksicht auf die Gesinnungen, die sich hier aussprechen und mit denen all das vorgebracht wird. Da stehen jetzt die Verunglimpfungen der Gegner und der Haß gegen die Feinde im Vordergrund; dann fällt uns die ausschließliche Wichtigkeit auf, die äußeren Lebensfragen zugewendet wird im wirtschaftlichen und politischen Leben. Innere Lebensfragen religiöser oder geistiger Natur, ohne die denn zuletzt doch auch ganz praktische Fragen nicht gelöst werden können, werden höchstens einmal in der Unterhaltungsbeilage und dann noch meist recht oberflächlich behandelt. Besonders hervortretend an den Gesinnungen, die die Zeitung wiederspiegelt, ist dann noch vor allem, wo es sich um Gegner der innern Politik handelt, aber auch sonst überall, die Verständnislosigkeit Andersdenkenden gegenüber, und durchgängig, mag es sich handeln, warum es will, die brutale Hervorkehrung der eignen Interessen.

Wenn wir die Zeitung so gelesen und all das in uns aufgenommen haben — und das tun wir ja bewußt oder unbewußt jeden Tag — dann wollen wir die Zeitung beiseite legen, nach dem Neuen

---

[1]) Wir veröffentlichen diese Predigt eines jungen deutschen Pfarrers mit besonderer Freude, nicht nur weil sie ein bedeutsames Zeugnis gegen den Krieg ist, von Einem, der ihn selbst auf furchtbare Weise miterlebt hat, sondern auch darum, weil sie zugleich ein Zeugnis desjenigen deutschen Geistes ist, mit dem wir uns in der innigsten Gemeinschaft wissen, während wir andere Geister ablehnen müssen.
Die Red.

Testament greifen und uns hier dieselben Fragen vorlegen wie vorhin bei der Zeitung. Da ist es uns, als wehe um uns die Luft einer höheren, reineren, größeren Welt. Da ist es nicht das Ich, sondern der Bruder, der im Mittelpunkt aller Gedanken steht, da ist es nicht der Haß, sondern die Liebe, die aus allen Worten hervorleuchtet, da ist es nicht diese oder jene Partei, sondern der Mensch schlechthin, dem alle Bemühungen dienen, und über allem thront Gott, der reine, große, höchste, allmächtige, dem jeder sich verpflichtet und verantwortlich fühlt, der in unereichbarer Vollkommenheit doch zugleich das Vorbild des Menschen ist. — Wenn wir diesen Eindruck recht tief in unsere Seele eindringen lassen und ihn uns recht oft immer wieder vergegenwärtigen, so wird uns allmählich aufgehen, wie rückständig wir noch sind, wie sehr wir noch der Vervollkommnung und des Höhersteigens bedürfen, wie sehr es die Zukunft der Welt ist, die im Neuen Testament vor uns aufleuchtet und wie sehr unsere Gegenwart hinter dieser Zukunft zurückbleibt.

Dieser Eindruck kann aber kaum an keiner Stelle des Neuen Testamentes so stark sein wie an der verlesenen: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollt nicht töten!“ Verstößt unsere Zeit nicht in ganz furchtbarer Weise gegen dieses Grundgesetz? Dienen nicht all die unerhörten Anstrengungen des Körpers, die furchtbaren Leiden der Seele, die angespanntesten Kräfte des Geistes dem Mord? Stehen nicht all die Opfer und Leiden und auch all die großen Leistungen, die übrigens überall zustande kommen, wo der Mensch sich ganz einsetzt, und täte er's in der Hölle selber, in Beziehung zu einer in der ganzen Menschheitsgeschichte noch nie dagewesenen Mißachtung des Lebens, zu einer bisher noch unerhörten Raffiniertheit des Tötens?

Schauen wir rückwärts. Wenn wir uns in die Menschheit zurückversetzen, die vor mehreren tausend Jahre gelebt hat, so finden wir, daß damals die Menschen nur an sich dachten. Jeder dachte nur an seine Bedürfnisse, Begierden und Leidenschaften. Wer ihm bei der Befriedigung seines Hungers und Durstes und überhaupt bei der Befriedigung irgend eines Wunsches im Wege stand, wurde beiseite geschafft, getötet, wenn er sich anders nicht überwinden ließ. Jeder kannte eben nur die Liebe zu sich, das Ergehen des Andern, des Bruders, des Nächsten war ihm gleichgültig. So lebten die Einzelnen und die Völkerschaften in einem unaufhörlichen Kampf gegeneinander, in einem ununterbrochenen Kampf ums Dasein. Es herrschten damals unter den Menschen im wesentlichen dieselben Gesetze, die wir heute noch unter den Tieren herrschen sehen: der Starke siegte über den Schwächeren; sicher war nur der Starke, der Schwache mußte immer darauf gefaßt sein, vom Starken getötet zu werden.

Mitten in diese Verhältnisse hinein trat nun eines Tages ein großer Mann, ein Gesetzgeber, einer von den fürstlichen, zum Führer geborenen Männern. Diesen Mann kennen wir alle: es war Moses.

Der sprach nun das Gesetz aus: „Du sollst nicht töten!“ „Das Leben deines Mitmenschen soll dir heilig sein.“ Moses sprach dieses Gesetz zu seinem Volk, zu den Juden. Diese waren damals ein unbekanntes, schwer um seine Existenz und Freiheit ringendes Volk. Sie waren auch ein kleines Volk. Und die Welt war groß. Aber Moses sprach doch in diesem Verbot des Tötens so sehr das aus, was die Grundlage aller höheren menschlichen Entwicklung bedeutet, daß nach ihm unter allen Völkern, die etwas Großes leisten sollten und zu Großem berufen waren, Männer auftraten, die in bewußter oder unbewußter Anlehnung an ihn ihm dieses Gebot nachsprachen. So pflanzte sich dieses Gebot: „Du sollst nicht töten!“ von Landesgrenze zu Landesgrenze fort. Immer wieder, wenn ein Volk aus dem Halbdunkel dumpfen, tierischen Dahinvegetierens zu wirklichem Leben erwachte, fühlte es sich auch dem Grundgesetze der Heiligkeit des Lebens verpflichtet. So tönt dieses Gebot durch die Jahrhunderte hindurch, durch ein ganzes Jahrtausend vor dem Auftreten Jesu Christi sehen wir seinen Herrschaftsbereich sich immer mehr erweitern, sodaß, als am Beginn unserer Zeitrechnung, Jesus Christus unter den Juden auftrat, kein Volk mehr etwas von sich halten und in der Welt etwas gelten konnte, das nicht das Grundgesetz anerkannt hätte: „Du sollst nicht töten!“

Wir sagen: das ist ein Grundgesetz des Lebens. Wo dieses Gebot nichts mehr gilt, ja auch nur mit einem Gedanken angezweifelt wird in seinem heiligen Recht, da löst sich das Leben auf, da wird die Grundlage des Lebens erschüttert, da ist ein gemeinschaftliches, das heißt aber ein menschenwürdiges Leben gar nicht mehr möglich; denn alles gemeinschaftliche Leben ruht auf der Unantastbarkeit und Heiligkeit des Lebens. Wo das nicht mehr gilt, lösen sich die menschlichen Verhältnisse in ein Chaos, ein Durcheinander, einen Wirrwar auf.

In dieser Auflösung aller festen Wahrheiten stehen wir jetzt mitten innen. Die gegenwärtige Menschheit ist von dieser Grundlage des Lebens gewichen. Daher stammt all die entsetzliche Not, unter der die gegenwärtige Menschheit leidet. Dieser Enthronung der Heiligkeit und Unantastbarkeit des Lebens sind vielleicht acht Millionen Männer zum Opfer gefallen. Aber daher kommt auch der Hunger, daher kommt ein Heer von Krankheiten, daher kommt die Arbeitsnot, die Geldnot — kurz all die vielgestaltige Not, die wir alle so gut kennen, kommt daher, daß das Leben nichts mehr gilt, daß die Ehrfurcht vor dem Leben erstorben, die Heiligkeit des Lebens enthront worden ist.

Daher kommt aber nicht nur die äußere, daher kommt auch die innere Not unserer Zeit. Nimm aus einem Gerüst den tragenden Balken heraus und das Gerüst stürzt ein, nimm aus einem Bau den tragenden Grundpfeiler und der ganze Bau ist erschüttert. Das Gebot: „Du sollst nicht töten!“ ist der Grundpfeiler aller menschlichen Ordnungen. Er ist zerbrochen. Und nun sind all die unverbindlichen Gesetze des menschlichen Gemeinschaftslebens erschüttert in ihrer Geltung.

Sie haben ihre Heiligkeit, ihre Unverletzlichkeit verloren. Da kann kein Staat etwas daran abändern. Es gibt unbeirrbare Gesetze des seelischen Lebens, die unaufhaltsam ihren Gang gehen. Ein solches Gesetz ist das Gesetz von der Einheit und dem Zusammenhang aller seelischen Aeußerungen. Wird die Geltung des göttlichen Gesetzes in einem Punkte erschüttert, so ist das Gesetz überhaupt erschüttert in seiner Geltung, so sind alle Gesetzlosigkeiten ermutigt. Da ist die Lüge. Wir leben heute in einer Welt der Lüge. Wer scheut sich heute noch vor einer Lüge? Wer fragt heute noch, bevor er etwas weiter sagt, darnach, ob es auch wahr ist? Welche Zeitung fragt heute noch nach der Wahrheit? Die Zeitung hat eine hohe Aufgabe. Sie hat eine gewaltige Macht, Tag für Tag gelangt sie in die Hand Unzähliger. Darum hätte die Zeitung die Macht zu einer ganz gewaltigen Erziehungsaufgabe. Wenn die Zeitungen erfüllt wären von einem hohen und edeln Geist, ja, sagen wir gleich das Höchste, wenn sie erfüllt wären von Gott, so wäre damit ein ganz gewaltiges Erziehungsmittel für die Menschheit geschaffen. Und nun fehlt der Zeitung im großen und ganzen die einfachste und unentbehrliche Ehrfurcht vor der Wahrheit. Aber sie ist nicht schuld daran. Schuld daran sind nicht die Zeitungsschreiber und nicht die einzelnen Menschen, schuld daran ist die Entthronung des Grundgesetzes aller menschlichen Forderung, des Gebotes: „Du sollst nicht töten!“ Ein Gebäude, dem der Grundpfeiler fehlt, wird vergebens gestützt werden, und man wird sich vergebens bemühen, ihm Festigkeit zu verleihen. Es bricht notwendig in sich zusammen. Wenn es kein Verbrechen ist, einen andern zu töten, warum soll es denn ein Verbrechen sein, ihn zu belügen? Wir haben es hier mit den seelenverwüstenden Wirkungen des Krieges zu tun. Die ganze Seele wird verwüstet, wenn ihr die Unantastbarkeit des Lebens erschüttert wird.

Jetzt häufen sich in den Zeitungen die Nachrichten über Diebstähle. Daran mag zum Teil die Not schuld sein. Der tiefste Grund aber ist die Entthronung des fünften Gebots. Vielleicht wird es noch viel schlimmer damit werden, als es jetzt schon ist. Die Begriffe von Mein und Dein sind in Verwirrung geraten. Das ist doch auch gar kein Wunder. Der Einzelne macht doch hier nur die allgemeine Verderbnis mit. Ganz abgesehen davon, daß für den Soldaten Mein und Dein nicht existiert, — warum soll gerade das Eigentum unantastbar sein, wenn es das Leben nicht ist?

So könnten wir alle zehn Gebote durchgehen; sie sind in ihrer Geltung alle erschüttert. Die Sittlichkeitsverbrechen im engeren Sinn werden sich häufen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß jeder Krieg eine schwere Gefährdung der Geltung des sechsten Gebotes mit sich bringt. Warum sollte die Ehrbarkeit einer Frau oder die Treue gegen einen Mann ein unantastbares Gebot sein, wenn nicht einmal das fünfte Gebot unantastbar ist? Wenn sich das auch nicht all die Menschen, die Uebertretungen begehen, ausdrücklich sagen, ihre Seele

sagt es sich. Es lebt in jeder Seele eine unausrottbare Folgerichtigkeit und Unbedingtheit. Die menschliche Seele ist angelegt auf ein Alles oder Nichts. Es geht nicht an, aus den von Gott verordneten und ihr eingeborenen Gesetzen eines herauszubrechen. Sie sind mit ihren Wurzeln untereinander verwachsen: man wird das ganze Erdreich herausreißen, wenn man eines entfernen will. Und das ist geschehen.

Ich will aber nicht mehr ins einzelne gehen. Ich will nur noch auf zwei uns allen bekannte Tatsachen hinweisen. Wir alle wissen, daß jetzt unzählige Staatsgesetze übertreten werden. Die Gesetze zum Beispiel über Lebensmittelversorgung, die herauskommen, werden gar nicht mehr ernst genommen. Bei vielen ist der erste Gedanke ihnen gegenüber, die Hintertüre zu finden, durch die sie ihnen entrinnen können. Das mag mancherlei praktische Ursachen haben. Aber es hat auch eine seelische Ursache, und die besteht darin, daß in den Seelen das Bewußtsein der Unverbrüchlichkeit und Verbindlichkeit eines Gesetzes, das Gefühl der Unübertretbarkeit und unbedingten Verpflichtung zerstört ist. Und diese Loslösung von uralten, heiligen Banden liegt jetzt gewissermaßen in der Luft. Die Menschheit atmet sie gewissermaßen mit dem Blutgeruch ein, der zum Himmel emporsteigt.

Und auf eine andere Tatsache möchte ich noch hinweisen: wie soll nur ein Geschlecht, dem die ehrwürdigsten Wahrheiten hinfällig werden, einen Weg zu Gott finden? Gottes Wesen ist doch jedenfalls Unbedingtheit. Wie sollen Menschen sich auch nur etwas Vernünftiges unter Gott denken können, die nicht einmal dem aller selbstverständlichsten aller Gebote, dem fünften unbedingten Gehorsam und unbedingte Ehrfurcht zollen? Es ist darum kein Wunder, daß in vielen Soldaten ein tiefes Mißtrauen gegen alles geistliche Reden von Gott entstanden ist, weil sie dahinter Heuchelei vermuten. Ein unverdorbenes Gewissen sagt es uns unwidersprechlich, daß wir nicht gleichzeitig gegen das fünfte Gebot verstoßen und Gott verehren können. Wer gegen das fünfte Gebot verstößt, steigt ins Tierreich hinab und wirft die unentbehrlichste Stütze jeder Kultur von sich: die Ehrfurcht vor dem Leben seiner Mitmenschen; wie sollte er gleichzeitig zum höchsten menschlichen Gedanken, dem letzten Ziel aller menschlichen Kultur, zu Gott, sich erheben können! Man kann nicht zwei Herren dienen. Entweder man dient dem Ich und haßt Gott oder man dient Gott und haßt das Ich.

Mit all dem sind wir nun über den ersten Satz des verlesenen Jesuwortes noch nicht hinausgekommen: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: du sollst nicht töten." Wir wollen zum Schluß wenigstens einen Blick der Ehrfurcht noch werfen auf den zweiten Teil des Wortes — nicht um uns einzubilden, wir könnten den zweiten Teil erfüllen, obwohl wir vom ersten abweichen, sondern um der Tiefe unseres Abfalles inne zu werden und die Unendlichkeit der Bahn recht tief zu empfinden, die vor uns liegt.

Der zweite Teil unseres Textes ist feierlich eingeleitet durch das Wort: „Ich aber sage euch." Und dann folgt eine so unendliche Ver-

feinernng, Verschärfung und Verinnerlichung des fünften Gebotes, daß man man an dieser Stelle oder überhaupt nicht im Neuen Testament das Gefühl hat: in Jesus ist eine neue Epoche der Menschheit angebrochen. Jesus sagt nämlich: nicht erst der Mensch, der das Leben eines Menschen vernichtet, verstößt gegen das fünfte Gebot, sondern schon der Mensch, der seinem Bruder zürnt, der seinen Bruder haßt. Er gibt dann einzelne Beispiele, wie er es meint: wer zu seinem Bruder sagt: Dummkopf, und wer sagt: du Narr, der macht sich einer ebenso schweren Bestrafung schuldig wie der, der einen Mord begangen hat. Jesus gebraucht hier den stärksten Ausdruck für Strafe, den er finden kann. Er sagt: wer seinem Bruder sagt: du Narr, der ist des Höllenfeuers schuldig. Und weiter sagt er, daß es keinen Zweck hat, Gott ein Opfer darzubringen, wenn wir irgend einen Groll gegen einen Bruder haben. Wir sollen dann lieber unsere Gott zugedachte Gabe liegen lassen. Sich mit seinem Bruder versöhnen ist wichtiger, notwendiger als Gott opfern. Dein Bruder ist dein Ankläger vor Gott; versöhne dich mit ihm, solange er noch lebt.

Wenn wir das nicht pharisäisch auf andere beziehen, sondern auf uns, so kann in uns kein anderes Gefühl zurückbleiben als das einer entsetzlichen Barbarei und Rückständigkeit. Der einfache Sinn dessen, was Jesus sagt, ist: schon die lieblose Gesinnung gegen den Nächsten ist ein Verbrechen gegen Gott und ein Vorstoß gegen das fünfte Gebot.

Damit sagt Jesus uns zweierlei: er gibt uns eine Erklärung dafür, wie in unserer Zeit dieser ungeheuere Mordwahnsinn entstehen konnte. Er stammt aus der allgemeinen Lieblosigkeit, die längst vor dem Kriege in allen menschlichen Verhältnissen geherrscht hat. Man hat zwar sehr viel von christlicher Barmherzigkeit geredet; aber das schöne Reden macht es nicht, sondern nur das schöne Handeln. Und diese allgemeine Unchristlichkeit der Gesinnung hat sich nun furchtbar gerächt. Es gibt eben auch im seelischen Leben und in den seelischen Beziehungen der Menschen Naturgesetze, gegen die niemand ungestraft verstößt. Unter der Strafe für den Verstoß gegen das Naturgesetz der Liebe leidet die Menschheit jetzt! Aus dieser Lieblosigkeit ist der Krieg entstanden.

Nun sagt aber Jesus auch, wie wir aus diesem Fluch herauskommen: nämlich durch Liebe, durch eine Erneuerung der Gesinnung. Wir haben uns im Anfang klar gemacht, was für eine Gesinnung uns für gewöhnlich, in den Zeitungen entgegentritt. Wir können jetzt sagen: es ist die Gesinnung der Lieblosigkeit. Diese brutale Hervorkehrung der Interessen der eigenen Partei, diese Verständnislosigkeit gegen Andersdenkende, dieser geistlose oft übrigens nur im Mund geführte und gar nicht wirklich empfundene Haß gegen unsere jetzigen Gegner, das sind alles nur Aeußerungen der Gesinnung, die dem Bruder zürnt und ihm Dummkopf und Narr zuruft. Es sind Aeußerungen der Lieblosigkeit, und das ist der größte Fluch des Krieges, daß er uns immer tiefer in die Lieblosigkeit hineinführt, wenn wir

uns nicht selbst herausreißen. So kommen wir nicht aus dem Kriege und aus keiner Not heraus. Wir überwinden den Krieg nur, wenn wir uns entschlossen Jesus Christus zuwenden und die Grundforderung der Liebe lernen zu verehren, ja anzubeten, wenn wir spüren, daß die Liebe ein heiliges Gebot ist, gegen das niemand, kein einzelner und kein Volk ungestraft verstößt, wenn wir überhaupt wieder empfinden lernen, daß es unbedingte, ewige Forderungen gibt, an denen kein Zweifeln und Deuteln möglich ist, denen gegenüber wir weiter nichts zu tun haben als sie ehrfürchtig zu verehren und zu erfüllen. Dann werden wir auch Gott wieder finden. Und er wird aufhören, ein leeres Wort zu sein. Sondern wir werden spüren, daß sein Wesen Liebe ist und sein Wille, daß die Welt von Liebe beherrscht werde, daß die Liebe eine Weltmacht werde. Von Gott begreifen wir immer nur so viel, als wir in unserm eigenen Leben von seinem Wesen verwirklichen. Wie sollte ein liebloser Mensch sich den Gott nur überhaupt vorstellen können, dessen Wesen die Liebe ist? Denn hier gilt das Wort: Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Alfred D. Müller.

Der Staat und was wir von ihm erwarten dürfen.[1]

„Dort, wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist."
Also sprach Zarathustra.

Das Thema, das uns heute beschäftigen soll, bedarf keiner besonderen Einführung und Rechtfertigung. Die Rechtfertigung liegt in der ganzen gegenwärtigen Weltkrise. Diese Krise zeigt uns deutlich, daß das Staatsproblem eine der aktuellsten, grundsätzlichsten und schwierigsten Fragen ist, die wir jetzt aufwerfen können.

Aktuell. Denn der Krieg hängt mit unserer ganzen Kultur eng zusammen. Und diese steht im Zeichen des Staates, ist Staatskultur. Wollen wir — und wer will das nicht — eine prinzipielle Stellung zum Krieg einnehmen, so müssen wir vor allem zu den Mächten, die diese Kultur bestimmen und damit den Krieg ermöglichen oder gar notwendig machen, Stellung nehmen.

---

[1]) Die Arbeit, die wir hier veröffentlichen, war ursprünglich ein Vortrag, der zunächst Teil eines sozialistischen Bildungskurses war und nachher im sozialdemokratischen Studentenverein gehalten wurde. Die Vortragsform ist bewahrt worden, darum ist auch die Beziehung auf den Fall Kleiber, der damals akut war, beibehalten worden.

Damit wird diese Frage zur **prinzipiellsten** Frage. Sie stellt uns vor die höchsten Entscheidungen. Sie hängt mit der Frage zusammen, ob wir unser Dasein an einem absoluten Ideal zu orientieren vermögen, oder ob wir auf ewig in einem Zustand kodifizierter Barbarei leben müssen. Das Problem aufwerfen, wie weit das Recht des Staates und der von ihm bedingten Kultur reicht, heißt die Frage stellen: Was ist Sinn und Zweck des Lebens und der Entwicklung des Lebens in der Geschichte? Ist es etwas Halbes, sehr Unvollkommenes, das man, weil es vor noch Schlimmerem bewahrt, hüten und pflegen muß, oder ist es etwas Ganzes, Absolutes, vor dem das Unvollständige sein Daseinsrecht verliert?

Damit wird die Frage auch zur **schwierigsten** Frage. Ich nannte unsere Kultur Staatskultur. Ich will damit betonen, wie stark diese Kultur unter dem Einfluß des Staates steht, Werkzeug seines Willens, seines Machtdranges ist, und auch da, wo sie nach Selbständigkeit vom Staat strebt, seinen Annexionsgelüsten ausgesetzt ist. Der Staat beherrscht alles, auch die Revolution gegen den Staat, denn auch sie spielt sich auf dem Boden ab, den er geschaffen hat, auf dem er seine Rechte geltend macht und durch die Gewalt stützen kann.

Für uns Sozialisten ist die Frage wegen unseres grundsätzlichen Gegensatzes zum Krieg besonders prinzipiell. Auch darum, weil wir die Ueberwindung des Krieges nur von der völligen Umwälzung der Kultur erwarten, mit der der Staat so eng verbunden ist.

Wir wollen eine neue soziale Ordnung, und darum tritt das Problem des Verhältnisses zum Staat für uns in besonders akuter Form auf. Wie stehen wir zu der sozialen Form, die heute die größte Verbreitung und die größte Macht besitzt? Sind wir Bundesgenossen, feindliche Brüder, Halbbrüder, Konkurrenten oder gar Feinde?

* * *

Die Vorgänge, welche diese Tage die akademische Jugend Zürichs bewegt haben, verleihen dem heutigen Thema eine spezielle Aktualität.[1])

Sie sind das beste Veranschaulichungsmaterial, das wir uns wünschen können. Sie zeigen uns aufs deutlichste die Gefahren, denen eine am Staat orientierte Kultur und Bildung ausgesetzt ist; sie zeigen uns, wie der Staat, seinem Machtdrang folgend, die Bildung zu beherrschen, zu terrorisieren sucht. Sie zeigen uns die schweren Konflikte, die daraus für das Gewissen und die Freiheit entstehen, und sie zeigen uns zum Glück auch die Art, auf welche man diese Konflikte lösen muß durch einen temperamentvollen, energischen Widerstand.

* * *

Ich muß noch eine Bitte vorausschicken, bevor ich an das Thema herantrete. Ich verlange gar nicht, daß Sie sich meinen Ansichten anschließen, ich bitte auch nicht um eine milde Opposition. Treten Sie

---

[1]) Der Fall Kleiber.

meiner Auffassung so schroff entgegen, wie Sie wollen. Aber um eins möchte ich bitten. Suchen Sie zu begreifen, warum ich mit sehr prinzipiellen Ansichten heute vor Sie trete und erblicken Sie in diesen Ansichten nicht einen dilettantenhaften Radikalismus.

Die Lage ist sehr ernst; wir stehen an einem Wendepunkt, vor der Aufgabe, am Bau einer neuen Welt zu arbeiten. Darum ist es nötig, heute mit welthistorischem Maßstab an die Probleme der Stunde heranzutreten. Aber eine Betrachtung sub specie aeterni schließt immer eine gewisse Schroffheit gegen das Bestehende in sich. Sollte Ihnen diese Schroffheit auffallen, so darf ich Sie bitten, darin den Widerhall der furchtbaren Not zu erblicken, in der wir stecken, und den Ausdruck der heißen Sehnsucht, aus dieser Not herauszutreten.

Wir reden zunächst vom Wesen des Staates, an Hand der Tatsachen, die dieses Wesen zu einer historischen Realität gemacht haben.

Aus dem Wesen des Staates ergibt sich der Einfluß des Staates auf das Leben, das unter seiner Herrschaft steht.

Daraus ergibt sich wieder, was wir vom Staat zu erwarten haben, und wie wir uns zu ihm zu stellen haben.

I. Das Wesen des Staates.

Was ist der Staat, welche Stellung nimmt er im Leben der Menschheit ein? Das ist das Problem, an das wir zunächst möglichst frei, unbefangen herantreten müssen.

A. Was keine Frage ist.

Wir gehen dabei von drei Tatsachen aus, bei denen es nichts zu fragen und zu bestreiten gibt, und die sich aus der ganzen Geschichte der Menschheit ergeben.

1. Wir konstatieren von den allerersten Anfängen der Menschheit bis auf den heutigen Tag ein stetes Streben, sich zu gruppieren, Verbindungen einzugehen, sich auf irgend einer Grundlage organisch zu konstituieren, damit man mit vereinten Kräften Aufgaben gewachsen sei, bei denen zersplitterte Einheiten versagen würden. Damit ist auch gesagt, daß dieses Streben nicht nur berechtigt ist, sondern die Vorbedingung eines jeden höheren kulturellen Lebens bildet. Ohne Gemeinschaft keine Kultur. Diese Verbände werden mit der Zeit nicht nur immer zahlreicher, sondern immer mächtiger und umfassender. Immer deutlicher wird bei ihnen das Streben, nicht nur möglichst eng, solidarisch zu sein, sondern auch möglichst weite Gebiete in ihren Kreis zu ziehen. Horden und Stämme werden zu Nationen und Völkerverbänden.

2. Eine weitere Tatsache, die den Staat direkter angeht, und die auch niemand bestreiten wird, er mag im übrigen zum Staat stehen, wie er will: Der Staat nimmt bei dieser Entwicklung eine ganz eigenartige und bedeutende Stellung ein, er ist eine der Hauptstufen dieser Entwicklung.

3. Noch eine Tatsache, welche Staatsfreunde und Staatsfeinde einfach zu konstatieren haben, ohne sich von der persönlichen Stellungnahme beeinflussen zu lassen. Der Staat hat eine Gruppierung vollzogen, wie sie vor ihm keinem sozialen Organismus gelungen war. Er bildet eine soziale Gruppierung von einzigartiger Geschlossenheit und Einheit, besitzt in besonderem Maß die Fähigkeit, einen einheitlichen Zweck zu verfolgen.

Wir können hier nicht im einzelnen auf das vielumstrittene Problem des historischen Ursprungs des Staates eingehen. Seine wesentlichen Merkmale sind da im Moment, da das soziale Leben unter Anwendung von Zwang den Charakter von Einheit und Stetigkeit erhält. Den Staat könnte man als das unter Anwendung von Gewalt in Zeit und Raum einheitlich gewordene gemeinsame Leben definieren.[1]) Der Staat ist im Raum lokalisiert mit dem sehr wesentlichen Moment der Abwehr nach außen. Er hat im Raum seine feste Grenze, seinen Stützpunkt, die Operationsbasis für weitere Ausdehnungen. Er ist in der Zeit das Kontinuierliche, sich mit fester Tradition und einheitlichem Zweck Entwickelnde.

Am prägnantesten hat trotz der schwerfälligen Form Jellinek sein Wesen bezeichnet. Der Staat ist ihm: „der durch planmäßige, zentralisierende, mit äußeren Mitteln arbeitende Tätigkeit die individuellen, nationalen und menschheitlichen Solidarinteressen in der Richtung fortschreitender Gesamtentwicklung befriedigende, herrschaftliche, Rechtspersönlichkeit besitzende Verband eines Volkes.“

Wir können vorläufig unseren Ausführungen diese Definition des hervorragendsten modernen Staatstheoretikers zu Grunde legen. Sie läßt die Hauptmerkmale, wie sie für den Ursprung charakteristisch sind, hervortreten: Die Einheitlichkeit und Geschlossenheit auf Grund äußerer Machtorganisation.

---

[1]) Eine sehr prinzipielle Haltung in der Betonung des Momentes der Gewalt nimmt Oppenheimer ein, dessen glänzende Schrift über den Staat viel mehr berücksichtigt werden sollte als es der Fall ist. Es ist abgesehen von der konsequent-anarchistischen Theorie das radikalste, was man über den Staat geschrieben hat. Der Staat ist ihm die organisierte Aussaugung der Eroberten durch die Eroberer. Der Staat ist die sich mit Notwendigkeit ergebende Raubtechnik im Moment, da sich der Räuber auf die Dauer den Nutzen seiner Beute sichern will. Abgesehen von der geradezu klassischen Hervorhebung des Gewaltcharakters des Staates scheint mir Oppenheimer auf ein sehr wesentliches Moment hingewiesen zu haben. Freilich fragt es sich, ob nicht noch anderes schon bei der Gründung und dann bei der Entwicklung der Staaten mitspielte. Der Staat ist überhaupt das typische Produkt des Bestrebens, dem Leben einen äußeren Halt zu geben, es einer Regel und Norm zu unterstellen, die sich mit Gewalt behaupten kann.

B. Wo die Fragen beginnen.

Soweit die Tatsachen, die einen objektiven, sachlichen Ausgangspunkt bilden, und bei denen die persönliche Stellungnahme nicht mitzureden hat. Es ist neutraler Boden, auf dem man sich einfach der historischen Wirklichkeit zu fügen hat.

Von den Tatsachen kommen wir aber nun zu den Fragen.

Für jeden, der nicht in platter Unterwürfigkeit das historisch Gewordene anbetet, weil es sich die Mühe gegeben hat zu werden, schließt jede historische Wirklichkeit zwei Fragen in sich.

Erstens die Frage, ob etwas, das zu einer bestimmten Zeit eine Lösung, eine vorläufige Lösung gewesen ist, das Recht hat zu behaupten, es sei die Lösung, gelte für alle Zeiten.

Zweitens die Frage, ob die Lösung, die durch ihr Dasein das Recht auf Dasein zu haben scheint, nicht auch durch ihre Entstehung und durch ihre Selbstbehauptung andere Lösungsversuche, wertvolle Möglichkeiten unterdrückt hat. Ob nicht ihre ganze Entfaltung parallel läuft mit der Ausmerzung wertvoller Bewegungen, die fortschrittlicher orientiert sind, als sie selber, die sie aber bekämpfen muß, um sich selber zu behaupten.

Der erste Grundsatz, wenn man zu einer gerechten historischen Würdigung gelangen will, ist, sich nicht durch das bloße Bestehen historischer Tatsachen imponieren zu lassen, sondern sich zu fragen, was hinter diesem Bestehenden und seiner Entstehung steckt, wie viele Verdrängungen, Vergewaltigungen dahinter verborgen liegen, die man dann leichthin mit der Theorie verdeckt, daß das Beste oder historisch Notwendige sich behauptet und gesiegt hat.

Gerade beim Staat ist dies erforderlich, und zwar sollte uns schon ein Umstand die Augen darüber öffnen, wie nötig es hier ist. Nämlich die Angst der Staatsapologeten, die Frage überhaupt aufkommen zu lassen. Die Staatsapologien gehen meistens vom Sein, vom historisch Gewordenen aus.[1]) Damit wird schon durch die Problemstellung jede Lösung, die nicht das schrankenlose Recht des Staates anerkennt, unmöglich gemacht.

Es ist darum so bitter notwendig, daß gerade in Bezug auf den Staat sich eine ehrlichere und objektivere Methode die Bahn breche, eine Methode, die ganz vom Konkreten ausgeht, ganz konsequent realistisch verfährt, aber im Sein nicht nur die Lösung, sondern alle Probleme sieht, die noch in diesem Sein stecken und ein offenes Auge behält für alle Vergewaltigungen, durch die das Sein zur Herrschaft gelangt ist.

---

[1]) Sehr klar bei Jellinek, „Das Recht des modernen Staates." „Die Lehre vom Staat empfängt nun durch die grundlegende Erkenntnis der normativen Bedeutung des Faktischen hervorragendste Förderung." Weiter redet er von der Einsicht: „daß den tatsächlichen Verhältnissen selbst normative Kraft innewohnt." Jellinek ist hier besonders wichtig, nicht nur weil er der hervorragendste moderne Staatstheoretiker ist, sondern weil er keineswegs beim Staat nur die Machttheorie vertritt.

Darum wird die Pflicht, die Frage aufzuwerfen und eine objektive, gerechte Antwort zu geben, nur dringender.

a. Staat und Fortschritt.

Wie weit reicht der Fortschritt, der mit der Entstehung des Staates gegeben ist? Bildet er eine Stufe, die zu einer bestimmten Zeit einen sehr wesentlichen Fortschritt realisiert hat und sogar etwas Definitives bedeutet? Wobei natürlich der Möglichkeit Rechnung zu tragen ist, daß der Staat sich zu entwickeln vermag und, ohne sein Wesen zu verändern, den Bedürfnissen der Zeit und neuen Aufgaben und Problemen gerecht werden kann.

Hier liegen die Dinge zunächst günstig für den Staat. Niemand, der überhaupt einer historischen Betrachtung fähig ist, wird bestreiten, daß der Staat in sehr kritischen Zeiten verstanden hat, die sozialen Energien zusammenzuballen, ihnen eine einzigartig straffe Form zu verleihen und damit eine große Geschlossenheit zu geben. Womit er es auch ermöglicht hat, mit vereinten Kräften ein einheitliches, bestimmtes Ziel zu erstreben und zu erreichen. Oft ist der Staat als organisierte Macht der willkürlichen, privaträuberischen Gewalt entgegengetreten und hat damit wenigstens ein Minimum von Rechtsschutz garantiert. Er hat es ferner durch sein Prinzip der organisierten Gewalt vermocht, auf einer weiteren Grundlage einen starken gemeinsamen Willen zu schaffen und damit eine feste, wenn auch sehr rohe Grundlage des kollektiven Willens überhaupt wachzurufen.

Die antiken Staaten haben eine einheitliche Kultur mit Berücksichtigung großer Kulturprobleme, einen großen Stil des Lebens ermöglicht. Was bedeutet die Polis für die Entwicklung der sozialen und kulturellen Fragen!

Es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, wie in der neueren Zeit Staatsgründung und Staatsentwicklung die planmäßige Inangriffnahme und Durchführung zahlreicher Aufgaben ermöglicht hat.

Tatsache ist, daß der Staat einer Menge von nationalen, politischen, sozialen und kulturellen Problemen die Form bot, in der sie aufgeworfen werden konnten und in welcher ein Lösungsversuch probiert wurde. In manchen Fällen (man denke nur an den Kampf gegen den kirchlichen Absolutismus, an die englische und an die französische Revolution) hat er einem liberalen, fortschrittlichen Ideal zum Sieg verholfen und ward zur Form, die das Ideal annahm, um sich zu behaupten.

Womit wir nicht sagen wollen, daß kein anderer Weg möglich gewesen wäre, und daß dieser Weg etwas Vollkommenes war.

Es wäre sehr ungerecht zu behaupten, der Staat sei nie die Form gewesen, deren sich ein soziales fortschrittliches Ideal bedient hat und noch bedient, aber es ist eine Fälschung der historischen Wahrheit,

wenn behauptet wird, der soziale Fortschritt sei an den Staat gebunden, werde vor allem durch ihn realisiert, und hänge darum von seiner Entwicklung ab. Mag es auch sein, daß der Staat zu einer gewissen Zeit eine bedeutende soziale Gruppierung verwirklicht hat, und damit der sozialen Auflösung und Zersplitterung entgegengewirkt hat, so ist es doch sehr die Frage, ob der Staat, seine Art, das soziale Leben zu regeln, seine ganze Stellungnahme für uns noch maßgebend ist, wenn wir uns am Gedanken orientieren, daß die Geschichte stets weiter geht, das Gewesene überholt, und durch Neues, Vollkommeneres ersetzt.

Hier sehen wir einen Gegensatz auftreten, der uns heute Abend noch viel beschäftigen wird, den Gegensatz zwischen dem Recht des Seins und dem Recht des Werdens. Dieser Gegensatz reicht freilich weit über das politische Leben hinaus, er stellt uns vor die schwersten Entscheidungen des Lebens. Wichtig für uns ist hier, daß der Staat, seinem ganzen Wesen und seinem Ursprung nach, sich auf die Seite des Rechtes des Seins schlagen muß. Als historisch gewordene Realität hat er das Werden hinter sich. Wie wir oben bemerkten, geht er darum vom Sein aus. Er hat kein Interesse zu fragen, wie es ohne ihn geworden wäre, und noch weniger, wie es ohne ihn sein könnte. Er hat im Gegenteil das größte Interesse, beide Fragen gar nicht aufkommen zu lassen und läßt sie darum möglichst wenig oder nur in sehr zahmer Form auftreten.

Aber damit spitzt sich die Frage für jeden, der nicht zum vorneherein dem Staat voller Devotion gegenüber steht, wie etwa der Gläubige der Kirche gegenüber, sehr eigentümlich zu.

Den Staat für etwas Definitives, mehr oder weniger Vollkommenes halten, kann man nur, wenn man des Glaubens lebt, daß die Menschheit überhaupt keiner anderen sozialen Formen fähig ist, als der auf Gewalt beruhenden, aus Zwang und rein äußerer Ordnung sich ergebenden. Nun lehrt aber die ganze Geschichte, daß neben den auf organisierter Gewalt beruhenden Organismen ganz andere Entwicklungsreihen auftreten, die das Wertvollere und Zukunftsfähigere sind. Bedenken wir, wie in der Menschheit die Tendenz immer stärker hervortritt, das Leben bewußter, persönlicher zu gestalten, bedenken wir, wie beständig Anregungen gegeben werden, das Schwergewicht von außen nach innen zu verlegen, weniger von äußerer Ordnung, bloßer Disziplin, mehr von persönlichen Entscheidungen, vom Willen zu erwarten — so wird die Frage immer dringender, ob denn der Staat den Anspruch erheben darf, als das höhere Prinzip des sozialen Lebens zu gelten.

Hier müssen wir zwei Punkte berücksichtigen.

Erstens, ob nicht im Lauf der Entwicklung Bestrebungen aufgetreten sind, die dem sozialen Leben einen anderen, tieferen, geistigeren Charakter verleihen wollten, als der Staat und seine Lösung des Gemeinschaftsproblems es vermögen?

Zweitens, ob der Staat, als herrschende, mit Macht ausgestattete Lösung des Gemeinschaftsproblems ihnen wirklich Rechnung getragen hat, sich von ihnen vertiefen, vergeistigen ließ?

Die erste Frage ist eine reine Frage des Wissens, der Anerkennung des historisch Vorhandenen.

Vergegenwärtigen wir uns, was für eine Fülle von Anregungen im Laufe der Entwicklung gegeben worden sind, die alle dahin tendieren, dem Gesellschaftsleben einen viel geistigeren Charakter zu verleihen, als es das Staatsleben mit seiner Aeußerlichkeit und seinem Zwangscharakter vermag, und die danach streben, die soziale Gruppierung viel weiter auszudehnen.

Wäre nur das Christentum da mit seiner Forderung eines Reiches, neben dem sich das Staatsreich wie ein rohes Zerrbild ausnimmt, so könnte man sagen: Im Lauf der Geschichte sind genug neue Werte aufgetreten, welche die Staatswerte degradieren. Denn das Christentum nimmt das Problem, das der Staat lösen möchte, wieder auf, das Problem einer an einem großen, gemeinsamen Zweck einheitlich orientierten Gruppierung von Menschen. Nur ist diese Gruppierung die Menschheit, der einheitliche Zweck ist die Gottesherrschaft und die Triebfeder ist die Liebe.

Auch neben dem Christentum, freilich nicht ohne seinen direkten oder indirekten Einfluß, sind eine Menge von Ideen, Anregungen aufgetreten, die weit über das Staatsleben und seine Ideale hinausweisen und dem Gemeinschaftsleben eine tiefere Begründung und einen viel idealeren Charakter geben wollen.

Bedenken wir nur, wie das Problem, dem der Staat eine so äußerliche Lösung gibt, das Problem des gemeinsam verfolgten Zweckes durch die Philosophie und die verschiedenen Formen des Genossenschaftswesens theoretisch und praktisch auf eine höhere Stufe gebracht wird.

Ganze Gedankenreihen — und zwar die allertiefsten und schönsten — der deutschen idealistischen Philosophie,[1]) die Systeme eines St. Simon, Fourier, Proudhon: lauter Anregungen, über das Staatsschema hinauszugehen, Ziele und Motive des sozialen Lebens von allem Zwangscharakter zu befreien, und im sozialen Leben das Gebiet der persönlichen, enthusiastischen Impulse und der reinen, geistigen Solidarität zu sehen.

Die zweite Frage ist eine Frage des Sehenwollens.

Die Tatsachen lehren uns nämlich, daß die Entwicklung des Staates keineswegs mit der Entfaltung der Tendenz Schritt hält, die dem ganzen sozialen Leben einen höheren, reineren Geist verleihen

---

[1]) Ich denke vor allem an Kant und Fichte mit ihrem Gedanken eines auf der freien Wechselwirkung geistiger, mit absoluter Autonomie ausgestatteter Persönlichkeiten beruhenden, die ganze Menschheit umfassenden Gesamtlebens. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß die gleiche klassische Philosophie Tendenzen aufweist, die zur schlimmsten Vergötterung des Staates führen und die ganze, auf das Recht des Seins gestützte Apologie des Staates ermöglichen. (Schelling, Hegel.)

will. Der Staat paßt sich einigermaßen an, sucht so weit Schritt zu halten, als es nötig ist, um nicht vollständig entwertet zu werden, er kann auch liberale Tendenzen aufweisen, fortschrittliche Ideen vertreten, aber daneben steht er doch unentwegt zu seinem Prinzip der organisierten Gewalt, kann nicht davon lassen, will es auch nicht ernstlich.[1]) Trotz aller scheinbaren Ummodelungen, die er vornimmt, trotz aller angeblichen Vergeistigung seiner Tendenzen, trotz des Abstreifens des plumpen Gewaltcharakters, bleibt er im Grunde, was er ist: die Organisation der Gewalt, bei Abwehr der Strömungen, die dem sozialen Leben einen andern Charakter geben wollen. Was für seinen historischen Ursprung bestimmend ist, bleibt ihm anhaften, trotz aller Mauserung, die seine äußere Form durchmachen mag.

Wir sehen es leider nur zu deutlich in der Schweiz selber, und gerade hier ist es besonders auffallend wegen des angeblich fortschrittlich orientierten Charakters unseres Staatswesens.

Wie stark ist auch noch in unserer Scheindemokratie die Tendenz, das Leben von oben zu regeln oder zu vergewaltigen. Was für einen schweren Bann legen Parteiwesen, Klassenherrschaft auf alle freiheitlich orientierten Regungen. Wie viel mechanisches, äußerliches Wesen spielt bei unserer angeblich demokratisch solidarischen Politik mit. Und wie gut geht unsere politische Freiheit mit der ärgsten ökonomischen Sklaverei zusammen, ja wie sehr dient die erste der zweiten zum Deckmantel, zum Vorwand. Unser demokratisches Staatswesen hat schwerlich einen weniger engen Bund mit dem Kapitalismus geschlossen, als die reaktionären Staatsformen, und über sein Verhältnis zum Militarismus kann man seit dem Krieg schwerlich im Unklaren sein.

Der Krieg hat uns aufs deutlichste offenbart, wie viele reaktionäre Kräfte in einem demokratischen Staatswesen verborgen liegen können, die nur auf die erste Gelegenheit warten, sich breit zu machen. Wieviel Kultus der Gewalt, Anbetung der äußeren Ordnung hat man bei uns getrieben! Und zeigt uns nicht unsere äußere und innere Politik, wie auch bei uns stetsfort die Tendenz obwaltet, die allgemeine Verantwortung zu gunsten einer enger umgrenzten Verantwortung auszuschalten oder zu reduzieren. Mich dünkt, die wachsende Militarisierung des Lebens, die Oberstenaffäre, der Fall Hoffmann und neuerdings der

---

[1]) Man kann hier natürlich auf die tatsächliche Existenz und die Entfaltung freiheitlicherer Staatsformen hinweisen. Sie scheint zunächst in blendendes Gegenargument zu sein. Hier ist aber noch zu fragen und zu untersuchen, inwieweit sich solche Staaten von sich aus durch die immanente Entwicklung ihres Staatsprinzips freiheitlich gestaltet haben und inwieweit sie von andern, neben ihnen bestehenden Tendenzen der betreffenden Kulturen dazu veranlaßt worden sind. „Ein liberaler" Staat kann ein Staat sein, der durch einen liberalen Volksgeist, den er keineswegs selber gefördert hat, durch kraftvolle freiheitliche Triebe in diesem Geist, zu Einschränkungen, Konzessionen und ganzen Gebietsabtretungen veranlaßt worden ist. Die Triebfeder liegt dann nicht im Staat selber, sondern außerhalb des Staates. Er ist nicht Anregung, sondern eher Gegendruck. Man fasse doch einmal von diesem Gesichtspunkte aus die Geschichte Englands und Frankreichs ins Auge.

Fall Kleiber zeigen deutlich genug, wie in einer Demokratie, gerade durch die demokratischen Schlagworte gedeckt und aufs schönste geschützt, dunkle reaktionäre Kräfte schlummern und im gegebenen Moment in voller Kraft erwachen können.

Es gibt schwerlich eine so dreiste historische Fälschung wie die Behauptung, der Staat lasse sich von den Anregungen, die über sein jeweiliges Wesen hinausweisen, tragen und bilde die Form, die ihnen erst zur vollen Entfaltung verhelfe.

Es offenbart sich vielmehr im Leben und in der Entwicklung des Staates ein nie zu unterdrückendes Streben, zu seinem ureigenen Wesen zurückzukehren, auch da, wo er es zeitweilig verlassen hat und unter dem Druck der äußeren Umstände verlassen mußte.[1])

Vielleicht noch deutlicher redet eine weitere Tatsache, die wir in der ganzen Geschichte und neuerdings mit furchtbarer Deutlichkeit im jetzigen Krieg beobachten können.

Auch hier hat der Krieg ehrliche Klarheit geschaffen. Er zeigt, wie der Staat, um sich zu schützen, zu den rohesten Mitteln zurückgreift, die er freilich mit einem wunderbaren Apparat zu legitimieren versteht. Gegen alles echte Recht treibt er systematische Verheerung und Vergewaltigung, und nennt es Kriegsrecht. Er tritt das von ihm selber geschaffene Recht zu Boden, weiß aber sofort, auf sein dringendes Recht der Selbstbehauptung gestützt, dies zu rechtfertigen. Er ist durch eine furchtbare Selbstironie die rechtliche Vergewaltigung des von ihm selbst geschaffenen Rechtszustandes.

Der Staat kehrt nicht nur zu den rohesten Formen von Gewalt zurück, er ist der Hort, der Schutzpatron aller, die von der Gewalt nicht lassen können und sie zum Leben so notwendig brauchen, wie die Luft zum Atmen. Sehen wir nicht fortwährend, wie alle autoritätssüchtigen Organisationen, von der Kirche bis zur reaktionären Erziehung, sich stetsfort an den Staat wenden, ihn unterstützen, um wiederum von ihm unterstützt zu werden, wie sie bei ihm die reinste und kräftigste Ausprägung des Prinzips erblicken, das ihnen selber unentbehrlich ist, des Prinzips der Selbstbehauptung durch Zwang und Gewalt, unter Ausschaltung der persönlichen Freiheit.

---

[1]) Es ist darum viel Utopie und Illusion dabei, wenn man vom Staate mehr als eine gewisse Selbstkorrektur und Anpassung an den Fortschritter wartet und meint, er werde sich selbst aufheben und durch einen steten Vergeistigungsprozeß zur einen hohen Gemeinschaftsform werden. In geradezu klassischer Form finden wir diese Auffassung bei Oppenheimer, der in seiner Studie über den Staat den Ursprung des Staates auf organisierte Raubtechnik zurückführt, aber nichtsdestoweniger vom Staat einen Sublimierungsprozeß seiner Tendenzen erwartet („Vom Raubstaat zur Freibürgerschaft“). Es ist sehr die Frage (vielleicht auch keine Frage), ob man einem Gebilde, das der planmäßigen Organisation der Ausbeutungstechnik seinen Ursprung verdankt, zutrauen oder zumuten darf, daß es Träger eines hohen sozialen Geistes werde. Das ehrliche Studium der Geschichte macht recht skeptisch gegen solche Sublimierungsmöglichkeiten. Sie fragt wie der alttestamentliche Prophet: „Kann auch ein Mohr seine Haut wandeln und ein Parder seine Flecken?“

Aber ist das ein Beweis, daß der Staat der Organismus ist, der die freiheitlichen Tendenzen verkörpert und ihnen zum Sieg über die reaktionären verhelfen kann?

Können wir an Hand dieser offenkundigen Tatsachen behaupten, der Staat sei mit der Entfaltung des sozialen Fortschrittes aufs engste verbunden, er fördere sie, sie hänge von ihm ab?

Tatsachen lehren uns, daß der Staat dies nicht tut. Und ein tieferer Einblick zeigt uns, daß der Staat es nicht tun kann, ohne sich selbst aufzugeben.

Er ist, wie die Kirche, das deutliche Beispiel einer historischen Erscheinung, die nicht mit dem Fortschritt Schritt halten kann, weil ihr Wesen gerade in der Negation der Möglichkeit des absoluten Fortschrittes besteht. Das Daseinsrecht von Staat und Kirche hängt vom Daseinsrecht des Relativen ab.

Der Staat kann nicht zurücktreten, wenn mit dem Auftreten junger, frischer Einheiten, die den Kampf mit neuen Mitteln und Kräften führen könnten, für ihn die Stunde des Rückzuges geschlagen hätte. Auch für ihn gibt es das „Hier stehe ich, ich kann nicht anders", aber das nicht anders können ist hier nicht Segen, sondern Fluch.

Er tritt nicht zurück, es fragt sich sogar, ob er nicht die frischen Einheiten selber angreift und ihnen in den Rücken schießt, im Moment, da sie sich zum Sturm rüsten.

b. Staat und Vergewaltigung des Fortschritts.

Damit kommen wir auf die zweite Frage, deren Beantwortung für das Wesen des Staates noch entscheidender ist, ob nämlich der Staat nicht auch wertvolle Keime und Bewegungen erstickt, und damit dem Fortschritt Gewalt antut. Wir begnügen uns hier einige prägnante Tatsachen anzuführen.

Schon in Bezug auf das Altertum kann die Frage aufgeworfen werden, ob die Bildung der Staaten nicht Hand in Hand mit der Verdrängung wertvoller Tendenzen ging. Wie viele zukunftsreiche Keime mögen bei den Stämmen und Völkern vorhanden gewesen sein, die man mit Gewalt zur formellen Einheit des Staates verband und damit ihrer vollen Spontaneität und Entfaltungsmöglichkeit beraubte.

Wichtig für uns sind die Gebiete, bei denen wir über eine Fülle von konkretem, anschaulichem Material verfügen, Mittelalter und Neuzeit.

Suchen wir uns an Hand der Schilderungen eines guten Kenners dieses Gebietes [1]) ein Bild des Gemeinschaftslebens, wie es in den Genossenschaften des Mittelalters zu hoher Blüte gelangt war, zu machen. Versuchen wir, den Geist zu erfassen, der in ihnen lebte, das Ideal nachzuempfinden, dem sie nachlebten.

---

[1]) Krapotkin, „Die gegenseitige Hilfe."

Nichts veranschaulicht diese mittelalterlichen Brüderschaften besser, als die vorübergehenden Gilden, die auf Schiffen gebildet wurden. Als ein Schiff der Hansa seine erste halbe Tagesreise nach Verlassen des Hafens hinter sich hatte, versammelte der Kapitän (der Schiffer) alles Schiffsvolk und die Reisenden auf dem Deck und hielt, wie uns ein Zeitgenosse berichtet hat, die folgende Ansprache:

„Da wir nun Gott und den Wellen überlassen sind," sagte er, „muß jeder dem anderen gleich sein. Und da wir von Stürmen, hohen Wogen, Räubern und anderen Gefahren umringt sind, müssen wir eine feste Ordnung halten, damit wir unsere Reise zu gutem Ende führen. Deshalb wollen wir das Gebet um guten Wind und gute Fahrt sprechen und dem Seerecht entsprechend, wollen wir die Verweser der Schöffenstellen ernennen." Darauf erwählte das Volk einen Vogt und vier Scabini, die das Schöffenamt verwalten sollten. Am Ende der Reise legten der Vogt und die Scabini ihre Aemter nieder und sprachen folgendermaßen zum Schiffsvolk: „Was an Bord des Schiffes geschehen ist, müssen wir einander verzeihen und tot und ab sein lassen. Was wir geschlichtet haben, war um der Gerechtigkeit willen. Deshalb bitten wir euch alle im Namen ehrlichen Gerichtes, all die Feindseligkeit zu vergessen, die einer gegen den anderen hegen kann, und bei Brot und Salz zu schwören, daß er nicht im Bösen daran denken will. Wenn aber irgend jemand sich für gekränkt hält, muß er an den Landvogt gehen und vor Sonnenuntergang von ihm Gericht begehren." Nach der Landung wurde die Büchse mit den Fredgeldern dem Vogt des Seehafens zur Verteilung unter die Armen übergeben.

Dieser einfache Bericht gibt vielleicht das beste Bild vom Geiste der mittelalterlichen Gilden. Aehnliche Organisationen traten überall ins Leben, wo eine Gruppe von Menschen — Fischer, Jäger, reisende Kaufleute, Bauleute oder ansäßige Handwerker — zu gemeinsamer Betätigung zusammenkamen. So gab es an Bord des Schiffes die Schiffsautorität des Kapitäns, aber zum Erfolg des gemeinsamen Unternehmens kamen alle Leute an Bord, reich und arm, Vorgesetzte und Schiffsvolk, Kapitän und Matrosen, überein, in ihren gegenseitigen Beziehungen gleich zu sein, lediglich Menschen zu sein mit der Verpflichtung, einander zu helfen und ihre etwa entstehenden Streitigkeiten vor Richtern zu erledigen, die sie alle gewählt hatten. So gehörten auch, wenn eine Anzahl Handwerker — Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen usw. — zusammenkamen, um — sagen wir — ein Münster zu bauen, alle zu einer Stadt, die ihre politische Organisation hatte, und jeder von ihnen gehörte außerdem zu seiner eigenen Zunft; aber überdies waren sie durch ihr gemeinsames Unternehmen miteinander verbunden, das sie besser kannten als sonst irgendwer, und sie vereinigten sich zu einer Körperschaft, die durch engere, obschon vorübergehende Bande miteinander geknüpft waren; sie gründeten die Münsterbaugilde.

Den sozialen Charakter der mittelalterlichen Gilde kann jedes Gildestatut anschaulich machen. Nehmen wir z. B. die Skraa einer frühen dänischen Gilde, so lesen wir in ihr zuerst eine Feststellung der allgemeinen brüderlichen Gefühle, die in der Gilde herrschen müssen; dann kommen die Anordnungen, die sich auf die eigene Gerichtsbarkeit in Fällen von Streitigkeiten von zwei Brüdern oder einem Bruder und einem Fremden beziehen; und schließlich werden die sozialen Pflichten der Brüder aufgezählt. Wenn das Haus eines Bruders abgebrannt ist oder wenn er ein Schiff verloren hat oder auf einer Pilgerfahrt Schaden genommen hat, müssen ihm alle Brüder zu Hilfe kommen. Wenn ein Bruder gefährlich krank wird, müssen die Brüder an seinem Bett Wache halten, bis er außer Gefahr ist, und wenn er stirbt, müssen die Brüder ihn beerdigen — eine große Sache in diesen Zeiten der Seuchen — und ihm zur Kirche und zum Grabe folgen. Nach seinem Tode müssen sie, wenn nötig, für seine Kinder sorgen, sehr oft wird die Witwe eine Schwester der Gilde.

Diese zwei Grundzüge offenbarten sich in jeder Brüderschaft, die zu irgendwelchen Zwecken gebildet war. In jedem Fall behandelten die Mitglieder einander wie Bruder und Schwester und nannten sich so; alle waren gleich vor der Gilde.

Das waren die Grundgedanken dieser Brüderschaften, die allmählich das ganze mittelalterliche Leben erfüllten. In der Tat wissen wir von Gilden aus allen möglichen Berufen: Gilden von Leibeigenen, von Freien und aus Leibeigenen und

Freien gemeinsam zusammengesetzt; Gilden, die zu den besonderen Zwecken der Jagd, des Fischfangs oder für eine Handelsexpedition gegründet und nach Vollendung des besonderen Zweckes wieder aufgelöst wurden, und Gilden, die in einem bestimmten Handwerk oder Gewerbe Jahrhunderte dauerten. Und einen je größeren Aufschwung die Mannigfaltigkeit der Berufe nahm, um so mehr wuchs die Verschiedenartigkeit der Gilden. So sehen wir nicht nur Kaufleute, Handwerker, Jäger und Bauern in Gilden vereinigt, wir sehen auch Gilden von Priestern, Malern, Elementar- und Universitätslehrern, Gilden zur Pflege des Spieles, zum Kirchenbau, zur Ueberlieferung des „Geheimnisses" einer bestimmten Kunst- oder Handwerkschule oder für eine besondere Festveranstaltung, alle auf demselben Doppelprinzip der eigenen Gerichtsbarkeit und des gegenseitigen Beistandes aufgebaut.

Kann man behaupten, die großen Staaten, die diese von einem hohen sittlichen Geist und einem tiefen Solidaritätsgefühl durchdrungenen Genossenschaften Konkurrenz machten und schließlich das Ideal der freien Assoziation durch das Prinzip der zentralisierten, alles beherrschenden Gewalt verdrängten, seien ohne weiteres als Träger des Fortschrittes zu bezeichnen?

Die Geschichte der modernen Staaten ist zugleich die Leidensgeschichte der Bewegungen, die dem sozialen Leben eine andere Grundlage und andere Motive geben wollten, als der Staat. Und man kann sagen, daß das Leiden sich in dem Maß steigerte, als die Motive reiner und der Zweck geistiger wurde. Ist nicht jede fortschrittlich gesinnte Bewegung durch den Staat verfolgt worden? Der Verfolgungskatalog des Staates ist nicht viel weniger schlimm, als der der Kirche. Er hat ja manchmal die religiösen Ketzer in Schutz genommen, aber hat er nicht die politischen und sozialen Ketzer mit derselben Wut und Konsequenz verfolgt, wie die Kirche die religiösen? Wie hat er sich gegen Wiedertäufer, gegen Sozialisten und Anarchisten benommen! Wie verhielt er sich gegen die Förderer eines hohen internationalen, seine eigenen Grenzen weit überfliegenden Ideals! Wie steht er jetzt noch zu den Vertretern des echten Christentums, zu den unentwegten Aposteln einer Religion der Liebe und des Friedens, wenn diese Religion seiner eigenen Religion des Hasses nnd des Krieges gefährlich wird?

c. Schein und Wesen.

„Staat, wo alle sich verlieren, Gute und Schlimme. Staat, wo der langsame Selbstmord aller das Leben heißt."
Also sprach Zarathustra.

Können wir nun das Wesen des Staates genauer bestimmen? Vielleicht setzen uns die Tatsachen, die für seine Entstehung, seine Entfaltung und seine Rolle in der Geschichte bezeichnend sind, dazu instand. Hier kann sich die Erkenntnistheorie am Spruch orientieren: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Der Staat enthält, wie viele historische Gebilde, einen Gegensatz. Sein Wesen ist ein Gegensatz zwischen Schein und Wesen. Er ist nicht, was er zu sein vorgibt und sich zu sein einbildet. Und wie die meisten

historischen Gebilde sucht er diesen Gegensatz zu verdecken. Und wiederum wie die meisten historischen Gebilde, verdeckt er diesen Widerspruch mit dem, was ihm seine ureigensten Tendenzen an die Hand geben, in diesem Fall mit der Gewalt. Der Staat ist ein Widerspruch, der eigentlich an sich selber zu Grunde gehen sollte und wahrscheinlich einmal an sich selber zu Grunde gehen wird, der aber durch Zwang den Charakter der Einheit erhält und behauptet, freilich einer künstlichen Einheit, die das Wesen dem Schein opfert. Wir gehen auf diese einzelne Punkte noch etwas ein.

Halbheit.

Der Staat ist etwas Halbes. Er ist eine sehr unvollkommene, untiefe Form des sozialen Lebens. Er blendet durch die Größe der Form, durch die Geschlossenheit, die er dem Gemeinschaftsleben gegeben hat, er imponiert durch die äußere Einheit, durch die Fähigkeit, die zersplitterten Einheiten zusammenzuballen, ihnen einen geschlossenen Zweck zu geben, das Individuelle dem Ganzen unterzuordnen und es damit im Dienst von etwas Höherem wieder aufleben zu lassen. Er scheint das große „Stirb und werde" zu sein, in dem sich der Einzelne nur verliert, um sich wahrhaft zu gewinnen und weiteren Zielen entgegen zu gehen, als es ihm möglich wäre, wenn er auf seine eigenen Kräfte angewiesen bliebe.

Aber er ist doch nur die ungenügende, die halbe Lösung der wichtigsten Aufgabe der Menschheit, der Aufgabe, ein fest begründetes gemeinsames Leben zu organisieren.

Aeußerlichkeit und Gesetzlichkeit.

Die Einheit, die der Staat dem sozialen Leben gibt, ist nämlich etwas sehr Aeußerliches, Mechanisches. Sie beruht auf Zwang und Gewalt.

Damit verfällt der Staat dem Fluch des Gesetzes. Das Gesetz läßt nichts wahrhaft Großes, Impulsives aufkommen, das fähig wäre, weitere große Impulse zu erteilen. Es lähmt die Tatkraft, erdrückt alles Heroische, Enthusiastische zu gunsten des N o r m a l e n. Es ist der Fluch des Gesetzes, daß es nicht weniger scharf gegen das, was über das Verlangte hinausragt, auftritt, als gegen das, was hinter ihm zurückbleibt. Es genügt, daß es nicht normal sei, ob es unter- oder übernormal ist, ist Nebensache. Damit wird der Staat zur Kanonisierung des Mittelmäßigen.

Es ist die Tragikomödie des Gesetzes, daß es gerade die Sünde schafft, indem es einen Riesenapparat gegen die Sünde aufrichtet. Es gibt dem Bösen Konsistenz, es legitimiert es, wenn auch nur negativ, es sanktioniert das Böse durch die ungeheure Maschinerie, die zu ihrer Selbstbehauptung die Existenz des Bösen braucht.

Durch sein gesetzliches Wesen wird der Staat der Hauptförderer der Tendenz, das Schwergewicht vom Zentrum auf die Peripherie zu

verlegen, dem Leben ein ganz äußerliches Gepräge zu verleihen. Er fragt ja nicht nach der Größe der Motive, nach der Tiefe der Beweggründe. Er will im Grund eine äußerliche Ordnung, und da es nun in seinem Willen liegt, den von ihm geschaffenen Typus für den wichtigsten zu halten, so ist es klar, daß er eine ganze Entwertung des Lebens vollziehen muß. Er stempelt die äußere rechtliche Form zur Hauptsache, und legt damit das seelische Leben lahm, aus dem im letzten Grunde die tiefsten Motive der sozialen Gemeinschaft fließen.[1])

Ganz klassisch drückt es Treitschke aus: „Die Kirche als eine wesentlich innere Ordnung legt vor allem Wert auf die Gesinnung. Aber wenn der Staat so deuten wollte, wenn er etwa von seinen Soldaten mehr verlangen wollte, als die Erfüllung der militärischen Pflichten, so wäre das unerträglich. Der Staat sagt: „Mir ist es ganz einerlei, was ihr dabei denkt, aber gehorchen sollt ihr."

Der Staat mechanisiert das Leben. Er hat die Neigung, die Person zur Sache werden zu lassen und macht damit die Herrschaft der Person über die Sache unmöglich.

Daher die radikale Unmöglichkeit einer großen heroischen Stellungnahme zur Welt, die eine wirkliche Beherrschung der äußeren Welt erlaubt.

Delegation.

Die genaueste Parallele dazu liefert das Verhalten der einzelnen Glieder des Staatsverbandes zueinander.

Auch hier fehlt es an wirklicher Unmittelbarkeit und Frische, an gegenseitiger Anregung. Statt einer lebendigen Wechselwirkung, die die Tatkraft und Initiative des Einzelnen steigert, haben wir wesentlich eine Addition. Das staatliche Gemeinleben addiert und subtrahiert; es fügt mehr äußerlich zusammen; es kann nicht fördern, vervielfältigen.

Mit dieser Additions- und Subtraktionspolitik hängt der Fluch zusammen, der das ganze Staatsleben trifft, das mechanische Delegationssystem. Nämlich, daß der eine für den andern tut, was der andere tun könnte und sollte. Es herrscht die Tendenz, auf den Einen Rechte und Pflichten zu häufen, mit deren Preisgabe die Persönlichkeit verarmt, der Tatkraft beraubt wird. Verantwortung und Initiative werden auf tausend Brücken vom Einzelnen zu anderen Persönlichkeiten oder zu abstrakten, unpersönlichen Mächten hinübergeleitet.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieses schematische Delegationssystem mit der freudigen, aufopfernden Hingabe für die Andern nichts zu tun hat. Die Vertretung durch Opfer und Liebe ist das stärkste Band des gemeinsamen Lebens, macht dieses erst möglich. Es

---

[1]) Merkwürdig und für das Wesen des Staates und seinen Dualismus sehr bezeichnend ist freilich, daß der Staat keineswegs darauf verzichtet, diese rein äußere, auf Gewalt beruhende Ordnung zu legalisieren und zu einem Ideal zu machen, das sich sittlich rechtfertigen läßt. Wir werden nächstens auf diesen Punkt kommen.

stärkt Persönlichkeit und Kollektivgefühl, weil es die Menschen in die denkbar innigste Beziehung zu einander bringt. Das mathematische, schematische Delegationssystem aber lähmt die kraftvolle Initiative und das lebendige Solidaritätsgefühl. Darum ist es so schwer, wohl ausgeschlossen, auf staatlichem Boden, wenigstens im Zusammenhang mit dem staatlichen Apparat, frisches, persönliches Einzelleben und Kollektivleben hervorzurufen.

Die Frage mag seltsam erscheinen, dennoch müssen wir sie aufwerfen: Kann ein Staat wahrhaft demokratisch sein? Kann er auf alle Fälle die Form sein, in der sich die Demokratie bis zu ihren letzten Konsequenzen auswachsen kann? Sofern wir unter Demokratie ein Gesamtleben verstehen, wo die persönliche Initiative und Verantwortung bis zu ihrem Maximum gesteigert wird, ohne daß dabei das gemeinsame Verantwortungsgefühl an Kraft einbüße? Die Tendenz, den Einzelnen zu Gunsten anderer Einzelnen oder abstrakter Behörden seiner Verantwortung zu berauben, macht den Staat zum großen Komplex, in dem sich die Persönlichkeit so leicht verliert. Können wir die Frage umgehen, ob die demokratischen Postulate in einen wirklich innigen Bund mit ihm treten können, bei dem ihre Absolutheit nicht zu schwer zu leiden hat? Sind sie nicht eher auf andere Träger, auf noch andere soziale Organismen angewiesen, wenn sie sich bis zu ihren letzten Konsequenzen entfalten sollen?

Künstliche Einheit.

Im Staat steckt somit ein tiefgreifender Dualismus.

Er will etwas Unvollkommenes und will es mit unvollkommenen Mitteln. Aber sein Wesen treibt ihn stetsfort dazu, unvollkommene, relative Ziele und Mittel zu etwas Absolutem zu machen, wenn er sich nicht aufheben will. Dem Halben Ganzes sagen ist Staatsmathematik.

Und damit ergibt sich das, was für sein Wesen und seine Rolle das eigentlich Charakteristische ist: die sich stets steigernde, sich nie aufgeben wollende Gewalt.

Der innere Widerspruch, den er in sich trägt, und an dem er zugrunde geht, wenn er ihn zugibt, zwingt ihn dazu. Er muß stark auftreten, um nicht seine Schwäche einzugestehen, er muß vergewaltigen, um nicht kläglich dazustehen in seiner Unfähigkeit, dem sozialen Leben eine tiefe Grundlage zu geben und die feineren Probleme zu lösen. Wer tritt lauter auf, als der, der innerlich unsicher ist! Wer poltert mehr, als der, der zaudert und schwankt. Und wer ist brutaler, als die, welche sich selber und den anderen die Feigheit verbergen wollen, die ihre Qual und ihre Schmach ist. Staatspsychologie enträselt erst der, welcher in der Autorität des Staates den Versuch erblickt, seine Unsicherheit zu verbergen, wie er auch in seinem Militarismus die Feigheit sieht, die sich vor sich selber schämt und zu einem Surrogat-

heroismus greift, um nicht den wahren Heroismus, den Glauben an den Geist verkörpern zu müssen.

Götzenkult.

Je künstlicher die Einheit ist, desto notwendiger wird es auch, sie zu stützen. Eine immanente Notwendigkeit, sich stets zu überbieten, um sich treu zu bleiben, führt den Staat dazu, von seinem Prinzip schrankenlosen Gebrauch zu machen. Und die gleiche Notwendigkeit treibt ihn auch dazu, das absolute Recht dieses Gebrauchs zu erhärten. Er muß immer mehr das Halbe gegen das Ganze, die Deformation des Lebens gegen das wahre Leben schützen, er muß die Gewalt und ihren blutigsten Gebrauch gegen den Glauben an den Geist rechtfertigen, er muß den Teufel gegen Gott schützen, und dann bleibt ihm nichts übrig, als sich selber zum Gott zu machen. Es liegt eine schauderhafte, aber strenge Notwendigkeit in dem Prozeß, der den Staat dazu führt, sich als die Gottheit zu gebärden, der sich alles andere unterordnen muß. Vorher konnte der Staat nicht Halt machen. Und wir wollen ihm dankbar sein dafür, daß er wenigstens die letzten Konsequenzen gezogen hat. Er hat damit den Konflikt auf den Boden gebracht, auf dem er erst gelöst werden kann.

Die Geschichte liebt es, in großen, entscheidenden Stunden die ganze Spannung der Kräfte, deren Widerstreit sie ist, und die ganze herbe Größe der Gegensätze, die in ihr nach Austrag ringen, in prägnanten Typen zu klassischem Ausdruck zu bringen.

So steht das junge welterobernde Christentum dem Kaiserkult gegenüber. Ein Symbol dessen, was das Verhältnis zwischen Staat und Gottesreich sein sollte und sein muß, da, wo beide einander als ehrliche Gegner gegenübertreten. Nichts zeigt uns die Neigung des Staates, sich zum Gott zu machen, wie seine Gegnerschaft gegen die Religion des wahren Gottes.

Der Gegensatz und die Tendenz des Staates, sich zur Gottheit zu machen, sind nicht geschwunden, sie haben nur andere Formen angenommen.[1]) Der Staat vermochte es nicht, das Gottesreich gewaltsam zu unterdrücken, und nahm dafür am Gottesreich die furchtbarste Rache. Er konnte es nicht töten, darum infizierte er es mit seiner ganzen Gesinnung. Er half ihm zum Staat zu werden, er reichte die Hand zur Verkirchlichung. Dafür half ihm die Kirche, mit dem Christentum fertig zu werden. Die Kirche ist ein religiöser Staat, an den gleichen Zielen orientiert, mit den gleichen Methoden, mit der gleichen Aeußer-

[1]) Der Staat machte freilich formell keinen Anspruch mehr auf göttliches Wesen und götlichen Autorität, er verlangt nicht mehr, daß man auf seinen Altären opfere. Aber seine ganze Stellungnahme und die Ansprüche, die er erhebt, verraten noch den Geist, der zur Selbstvergötterung und zum Kaiserkult führte. Er ist nicht mehr Gott, aber das Absolute (Hegelsche Philosophie), die absolute Macht, die begreiflicherweise unbedingte Unterordnung verlangt, die Macht, deren Ehre über alles andere zu stellen ist, deren Rettung und Entfaltung alles andere in den Hintergrund drängt und mit allen Mitteln verfochten werden muß.

lichkeit, der Vertretung, der Angst vor dem Absoluten, der Vergötterung des Halben. Staats- und Kirchenmathematik ergeben gleiche Resultate. Das Halbe wird zum Ganzen.

Die Geschichte ließ den Bund enger und enger werden. Das Imperium romanum steckt in der katholischen Kirche. Aber eine furchtbare Ironie wollte, daß die Innigkeit des Bündnisses noch überboten wurde, und zwar von den Strömungen, die zum ursprünglichen Christentum zurück wollten.

Während die katholische Kirche in ihrem theokratischen Prinzip ein starkes Gegengewicht gegen den Staat hat, verfiel die protestantische Kirche viel stärker dem Einfluß des Staates.

Hier entwickelten sich mit der Zeit die Bedingungen und Voraussetzungen, die zu einer völligen Vergötterung des Staates führen konnten, wie sie gegenwärtig leider gerade unter protestantischen Theologen und Kirchenmännern in vollem Schwung ist.[1]) Wie es zu diesen psychologischen Voraussetzungen kam, kann hier nicht gezeigt werden, es genügt für unsern Zweck, darauf hinzuweisen. Diese Voraussetzungen liegen in der Flucht vor dem großen, heiligen evangelischen Soll, in der Angst vor Gott und seiner absoluten Forderung, im Suchen der Stützen, die den unbequemen Glauben an den Geist entbehrlich machen.

Unser normales protestantisches Christentum ist etwas Halbes, Kleinliches, Aengstliches geworden. Es hat sich aus dem Soll in das Sein geflüchtet und das Sein vergöttert, um sich nicht vor der Majestät des Soll beugen zu müssen. Es hat denselben Kultus der Realpolitik getrieben, wie der Staat; es hat, wie der Staat, das Vertretungssystem eingeführt, die Persönlichkeit erdrückt und keinen großen gemeinsamen Geist aufkommen lassen. Aus Angst vor Gott hat es sich mit der Welt, ihrer ganzen Halbheit verständigt; um sich nicht vor Gott zu beugen, hat es die Welt zu einem Götzen gemacht.

War es damit nicht reif zur Anbetung des Staates, des gleichen Staates, vor dessen Altären die ersten Christen sich weigerten, einen andern Gott anzuerkennen, als den Gott, den jetzige Christen verleugnen, um den Staatsgott und seine blutigen Riten anzuerkennen?

Darum ist der heutige Staat nicht weniger Gott, als der Staat des Kaiserkults und der Christenverfolgungen. Man würde schwer irren, wenn man den Hauptunterschied in einer Verminderung der Anmaßung sähe. Der Unterschied besteht vielmehr darin, daß der heutige Staat unter seinen treuesten Anhängern und servilsten Dienern Vertreter der Religion Christi zählt. Der Götze hat die Anbeter des wahren Gottes in seinen Dienst gezwungen. Wir wollen ihm dankbar sein, daß er vor dieser letzten furchtbaren Konsequenz seiner Entwick-

---

[1]) Es sei ausdrücklich bemerkt, daß es auf reformiertem Boden, auf echt reformierte Ansichten gestützt, energische Bestrebungen gibt, diesem unwürdigen Bündnis und dieser servilen Haltung entgegenzutreten.

lung, vor dieser letzten Treue zu sich selber nicht zurückschreckte. Er verlegt damit die Entscheidung auf das Gebiet, wo sie gefällt werden muß. Mit Götzen wird nur Gott fertig.

Damit ist auch die Richtung angegeben, die unsere weiteren Ausführungen zu befolgen haben.

J. Matthieu.

(Schluß folgt.)

Neue Wege.

VI. Gottesreich und Kirche.

Und die Kirche?

Religion, Theologie, Pfaffentum sind oder werden doch leicht Verhüllungen des Gottesreiches, bald in feinerer, bald in gröberer Form. Sie können aber, soweit sie dies sind, nicht leicht von der Kirche getrennt werden. Auf diese mußten wir immer wieder stoßen, wenn wir jenen Erscheinungen nachgingen; nun wird es notwendig sein, ausdrücklich und, soweit der Rahmen dieser Aufsätze es erlaubt, gründlich von ihr zu reden. Denn wie könnte man, wenn man von den Verhüllungen des Gottesreiches redet, die Kirche übergehen, die doch von ihnen allen die mächtigste und gefährlichste ist?

1.

Ist es wirklich noch notwendig? Ist von der Kirche unter uns nicht schon genug, ja übergenug geredet worden, in den Neuen Wegen und anderwärts? Sollte dieses Thema nicht einmal erledigt sein?

Ja, erledigt sollte es einmal werden, das ist gewiß! Die kommende Reformation wird keine wichtigere Aufgabe kennen. Aber daß es schon erledigt wäre, davon kann keine Rede sein. Es hängt als furchtbar schweres Problem über uns. Ueber Allen, auch über den Unkirchlichen, ja sogar über den „Ungläubigen“. Denn wie verhalten sich diese „Ungläubigen“ zu der Kirche, die für sie erledigt scheint? Lassen sie sich nicht von dieser Kirche trauen und beerdigen? Uebergeben sie nicht dieser Kirche ihre Kinder zur Taufe und Konfirmation und zur Einführung in ihre ganze Denkweise und Weltanschauung? Wer von diesen „ungläubigen“ Helden, sei er nun Professor oder Straßenkehrer, Arzt oder Kellner, hat auch nur den Mut, gegen seine Schwiegermutter oder Tante die Unterlassung der kirchlichen Trauung durchzusetzen? Schimpfen tut Ihr schon, das wissen wir, aber das mag zwar Euch selbst imponieren, sonst aber niemanden. Oder glaubt Ihr etwa, die Sache werde dadurch gut, daß Ihr dem Pfarrer, dem zu entrinnen Ihr keine Kraft hattet, ein saures oder höhnisches Gesicht schneidet, wenn er die begehrte „Funktion“ vollzieht, oder über diese

Funktion schnoddrige Bemerkungen macht? Als ob Ihr es dadurch nicht vielmehr noch schlimmer machtet, indem Ihr zur Feigheit noch weitere Gemeinheit übt! Denn was kann der Pfarrer dafür, daß Ihr solche Tröpfe seid? In Wirklichkeit ist Euer Verhalten jämmerlich. Ihr redet häßlich über eine Sache, der Ihr Euch doch unterwerft. Daß Ihr dies tut, ist entweder, wie schon gesagt, einfache Feigheit oder es ist ein Zeichen, daß Ihr mit dieser Sache doch noch nicht innerlich fertig geworden seid, daß Ihr bei weitem noch nicht reif genug seid zu einem wahren und tiefen Bruch, einem Bruch mit gutem Gewissen. Vielleicht ist das, was wir Feigheit genannt haben, nur eine Folge dieser wahren Sachlage. Dann aber sagen wir, daß in dieser Sache für einen ehrlichen und anständigen Menschen ein Entweder—Oder gilt: Entweder bricht man gründlich und ganz mit einer Einrichtung, die man verhöhnt und zu mißachten vorgibt, oder man gibt den Hohn auf und bekennt sich zu ihr. Es ist etwas unsäglich Trauriges in dieser Stellung einer großen Masse von heutigen Menschen zu der Kirche, die sie verachten oder zu verachten vorgeben, von der sie nur mit einem höhnischen Lächeln reden und die sie doch nicht entbehren können, besonders dann nicht, wenn der Tod sich meldet.

Freilich — so sehr zum Verwundern ist's im Grunde doch nicht, denn wir stoßen hier auf eine der starken Wurzeln, von denen alles Kirchentum lebt: die geistige Bequemlichkeit, den Mangel an eigener geistiger Kraft und vor allem an rechtem Ernst in Sachen des Geistes. Eine Stellvertretung, eine Abgabe der Mühe an eine Anstalt, gegen einen Entgelt oder Tribut, ist viel leichter!

Aber wenn nun die „Ungläubigen" Charakter haben und mit der Kirche wirklich brechen — und zwar dann am besten auf eine *edle* Weise! — was dann? Dann stehen sie im Leeren. Es fehlt dann ihrem Leben etwas, was doch nicht gut entbehrt werden kann: es fehlt der Zusammenschluß mit den Mitmenschen im Höchsten und Tiefsten. Es fehlt dann dem Leben das, was wir vielleicht den Rahmen des Unendlichen nennen dürfen, das, was im Gegensatz zu dem besonderen Tun und Treiben des Alltags: Geschäft, Familie, Geselligkeit, Tagespolitik, Kulturleben, das allgemein Menschliche und, was dann dazu gehört, noch mehr als dieses ist. Eine Oede entsteht. Diese Oede fürchten instinktmäßig die Vielen, die darum den Schritt von der Kirche weg nicht tun. Ihnen graut vor dem Nichts. Die ihn aber getan haben, bekommen in dieser Oede Hunger und Durst nach einem Ersatz für das Verlorene. Darum machen sie sich aus irgend etwas Anderem eine Religion, aus dem Essen und Trinken, etwa im Sinne der Abstinenz oder gewisser Ernährungstheorien, aus der Naturheilkunde, aus dem Patriotismus, oder dem Sozialismus. Sie schließen sich mit Gleichgesinnten im Namen dieser Religionen zu Gemeinschaften zusammen. Sie ergießen all die religiöse Kraft, die in ihnen ist, in *diese* Form. Auch der Fanatismus, der Unfehlbarkeitsanspruch, der

Glaube, daß außerhalb dieser Kirche kein Heil sei — alles, alles stellt sich ein. Dogmen werden gemacht, Ketzer exkommuniziert und irgend wie verbrannt, und natürlich gehören dazu Priester, Theologen, Pfaffen. Wir haben das Wort schon gebraucht: die Kirche steht wieder da. Sie hat eben tiefe Wurzeln.

Wir sehen damit auch, daß es ein weltliches Kirchentum gibt, wie ein weltliches Pfaffentum und daß „Kirche" ein gleichsam allgemein-menschliches Gebilde ist, zum mindesten, daß sie ein Gebilde ist, das seine Analogien, seine Abschattungen im allgemeinen Leben hat.

Gehen wir nun aber zu den bloß *Unkirchlichen* über, das heißt: zu denen, die eigentlich das Bekenntnis der Kirche teilen, die vielleicht um ein Bedeutendes „positiver" sind, als die Menge der Kirchenleute, die Pfarrer inbegriffen, die aber — vielleicht nicht *trotzdem*, sondern *gerade darum* — nicht mehr mit der Kirche gehen können. Ihrer ist eine gewaltige Schar und diese wächst unaufhörlich. Auch wir gehören dazu. Ist für uns die Frage gelöst?

Gerade für uns ist sie vielmehr erst recht brennend und quälend geworden. Für Einige unter uns gibt es kein schwierigeres und aufreibenderes Problem, als das in dem Wort „Kirche" eingeschlossene.

Wir wollen hier von allen äußeren Dingen absehen, die dabei in Betracht kommen: von Amt und Brot, Verbundenheit mit der Ueberlieferung, Gelegenheit zur Anwendung von Gelerntem und was sonst noch an die vorhandenen Lebensformen binden mag. Solche Bindungen sind zwar schwer genug zu zerreißen und damit auch gefährlich, aber es fände sich schließlich doch die Kraft dazu, wenn sie nicht selbst wieder von noch tieferen Bindungen ihre Stärke erhielten. Auch für uns ersteht, wenn wir den Entschluß überlegen, ob wir die Kirche verlassen wollen, die Frage: „Wohin denn?" Auch uns beschleicht die Angst vor der Leere, ja uns vielleicht noch mit größerer Stärke als die „Ungläubigen", wenn auch in anderer Form. Denn gerade weil *in* uns nicht eine bloße Leere ist, weil wir etwas *haben* — eine Sehnsucht, aber auch einen Besitz, einen kleineren oder größeren, so möchten wir mit Andern zusammenkommen. Wir möchten ihnen geben und von ihnen empfangen. Da wir an Christus glauben, möchten wir uns mit der Gemeinde Christi zusammenschließen; da wir auf das Reich Gottes warten, möchten wir uns mit all den Bekannten und vielleicht mehr noch mit den Unbekannten, die dasselbe tun, zusammenfinden zu gemeinsamem Hoffen und Tun, Kämpfen und Leiden. Ein Hunger und Durst nach *Gemeinschaft* verzehrt unsere Seele. Wir möchten Tränen vergießen in unserer Einsamkeit und können diese doch nicht aufgeben für eine Schein-Gemeinschaft, die nur eine Verleugnung unseres Besten wäre. So hungern und dursten wir weiter und tun aus diesem Hunger und Durst vielleicht auch falsche Tritte, wer weiß, ob nicht auch etwa in eine „Kirche" hinein! Wenn wir aber der Kirche noch angehören, vielleicht gar als ihre Beamten, so leiden wir tief und unaufhörlich unter dem Widerspruch zwischen der

Kirchenform und dem, was wir eigentlich wollen, unter dem Gegensatz von Kirche und Reich Gottes.

Dabei steht es aber eben nicht so, daß diese „Kirche“ für uns nun verächtlich wäre, wie sie es für jene „Ungläubigen“, die doch nicht mit ihr zu brechen wagen, ist oder sein scheint. Auch wir verachten sie zwar gelegentlich, aber nur, wenn sie das Große, das wir von ihr eigentlich glaubten erwarten zu dürfen, verrät; auch wir hassen sie manchmal — und wie! — aber nur, weil wir sie geliebt haben und wohl im Grunde noch lieben. Wir haben ein deutliches Gefühl von dem Großen, das in ihr ist, ja, es wird wohl so sein, daß wir dies besser sehen, als die eigentlichen Kirchenleute; denn wenn's ans Scheiden geht, dann bekommt man ein helleres Auge für die Vorzüge dessen, den man verlassen will.

Das ist's, was uns zu schaffen macht. Es ist eine innere Bindung da. Wir, die wir irgendwie, sei's in einer mehr der Ueberlieferung entsprechenden, sei's in einer freieren Form, an Gott, an Christus, an das Gottesreich glauben, wir können uns nicht einfach kalt und hochmütig von dieser Gemeinde sondern, die freilich matt, zerrissen, mehr oder weniger abgefallen ist, die sich aber doch zu ihnen bekennt, wo sie doch verkündigt werden, wo Christus doch irgendwie lebt, wo man sich doch auf ihn berufen kann. Ist nicht Jesus in der Synagoge und auch, auf seine Weise, in den Tempel gegangen? Haben nicht seine Jünger die religiöse Volksgemeinschaft festgehalten? Hat nicht sogar Paulus bei Israel zuerst die Anknüpfung für seine Botschaft gesucht, indem er ihm verkündigte, daß der von ihm erwartete Christus in Jesus erschienen sei? Haben nicht die Reformatoren ein uns schwer begreifliches Gewicht darauf gelegt, trotz ihrem Bruch mit dem Papsttum zur katholischen Kirche zu gehören? Haben sie nicht ursprünglich diese Kirche bloß reformieren und nicht mit ihr brechen wollen? Und ist es wohl bloß Schwäche gewesen, was in neuerer Zeit so viele Modernisten doch bei der römischen Kirche festgehalten hat, was zahllose Andere daran festhält, die doch freie und lebendige Geister sind? Muß da nicht eine große Wahrheit ruhen, die man nicht verleugnen möchte?

So kämpfen, bewußt oder unbewußt, die Ungläubigen und die Unkirchlichen mit dem Kirchenproblem.

Und die Kirchenleute selbst? Besteht es für sie nicht?

Soweit sie nicht stumpf und blind sind, besteht es auch für sie. Denn sie müssen doch einsehen, wie wenig dieses Kirchentum dem entspricht, was eigentlich von ihm zu erwarten wäre. Der Wiederspruch zwischen Kirche und Reich Gottes kann ihnen unmöglich ganz entgehen. Sie müssen ein Gefühl davon haben, wie eine gewisse Mißachtung der Gläubigen und Ungläubigen, der Ernsten und der Leichtsinnigen auf ihm ruht. Es kann ihnen keine Freude machen, den Funktionär für „religiöse (oder auch nicht-religiöse!) Bedürfnisse“ zu

machen, mit ihrem Buch aufzurücken vor Menschen, die im Grunde ganz anders denken und sie gering schätzen, kurz einen Schein darzustellen, statt einer Wirklichkeit. Gerade in denen unter ihnen, die es am ernstesten meinen, muß eine starke Sehnsucht nach einer besseren Form der Sache Christi aufsteigen. Man darf darum ruhig sagen, daß die stets bereiten, handfesten Verteidiger der „Kirche", die sich mit Wut auf jeden stürzen, der etwas gegen diese sagt, im Grunde gar nicht aus tiefer Liebe zu dieser reden, sondern aus irgend einem „persönlichen Interesse", d. h. irgend einem Machtinstinkt. Wir möchten diese Leute moralisch und religiös als Widerspiel zu jenen feigen „Ungläubigen" betrachten. Wenn jene über die Kirche schimpfen und doch nicht von ihr loskommen, weil sie noch innerlich an sie gebunden sind, so verteidigen und verherrlichen diese sie mit solcher Leichtigkeit, weil sie im Grunde gar nicht tief und warm genug mit ihr verbunden sind. Einem wahren und echten Kirchenmenschen im besten Sinne muß heute die Kirche ein großes und schmerzliches Problem sein.

Sie ist ein Problem für uns Alle. Dieses Problem ist viel größer und ernster als die Meisten glauben. Viele unter uns nehmen es darum so leicht, weil die Kirche heute scheinbar keine Macht mehr ist oder zu sein scheint, zum mindesten die protestantische. Man kann heute, wenn man will, ziemlich weit vom Schatten der Kirche leben. Man braucht ja nicht in die Kirche zu gehen, hat man aber einmal Lust, so kann man es ja auch tun. Und eine Kindstaufe, Trauung oder Leichenrede kann man ja haben, ohne sich sonst viel um den Pfarrer zu bekümmern. Wie man bei solchen Anlässen den Gärtner, den Zuckerbäcker, den Schneider, den Koch, den Droschkenhalter kommen läßt, so auch den Pfarrer. Er kann dann wieder gehen; ein Trinkgeld gibt man ihm auch. Was bekümmert man sich im Uebrigen um diese Dinge!

So denkt die Masse, aber so auch Ernsthaftere. Weil die Kirche sie nicht zu stören scheint, so lassen sie uns in unserem ganzen furchtbar schweren Kampf um die Wahrheit Christi, die Wahrheit Gottes und seines Reiches gegen Religion, Kirche, Theologie und Pfaffentum im Stich. Sie sehen die Notwendigkeit des Kampfes nicht ein; ja sie ärgern sich darüber. Das ist ihnen unnützer Zank. Sie hätten lieber Frieden und Erbauung oder doch Erörterung anderer Dinge. Sie sind aber im großem Irrtum. Wir müssen es immer wieder sagen: Alle großen Lebensfragen und Menschenprobleme werden vom Zentrum aus gelöst. Vom Zentrum her kommen auch alle Verderbnisse und Vergiftungen. Es ist nur geistige Mattigkeit oder Kurzsichtigkeit, die dies verkennt. Dies Zentrum aber ist das Gebiet, das wir Religion nennen. Wenn hier Verderbnis herrscht, dann auf allen Lebensgebieten; wenn sich unserm Vorwärtskommen in allerlei wichtigen Kämpfen allerschwerste Hemmnisse entgegenstellen, so haben sie hier die letzten Wurzeln; wenn wir große Siege erringen wollen, so müssen sie hier zuerst errungen sein.

Hier aber ersteht das Problem der Kirche. Es ist für unser ganzes Geistesleben entscheidend. Nur ein Schein ist es, daß es für irgend Einen von uns nicht vorhanden sei. Wir haben vielmehr gezeigt, daß wir ihm bloß charakterlos ausweichen und dabei an unsere Seele Schaden leiden. Je mehr wir wieder Geist und geistige Leidenschaft bekommen, desto brennender wird es werden und eines Tages sich in einem gewaltigen Geisteskampf entladen.

2.

Die erste Frage, deren Beantwortung für die Gewinnung der Klarheit, die wir suchen, nötig ist, lautet:

Was haben wir denn eigentlich gegen die Kirche?

Es ist, wie wir wissen, in diesen letzten Zeiten sehr viel und vielerlei gegen sie gesagt worden, auch von uns; die Anklage ist lang und schwer. Wir werfen der Kirche vor, daß sie charakterlos und feig das, was sie doch selbst verkündige und bekenne, den Mächten der Welt gegenüber verleugne; daß sie stets auf der Seite derer stehe, die die Macht hätten, möge diese Macht noch so stark mit Unrecht verbunden sein, ja, daß sie von diesen Mächten mit Vorliebe und besonderem Erfolg benutzt werde, um dem Unrecht ein Mäntelchen umzuhängen, es wenn möglich zu einem frommen Werk zu machen — welche Rolle während dieses Krieges wieder kraß genug hervorgetreten sei —; daß sie stets einen besonders engen Bund mit dem Gott dieser Welt, der Mammon heißt, zu schließen pflege; daß es ihr an Liebe fehle, an Glaube und Hoffnung, aber auch an Wahrheitsmut, an Blick für Gottes Wege, an Geist und Kraft — und so fort fast bis ins Unendliche.

Wollen wir von dieser Anklage irgend etwas durchstreichen? Gewiß nicht. Aber zwei Einwände stellen sich doch ein.

Einmal: Hat diese Kirche nicht auch Gutes und Großes geleistet? Tut sie es nicht fortwährend? Verkündigt sie nicht wenigstens doch immer die Wahrheit, sodaß man sie hören kann, auch wenn sie sie nicht selbst verwirklicht oder auch nur so vertritt, wie sie sollte? Lehrt sie nicht die Jugend? Mag sie es oft auf mangelhafte Weise tun, so würde doch, wenn es nicht geschähe, bloß Unwissenheit und Verwilderung an die Stelle treten. Hält sie nicht immer noch das Volk zusammen durch ein gewisses Maß von Sitte und Zucht und höherem Leben? Verrichtet sie nicht eine ungeheure Arbeit der Liebe und des Schutzes für alle Armen und Schwachen? Gibt es nicht auch Kirchen, gegen die jene Anklagen nicht gelten? Wenn die Kirche wegfiele, was hätten wir dann als Ersatz? Kämen dann nicht als ihre gierigen Erben irgendwelche engen und abergläubischen „Gemeinschaften", um sich namentlich des ungebildeten Volkes zu bemächtigen, sodaß wir an Stelle einer dem Fortschritt zugänglichen, von gebildeten Männern gelenkten allgemeinen Volkskirche eine Menge von rivalisierenden Sektenkirchlein bekämen, bei denen äußere und innere Kleinheit einander entsprächen?

Der zweite Einwand ist mit diesem ersten eng verbunden: Wenn die Kirche doch auch so viel Gutes leistet und wenn sich dazu herausstellt, daß sie doch nicht zu entbehren ist, sollte die Sache dann nicht so liegen, daß das, was gegen sie eingewendet wird, nicht eigentlich ihr Wesen träfe, sondern nur ihre Entartung? Wir hätten dann eine ganz gewöhnliche Erscheinung vor uns: eine Einrichtung, die ihrem Sinne nach gut und groß wäre, aber eben, wie alle andern menschlichen Einrichtungen, ihre Mängel und Fehler besäße. Warum sollte sie solche nicht haben dürfen? Und wäre es weise, einen Baum umzuhauen, nur weil Auswüchse an ihm sind? Wäre dann nicht der gegebene Weg, die Kirche eben zu reformieren, vielleicht zu revolutionieren, an die Stelle der schlechten eine gute, an Stelle der kapitalistischen eine sozialistische, an Stelle der pfäffischen eine laienhafte, kurz: an Stelle einer unchristlichen oder antichristlichen eine wirkliche Kirche Christi zu setzen? Das wäre dann auch mehr wert als bloße Kritik. Bauen, nicht bloß niederreißen; Ja sagen, statt bloß Nein; erfüllen statt bloß auflösen!

Was sagen wir nun dazu?

Klar scheint zu sein, daß man den Kampf gegen die Kirche zu leicht nehmen kann. Mit dem gewöhnlichen Schimpfen ist ganz gewiß nichts oder weniger als nichts getan. Klar ist wohl auch, daß wir hier, wie überall bisher in diesen Erörterungen, wo wir es mit den großen Uebeln unseres geistigen Lebens zu tun hatten, auf die Wurzeln gehen müssen. Wo liegen die Wurzeln (oder vielleicht die eine Wurzel) all dieser schlimmen Dinge, die dem Kirchentum anhaften? Klar scheint endlich auch, daß wir ausmachen müssen, was denn eigentlich die Kirche ist, zum mindesten, was wir selbst darunter verstehen. Wahrscheinlich werden diese beiden Untersuchungen auf eine einzige hinauslaufen.

Wir beginnen mit der zweiten. Was versteht man denn, was verstehen wir unter der Kirche?

Wenn wir es nicht wüßten, so könnten wir es mit Sicherheit voraussetzen, daß wir es auch hier mit einem Wirrwar von Begriffen zu tun haben. Das Wort Kirche ist, wie schon Luther sagt, ein „undeutliches“ Wort. Es geht damit wie mit den andern Wörtern, womit wir gewisse letzten Tatsachen, Mächte und Werte des Menschenwesens ausdrücken: Gott, Seele, Glauben, Staat, Wissenschaft, Sittlichkeit, Religion. Unser Streiten kommt zum guten Teil daher, daß wir uns in Bezug auf diese Wörter mißverstehen. Es war auch uns darum so schwer, uns über Religion und Theologie, über „Macht“, „Staat“, „Christentum“ zu verständigen. Solche Wörter haben oft einen edleren und einen unedleren Sinn; sie können Wahrheit oder Irrtum meinen. Oft ist nötig, sie durch andere zu ersetzen, wobei dann leicht ein Mißverständnis zwischen denen entsteht, die die gleiche Sache meinen, aber so, daß die Einen ein Wort dafür brauchen, das die Andern verwerfen. So kann man das Wort „Kirche“ für eine so große, freie und erhabene Sache brauchen, daß auch der entschlossenste Kirchengegner nichts da=

gegen haben könnte. Es ist ein schwierig Ding um die Sprache. Geschaffen zur Verständigung der Menschen unter einander, wird sie ein Hauptmittel des babylonischen Mißverständnisses. Es bleibt uns aber nichts übrig, als uns durchzukämpfen und schließlich eine Begriffsprägung vorzunehmen, von der wir denken dürfen, daß sie gleichsam eine Fahne werden könne, die einem neuen Kampf der Wahrheit voranleuchte. Die Sprache muß dem Siegeszug der Erkenntnis sowohl vorangehen als nachfolgen.

Was ist also das, was wir „Kirche" nennen? Ist es richtig, jede sogenannte religiöse Gemeinschaft ohne weiteres „Kirche" zu nennen? Man mag das tun, aber wir haben hier jedenfalls nicht das vor uns, was wir als „Kirche" bekämpfen. Die Gemeinschaften der Christlichen Wissenschaft und die Heilsarmee sind noch nicht ohne weiteres „Kirche", aber auch die zürcherische oder graubündnerische oder baslerische „Volkskirche" ebensowenig. Das können einfach Menschen sein, die durch gemeinsame Ueberzeugungen zusammengeführt werden zu gemeinsamem Leben und Tun. Damit daraus „Kirche" in unserem Sinne werde, muß noch ein bestimmtes Etwas dazukommen. Und was ist dieses Etwas? Darauf kommt alles an.

Wir antworten: Was wir „Kirche" nennen und als solche bekämpfen, hängt aufs innigste zusammen mit dem, was wir Religion nennen und, in dem von uns dargestellten Sinne, ebenfalls bekämpfen. Aus der Wurzel dieser Religion erwächst mit einer gewissen Notwendigkeit, wie eine Theologie und (als schlimmere Pflanze) ein Pfaffentum, so auch eine Kirche. Aus all den Gefahren der Religion aber werden Gefahren der Kirche.

Die Kirche, sagen wir zunächst, ist organisierte Religion, oder Religion als Organisation. Darin liegt in nuce alles, was wir zu sagen haben. Wir legen gleiches Gewicht auf beides: Religion und Organisation. Die Religion, die wir uns auch als reine Sache der einzelnen Menschenseele denken könnten, wird ein soziales Gebilde. Aber nun ist das Charakteristische, was wir im Auge haben, daß sie dabei reine Religion bleibt. Das heißt: man hat nicht Religion um einer Sache willen und hat auch nicht im Namen der Religion eine Sache. Gott ist nicht das letzte Wort der menschlichen Hoffnung, des menschlichen Anspruchs auf Erfüllung und Vollendung der in das Menschentum gelegten Verheißung, sondern eine davon abgetrennte Wirklichkeit für sich, die man nur als geheimnisvolle, im gewöhnlichen Sinne mystische Macht denken kann. Er fordert einen Dienst für sich, zunächst ohne Rücksicht auf den Menschen. Dieser Dienst wird wieder auf das Geheimnis Gewicht legen, also wieder mystisch (im gewöhnlichen Sinn) sein. Die Religion ist also, was nun schon in dem Gesagten liegt, eine Sache für sich, die an sich Wert hat, an sich Pflege fordert, zunächst ohne Rücksicht auf eine Sache, so wie wir es geschildert haben.

Von diesem Punkte aus entwickelt sich dann die Organisation der Religion. Es entsteht ein soziales Gebilde, das in allen Punkten aussieht, wie andere, aber überall das Vorzeichen „religiös“ oder „heilig“ hat. Es bildet sich also eine Gemeinschaft von Menschen, die sich um eine Religion sammeln und damit mehr oder weniger von der „Welt“ absondern. Diese Gemeinschaft schafft sich einen äußeren Mittelpunkt, ein „heiliges“ Haus: das ist der Tempel. In diesem Tempel findet der Gottesdienst (Kultus) statt. Er besteht in heiligen Sachen und Handlungen: Opfer, Musik, Gebet, Weihrauch. Ihn vollziehen Menschen, die dafür besonders geheiligt sind: die Priester. Sie tragen als Zeichen dieser Heiligung besondere Gewänder, sie haben besondere Haltung, weisen vielleicht noch besondere körperliche Merkmale ihres Standes auf. Sie sind der Klerus, die Auserwählten, denen die Laien, das Volk, gegenüberstehen. Zu den heiligen Orten, heiligen Personen und heiligen Sachen gehören heilige Zeiten, das sind die Zeiten, wo der Kultus stattfindet. Zum Kultus gehört auch ein heiliges Wissen, nämlich ein Wissen vom rechten Kultus, vom Geheimnis der Gottheit — die Wurzel der Theologie. Endlich kommt dazu noch eine heilige Sitte, eine Fülle von religiösen Bräuchen und Geboten, vielleicht eine religiöse Sittlichkeit. Von dem Mittelpunkt des Lebens der Religion aus, den der Tempel-Kultus bildet, breitet sie sich aus über das ganze Leben. Es entsteht eine ganze heilige Welt. Und das ist die Kirche.

Nun sind wir erst auf ihr Grundwesen gestoßen. Gehen wir ihm aber weiter nach.

Es entsteht also eine ganz heilige Welt. Nun aber ist das Charakteristische, daß dies eine Welt für sich ist. Sie ist in die übrige Welt hineingestellt. So sehr sie auch darnach trachtet, sich über das ganze Leben ihrer Anhänger auszubreiten, so ist die Meinung doch nicht die, daß sie das ganze Leben von Gott aus umgestalten, es Gottes Willen unterwerfen, eine Welt der Gerechtigkeit und Liebe schaffen wollte. Nein, sie selbst will und soll gelten. Sie ist ja schon die Welt Gottes. Sie hat die Wahrheit und sie ist die Wahrheit. Sie ist es als Organisation, durch den Kultus, die Priesterschaft, die Lehre, die Sitte, durch die heiligen Sachen, heiligen Personen, heiligen Handlungen, heiligen Orte, heiligen Zeiten. Es kommt darauf an, daß diese Welt geehrt, gepflegt, gemehrt werde. Das ist der oberste Zweck. Religion und Organisation — Kirche!

Daraus leiten sich nun eine Reihe von gewaltig wichtigen Folgerungen ab.

Es entsteht zunächst ein Gegensatz zwischen dieser heiligen Welt und einer andern, die natürlich mehr oder weniger zu einer unheiligen wird. Denn neben der Kirche entsteht der Staat; neben der heiligen Wissenschaft eine weltliche; neben der religiösen Sitte eine rein menschliche Sittlichkeit; neben dem geweihten und übernatürlichen Tun ein

alltägliches und natürliches; kurz und zugespitzt ausgedrückt: neben der Religion eine *Kultur*. Damit tut sich der gewaltige Zwiespalt auf, der sich durch die ganze Geschichte zieht; es entsteht der *Kampf* zwischen Religion und Kultur, dessen wichtigste Teilerscheinungen der zwischen Kirche und Staat (Papst und Kaiser), und Glauben und Wissen sind. Die freie Kultur sträubt sich gegen die Hemmung und Erdrosselung durch die Religion und der Staat weist die Herrschaftsansprüche der Kirche zurück; die freie Menschlichkeit wehrt die Bindung durch eine äußere Autorität ab; das natürliche Leben verlangt sein Recht gegenüber der übernatürlichen Forderung, die so oft zur Unwahrheit wird — und dabei geraten sie alle in ihrem Kampfe leicht auf Abwege, die der Kirche wieder recht geben.

Warum kommt es zu diesem Kampfe? Könnte nicht Frieden herrschen? Könnte nicht die Religion harmonisch alles Leben durchdringen und ihm doch seine volle Freiheit lassen? Könnten das Heilige und das Weltliche, das Uebernatürliche und das Natürliche sich nicht ergänzen und verbünden?

Nein, das kann vermöge des Grundwesens der Religion und ihrer Tochter, der Kirche, nicht sein. Denn an dieser Stelle liegen eben die letzten Wurzeln so vieler Hemmungen des Menschenwesens, besonders die Wurzeln der Unfreiheit.

Diese Welt der Religion betrachtet sich als die *wahre* Welt. Es handelt sich für sie, wie gesagt, nur darum, zu bestehen, anerkannt und geehrt zu werden, an Macht und Glanz zu wachsen, nicht etwa darum, die übrige Welt zu durchdringen und wahrhaft zu heiligen, und sich vielleicht zu diesem Zwecke selbst darin aufzulösen. Daraus kann sich eine doppelte Möglichkeit des Verhältnisses der heiligen Welt zu der andern ergeben: sie kann diese *geringschätzen*, oder sie kann sie zu *beherrschen* trachten. Beides tritt abwechslungsweise ein und beides verbindet sich auch gar häufig miteinander.

Zunächst ergibt sich aus den geschilderten Voraussetzungen der Anspruch der Kirche, die *alleinige Quelle und Vermittlerin des Heils zu sein*. Denn wenn die Religion das Heil des Menschen ist, Religion aber ganz und gar mit der *Organisation* verbunden ist, dann gibt es außer dieser kein Heil. Das „Extra ecclesiam nulla salus“ ist nicht nur die Losung der römischen Kirche, sondern ausgesprochen oder unausgesprochen die Meinung einer jeden. Ein gewisser *Unfehlbarkeitsanspruch* gehört zu einer Kirche.

Damit aber wird sie zu der wichtigsten Quelle der *Unfreiheit* in der Welt. Sie hemmt die freie Entfaltung und Vorwärtsbewegung der Wahrheit. Denn die Sache liegt nicht so, daß die Kirche zwar behauptete, die notwendige Mittlerin des Heils zu sein, aber selbst dieses Heil nur in immer neuer Arbeit, immer neuem Erleben, immer neuem Weiterdringen zu besitzen, nein, sie *hat* das Heil, hat es durch heilige Ueberlieferung, feste Offenbarung, hat es fertig für

alle Zeiten. Das gehört zu ihrem Grundwesen. Sie ist rückwärts gerichtet, sie ruht im Besitz der Wahrheit, sie ist beata possidens und damit ganz selbstverständlich eine gewaltige Hemmung der Wahrheit und der Freiheit.

Dazu kommt dann der Unterschied in der Gemeinschaft selbst zwischen Priestern (Theologen) und Laien. Die Religion ist heiliges Geheimnis. Darum besitzt nur der Geweihte, der Priester (Theologe) den Schlüssel dazu. Das paßt allein zu dem ganzen System. Die heilige Welt der Gotteserkenntnis kann nur der heiligen Person zugänglich sein. Damit wird der Masse der Zugang zum Höchsten abgeschnitten, die Demokratie an der Wurzel unmöglich gemacht. Die wichtigsten und entscheidendsten Aufgaben werden der Menge der Menschen abgenommen und einem kleinen Kreise übertragen. Das Gewissen wird durch die Autorität ersetzt. Eine Burg der Knechtschaft ohne gleichen wird errichtet, die bis auf diesen Tag noch nicht zerstört ist.

Auch darin ist die Kirche die echte Tochter der Religion. Wir sahen, daß diese ihrem Wesen nach etwas Knechtendes habe. Denn sie war zum Unterschied vom Reiche Gottes eine dumpfe Bindung des Menschen an eine dunkle Macht, und zwar war sie die stärkste dieser Bindungen, weil in ihr die Empfindung des Absoluten wirkte. Sie war das aus der bloßen Psyche aufsteigende Leben, das zur Vergottung des natürlichen Wesens führte. Solch ein selbstgemachter Gott ist aber ein Götze und ein Götze macht unfrei. Er ist unser Geschöpf und wird gerade dadurch unser Tyrann.

So haben wir auch gesehen, wie die Religion leicht und gern einen Bund mit der Macht schloß. Sie ergriff in ihrem unerlösten Drang nach dem Absoluten die Welt, die sie dann religiös verklärte. Das tut sie nun auch als Organisation. Die heilige Welt schätzt die profane scheinbar gering. Und doch sehnt sie sich nach ihr. Sie will sie beherrschen. Der Machtdrang meldet sich. Er verkleidet sich religiös oder verbindet sich mit der Religion. Denn diese Herrschaft der heiligen Welt soll ja der Ehre Gottes dienen. Die Kirche ist seine Wohnung, sein Leib. So entsteht das Kapitel von dem Machtstreben der Kirche, dieses große und furchtbare Kapitel, an dem immer noch weiter geschrieben wird zum Fluch der Welt. Es ist ein noch stärkerer Machtdrang, als der der weltlichen Reiche; denn er wird aus noch tieferen Quellen gespeist. Er ist weniger roh, aber er ist noch dämonischer.

Wo es aber nicht bis zur eigenen Herrschaft reicht, da ist ein anderer Weg möglich: man verbündet sich mit den jeweilen herrschenden Mächten und nimmt so an ihrem Weltbesitze teil. Dabei bildet man sich ein, daß man damit eben doch für die Religion etwas herausschlage. Man macht Zugeständnisse, aber auch Eroberungen.

Der Lohn, den man der Welt dafür gibt, daß man sie beherrscht oder (im bescheideneren Falle) an ihrer eigenen Herrschaft teilnimmt,

besteht darin, daß man die Welt *weiht*. Das ist dann so recht die Aufgabe der Kirche als Kirche. Was heißt dies, daß sie die Welt weiht? Das heißt, daß sie die Welt nimmt, so wie sie ist, aber darüber das religiöse Zeichen macht und sie so für Gottes Willen entsprechend erklärt. Der Gewaltstaat, der Krieg, die sozialen Unterschiede, ein auf dem Egoismus ruhendes Eigentumsrecht, ja manchmal noch schlimmere Dinge — alles wird so eingefügt jener heiligen Welt, die die Kirche selbst ist, alles bekommt damit Anteil an ihrer eigenen Unfehlbarkeit, wenn auch nur in einer gewissen Ausstrahlung; alles wird fest und fertig, wie sie selbst fest und fertig ist.

Damit wird die Kirche, wieder als echte Tochter der Religion, zur schwersten Hemmung aller vorwärts drängenden Bestrebungen, die festeste Burg aller politischen und sozialen, wie aller anderer *Reaktion*. Hier haben wir den letzten Grund dafür. Er liegt in ihrem eigensten Wesen.

Dieses Bündnis der Religion mit der Welt, das die Kirche charakterisiert, kann noch weiter gehen. Es kann, wie wir schon angedeutet haben, dazu führen, daß die Kirche selbst weltlicher wird als die Welt. So hat sie je und je eine Mammonsgier gezeigt, die deren weltliche Formen übertraf. Das Haupt der römischen Kirche ist der erste große Geldbesitzer des Abendlandes gewesen. Sie hat zeitweilig „ganze Länder aufgefressen und sich doch nicht satt gegessen." So hat sie in unseren Tagen durch viele ihrer Organe den Krieg ganz besonders leidenschaftlich verherrlicht und unterstützt, so übertrifft sie auch sonst an weltlichem Sinn, weltlichem Unglauben, weltlicher Klugheit die Welt bei weitem.

Aber freilich ist die andere Seite dieser Sache wieder eine gewisse *Abwendung von der Welt*. Sie verlegt das ganze Ziel des Strebens gern in das *Jenseits*. Sie verurteilt das natürliche Leben als wertlos. Sie schätzt die Religion in dem Maße höher, als sie ganz rein ist, d. h. als sie mit dem Weltleben nichts zu tun hat. Je abgezogener, menschlich nutzloser, seltsamer, in den Augen der Menschen törichter eine Religiosität ist, desto leichter bekommt sie den Schimmer der Heiligkeit. Aber indem so die Religion sich ganz auf sich selbst zurückzieht, bekommt gerade die Welt die Herrschaft — zuletzt auch in der Religion selbst!

Damit aber haben wir ausgemacht, was die Kirche ist — was sie für uns ist, und was sie überhaupt ist. *Dieses System*, das wir nun dargestellt haben, *das ist die Kirche*. Wir können nicht genug Nachdruck auf diese Fassung des Begriffes legen. Dies allein und nichts Anderes ist es, was wir als Kirche bekämpfen. Wir meinen damit nicht einfach das, was man so „Kirchen" nennt, nicht die protestantischen Kirchen, ja sogar nicht einmal ohne weiteres die katholischen; wir meinen dieses System, wir meinen die *Religion als Organisation* oder die *Organisation der reinen Religion* mit allem, was daraus folgt, zum Unterschied von der *sitt*=

lichen Organisation der Gesellschaft, und wir treten in diesem Punkte in die Fußstapfen jenes viel zu wenig verstandenen großen Theologen und Verfechters des Laienchristentums Richard Rothe.

Kirche bedeutet ein System, nicht eine bestimmte geschichtliche Gemeinschaft, sie bedeutet ein Prinzip, einen Geist. So wenig Religion, wie wir sie verstehen, sich mit Gemeinschaft mit Gott deckt, so wenig Kirche mit Gemeinschaft von Menschen in Gott und durch Gott. Es muß diese Gemeinschaft durch jenes Element, das wir geschildert haben, charakterisiert sein, damit daraus wirklich eine Kirche werde. Das Wort allein geht uns nichts an. Wir wünschen höchstens, daß es nur da gebraucht würde, wo man wirklich jenes System meint oder will und im Protestantismus verschwände, was Luthers Wunsch war und was besorders die englische Reformation weitgehend durchgesetzt hat. Kirche in unserem, im echten Sinne ist nur dort vorhanden, ist aber auch überall dort vorhanden, wo dieses System herrscht. Die gewaltigste Verkörperung des Kirchenprinzips, die die Geschichte kennt, ist die katholische Kirche. Sie ist der Urtypus des Kirchentums, alle andern Kirchentümer sind als solche nur dürftige Abschattungen davon. Zu ihr muß man gehen, wenn man wissen will, was Kirche ist. Aber es versteht sich nun von selbst, daß es auch außerhalb der katholischen noch Kirche gibt. Kirche ist auch nicht auf die christliche Welt beschränkt. Ja, es gibt sogar, wie wir angedeutet haben, gleichsam als Schatten der religiösen, weltliche Gebilde, worin das gleiche Prinzip waltet.

3.

Nun dürften wir auch in der Lage sein, mit tieferer Begründung und größerer Gerechtigkeit zu dieser Macht Stellung zu nehmen. Diese Stellungnahme braucht darum nicht weniger radikal zu sein, im Gegenteil.

Die Kirche ist die echte Tochter der Religion. Sie teilt ihre Herrlichkeit und ihre Gefährlichkeit.

Sie teilt ihre Herrlichkeit. Das soll von uns willig zugestanden werden. Unsere Kritik der Kirche hat ja niemals den Sinn, daß sie an sich etwas Geringwertiges sei, im Gegenteil: sie ist in unseren Augen weitaus das höchste der sozialen Gebilde, weit mehr als der Staat, geschweige denn als die rein wirtschaftlichen oder geselligen Verbindungen unter den Menschen. Sie ist darum in jedem sogenannten Kulturkampf mit Recht die Ueberlegene. Mit Recht hat der Papst über den Kaiser triumphiert, mit Recht die moderne katholische Kirche über den modernen Staat. Wie die Religion, so ist auch die Kirche aus dem Tiefsten des Menschengemütes emporgewachsen. So wie die Türme der Kirchen den Blick zur Höhe lenken und damit etwas Wertvolleres darstellen nicht nur als die Fabrikschornsteine, sondern auch als die modernen Schulpaläste aller Art, so verbindet die Kirche als Idee die Seelen mit einer höheren Welt und damit auch

untereinander, so vertritt sie diese höhere Welt gegen die Anmaßung der natürlichen und sinnlichen Welt. Sie umfaßt das Leben mit einer Fülle von Schönheit und Tiefsinn, Weihe und Trost, Frieden und Verklärung. Sie wird der von den furchtbaren Welt- und Todesgewalten bedrohten und von den im eigenen Innern wohnenden Dämonen verfolgten Seele zum Asyl des Friedens, zur Bürgin und Mittlerin des Heils. Wir begreifen, wenn wir uns darin versenken, schließlich das Wort, daß außer der Kirche kein Heil sei. Sie wird die Mutter der Gläubigen, die sie von der Geburt bis zum Grabe, und darüber hinaus, mit sorgenden Armen umfaßt. Ferne sei uns, dies und vieles Andere dieser Art zu verkennen! Ferne sei uns, davon geringschätzig zu reden! Und wenn das soeben Gesagte allerdings in seiner ganzen Wucht nur von der katholischen Kirche gilt, so strömt doch etwas von diesem Segen und von dieser Herrlichkeit auf alles Kirchenwesen aus.

Aber freilich teilt die Kirche auch die Gefährlichkeit der Religion. Und nun haben wir wohl mit vollkommener Klarheit erkannt, daß die Mängel, die wir den Kirchen vorwarfen, nicht etwa bloß Entartungen einer an sich guten Sache sind, sondern eben notwendige Folgen eines bestimmten Systems, Aeußerungen eines bestimmten Geistes, daß wir nicht einem Zufall, sondern einem Prinzip gegenüberstehen. Die sittliche Unfruchtbarkeit, die falsche Weltabgewandtheit vereinigt mit einer falschen Weltgebundenheit, die reaktionäre Tendenz, die Bereitwilligkeit, die Welt, so wie sie ist, mit all ihrem Unrecht, zu verklären, zu weihen, der Drang nach Macht, kurz, die Verweltlichung, dies und alles Andere erwächst aus dem Grundwesen der Religion mit einer gewissen Notwendigkeit und muß also auch in der Kirche zum Vorschein kommen. Damit aber muß sich diese aus dem herrlichsten der menschlichen Gebilde in das gefährlichste verwandeln und aus gewaltigstem Segen furchtbarster Fluch werden.

Wir können all das Tiefste und Letzte, was wir der Kirche in diesem Sinne vorwerfen müssen, in eine doppelte Anklage zusammenfassen, die allerdings zuletzt auf eine hinausläuft: Sie sucht sich selbst und sie steht Gott im Wege.

Sie sucht sich selbst. Weil sie sich an Stelle Gottes setzt, so fühlt sie sich berechtigt und verpflichtet, ihre eigene Macht und Ehre zu wahren. Denn was sie für sich tut, das tut sie ja für Gott. Diese Verwechslung hat furchtbare Folgen. Damit ist eine Tür geöffnet, durch welche die ganze Welt, und ein Teil der Hölle dazu, ins Heiligtum herein strömen und unter religiöser Maske ihr weltliches und dämonisches Spiel beginnen kann. Hier ist namentlich der Boden, wo jener religiöse Machtdrang gedeihen kann, dessen Frucht unter anderem das Pfaffentum ist. Hier erwächst jener Giftbaum, der die Welt verseucht und der religiöser Egoismus heißt. Selbst egoistisch geworden liebt die Kirche eine entsprechende Frömmigkeit.

Jene Religion, die an sich gepflegt werden soll, tritt doch meistens in den Dienst des individuellen Heils. Eine eigentliche Gemeinschaft der Menschen unter einander schafft die Kirche nicht, sie verbindet sie vielmehr bloß mit sich selbst. Sie leitet sie nicht in erster Linie an, für die Welt zu arbeiten, sondern für die Kirche. Je mehr Kirche sie ist, desto mehr geht sie auf dieser Bahn. Und sie gelangt zuletzt so weit, daß sie sich, freilich ohne zu wissen, was sie tut, auch gegen Gott behauptet.

Sie stellt sich Gott in den Weg. Dies entspringt schon daraus, daß sie sich selbst sucht. Aber es läßt sich auch sonst als Folge ihres ganzen Grundwesens aufzeigen. Die Kirche hat eine feste Wahrheit, auf der sie ruht, Gott aber ist nicht der Ruhende, sondern rastlos Vorwärtsschreitende. Die Kirche ist Besitzerin der Wahrheit Gottes, aber aller Besitz in diesem Sinne trennt von dem Gott, den man immer nur in der „geistlichen Armut" haben kann; die Kirche nimmt ihren Gliedern die Sorge um ihr Verhältnis zu Gott ab und setzt an Stelle des Gewissens die Autorität, aber der wirkliche Gott kann sich nur dem Gewissen offenbaren, das zunächst das Gewissen des Einzelnen ist. Die Kirche weiht die Welt, so wie sie ist, mit ihrem Elend und Unrecht, und erschwert damit, daß sie wirklich Gottes Reich werde; die Kirche tritt jeder freien Regung neuer Wahrheit entgegen und hindert damit, daß Gotteserkenntnis unter den Menschen wachse; die Kirche erregt den Schein, als ob mit ihr, mit ihrer Lehre, ihren Gottesdiensten, ihren Einrichtungen Gott und sein Reich schon vorhanden sei und erzeugt damit eine Augenblendung und Sinnestäuschung, die das Eintreten der Wirklichkeit stärker als alle Feindschaft der Welt versperrt. Sie wird damit zu einer großen Lüge, und wird als solche von allen wahren Menschen Gottes gehaßt, die sie selbst dafür kreuzigt und verbrennt. Die Kirche wird die große Feindin Gottes.

Weil dies so ist, so haben wir daraus die Folgerung zu ziehen: Wir können nicht bloß eine Verbesserung der Kirche fordern, sondern müssen ihre Aufhebung verlangen. Es handelt sich nicht nur um Erkrankung, Erstarrung, Entartung einer an sich rechten Sache, die Wurzel selbst ist ungut, das Prinzip ist falsch.

Wenn wir beides, die Herrlichkeit und die Gefährlichkeit der Kirche zusammennehmen, so gelangen wir zu der These: Die Kirche ist das Größte, was es auf Erden gibt. Nur Eins ist größer: das Gottesreich selbst; dieses aber ist ihr Gericht.

4.

Das Gottesreich!

Nun muß ja notwendig die Frage auftauchen: „Wenn nicht die Kirche, was denn?" Wenn wir sie nicht beantworten können, dann

besitzt unsere Verwerfung der Kirche nur ein geringes Recht. Ein Nein ohne Ja hat nicht viel Wert; Auflösen ohne Erfüllen erreicht sein Ziel nicht.

Was wollen wir denn an Stelle der Kirche? Erst die Antwort auf diese Frage macht auch alles Bisherige vollends klar. Wir verhehlen uns nicht, daß es etwas abstrakt, etwas farblos aussehen mag. Erst durch die notwendige Ergänzung wird alles lebendig und bedeutsam.

Der Kirche tritt entgegen das Gottesreich.

Das bedeutet so viel als: der Kirche tritt Christus entgegen. Und das ist nicht eine bloße rednerische Wendung, sondern eine schlichte, ernsthafte, unermeßlich bedeutungsvolle Wahrheit. Wir haben sie im Grunde schon mit den Ausführungen der früheren Aufsätze herausgestellt, müssen sie nun aber auch von dieser Seite her ins Auge fassen.

Die ganze Bibel, soweit sie für uns „Wort Gottes" ist, Jesus und die Propheten, aber auch Moses, wollen, wie wir gesehen haben, nicht Religion, sondern das Reich Gottes. Dieses ist ein Menschenreich, das Reich, wo der Mensch erst völlig zu sich selbst kommt. Es ist eine durchaus handfeste, sichtbare und greifbare irdische Wirklichkeit. Das Reich Gottes kommt auf Erden. Es ist nicht in einem fernen Jenseits geborgen. Es kommt als eine Welt, in der Gerechtigkeit, Reinheit und Güte wohnt. Es wohnt auch nicht in einem Tempel, wird nicht dargestellt in einer symbolischen heiligen Welt, die von der Alltagswelt getrennt wäre, wirkt sich vielmehr aus in den sittlichen Ordnungen der Menschen, in den politischen und sozialen Zuständen. Es zerbricht Schwerter und Spieße und hebt das soziale Unrecht auf. Es weiht nicht die Welt, sondern verwandelt und richtet sie. Gott will hier keinen besonderen Dienst für sich, Gottesdienst ist Menschendienst und ist besonders Liebe. Mitten im Alltag, in Handel und Wandel, Lust und Leid, Not und Hilfe vollzieht sich dieser Gottesdienst. Der Gottesdienst im Tempel, das Opfer auf dem Altar sind für Gott Spielerei — Spielerei, die harmlos erscheinen mag, wogegen aber sich flammender Prophetenzorn erhebt, wenn diese Spielerei sich an die Stelle des einzig wahren Gottesdienstes setzen will, wenn diese Opfer rauchen neben der Unterdrückung der Kleinen und Schwachen und diese Kirchenlieder das Schreien der Vergewaltigten übertönen, wenn dieser ganze „Gottesdienst" eine große Lüge wird. Damit diese Lüge aber einmal aufhöre, soll der Tempel zerbrochen und der Altar zerstört werden, auf daß der Sinn des Gottes klar werde, der in der Welt herrschen will und nicht in Kirchenmauern, der Gerechtigkeit und Liebe will, nicht Opferrauch, Orgelklang und Liturgie. Kein Stein von dem Tempel wird auf dem andern bleiben, damit der neue Bund komme, der geschlossen wird zwischen dem wahren Gott und dem Menschen, den Gott selber lehrt.

Nichts kann dem Geist und Prinzip der Kirche entgegengesetzter sein, als diese ganze Art. Hier gibt es keine besondere Pflege der „Religion“. Hier hat man mit Gott eine Sache und es kommt darauf an, daß diese Sache vorwärts geht, daß man dieser Sache dient. Das ist nicht etwa im Sinne eines bloßen Moralismus zu verstehen, nein, man lebt hier in tiefstem Seelenernst, in strengstem Gehorsam, in treuestem Glauben, in einer Unmittelbarkeit der Gemeinschaft, die alle Mystik der bloßen Religion hinter sich läßt, aus Gott selbst, der nicht eine bloße Idee, sondern eine Wirklichkeit ist, sogar die einzige rechte Wirklichkeit; aber man pflegt dies alles nicht um seiner selbst willen, sondern man holt von Gott die Kraft zum Kampf für sein Reich. Man sucht darin auch nicht zunächst sein privates Heil, sondern Gottes und des Menschen Sieg. Hier erst gilt es wirklich Gott und seiner Ehre. Hier hat der religiöse Egoismus keinen Boden. Hier muß der religiöse Machtdrang verwelken, hier kann er vielmehr gar nicht aufkommen; denn hier handelt es sich ja nicht um eine Organisation, die für sich selbst Ehre sucht. Hier ist keine Religion, die sich in ihrem eigenen Glanz sonnen könnte, hier handelt es sich vielmehr um einfache und ernste Sachen: auf der einen Seite die Welt mit ihrer Sünde nnd Not und auf der andern die Verheißung der Siege Gottes und des Menschen. Hier flieht man nicht die Welt, denn diese ist ja trotz allem Abfall von ihm doch ursprünglich Gottes Schöpfung und Gott ihr immer nahe, aber man bindet sich auch nicht an sie, rechtfertigt sie nicht, vergottet sie nicht, sondern empfindet das Vergängliche, Eitle, Verkehrte, Gottwidrige an ihr und schaut in Schmerz und Hoffnung nach der neuen Welt aus, wo Gottes Schöpfung gereinigt und erlöst in frischer Herrlichkeit aufstrahlt.

Der Unterschied der beiden Arten ist riesengroß; es trennt sie eine Welt. Kirche und Gottesreich — das bedeutet einen der tiefen Grundgegensätze, die sich durch die Geisteswelt ziehen.

Und welches ist die Wurzel dieses Gegensatzes selbst? Es ist immer die gleiche. Es ist das Letzte, das wir immer erreichen, wenn wir durch das Uebel zur Heilung, durch den Schein zum Wesen, durch die Verirrung zur Wahrheit, durch den Tod zum Leben vordringen: die Kirche lebt im Grunde von der Gottesferne, das Gottesreich ersteht aus dem wirklichen Gott.

Die Kirche stellt sich an Stelle Gottes, sie ersetzt ihn. Sie übernimmt die Religion. Sie wird feste Autorität. Sie besitzt Gott, sie ruht. Alle ihre Macht beruht darauf, daß Gott nicht eine lebendige, nahe, jedem zugängliche und offenbare menschliche Wirklichkeit ist. Das aber ist er für Jesus und die Propheten. Er ist der Heilige — die Ur- und Grundmacht dessen, was wir stammelnd das Gute nennen. Er offenbart sich dem Gewissen. „Ganz nahe ist dir das Wort; es es ist in deinem Munde, es ist in deinem Herzen, daß du es tuest.“ Es tritt hervor in den einfachen menschlichen Grundwahrheiten. Es

ist jedem Menschen verständlich. Kein Priester braucht es ihm klar zu machen, er wird es ihm eher verdunkeln. Der Mensch kennt als Mensch Gott, das Kind versteht den Vater und der Sohn versteht den Vater=Freund.

Diese „Religion" ist ganz und gar laienhaft. Hier wird das Laientum nicht künstlich auf einen fremden Stamm gepfropft, sondern das Theologentum ist künstlich, ist ein Parasitengewächs. Ja, es soll sogar der Prophet unnötig werden. Denn Gott will seinen Geist ausgießen über alles Fleisch, sein Gesetz jedem Menschenkind ins Herz schreiben und sein Geheimnis in einer von seinem Willen regierten Welt jedem offenbar machen. So weissagen die Propheten und in Jesus Christns ist eine solche Gemeinde erschienen, wo der Geringste den Vater kennt. Es gibt in der Gemeinde Christi im Grunde keine Propheten mehr, weil alle Propheten sind, wie es keine heilige Welt mehr gibt, weil die ganze Welt geheiligt sein soll, wie es keine heiligen Zeichen mehr gibt, weil heilige Wirklichkeit da ist. Das ist die Demokratisierung der „Religion", die die Wurzel aller andern echten Demokratie bildet.

Vor der Wirklichkeit Gottes wird die Kirche zunichte. Sie lebt vom bloßen Hoffen und Sehnen und erzeugt eine bloße Zeichen= und Scheinwelt; er schafft Realitäten und zwar nicht nur „geistliche", sondern auch materielle. Er ist der Weltgott, er liebt die Welt, auch indem er sie richtet. Er ist der Lebendige. Er ist nicht ein ruhendes Prinzip, eine Idee, wie die Philosophie ihn sich denkt; er ist nicht die Welt zum Absoluten erhoben, nach der feinern oder gröbern Weise alles Heidentums, er ist wirklich Gott, er ist „Persönlichkeit", Ich, das einzige wahre Ich, er ist der in sich Ruhende und doch schaffend vorwärts Schreitende, vorwärts Drängende. Darum ist er auch mit den Lebendigen, nicht mit den Toten, mit den Besitzlosen, nicht mit den beatis possidentibus, mit den Freien, nicht mit den Knechten. Während Religion und Kirche die stärksten Mächte der Reaktion sind, ist er der tiefste Hort der Freiheit, die Flamme der Wahrheit, der Stachel des Gewissens — kurz, überall an Stelle des Todes das Leben.

Drücken wir uns in aller Kürze aus: Christus ist das Ende der Kirche. Er ist das Ende auch in dem Sinne, daß er erfüllt, was die Kirche will. Im Gottesreiche wird ja alles, was sie in Sehnsucht und Sinnbild vertritt, Wirklichkeit: Gott allein gilt, aber wirklich Er selbst. Es ist eine heilige Welt, aber es ist die ganze Welt, nicht eine besondere neben ihr, die doch nur eine Schattenwelt bleibt. Alles Leben wird Gottesdienst. Keine heiligen Orte, aber jeder Ort heilig; keine heiligen Sachen, aber alle Dinge heilig, Geist wie Materie; keine heiligen Handlungen, aber alles Tun ein Sakrament; keine heiligen Personen, aber jeder Mensch heilig; keine heiligen Zeiten, aber jeder Augenblick geweiht und jeder Tag ein Tag des Herrn. Die Kirche darf im Gottesreich fröhlich sterben, denn dies Sterben ist ihr Leben.

Am Ende der Bibel steht ein Wort, das diesen Sachverhalt in gewaltiger Kürze ausspricht: „Und ich sah keinen Tempel darin (d. h. in der Stadt Gottes), denn der Herr, der Allherrschende, war ihr Tempel, und das Lamm."

5.

Nach diesen grundsätzlichen Erörterungen wenden wir uns wieder unseren „Kirchen" zu, um jetzt zu ihnen, nicht bloß zu der Kirche im Allgemeinen Stellung zu nehmen. Was ist von ihnen zu halten?

Unsere Kirchen gruppieren sich in katholische und protestantische. Beide sind Erzeugnisse der christlichen Geschichte. Auf diese gilt es also wenigstens einen raschen Blick zu werfen.

Christus und die Kirche sind von Natur Gegensätze, aber diese Gegensätze haben sich verbunden zu der christlichen Kirche. Damit ist diese gekennzeichnet, sowohl nach ihrem Wert, als nach ihrem Unwert. Die Kirche vertritt Christus, aber als Kirche. Jenen geschichtlichen Vorgang, durch den aus der Gottesreichsbewegung des neuen Bundes eine christliche Kirche wurde, können wir nicht ausführlich schildern. Er war natürlich ein Teil jenes allgemeinen Vorganges, der das Gottesreich zum Teil wieder in Religion verwandelte. Wie das geschehen konnte, müßte uns von vornherein klar sein, auch wenn wir es nicht aus der Geschichte wüßten. Eine Verengerung trat ein. Die auf die neue Welt gerichtete Bewegung zog sich zu einer sich selbst genügenden Gemeinschaft zusammen. Der Geist trat zurück. Die weltüberwindende Kraft des Glaubens und der Liebe, die im neuen Testament noch glüht, erlahmte. Die Unmittelbarkeit des Lebens aus Gott ging nach und nach verloren. In dem Maße, als das alles geschah, kam die Religion wieder. Man baute jene heilige Welt auf, die in der andern Welt steht und für sich gilt. Es kamen die heiligen Sachen, Orte, Zeiten, Personen, Handlungen. Es kam das System der Stellvertretung. Das religiöse Laientum und die religiöse Demokratie gingen verloren. Die äußere Autorität ersetzte das Gewissen. Die Religion wurde an sich gepflegt. Sie nahm die Richtung auf das individuelle Heil und das Jenseits. Die Kirche, sich an Gottes Stelle setzend, wurde Selbstzweck. Sie suchte Macht und verbündete sich mit den Mächten der Welt. Mit dem Staate ringend wurde sie selbst ein Staat. Der Papst besiegte den Zäsar, wurde aber selbst ein Zäsar. Die Kirche ließ sich von der Welt stützen und segnete dafür die Welt.

Auf diese Weise kam die christliche Kirche zustande. Groß war ihre Herrlichkeit. Denn Christus fehlte nicht. Sie wollte Christus vertreten. Nichts wäre falscher, als in der Kirche bloß ein aus Aberglauben und Machtdrang entstandenes Truggebilde zu erblicken. Die Kirche wollte das Gottesreich in der Welt vertreten, sie wollte es für die Erde selbst sein. Sie hat gewaltige Kämpfe gestritten und riesige Arbeit geleistet, um die Welt auf ihre Weise der Herrschaft Christi zu

unterwerfen. Was die großen Päpste und die großen mit ihnen verbündeten Mönche wollten, war die Theokratie[1]) oder Christokratie.[2]) Ihr Kampf mit den Kaisern bedeutete die Behauptung einer übernatürlichen Wahrheit und einer auf diese gegründeten Gemeinschaft gegenüber dem brutalen Anspruch auf Alleinherrschaft, den das natürliche Leben in Gestalt des „Staates" machte, dessen Symbol der Kaiser war. Sie setzten damit auf ihre Weise, auf dem Boden der Kirche, jenen andern Kampf fort, den auf dem Boden des Gottesreichs die alten Christen geführt hatten, wenn sie im Namen des Christus dem Zäsar das Opfer weigerten. Auch in der veräußerlichten Form wahrte dieser Kampf also ein universelles, geistiges, menschliches Ideal gegen die Tyrannei und Roheit der Ansprüche des Blutes. Durch diese Wahrheit ist auch im modernen „Kulturkampf" die Kirche dem Staate überlegen.

Nein, sie war und ist nicht von Christus verlassen, diese Kirche. Natürlich war auch jene Periode der völligsten Herrschaft des kirchlichen Systems, die wir kennen, das Mittelalter, nie bloß Kirche. Abgesehen von den fast immer vorhandenen Ketzern, die auf der Linie Jesu gingen, gab es auch in der Kirche Geister und Bewegungen, die nicht aus dem Kirchenprinzip stammten. Es ist darin viel Wahrheit gewesen, die nicht nur der Protestantismus, sondern auch der spätere Katholizismus verloren hat.

Aber freilich ist dies nur die eine Seite der Sache. Christus war da — aber in der Kirche, d. h. von der Kirche vertreten. Das bedeutete alle die Gefahren und Mängel, die wir nun schon mehr als einmal beschrieben haben. Diese steigerten sich zeitweilig zu einem unerträglichen Uebel. Die Kirche versank von Zeit zu Zeit so stark in die Welt, daß den wahren Jüngern Christi vor ihr graute. Die Seelen gerieten aber auch abgesehen davon durch das ganze System der Geringschätzung der Welt, die mit Weltknechtschaft und Weltherrschaft abwechselte, in unerträglichen Zwiespalt. Zwei Dinge waren es, worin sich auch hier die Entartung zusammenfaßte: die Kirche suchte sich selbst statt Gott und sie stellte sich Gott in den Weg. Sie hemmte die Wahrheit; sie verwickelte den Menschen in ein ungeheures System sei es von Theorien, sei es von Werken, das ihn von Gott trennte. Als sie zuletzt im Ablaßhandel das Heilige zur Ware machte, da trat darin nur ihr ganzer Abfall von Christus besonders klar hervor.

So kam es, daß durch die ganze christliche Geschichte in den Kreisen der Ketzer und Stillen im Lande das Wort geflüstert wurde, die Kirche Christi sei — der Antichrist!

An jener besonders krassen Schändung des Heiligen in Form des Ablasses entzündete sich bekanntlich die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts.

---

[1]) Gottesherrschaft.
[2]) Christusherrschaft.

Aus dieser Bewegung sind die protestantischen Kirchen entstanden. Aber wir müssen uns darüber klar sein, daß diese protestantischen „Kirchen" etwas ganz anders sind (und jedenfalls sein wollen) als die katholische Kirche. Nicht umsonst hätte Luther den Namen „Kirchen" lieber nicht für sie brauchen wollen. In Wirklichkeit ist der Protestantismus die Aufhebung der Kirche. Alles, was wir als für sie charakteristisch erkannt haben, ist das Gegenteil des Protestantismus. An Stelle der Pflege der Religion der Gottesdienst der Arbeit (es ist bezeichnend, wie die Reformatoren, besonders wo sie deutsch reden, lieber „Glauben" oder „Frömmigkeit" sagen statt „Religion"!); an Stelle der Hierarchie das Priestertum aller Christen, also das Laientum; an Stelle der äußeren Autorität das „Wort Gottes", das unmittelbar zum Gewissen des Menschen spricht; an Stelle der religiösen Gelehrsamkeit die Frömmigkeit des schlichten Christenmenschen; an Stelle einer besonderen heiligen Welt eine „heilige Christenheit", d. h. eine vom Geiste Christi regierte Welt — Christus im Weltleben; kurz, an Stelle der Religion und ihrer Organisation das Reich Gottes, so wie sie es verstanden.

Diesen Sinn der Reformation gilt es wieder auf den Leuchter zu stellen. Es tritt mit ihr eine völlige Umkehr in der Auffassung der Sache Christi ein. Das kirchliche System zerbricht und das weltliche (man erlaube einmal diesen Ausdruck!) beginnt. Wenn in unserer Zeit auch innerhalb des Protestantismus so viel von der „Kirche" geredet wird, wenn man Unkirchlichkeit als Hauptverbrechen brandmarkt, dann ist dies, wie manches Andere, einfach Abfall vom ursprünglichen Protestantismus. Dieser hatte einen ungleich großartigeren Horizont. Er ist von Grund aus unkirchlich. Sein Ziel ist ein ganz anderes, als eine neue Kirche oder eine Anzahl von Kirchen. Er hat diese Art zersprengt und er hat es durch das Mittel getan, das von jeher allein ein solches Werk hat leisten können: durch ein Zurückgehen von Religion und Kirche zu Gott, eine neue Erfahrung Gottes; eine neue Gewißheit seiner Wirklichkeit.

Dies ist das Wesen der Reformation, nicht all das theologische Vielerlei und tote Zeug, das man ihr auch in diesen Tagen wieder zuschreibt. Trotzdem sind aus der Reformation die protestantischen „Kirchen" entstanden. Was wollten sie sein? Etwa eine Wiederholung der Kirche im katholischen, also im eigentlichen Sinn und Stil? Eine Darstellung des Reiches Gottes auf Erden? Von ferne nicht. Sie sollten einfach Gelegenheiten sein, das „Wort Gottes", das heißt: die neu verstandene Botschaft von Christus, zu hören und das Sakrament zu empfangen, das heißt: der Zugehörigkeit zu Christus gewiß zu werden. Dies freilich mehr nach der lutherischen Art. Nach der reformierten sollten sie mehr Gemeinschaften sein, in denen die Wahrheit Christi durch Glauben und Liebe Gestalt gewönne und von denen heiligende Kraft in die Welt ausströmte. Sie sollten, in unserer Sprache ausgedrückt, Sammelpunkte und Quellorte für die Kraft

und Wahrheit des Reiches Gottes sein. Das Reich Gottes war freilich für sie nicht genau das, was es für uns ist: es war auf der einen Seite die Glaubensgewißheit der eigenen Seele und auf der andern das jenseitige Leben; eine Hoffnung auf das Kommen des Reiches *auf Erden* in unserem Sinne hatten sie nicht. Aber sie hielten doch, wie wir schon angedeutet haben, das Ideal einer vom Geiste Christi geheiligten Welt, einer „heiligen Christenheit" fest, und namentlich war es der reformierte Protestantismus, der mit gewaltiger Entschlossenheit eine neue Theokratie aufrichten wollte, nur zum Unterschied vom Mittelalter eine *laienhafte, weltliche*. Nicht sowohl die Pfarrer, als die weltlichen Regenten und die Gemeindeältesten waren als ihre vollziehenden Organe gedacht und die Pfarrer mehr nur als die „Hirten", die prophetischen Antreiber. Auf keinen Fall sollten diese Kirchen das Reich Gottes irgendwie verkörpern. Sie sind weit davon entfernt, den Geist des Protestantismus auszudrücken. Das wissen die Reformatoren gut genug, besonders Luther. Jedenfalls muß es uns ganz klar sein: *Der Protestantismus ist im großartigsten Sinn des Wortes die Säkularisation des Christentums*. Man hat es ihm zum Vorwurf gemacht, aber es ist, recht verstanden, sein höchster Ruhm. Denn er kehrt damit von Kirche und Religion zum Gottesreich zurück, er ist in diesem großen und tiefen Sinn unkirchlich, ja antikirchlich.

Wir wissen nun freilich, wie die Entwicklung weiter verlaufen ist. Das Gewaltige, das in der Reformation aufgebrochen war, ist nur verkümmert herausgekommen. Es ist vielleicht richtiger zu sagen, daß es in seiner *kirchlichen* Form verkümmert ist; denn die Bedeutung des Protestantismus reicht, wie wir soeben gezeigt haben, weit über seine Kirchenform hinaus. Was aber diese anbetrifft, so ist nicht nur der Name geblieben, sondern auch das System wiedergekehrt: *der Protestantismus wurde aus Gottesreich wieder Religion und Kirche*. Alle typischen Bestandteile des Kirchentums kehrten wieder. Die Kirchen wurden eine Sache für sich, die die Religion für sich pflegten. Dafür bot jener Individualismus, jenes Abstellen auf das private Heil, bei dem die Reformation in einzelnen ihrer Richtungen so stark stehen blieb, einen starken Ansatzpunkt. Es bildete sich eine heilige Welt abseits von der rein weltlichen. An Stelle der Wirklichkeiten traten Symbole. Die äußere Autorität wurde in Gestalt eines steifen Bibelprinzips wieder aufgerichtet. Das Dogma wurde schärfer betont als zuvor im Katholizismus. Die Theologie feierte wahre Orgien. Statt die Theologen zu Laien zu machen, was doch im ursprünglichen Zug der Reformation lag, ging man daran, die Laien zu Theologen zu machen. Der Pfarrer wurde an Stelle des Priesters der Vertreter der Religion. Das Machtbedürfnis stellte sich in der Form des Pfaffentums reichlich ein. Daß diese Kirchen immer mehr zu Pfarrerkirchen wurden, ist eine bekannte Sache. Ebenso brauchen wir nur kurz hervorzuheben, daß sie den verhängnisvollen

Bund mit der Welt schlossen, der dem Kirchentum so nahe liegt. Der Protestantismus als Religion wurde auch wieder etwas Fertiges und Ruhendes, daher geneigt, alles Bestehende zu unterstützen, zu rechtfertigen, zu heiligen. Auch daraus erklärt sich ja, warum die Kirchen immer so sehr bereit waren und sind, mit den gerade herrschenden Mächten zu gehen.

Für diese Entwicklung bot aber der Protestantismus gerade auch wieder in seinem edelsten Wollen einen Anhaltspunkt. Er wollte das Reich Gottes aus der Kirche in die Welt tragen und hatte darin ein gewaltiges Recht für sich. Aber nun geschah eine der Verwechslungen, die unser ganzes Geistesleben so verhängnisvoll durchziehen: er traute der Welt, so wie sie war, zu viel zu. Er übergab seinen Auftrag dem Staat und kettete die Kirchen an sein Schicksal. So besonders im lutherischen Protestantismus. Dieser Fehler hing wieder damit zusammen, daß er auf eine Ueberwindung dieser Welt durch das kommende Reich Gottes nicht glaubte. Dadurch wurden die Kirchen dazu verführt, ja genötigt, den Staat zu stützen, seine höhere Polizei zu machen, seine Ideale zu vertreten, dadurch aber in all seine Sünde verflochten, besonders all seine Sünde gegen das einfache und arme Volk, dadurch überhaupt mit einer Macht verbunden, die auf einem den Sinn Christi völlig entgegengesetzten Prinzip ruht. So kam es zu jener Verweltlichung des Protestantismus, die schließlich viel weiter ging als die des Katholizismus und die den Weltkrieg zu einer besonderen Katastrophe des Protestantismus gemacht hat.

Die protestantischen Kirchen als solche (die, wie gesagt, nicht mit dem Protestantismus als Ganzes zu verwechseln sind!) werden eine Wiederholung der katholischen Kirche, eine in Stücke zerschlagene katholische Kirche. Deren eigentümliche Fehler kehren alle wieder. Sie werden eine Macht der Reaktion, eine Verdunkelung der Wahrheit, eine Verhüllung des Gottesreiches. Diese Fehler treten hier freilich in abgeschwächter Form auf, im Duodezformat, aber das ist nicht bloß ein Vorteil. Freilich haben sie auch etwas von der Herrlichkeit der katholischen Kirche, aber auch diese nur in gebrochener Form. Sie sind eben als Kirchen, wie wir gesehen haben, eine dürftige Wiederholung der katholischen. Das Kirchentum steht ihnen schlecht an, weil es im Widerspruch zu dem Geist und Prinzip steht, worauf sie gegründet sind. Gewiß haben auch diese Kirchen ein großes Werk getan. Das soll nur in Kürze hervorgehoben werden. Sie haben eine gewaltige Arbeit der Volkserziehung geleistet, haben viel Roheit gebändigt, viel Trost gespendet, viel Liebe geübt, viel Feuer des Glaubens entfacht, viel gearbeitet, viel gekämpft, viel gelitten. Auch dies wäre eine große Geschichte. Aber heute steht mächtig die Tatsache vor uns, daß sie als Organe des Großen, das der Protestantismus wollte und damit auch des Gottesreiches Christi versagt haben und versagen, und das gerade, weil sie und in dem Maße als sie Kirchen geworden sind.

Welches aber war der tiefste Grund dieser Entwicklung der protestantischen Kirchen und der Entwicklung des Protestantismus vom Gottesreich weg zu Religion und Kirche? Es war wieder der alte, stets in allen ähnlichen Fällen wiederkehrende Grund: der Geist trat zurück. Weil Gott nicht mehr als Lebendiger erlebt wurde, so mußte ein Ersatz für ihn eintreten und ein solcher ist die Kirche.

Und was sagen wir nun zu den protestantischen Kirchen, wie wir sie heute vor uns haben?

Wenn wir uns dies klar machen, dann sehen wir, daß es im Wesentlichen die Mängel des Kirchentums überhaupt sind, die wir an ihnen beklagen.

Was uns an ihnen so sehr zum Aergernis wird, ist die Tatsache, daß sie keine Sache haben, der sie dienen wollen. Die Glieder dieser „Kirchen“ und Gemeinden gehören zusammen durch den Zufall der Geburt, nicht durch die Tat und das Wunder der Wiedergeburt. Man wird ihr Glied einmal durch die zu einer ganz leeren Form gewordenen Sakramente, sodann — sehr bezeichnender Weise! — durch die Kirchensteuer. Auf den Dörfern bildet man eine Kirchgemeinde, weil man eine politische Gemeinde bildet, der natürliche staatliche Verband ist das Entscheidende; in den Städten ist es gar das bloße Wohnen in dieser oder jener Straße. Von einer innern, religiösen Zusammengehörigkeit keine Spur. Diese „Glieder der Kirche Christi“ würden, ernstlich zur Rede gestellt, in ihrer großen Mehrheit sehr zögern, ja sich weigern, sich zu Christus zu bekennen. Sie gehen in Bezug auf alle großen Fragen, seien es solche der Weltanschauung oder der Sittlichkeit oder des sozialen Lebens, aufs weiteste auseinander und würden sofort in den bittersten Hader geraten, wenn solche aufgeworfen würden, weswegen dies in den Kirchenpflegen und auf den Synoden tunlichst vermieden wird. Was diese Gemeinden zusammenhält, ist bloß eine Form, eine unbestimmte „Religion“. Wer im Namen einer Sache sich an sie wendet, redet ins Leere. Sie sind leer, und kommen darum für die großen Dinge des Menschen- und Gottesreiches nicht in Betracht. Daß fast das einzige Thema freier kirchlicher Veranstaltungen die recht eng verstandene Mission ist, gehört zu diesem Stil; denn diese bedeutet in ihrem herkömmlichen Sinn Ausbreitung der eigenen Sache. Religion, nicht Reich Gottes! Daß diese Gemeinden für die großen Angelegenheiten des Reiches Christi (zu dem alles wahrhaft Menschliche gehört) da seien und nur für sie, daß diese ihr Daseinsrecht seien, ihr brennendes Interesse sein müßten, ist ihnen größtenteils eine ganz unbekannte Sache.

Es ist nur die andere Seite dieses Sachverhaltes, daß diese „Kirchen“ dafür sich selbst suchen. Ihre Arbeit geht zum weitaus wichtigsten Teil darin auf, daß sie sich selbst erhalten. Das ist das wichtigste Traktandum ihrer Kirchenpflegen und Synoden. Selbstverständlich spielt dabei die Steuerfrage eine Hauptrolle. Gottes-

dienstzettel und Aufforderungen zur Leistung der Kirchensteuer zeugen im „Tagblatt“ hauptsächlich vom Vorhandensein der „Kirchen“. Die Frage, wie die Kirchlichkeit vermehrt werden, die Kirche wieder zu Einfluß und Ehren kommen könne, steht in den Jahresversammlungen stark im Mittelpunkt. So sucht die Kirche sich selbst, dient sich selbst und daraus erwachsen alle von uns beschriebenen Formen des Machthungers.

Daß diese Kirchen keine wahre Gemeinschaft bieten können, folgt aus diesen Grundtatsachen von selbst. Sie sind durchaus keine Gemeinschaften im echten Sinne des Wortes, sie sind keine „Gemeinden“, denn ihre Glieder gehören ja nicht innerlich zusammen. Sie haben keine wirkliche gemeinsame Ueberzeugung. Sie finden sich nicht einmal äußerlich zusammen, ausgenommen im „Gottesdienst“. Aber hier beziehen sie sich nicht auf einander, empfinden sich nicht als Familie Christi. Jeder bezieht sein persönliches Anliegen auf Gott und daneben ist der Mittelpunkt — der Pfarrer.

Denn es sind Pfarrerkirchen. Und darin kommt das ganze Uebel besonders deutlich zum Ausdruck. Der Pfarrer ists, der die abwesende Gemeinde vertritt. Sie überträgt ihm die Besorgung der Religion. Er tut, was sie als Gemeinde des allgemeinen Priestertums eigentlich selbst tun sollte: er legt Zeugnis ab; er bekümmert sich um das leibliche und seelische Ergehen der Gemeindeglieder; er erzieht die Jugend. Aber er muß auch für die Gemeinde fromm sein. Er muß das Christentum vertreten, muß eine Art von „stellvertretender Genugtuung“ leisten. Von ihm erwartet man den religiösen und sittlichen Ernst, den man selbst nicht leisten will. Freilich nicht zu viel, denn das wäre störend. Ganz ernst darf es ja nicht werden! Ueberhaupt soll dieser Vertreter nicht ein persönlicher Mensch und Jünger Christi sein, sondern ein Symbol, ein verkörpertes Amt, ein Funktionär. In diesem Stellvertretungssystem ruht der Fluch des Pfarrertums und Kirchentums. Dadurch wird den Menschen die höchste der Sorgen, die Sorge um das Höchste, abgenommen und wird ein Schein erzeugt, kommt jene „Sinnestäuschung“ zu Stande, von der Kierkegaard so anschaulich redet, gegen die sich aber alle Propheten von jeher erhoben haben.

Das ist auch die Antwort auf jenen Einwand, der von den Verteidigern der Kirche gemacht wird: was dann würde, wenn sie nicht wäre? Es ist die Gegenfrage zu stellen: Ist ein Schein nicht schlimmer als eine Leere? Alle diese Predigten, Kinderlehren, Kirchenfeste, „Funktionen“, haben sie nicht jene Täuschung zur Folge, daß „das Christentum da sei“? Wiegen sie nicht die Seelen in Sicherheit? Sind sie nicht ein Beruhigungsmittel gefährlichster Art? Wäre es nicht schon ein Fortschritt, wenn wenigstens die Leere deutlich und peinlich würde? Wenn klar würde, was wirklich ist und was nicht? Könnte nicht sein, daß durch dieses Scheinwesen, dieses

Christentumspielen die, die sich darauf einlassen und die, die sich daran stoßen, von Christus abgehalten würden? Könnte nicht sein, daß diese große Unwahrheit eine arge Verhüllung des Gottesreiches wäre? Könnte so die Kirche nicht Gott im Wege stehen? Das bedeutete aber früher oder später ein vernichtendes Gericht.

Dieses Gericht ist, nach der starken Empfindung dessen, der dies schreibt, Tatsache geworden; lange, lange richteten sich die erwartungsvollen Blicke der Menschen, die der Ungläubigen wie der Gläubigen, immer wieder auf diese „Kirchen". Sie mußten für jede Sache des Rechtes und der Wahrheit eintreten. Aber immer wieder wurden sie enttäuscht. Da nahm der Glaube an sie ab. Es war besonders die Gebundenheit an die Welt, die bei diesen Kirchen und ihren Vertretern immer deutlicher wurde, also das gleiche, was einst die katholische Kirche in den Herzen der Frommen und Unfrommen stürzte. Eine tiefe, wenn auch oft nur halbbewußte, Geringschätzung des Pfarramtes und des ganzen religiösen Wesens lebt nicht nur in der sozialistischen Arbeiterschaft, sondern schleicht, mehr als man oft denkt, sogar durch die Dörfer. Die langsam steigende Flut eines neuen Lebens löst es auf. Und da ist die Weltkatastrophe gekommen und hat die Kirchen schlafend getroffen, mit der Welt im Abfall begriffen. Nun werden sie zur Seite geworfen und das Reich Gottes sucht andere Formen.

6.

Welche denn? Und was sollen wir denn in dieser Sache tun?

Nun haben wir die letzte und entscheidende Antwort auf diese große und schwere Frage nach der Kirche zu finden.

Eines steht uns unverrückbar fest: Mit der Kirchenform des Christentums ist es für uns aus. Wir machen darin völlig ernst mit dem Grundsinn der Reformation. Nicht Kirche, sondern Gottesreich! Das bedeutet, daß wir nicht eine Organisation der Religion wollen, die neben der übrigen Welt steht und etwas für sich bedeuten will. Das Gottesreich kommt in die Welt und für die Welt. Wir können es uns (in diesem Sinne) nicht weltlich genug denken. In den großen und kleinen Angelegenheiten der Welt, die für uns zu Angelegenheiten des Gottesreiches werden, (was dann freilich Kampf gegen die Welt bedeuten kann) dienen wir Gottes Sache. Das ist unsere „Religion", wir kennen keine andere. Hier, mitten in der Welt, sind wir mit unserem Gott verbunden, der aber immer auch der Gott seines Reiches ist, der Gott nicht nur unserer Seele, sondern auch des Bruders. Eine Pflege der Religion um der Religion willen werden wir als eine besonders gefährliche Entartung, als eine Art religiöser Genußsucht und einen „Mißbrauch des Namens Gottes" betrachten und unsere Seele davor mit heiligem Ernst behüten. Es soll zwar hier noch einmal ein mögliches Mißverständnis mancher der bisherigen Ausführungen abgewehrt

werden: Wir werden sehr Vieles, was die Religion tut, auch tun. Unser inneres Leben vor dem Zerfließen zu bewahren, uns in Gott zu sammeln und von der Welt, soweit sie Eitelkeit und Verführung ist, zu scheiden, zu diesem Zwecke die äußere und innere Stille und Einsamkeit („die Wüste") zu suchen, die Kraft des Glaubens und der Liebe in uns durch „Uebung" zu mehren, um neue Erkenntnis Gottes auf alle Weise zu ringen, das bleibt auch für uns ein Anliegen ersten Ranges. Wir müssen wissen, was mit Gott reden heißt. Wir müssen von den Geheimnissen des Lebens mit ihm zwar nicht reden, aber Erfahrung haben. Wir müssen gelegentlich uns in einem starken Individualismus ganz auf uns selbst stellen können, gegen die Ansprüche der Gemeinschaft — gerade um der Gemeinschaft willen, die ohne solche Kraft und Selbständigkeit des Einzellebens nichts ist. Es gibt im Reiche Gottes eine gewaltige Vollmacht des Einzelnen. Wir müssen auch etwa Wege gehen können, die unnütz scheinen; Arbeit für das Reich Gottes ist keineswegs bloß utilitarisches Tun, keineswegs bloß praktisch im Alltagsstil. Aber dies alles hat ein anderes Vorzeichen, als in der Religion. Alles geschieht nicht um seiner selbst willen, sondern steht in der engsten Beziehung zu Gottes *Sache* und unserer Mitarbeiterschaft mit Gott. Alles bleibt nur in diesem engen Zusammenhang gesund. Alles geschieht für Gott, um Gottes willen, damit aber eben auch für die Menschen, um der Menschen willen. Genau so, wie das Wort lautet: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte. Das ist das erste und größte Gebot. Das zweite aber *ist dem gleich* (das heißt: es ist nur die andere Seite der gleichen Sache): du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst."

Das ist unsere „Religion" und das auch unsere *Organisation*. Das ist die einfach große alte und neue Wahrheit, die wir wieder auf den Leuchter stellen. *Im Sinne des Reiches Gottes gibt es gar keine besondere Organisation der „Religion"*, d. h. der „Religion" in unserem Sinne, des Lebens mit Gott. Diese Organisation ist vielmehr durch die vorhandenen menschlichen Gemeinschaften schon gegeben. Wir könnten vielleicht sagen: sie ist schon durch Gottes Schöpfung gegeben. Das Reich Gottes soll sich an diese Schöpfung Gottes anschließen und sie damit vollenden. Es soll in die Familie hinein und aus ihr eine „religiöse Gemeinschaft" machen. Hier soll wirklich das allgemeine Priestertum eine Stätte haben. Der Vater soll Priester sein und die Mutter Priesterin, jede Mahlzeit ein Abendmahl. Es soll in die Volksgemeinschaft hinein. Wo immer das Gemeinschaftsleben des Volkes sich abspielt, da soll es sich um Gottes Reich handeln, da soll Gemeinschaft des Gottesreiches sein. Es soll in den Ratssaal, die Genossenschaftsversammlung, die Arbeitsstatt hinein. Es soll hinein in *jeglichen* Verkehr der Menschen. Wo immer Menschen sich

begegnen, will es dabei sein, will Gott eine Verwirklichung finden. Wie wir gesagt haben: jeder Tag ein Tag des Herrn, jede Versammlung ein Gottesdienst, jeder Mensch ein Priester und ein Heiligtum zugleich; jedes Tun ein geheiligtes; jede Sache geweiht, aber kein besonderer Tempel mehr, weil Gott, der Herr, der in der Menschenwelt Wirklichkeit werden und Wohnung machen will, selbst der Tempel ist.

Dies ist und bleibt das leuchtende Ideal. Vor ihm verschwindet die Kirche, besser gesagt: in seinem Glanze löst sie sich auf und erfüllt sich damit zugleich.

So entscheidend wichtig diese Antwort ist, so genügt sie doch nicht ganz. Denn nun entsteht die Frage, ob neben dieser allgemeinen „Organisation" des Reiches Gottes noch eine besondere nötig oder doch wünschenswert sei. Denn es ist nun freilich zu bedenken, daß das Reich Gottes unter uns noch nicht in seiner Fülle vorhanden ist und also auch jene Gemeinschaft in ihm durch die natürlichen und weltlichen Verbindungen der Menschen noch nicht möglich scheint. Diese Gemeinschaften sind ja meistens so wenig wirkliche Gemeinschaften. Sie entsprechen so wenig dem Geiste Christi, daß sie ihm vielmehr oft genug schnurstracks zuwiderstehen. Sie sind zum Teil Tummelplätze des Egoismus, Einrichtungen des Zwanges, Mittel der Seelenknechtschaft, nicht Tempel der Freiheit und Herrlichkeit der Söhne Gottes. Diese Menschen, mit denen der natürliche Verkehr uns zusammenbringt, sind ja in der Mehrzahl nicht solche, die Bürger des Gottesreiches sein wollen. Wie könnte ein solcher also hier Anschluß finden, Heimat der Seele? Müßten nicht doch die, welche in dieser natürlichen Welt das Reich Gottes vertreten und es in sie hineinwirken möchten, sich noch besonders zusammenschließen, gerade um diese Arbeit tun zu können und um im Austausch der Kräfte und Gedanken zu geben und zu nehmen? Müßten nicht in dieser vorläufig noch so kalten Welt solche Herdfeuer des Lebens Christi entzündet werden, von denen heilige Wärme und Glut ausstrahlen könnte? Müßten sich nicht doch Gemeinden Christi bilden, damit die Welt von ihnen aus eine Christuswelt werde? Entspräche dies nicht auch dem Sinn des neuen Testamentes, das solchen kleinen Kreisen, der „kleinen Herde" das Reich verheißt? Und entspräche es nicht dem tiefen Bedürfnis des Herzens, gerade im Höchsten Gemeinschaft des Gebens und Nehmens zu finden?

Die Frage kann auch jene ganz konkrete und „praktische" Gestalt annehmen: Wenn diese besondere Organisation verschwände, wer würde dann noch die Wahrheit Christi verkündigen? Wer sie der Jugend überliefern? Wer sie gegenüber den Angriffen der weltlichen Kultur vertreten? Würde nicht ein allgemeiner Zerfall eintreten, entweder eine Verödung oder jener Zustand, von dem schon früher geredet worden ist?

Das alles scheint einleuchtend. Und doch läßt sich manches Gewichtige dagegen sagen. Um bei dem Letzten anzufangen: Würde, wenn doch Gott lebt und Christus die Wahrheit ist, diese nicht auf alle Fälle sich durchsetzen? Würde sie sich nicht von selbst Formen schaffen, wenn auch weltliche? Würde nicht sogar, wenn einmal die Monopolisierung dieser Dinge durch die Kirche und die Kirchen aufhörte und das Stellvertretungssystem beseitigt wäre, die Menschen sich ganz anders als bisher dieser Dinge annehmen? Würde nicht, wenn einmal diese heutige Stillung des Hungers und Durstes nach dem „Wort Gottes", die in Wahrheit nur die Verhinderung eines echten Hungers und Durstes ist, verschwände, dieser sich mit Gewalt einstellen? Gäbe es nicht Menschen, die irgendwie, wenn auch nicht gerade immer auf einer Kanzel, die Wahrheit Gottes verkündigten? Ist dies nicht auch bisher schon geschehen? Haben ein Kant, ein Pestalozzi, ein Tolstoi, ein Carlyle, ein Paskal, ein Kierkegaard nicht gewaltiger gepredigt als alle Schriftgelehrten? Würden, wenn das höhere Leben wieder von den Familien Besitz ergriffe, dort nicht von selbst ein Hauptteil der „religiösen" Erziehung geleistet werden? Würde nicht die „Schule" dann von selbst in diesem Sinne arbeiten? Würde nicht die Kunst, die Literatur, die ganze Kultur von diesem Einen Zeugnis ablegen? Und wäre das nicht etwas viel Besseres als wir jetzt haben? Was haben wir denn jetzt? Ersatzeinrichtungen! Oder was sind denn unser Religionsunterricht, unsere Gottesdienste, unser ganzer religiöser Betrieb anderes als ein künstlicher Ersatz für wahres Leben? Wenn Geist und Leben nicht da sind, dann hilft alles Andere nichts, wenn sie aber da sind, dann ist er nicht mehr nötig.

Was aber die Gemeinschaft betrifft, so ließen sich auch hier gegen jene Einwände gewichtige Gesichtspunkte geltend machen. Wenn ein Mensch das Gottesreich im Herzen trägt, kann er dann nicht in Kraft dieses Besitzes Gemeinschaft auch mit solchen haben, die seinem Denken zunächst noch ferne stehen? Mögen sie selbst es nicht wissen, so sind sie doch Gottes Kinder, so ist doch etwas von Gottes Wesen in ihnen und darum doch auch eine Gemeinschaft des Reiches Gottes mit ihnen möglich. Braucht denn immer alles die rechte Etiquette zu tragen? Kann Gott und Gemeinschaft in ihm nicht auch inkognito vorhanden sein? Ist nicht Jesus so mit seinem Vater durch die Menschen gegangen, ohne Rücksicht darauf, ob sie so oder so dächten, ob sie fromm seien oder nicht, ob sie an Gott glaubten oder nicht, und hat doch überall Reich Gottes um sich gehabt, auch unter den Zöllnern und Sündern, und ist doch überall in Gemeinschaft des Reiches gewesen? Kann man nicht überall, wo Gott ist, Gemeinschaft haben und ist Gott nicht überall? Sollte nicht dies gerade die Aufgabe der Jünger Christi sein, das Feuer nicht an bestimmten Orten zu sammeln, sondern es an die kalten Stätten tragen? Wäre dann nicht der Segen davon, daß es sich mehrte, während auf

der andern Seite die Gefahr besteht, daß jede Organisation vom Geist der Selbstsucht überfallen wird, sich in Religion und Kirche verwandelt, sich selbst pflegt und dann die Wahrheit des Wortes erfährt: „Wer sein Leben liebt, der wird es verlieren", ein Wort, das alle Liebhaber von Konventikalmethoden etwas mehr bedenken sollten!

So stehen sich in dieser Sache zwei Gedankenreihen gegenüber, von denen jede sehr ernste Gründe geltend macht.

Welche hat nun recht?

Wir wollen einmal das neue Testament, am besten Jesus selbst befragen. Welchen Weg geht er?

Gewiß und sonnenklar ist, daß es kein Kirchenweg ist, daß vielmehr da, wo sein Weg den Kirchenweg schneidet, das Kreuz steht. Mitten in der Welt und für die Welt, in vollkommen weltlichen Formen, vertritt er Gott und das Reich. Er trägt Laiengewand. Keine Pflege der „Religion", sondern Gottes Sache im Größten und im Kleinsten mitten in den natürlichen Formen seiner Schöpfung. Von irgend einer besonderen Organisation keine Spur. Aber doch eine besondere Gemeinschaft, der Jüngerkreis. Darauf können die, welche eine solche fordern, mit Recht hinweisen. Es ist freilich keine Gemeinde. Da sind keine Statuten, keine besonderen Formen und Bräuche, Zeiten und Orte und Handlungen, aber es ist doch ein Kreis von Menschen, in dem das neue Leben sich so darstellt, wie es G e m e i n s c h a f t bildet, ein Bund von Gleichgesinnten, die sich zum Reich Gottes bekennen und seiner Sache offen und ganz zur Verfügung stehen. Keine Kirche, keine Organisation, aber eine Gottesreichsfamilie, ein Ansatz zu einer neuen Gemeinschaft der Menschen in Gott und durch Gott. Es ist dadurch gezeigt, daß es doch im Sinne des Gottesreiches liegt, wenn sich über den natürlichen, schöpfungsmäßigen Formen menschlicher Gemeinschaft noch solche übernatürlicher, das heißt: rein geistiger Art erheben, da gerade dadurch, daß sie über die natürlichen sozialen Bindungen hinausführen, ihnen vielleicht gelegentlich widersprechen, die Höhe und Freiheit des Gottesreiches darstellen und so freilich dessen h ö ch st e Gemeinschaftsformen werden. Daß sie seinem Sinn entsprechen und nicht dem Religions- und Kirchensinn, zeigen sie damit, daß sie nichts für sich sein wollen, sondern ganz und gar nur Darstellung und Organ der Sache Gottes in der Welt.

Und nun, wie wollen wir uns entscheiden?

Fest steht, daß das Z i e l jene a l l g e m e i n e Gemeinschaft bleibt. Wenn b e s o n d e r e nötig und wünschenswert sein sollten, so wäre ihr einziger Sinn und Zweck, jene a l l g e m e i n e v o r z u b e r e i t e n, und ihr Streben müßte sein, d a r i n a u f z u g e h e n. „Wer seine Seele verlieret um meinetwillen, der wird sie finden."

In diesem Sinne möchten wir solche besondere Gemeinschaftsbildung nicht nur für erlaubt, sondern auch für wünschenswert

halten. Ja, sie gehört zu unseren ältesten, tiefsten, sehnlichsten Hoffnungen. Unsere Seele hat sich jahrzehntelang nach ihr verzehrt.

Wie denken wir uns diese Gemeinschaft? Ferne sei es uns, daß wir hier etwa ein Modell einer solchen aufstellen, vielleicht gar etwas wie eine unkirchliche Kirchenverfassung entwerfen wollten. Sagen wir vielmehr sofort: so unkirchlich als möglich soll sie sein. Das heißt: sie muß gerade umgekehrt wie unsere Kirchen orientiert sein. Daß sie in der Luft der äußersten Freiheit leben müßte, verstünde sich von selbst. Auf einer freien Tat müßte die Mitgliedschaft beruhen, nicht auf der Geburt; auf eine bestimmte Gesinnung und Ueberzeugung sich gründen, nicht auf die Kirchensteuer. Vor allem müßte sie eine Sache haben. Diese Sache könnte nur Eine sein: das Reich Gottes in der Welt zu vertreten und durchzusetzen, und zwar nicht im Sinnbild, sondern durch die Tat. Immerhin könnte diese Eine Sache nach verschiedenen Seiten hin vertreten werden. Aber in allen Fällen müßte das ganze Leben der Gemeinschaft, vor allem ihr Gottesdienst, auf diese Sache abgestellt sein. Nicht Religion um der Religion willen, sondern Arbeit für das Reich in der Welt und für diese Arbeit und von dieser Arbeit her die Sammlung und Vertiefung, das Ruhen in Gott, das Ringen um Kräfte und Klarheiten, die Selbstheiligung, das Lob Gottes.

Also keine Kirchenorganisationen und verwickelten Betriebe, sondern freie, mannigfaltige Gruppen von Menschen, die in freier Verbindung dem Einen großen Ziel zustreben — das ist unser Ideal einer besonderen „religiösen Gemeinschaft". Es unterscheidet sich von den vorhandenen Kirchen so stark, wie der ursprüngliche Protestantismus von der katholischen Kirche, wie Reich Gottes von Religion.

Wie soll diese neue Form geschaffen werden?

Wieder stellt sich ein Problem ein, unser letztes: Wie soll sich dieses Neue zu den vorhandenen Kirchen stellen? Soll es diese bekämpfen? Soll es sie einfach stehen lassen? Oder soll es bei ihnen anknüpfen, Verkehrtes ausscheiden, Richtiges weiterführen? Soll man diese Kirchen niederreißen oder umbauen? Gilt Evolution oder Revolution?

Auch hier ist die Antwort nicht leicht. Man kann mit guten Gründen die Meinung verfechten, daß es gelte, diese vorhandenen Kirchen umzugestalten. Die so denken, können anführen, daß es wohl möglich sein sollte, wenigstens aus diesen protestantischen Kirchen, die ja ursprünglich keine eigentlichen Kirchen sein wollten, sondern freie Organe des Gottesreiches oder Gemeinden Christi, vom Sauerteig des Kirchentums zu säubern und das Gottesreichswesen darin zur Geltung zu bringen. Diese Kirchen, könnten sie sagen, bekennen sich schließlich, trotz alles praktischen Abfalls, doch noch zu Christus und zum Reiche Gottes. Sie anerkennen das Neue Testament, sie wollen Gott dienen. Gut, fassen wir sie daran. Nehmen wir sie beim

Wort. Stellen wir sie vor die Wahrheit des Gottesreiches. Treten wir mit seiner Verheißung vor sie, aber auch mit seiner Forderung. Dann wird Klarheit werden. Es wird zu einer Krisis kommen. Es wird sich zeigen, ob sie sich doch aufraffen wollen zu neuem Leben, oder ob wir sie endgültig aufgeben müssen. Sollte es nicht sogar Pflicht sein, den Versuch zu machen? Muß nicht nach einer höheren Ordnung das Neue immer zuerst das Alte fragen, ob es sich erneuern wolle oder nicht? Hat nicht Jesus zuerst bei Israel, Luther zuerst bei Rom angepocht? Könnte nicht Christus sich mächtig aus den Kirchen erheben?

Was antworten wir? Wenn jemand diesen Weg gehen will, sagen wir, so hat er jedenfalls ein gutes Recht dazu. Er unterscheidet sich nicht so stark von dem unsrigen. Führt er zum Ziel, so ist es gut und wir treten dann auch auf ihn; endet er mit einem Fiasko, so geschieht das Umgekehrte.

Denn wir selbst bringen vorläufig keinen frohen Glauben an jenen Weg der Evolution mehr auf. Wir sind ihn ja lange gegangen. Mit tiefer und heißer Liebe zu der „Kirche" haben wir begonnen, wir haben bei den Kirchen angepocht, haben in schweren Kämpfen auf sie geschaut, auf sie gehofft. Da und dort erwachte auch neues Leben, aber als Ganzes haben sie uns enttäuscht. Immer wieder fühlten wir uns von ihnen abgedrängt, wenn wir Gottes Weg gehen wollten. Immer tiefer und immer stärker wurde in uns die Empfindung, daß dieses Kirchenwesen als solches von Gott verworfen sei, unter seinem Gericht stehe und eines Tages von einem Stoß neuen Geistes niedergeworfen, von einem Frühlingssturm der Wahrheit weggefegt werde.

Wir glauben eher an die Revolution. Von einer neuen Seite her, aus einem neuen Prinzip heraus wird die neue Gemeinschaftsform des Reiches Gottes kommen. Es wird dabei vielleicht wieder gehen, wie es oft gegangen ist in den Entfaltungen des Gottesreiches: „Die Heiden werden kommen vom Aufgang und Niedergang, die Söhne des Reiches aber hinausgestoßen werden."

Wann soll diese Revolution kommen? Ist es schon Zeit für sie?

Wollen wir damit beginnen? Und wie?

Wir glauben nicht, daß sie schon reif sei. Noch ist Vorfrühling, Vorbereitungszeit, Vorreformation. Das Alte erstirbt, aber das Neue hat noch nicht Frühlingskraft genug.

Was können wir denn in solcher Zeit tun?

Wir können Vieles tun, vielmehr im Grunde nur Eines: das Neue vorbereiten. Inzwischen können wir entweder in den alten Formen ausharren, wie auch Jesus und seine Jünger lange in den in Israel bestehenden Religionsformen ausgeharrt haben, und darin das Reich Gottes vertreten, so gut es uns gegeben und in diesen Formen möglich ist, oder wir können abseits gehen und es in der Einsamkeit und Kälte aushalten, bis der Frühling kommt. Wir

können uns je nach unserer Art und Erfahrung zu den Kirchen freundlich, gleichgültig oder gegnerisch stellen. Unser Sehnen gilt auf alle Fälle dem Neuen. Darauf harren wir wie der Wächter auf den Morgen. Und wer weiß, vielleicht ist der Morgen nicht gar so ferne, wie wir glauben! Und wer weiß, vielleicht wird es uns doch gegeben, daß wir so oder so etwas von diesem Neuen erleben und schaffen dürfen! Wie könnte es sonst so mächtig in unsern Herzen, in so Vieler Herzen arbeiten? Und haben wir nicht Schöpfungszeit?

L. Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

Not und Vergeudung.

Im Juni 1917 ist dem Bundesrate eine von rund 340,000 über zwanzig Jahre alten, in der Schweiz wohnhaften Personen, darunter von 150,000 stimmberechtigten Schweizer Männern unterzeichnete Volkspetition eingereicht worden.

Sie richtete sich gegen die Nahrungsmittelvergeudung in den Alkoholgewerben und verlangt im Wesentlichen folgendes: Verbot der Verwendung von Gerste und Reis in der Bierbrauerei; Einschränkung der Obstbrennerei und energische Förderung der alkoholfreien Obstverwertung; energische Beschränkung der Zuckerabgabe an Likörfabriken, Weinhändler und Winzer; Beschränkung event. Totalverbot der Einfuhren von Trinkalkohol.

Die Petition stützt sich auf folgende Erwägungen und Tatsachen:

Das Brauen von Bier bedeutet in Zeiten der Not eine Vergeudung erheblicher Mengen von Nährstoffen: Die Gerste büßt bei ihrer Verwandlung in Bier drei Viertel ihres Eiweißes, die Hälfte der Kohlehydrate, den ganzen Fettgehalt ein. Auch wenn man den Wert der Brauereiabfälle (Malztreber) für die menschliche Ernährung auf dem Umwege über die Viehfütterung, also der Fleischerzeugung, voll in Rechnung setzt, liefert die Brauerei doch nur etwa einen Drittel des Eiweißgehaltes und etwa 60 % des Kalorienwertes der Gerste wieder. Alles übrige ist für die Ernährung verloren gegangen, also wie man jetzt sagen muß, ist vergeudet worden.

Die Brauinteressenten halten dem entgegen, die Gerste spiele in der Volksernährung sozusagen keine Rolle, werde in den Haushaltungen nur wenig gebraucht. Diese Frage der Gerstensuppen ist ja aber nur von nebensächlicher Bedeutung. Wir stehen doch vor der Einführung der Brotkarte! Unsere geringen Wintervorräte und die absolute Unsicherheit unserer Versorgung durch Amerika zwingen den Bundesrat, unsere Brotrationen dermaßen einzuschränken, daß sie sogar hinter den deutschen zurückbleiben. Gerste aber liefert ein ausgezeichnetes Mehl.

In Skandinavien z. B. ist Gerstenbrot etwas alltägliches, es ist etwas rauher als das gewöhnliche, dafür erhöht Gerstenmehlzusatz zu Roggen- oder Weizenmehl dessen Eiweißgehalt um ein Bedeutendes. Die meisten kriegführenden Staaten haben seinen Wert als Brotmehlstreckmittel längst erkannt. Warum verbieten wir also nicht, jetzt in den Tagen der ernsthaft drohenden Not, die industrielle Massenentwertung eines so wichtigen Stoffes zu gunsten eines vollständig wertlosen Getränkes? Muß unser Volk diesen Winter vor allem zu trinken oder zu essen haben?

In den letzten zwei bis drei Jahren sind in der Schweiz rund je 2 Millionen Hektoliter Bier fabriziert worden; 1916 mögen es weniger gewesen sein. Zu einem Hektoliter Bier verbraucht man 25 Kilogramm Gerste. Obige Biermenge stellt also den Wert von etwa 50 Millionen Kilogramm Gerste dar. Diese Getreidemenge hätte aber auch zirka 42 Millionen Kilogramm Mehl ergeben können, also gegen 200 Millionen Rationen zu 250 Gramm, ausreichend für unser gesamtes Volk für zirka zwei Monate.

Benützt man aber dies Gerstenmehl wie zweckmäßig nur als Zusatz zum Brotmehl, so kann damit dieser Brotvorrat auf Monate hinaus gestreckt werden.

Nun wird man sofort einwenden: Mathematische Seifenblasen! Unser Schweizer Bier wird ja in normalen Zeiten zu einem großen Teil gar nicht aus Gerste, sondern aus eingeführtem fertigem Malz hergestellt. Ja, in normalen Zeiten; seit dem Kriege haben sich nun aber die Schwierigkeiten, dieses Gerstenpräparat zu erhalten, bedeutend gesteigert; die Malzeinfuhr ist von 473,000 Zentnern im Jahre 1914 auf 186,000 Zentner im Jahre 1916 zurückgegangen, im gleichen Zeitraum aber ist die Gersteneinfuhr von 167,000 Zentner auf 255,000 Zentner gestiegen. Wieviel von dieser eingeführten Gerstenmenge tatsächlich in die Brauereien gewandert ist und wieviel noch aus der eigenen Landesernte dazu gekommen, wissen wir nicht. Wir wissen aber, daß im Vorjahre Gerstenmühlen und Malzkaffeefabriken zeitweise ihren Betrieb einstellen mußten wegen Mangel an Mahl- und Mälzgut, während die Brauereischlote unverdrossen weiter rauchten. Wir wissen auch, daß die Brauer anläßlich der Bierpreiserhöhungskampagne öffentlich erklärt haben, ihre Vorräte sicherten die Bierversorgung auf ein Jahr hinaus. Wenn man ferner bedenkt, daß das eingeführte Malz aus Ländern stammt, die unserer Brotversorgung dienen, daß es also dort aus den Getreidevorräten verschwindet, daß ferner auch das Malz, was die Bäcker längst wissen, als Zusatz zum Brotmehl sich sehr gut eignet, die Verdaulichkeit des Brotes wesentlich hebt, so wird man der bescheidenen Frage die Berechtigung nicht ganz versagen: Warum spricht man eigentlich immer nur von der Kartoffel als Brotstreckmittel; warum nie von Gerste und Malz?

Ist es ferner noch nötig, an die Hunderte von Waggons Reis erinnern zu müssen, die in den Maischbottichen der Brauereien ver-

schwunden sind, während die Hausfrau zusehen konnte, wie sie mit ihren paar Grammen auskam, um gezeigt zu haben, daß Bierbrauen in Zeiten der Not Nahrung vergeuden heißt!

Der Vorwurf der Vergeudung trifft aber nicht nur die Bierbrauerei. Wir dürfen unsere Schnapsbrennerei und Likörfabrikation, den Zuckerbedarf unserer Winzer und Weinhändler und auch in gewissem Grade unsere Mosterei nicht vergessen. Durch das Gären und das Brennen werden enorme Mengen nahrhafter Früchte eines guten Teiles ihrer wertvollsten Bestandteile beraubt: des nährenden Zuckers, des Eiweißes, der Nährsalze; an ihre Stelle tritt, wie beim Bier, der schädliche Alkohol.

Riesenmengen unserer schönsten Kirschen wandern in den Brennhafen, Aepfel und Birnen in die Trotte, in unsern Städten aber kaufen sich die Familien ihr Obst pfündleinweise beim Straßenhändler für teures Geld.

Wie manche Familie wird diesen Winter weder gedörrte noch eingemachte Kirschen auf ihrem Tische sehen, vor wievielen Kaffeegläsern in unsern Wirtschaften aber wird das Gläschen Kirsch fehlen?

Müßte nicht das Leitmotiv weitschauender Ernährungspolitik jetzt heißen: Nicht ein Liter Schnaps aus guten Früchten, solange nicht jede, auch die ärmste Haushaltung ihren Vorrat an Frischobst, ihre Säcklein mit Gedörrtem, ihre Gefäße mit Konserven auf der Seite hat! Denn man glaube nur ja nicht, daß etwa nur minderwertiges und schadhaftes Obst ins „Beizefaß" wandert!

Für das großstädtische Proletariat, dem zum Anlegen von Vorräten nicht allein Geld und Zeit, sondern sehr oft auch der nötige Raum und die einfachsten Geräte fehlen, müßte eine großzügige Organisation das Nötige bereit stellen. Wieviel Arbeitskräfte, die jetzt im Alkoholgewerbe stehen und deretwegen man vor Einschränkungen dieser Gewerbe zurückscheut, könnten so in Trocknereien, Konservierbetrieben, Einmachküchen usw. beschäftigt werden. Dann würde auch der Landwirt einsehen, daß es sich bei der ganzen Bewegung nicht um etwas handelt, was gegen ihn geht; daß man die Bäume nicht umhauen, sondern wo nötig veredeln will, daß man die Mostereien nicht einreißt, sondern zu vielseitigen Obstverwertungsbetrieben ausbaut, in denen man sogar für die Abfälle eine andere Verwertung bereit hat als das Brennen zu Schnaps.

Das gilt zu einem guten Teile auch für den Weinbau. Welch enorme Mengen wertvoller Nährstoffe (Zucker!) könnten erhalten bleiben, wenn man sich entschlösse, die Traube der alkoholischen Gärung zu entziehen und durch neue Methoden der direkten Volksernährung dienstbar zu machen (z. B. durch Trocknung, Herstellung von Traubenhonig, Pasten und konzentrierten Mosten).

Dann könnten die riesigen Mengen Zucker, die der Weinbau und der Weinhandel statt zu geben beansprucht, den Haushaltungen zugeführt werden, die so sehr daran Mangel leiden. Sind nicht im

letzten Herbst tausende und tausende von Kilogramm ausgeliefert worden zur Herstellung minderwertiger Trester= („Piquette") Weine? Kleine Weinbauern haben mit dem ihnen überlassenen Kriegszucker bis 1000 und mehr Liter dieser stark alkoholhaltigen Hausgetränke hergestellt (zu einem Hektoliter rechnet man vierzehn Kilogramm Zucker!) Aus Gerichtsälen vernahm man nachträglich auch allerlei über Schiebereien und andere unlautere Praktiken mit dem an Weinhändler abgegebenen Zucker.

Auch die Likörfabriken, diese allerentbehrlichsten Einrichtungen unserer Volkswirtschaft, müssen natürlich mit Zucker versehen sein, damit der Betrieb nicht stille steht. 80 bis 100 Pfund Zucker sind nötig zur Fabrikation von 100 Litern feinen Likörs. Kein Wunder, wenn von einer einzigen Genfer Wermuthfabrik 10,000 Kilogramm auf einmal abgeladen werden, während die Hausfrauen sich alle erdenkliche Mühe geben, ihre Pfündlein zu strecken und mancher sich willig den Zucker im Kaffee und im Tee abgewöhnt oder durch das Surrogat Saccharin ersetzt.

Das sind so ein paar Motive aus dieser großen Volkspetition. Keinen Reis, keine Gerste für Bier! Keine Früchte für Schnaps! Keinen Zucker für Wein und Liköre!

Und ihr Erfolg? Ist die Stimme der dreieinhalb Hunderttausend gehört worden?

Eine Antwort hat der Bundesrat nie darauf erteilt. Es bleibt jedem überlassen, in den neuesten Verordnungen zur Lebensmittelversorgung die Spuren eventueller Wirksamkeit dieses Manifestes zu entdecken.

Fangen wir beim zuletzt besprochenen, beim Zucker an. Die letzten Augusttage brachten, es ist kaum zum Glauben, wiederum eine „Piquette"=Verordnung! Nachdem im letzten Herbst diese Zuckerauslieferung an Weinhändler und Winzer nach dem eigenen Geständnis der Behörden zu einer ganz schlechten Verteilung des Konsumzuckers, zu schlimmen Erfahrungen geführt, die bald von der Einführung der Zuckerkarte gefolgt waren, hat man auch diesen Herbst wieder Zucker übrig für Tresterweinbereitung. Die Haushaltungen sollen sich einschränken, aber „Piquette" muß her. Vier Hektoliter solcher Getränke auf jede erwachsene Person in der Familie ist das gesetzlich erlaubte Höchstmaß! Das heißt also 56 Kilo Extrazucker für jeden Erwachsenen. Zu welch unerhörten Zahlen führt diese Verordnung!

In einem kleinen wenig über 200 Haushaltungen mit im ganzen keine tausend Einwohner zählenden Dorfe der Nordwestschweiz sind auf die Bekanntmachungen des Lebensmittelamtes hin letzter Tage Bestellungen auf über 4100 Kilogramm Zucker eingegeben worden.

Man rechne aus, was es für die ausgesprochenen Weinbaugegenden der Schweiz, für die über 200,000 laut Betriebszählung von 1905 im Weinbau beschäftigten Personen ausmacht!

Auch wenn nur ein Zehntel, nur ein Zwanzigstel oder noch weniger der Quantitäten, auf die ein Jeder „Anrecht“ erhalten hat, wirklich ausgeliefert werden, stehen wir vor einer ganz unverantwortlichen Verschleuderung eines wertvollen Nahrungsstoffes.

Die Gründe die zu dieser Verordnung führten, sind ja wohl bekannt: Man kann doch dem schwer arbeitenden Winzer und Bauern nicht zumuten, nur Wasser zu trinken! — Man will auch dem „armen Manne“ zu einem billigen Haustrunk verhelfen! Wie unrationell! Man verleitet ihn eine minderwertige, stark alkoholische Ware herzustellen, die ihn teuer zu stehen kommen wird als, wenn es denn absolut Alkoholika sein müssen, beispielsweise der diesen Herbst reichlich vorhandene Most. Kommt doch beim vorgesehenen Preis (Fr. 177,50 per 100 Kilogramm) allein schon der Zucker zu einem Liter Tresterwein auf 25 Rappen zu stehen!

Weit größer als dieser materielle Schaden ist der moralische Schaden, den diese Piquetteverordnung anrichtet. Aufdringlicher als sie es tut, kann dem Volke unsoziales Denken nicht gepredigt werden. Was muß unsere städtische Bevölkerung, der man zur Herstellung nahrhafter Obstkonserven nur ein ungenügendes Zuckerquantum bewilligt hat, zu diesem weinbäuerlichen Zuckersegen sagen! Wie will man allerlei Schiebereien und andere Mißbräuche mit diesem Zucker sicher verhindern? Im gleichen Atemzug, in dem man eindrücklich die Not geschildert, zum Sparen ermahnt, werden einem bevorzugten Teile unserer Bevölkerung große Mengen eines wertvollen Nährstoffes zur Vernichtung fast aufgedrängt. Jede anderweitige Verwendung ist strafbar, die Mutter die den Kindern ein Stück reicht oder zu einem Topfe Konfitüre davon profitieren will, wird bestraft, der abgegebene Zucker muß vergoren werden.

Statt die Not zum Erzieher werden zu lassen, statt das Elend der Trunksucht aus so mancher Familie herauszunehmen, wird sie nun durch solche Erlasse des hohen Militärdepartementes erhalten und gestützt.

Möchte es doch möglich sein, diese verfehlte Piquetteverordnung in elfter Stunde rückgängig zu machen!

Bedeutet die Art und Weise, wie man so unsern wertvollen Kriegszucker den Pilzen zum Fraße hinwirft, gegenüber den rigorosen Maßnahmen, die man beispielsweise gegen das Konditorgewerbe ergreift, nicht eine schreiende Ungerechtigkeit? Sie ist ja zwar nicht die einzige auf diesem Gebiete! Der Bund hat die Abgabe von Brennsprit eingestellt. Ist aber gleichzeitig etwa die Abgabe von Trinksprit verboten worden?

Oder soll es wirklich soweit kommen, daß jeder Lump weiter ungestört sich seinen Schnapsrausch antrinken darf, daß man aber Tausenden von bescheidenen und sparsamen Personen die Möglichkeit nimmt, sich in ihrer einfachen Häuslichkeit ihr Morgen- oder Abendessen selbst herzustellen, daß man Tausenden von Müttern die Ampel

auslöscht, auf der sie in der Nacht ihrem kranken Kinde eine Tasse Tee oder Milch wärmen?

Warum nicht in allem gleiches Maß, gleiche Einschränkung für alle? —

Die Wünsche der Petition zur Hebung der alkoholfreien Obstwertung sind glücklicherweise nicht so ungehört geblieben wie die bezüglich des Zuckers. Was gegenwärtig geleistet wird zur Förderung des Dörrens und Konservierens gehört zum Erfreulichsten in der mächtigen Arbeitsleistung, welche unsere Nahrungsmittelversorgung darstellt. Daß die Bestrebungen zur Einschränkung der Obstbrennerei wahrscheinlich nicht den erhofften Erfolg zeitigen werden, liegt an der gewählten Organisierungsform, die zu sehr vom guten Willen von mancherlei Behörden und Einzelkräften abhängt, zu wenig Kontrolle ins Kleine hinein ermöglicht. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß in den Tagen, da das ganze Volk nach Kirschen schrie, in einer einzigen kleinen Waadtländer Gemeinde 10,000 Liter Kirschwasser gebrannt werden konnten? — Eine Gefahr für die ausreichende Obstversorgung unseres Volkes liegt bei der Mosterei. Wird ihre Kontingentierung ausreichend sein, um genügend große Reserven an Dörrgut und Frischobst für die schlimmen Monate des nächsten Frühjahres sicher zu stellen? Wer weiß, wie bald unser Obst berufen sein kann, den Mangel an Brot ausgleichen zu helfen!

Und das Bier? Wird seine Herstellung kontigentiert werden, nachdem dies bei unsern wichtigsten Lebensmitteln geschehen? Wird aus der neuen Gerstenernte des In- und Auslandes wieder ein großer Teil in die Brauereien abwandern?

Wir wissen es noch nicht. Zwar ist die Beschlagnahme der Gerstenernte erfolgt, nachdem bereits eifrige Agenten darnach unsere Ackerbaugebiete abgesucht hatten. Die bundesrätlichen Verordnungen über das Brotgetreide sind erschienen, die Brotkarten werden uns demnächst in die Hand gegeben.

Brotgetreide darf nach den neuen Verordnungen nur ausnahmsweise und nur zu ganz notwendigen *industriellen* Verarbeitungszwecken abgegeben werden. Die Brauerei ist dabei nicht genannt.

Aber betrachten die bundesrätlichen Verordnungen die Gerste als zum Brotgetreide gehörig, *wohin sie jetzt gehört*? Oder ist hier die Türe, die sich aus den Bundesspeichern nach den Braumagazinen öffnen kann?

Gerste ist dasjenige Getreide, welches das rationellste Streckungsmittel für Roggen und Weizen darstellt. Werden wir uns ihrer zu diesem Zwecke versichern bevor wir zur Kartoffel greifen? Bevor die Mälzereien, deren Einrichtungen sich so trefflich zum Dörren unseres reichen Obstsegens eignen, ihr Werk an ihr getan haben? —

Wird die Stimme so Vieler in unserem Lande zu diesen wichtigen Ernährungsfragen noch gehört werden, nachdem ja der Ruf zu gemeinsamer enger Zusammenarbeit von Volk und Exekutive ergangen.

Wird unsere Schweiz dem Beispiele aller kriegführenden und neutralen Länder doch noch folgen, hinter denen sie in der staatlichen Einschränkung des Alkoholverbrauchs, dieses schweren Bedrohers aller völkischen Nähr- und Wehrkraft, so weit zurücksteht?

Dürfen die staatlichen Maßnahmen, welche die Sicherstellung des täglichen Brotes unseres Volkes erheischt, darum vor den Interessen bestimmter Berufsgruppen Halt machen, nur weil diese wie keine andern sonst gehütet werden von überlieferten Sitten und künstlich gezogenen, falschen Anschauungen?

Sollte die Volksaufklärungsarbeit der letzten Jahrzehnte, die mitten im Sturme des Weltkrieges im Willen jener dreieinhalb Hunderttausende nach sichtbarem Ausdruck gerungen, immer noch schwächer sein als die Widerstandsmacht materieller Triebkräfte? Sollen in diesem schwersten Kriegswinter Not und Vergeudung Hand in Hand auch durch unser Land schreiten? O. Kleiber.

Wahres Christentum.

„Im Anfang war die Tat" lesen wir in Goethes Faust. Dies ist das große Befreiungswort jedes Menschen. Fichte's Philosophie ruht auf diesem Grunde.

Ohne schöpferische Tat in uns werden wir nie „geistiger Mensch". Aus dem Reich von Friedrich Nietzsche's Vielzuvielen müssen wir ausbrechen, nur immer mehr das Großmenschliche zu verwirklichen (den „Uebermenschen", sagt Nietzsche). Nietzsche's Uebermensch voll schenkender Tugend ist ein Zeuge lebensfreudiger Bejahung. Als höchsten Zeugen dieser Art fassen wir Christus auf. Er ist das Prinzip der Lebensbejahung. Leben ist opfern. — Das Opferungsprinzip hat auch Nietzsche mit der Tat besiegelt. Wir müssen dem Leben immerfort geben — dies war ja seine Uebung. Havelock Ellis (Geschlecht und Gesellschaft. Ausg. Dr. Hans Kurella I, S. 165) sagt: „Das Gebot der Härte, wie dieser Denker es befolgt wissen wollte, war nicht sowohl eine Verpflichtung zu fühlloser Gleichgültigkeit gegen unseren Nächsten, als eine Mahnung zu einer strengeren Haltung gegen das eigene Selbst, zur Bewahrung einer Selbstbeherrschung, kraft welcher die Seele für absichtsvoll gewählte Ziele gesammelt wird."

Der Weg zur wahren Freiheit geht durch die Selbstüberwindung. „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet" (Goethe). So können wir selbständige Persönlichkeiten werden. Dieser Geist schenkt uns Frieden bei allem Unfrieden und aller Disharmonie rings um uns. Die Norm der Wahrheit ist in uns selbst. Also die höchste Autorität ist bei

uns selbst, im eigenen Gewissen und in der eigenen Vernunft. Damit können wir unser Leben auf ein festes Fundament stellen. Nicht bloße „Reformation“, d. h. Aenderung von Aeußerlichkeiten kann uns befreien, sondern Revolution, d. h. Umwendung der Lebensrichtung, Neugeburt in unserer menschlichen Entwicklung.“ Diesen Revolutionsbegriff müssen wir im Leben durchführen als Geistesmenschen der Tat. Die Wahrheit gehe uns über alles! Was wir als Wahrheit erkennen, erfahre selbstverständliche Anwendung im praktischen Leben. Wenn äußere Autorität etwas von uns fordert, was mit unserer inneren Autorität des Gewissens und Geistes im Widerspruch steht, haben wir nicht zu gehorchen, sondern den Gehorsam zu verweigern. In diesem Sinne hat der wahre Mensch, der lebensgläubige Christ, Heide oder Jude Anarchist zu sein. Die eigene Geistes- oder Gewissensforderung hat den Ausschlag zu geben, ungeachtet, was die Folgen der Tat sein könnten. „Der eine frägt: was kommt danach? Der andre frägt nur: ist es recht? Und also unterscheidet sich der Freie von dem Knecht!“ (Theodor Storm).

Für viele ist jetzt die kirchliche Autorität abgetan. Desto gewaltiger ist in der Gegenwart die Autoritätsmacht des Staates. Er ist der große Feind, seine Gewaltsmacht entsittlicht die Menschen, und er beschützt mit seinem Militarismus den Kapitalismus.

Auch die öffentliche Meinung ist eine Autorität, welche viele höher stellen, als ihr Gewissen. Wir haben aber nicht zu fragen, was die anderen schwärmen, schwätzen und theoretisieren, sondern wir müssen selbst tun, was wir wissen.

Kapitalismus und Militarismus erachten wir für schädlich, niedrig, gemein, menschenentwürdigend. Wohlan! nicht gewartet, bis eine große Anzahl anderer den Kampf damit anfängt, sondern selbst angefangen!! Kompromisse sind unwahrhaftig und menschenunwürdig. Unser Tun und Lassen sei prinzipiell! So allein bedeutet es eine wesentliche Bestreitung des Bösen, so allein kann es den gewünschten und erstrebten Erfolg haben. Alle Bestreitung des Kapitalismus, welche nicht in einem Schaffen von antikapitalistischer Gesinnung besteht, welche nicht das parasitische Treiben in ein für die Gemeinschaft fruchtbares Handeln umwandelt, ist nur zum Schein eine Bekämpfung des Materialismus, mit wie viel Schlagwörtern sie auch verkleidet werden mag. Fast alle, die vorgeben, den Militarismus zu bestreiten, finden ihn doch für ihr Land und „jetzt“ noch unentbehrlich. Und das „jetzt“ kehrt immer wieder. Folglich wütet der Militarismus ohne Aufhören weiter.

Mit unserer Zivilisation und ihrer Betäubung, mit der Genußsucht, dem Luxus, der Geldgier haben wir die klare Lebenswahrheit und die einfachen menschlichen Lebensregeln verdunkelt und verwirrt. Wir haben aber selber neu anzufangen, wie uns Tolstoj wieder gelehrt

hat, gegenüber Bösem nicht Böses zu tun, sondern die höhere Liebe zu betätigen, indem wir uns weigern, am Bösen teilzunehmen. Wem es ernst darum zu tun ist, gut und frei zu leben, wer sich nicht selbst belügt und betäubt, dessen Gewissen wird ihm deutlich den Weg zeigen. Wir erinnern an den kategorischen Imperativ Kant's, das sittliche „Du sollst." Dieses Sollen ist nicht äußere Gewalt, sondern inneres „ich will." Wir wiederholen: „im Anfang war die Tat."

Lod. van Mierop und Otto Volkart.

Rundschau.

Zur Entscheidung des Parteivorstandes in der Grimmaffäre. Wir gedenken uns noch über das lebhafte Interesse, das die schweizerische Sozialdemokratie an der „gedeihlichen Entwicklung" der russischen Revolution genommen hat und die rühmliche Rolle, die sie bei ihrer „Rettung" gespielt hat, allgemein zu äußern. In einem Punkt müssen wir sofort eine prinzipielle Erklärung abgeben. Das ist die Entscheidung des Parteivorstandes in der Grimmangelegenheit. Wir müssen es gerade als Mitglieder der Partei tun, um hier unmißverständlich jede Verantwortung abzulehnen und aufs entschiedenste einen Schritt zu desavouieren, den wir nur als traurige Entgleisung bezeichnen können.

Die Grimm'sche Politik, das heißt Handlungen, die in Form und Inhalt das reinste Gegenteil sozialdemokratischer Ziele und Methoden sind, und ein klassisches Beispiel bilden für die Art, wie ein Sozialdemokrat nicht fühlen, nicht denken und nicht handeln soll, sind von dem Parteivorstand, also von der verantwortlichen Leitung des Parteilebens nicht scharf desavouiert worden. Eine absolut unsozialistische Tat hat eine sozialdemokratische Sanktion erhalten. Denn der gelinde Tadel, der in dem Mehrheitsantrag liegt, kann nicht als Desavouierung angesehen werden. Die Obersten der Oberstenaffäre sind viel schärfer von der Heeresleitung behandelt worden, als Grimm von unserm Parteivorstand.

Daß der Vorstand den — übrigens noch keineswegs genügenden — Minderheitsantrag mit nur drei Stimmen Mehrheit begrub, bedeutet zwar für Grimm eine geistige Niederlage, aber es ändert nichts an der traurigen Tatsache, daß der Parteivorstand, auf dessen Sanktion es in diesen Dingen ankommt, und der prinzipiell zu entscheiden hat, ob solche Taten im Rahmen des Gesamtlebens der Partei zu dulden sind oder nicht, eine Tat nicht gebrandmarkt hat, gegen die gerade Sozialisten mit der letzten Schärfe vorgehen sollten.

Man kann also in der Sozialdemokratie die Künste bürgerlicher Diplomatie anwenden, ohne daß dabei sehr viel zu tadeln sei. Die

Bürger haben sich über die Privatpolitik des Herrn Hoffmann viel mehr geärgert, als unser Vorstand über die Privatpolitik des Genossen Grimm. Das Verbleiben des Herrn Hoffmann an verantwortlicher Stelle war nicht vereinbar mit den Grundsätzen demokratischer Politik. Herr Hoffmann mußte gehen. Das Verbleiben des Genossen Grimm ist nicht unvereinbar mit seinem Verbleiben an verantwortlichen Stellen in der Sozialdemokratie, er muß nicht gehen, nach dem Urteil derjenigen, die hier maßgebend sind.

Man kann also einen Frieden erstreben (und wacker an seiner Verwirklichung arbeiten), der das genaue Gegenteil des Friedens ist, den Sozialdemokraten als ihr Ziel betrachten müssen, einen nicht internationalen Frieden, einen Frieden, der nicht darauf bedacht ist, allen Völkern zur Selbstbestimmung zu verhelfen und nicht die Interessen der Gesamtmenschheit berücksichtigt, weil er einseitig orientiert ist und dadurch einen ganzen Teil der Menschheit schwer schädigen kann. — Man kann das alles tun, ohne daß viel mehr zu tadeln sei, als etwas Unüberlegtheit und ein gewisser Mangel an Offenheit gegen die Genossen.

Insofern ist die Entscheidung des Parteivorstandes auf ihre Art ebenso zu bedauern wie die Grimmaffäre selber. Sie ist sogar noch bedauerlicher. Grimm's Tat war die Entgleisung eines Einzelnen, freilich sehr mitbedingt durch die ganze Orientierung, die dieser Einzelne dem Sozialismus und speziell der schweizerischen Sozialdemokratie zu geben sucht und die von seiner ganzen Richtung vertreten wird. Im Augenblick, da diese Entgleisung zeigt, in was für Abgründe das Evangelium führt, das uns das Heil bringen soll, erfährt die Taktik dieses Einzelnen keine scharfe Absage. Man sucht ihn zu heben. Man reicht ihm die Hand, damit er nicht in den Abgrund falle, in den er seine Bewegung reißen könnte. Man erklärt sich nicht solidarisch mit ihm; aber man bricht auch nicht mit ihm. Es gibt Fälle, wenn die Prinzipien im Spiel sind, wo man solidarisch bleibt, sobald man nicht jede Solidarität abbricht. Die Grimm'schen Ziele und seine Taktik gehören zu diesen Fällen.

Damit hat sich deutlich gezeigt, welche absolute Prinzipienlosigkeit in gewissen Kreisen unserer Sozialdemokratie herrscht, leider auch in den für den offiziellen Kollektivcharakter verantwortlichen. Bei allen radikalen Phrasen gegen bürgerliche Taktik und bürgerliche Politik fehlt es an der prinzipiellen Unterscheidung zwischen dem, was allenfalls mit den Methoden der bürgerlichen Politik zu vereinbaren ist und dem, was auf alle Fälle ein Sozialdemokrat nicht tun darf, ganz abgesehen von seinem persönlichen Charakter, nur weil er Sozialdemokrat ist. Wobei wir noch den Bürgerlichen unrecht tun, denn zahlreich sind die, welche diese Dinge auch bei sich selber schwer verurteilen würden. Es scheint bei gewissen Sozialdemokraten ein primäres Sauberkeitsgefühl zu fehlen gegen das, was sie selber gern als Ab-

schaum und Fäulnis der bürgerlichen Weltanschauung und Politik bezeichnen. Man gibt ihm einen roten Anstrich und läßt sein Wesen darunter bestehen, wie man über Abfälle, die man nicht sofort entfernen kann, etwas Kalk streut und sie ruhig weiter stinken läßt.

Das halb Tragische, halb Komische an der Sache zeigen am besten die Urteile der bürgerlichen Presse, an denen man seine hellste Freude haben könnte, wenn sie in sozialdemokratischen Blätter stünden, bei deren Lektüre man aber von tiefem Schamgefühl überwältigt wird, wenn man den Titel der Zeitung dazu liest.

„Immerhin zeigt auch der vorstehende Bericht mit fast zynischer Offenheit, daß die Herren Sozialdemokraten, wenn es ihnen in den Kram paßt, auch vor den krassesten Lügen nicht zurückschrecken und sich genau der gleichen Mittel bedienen, die sie, von bürgerlichen Diplomaten angewendet, verwerflich finden. Es stimmt fast traurig, daß die Mehrheit des sozialdemokratischen Parteivorstandes nicht den Mut gefunden hat, die mehr als naiv motivierten Unwahrheiten Grimms schärfer zu brandmarken." „Basler Nachrichten."

„Wie gern ist man auf sozialdemokratischer Seite bereit, höhnisch von ‚bürgerlicher Moral', von zweierlei Maß zu reden. Daß zweierlei Maß und eine verschiedenartige Auffassung von Moral bestehen können, hat nun die Affäre Grimm allerdings bewiesen, aber gewiß nicht im Sinne des sozialdemokratischen Sprachgebrauchs. Die strengen Hüter der Moral, die entschiedenen Bekämpfer aller Geheimdiplomatie zeigen sich plötzlich von einer Laxheit in der Auffassung und einer Milde des Urteils, die im grellsten Kontrast steht zur bisherigen Praxis in der Beurteilung der Zeitereignisse und der leitenden Personen, welche nicht bloß mildernde Umstände von vornherein ausschloß, sondern auch ernsthafter Einrede Gehör versagte." „Neue Zürcher Zeitung."

Ist es so weit mit uns gekommen, daß wir beim Barometer des Nachbars nachsehen müssen, wie die Wetterlage ist und seinen Kompaß entlehnen müssen, wenn wir noch Richtung einhalten wollen? Jedenfalls ist unser Kompaß merkwürdigen Schwingungen unterworfen. Als Kompensation steht dafür unser Barometer ständig bei: „Schön, nur leichte Morgennebel!" Das ist freilich das Wetter, das man bei allen Leitungen und Regierungen am liebsten hat.

In diesem Wetterbericht liegt aber eine furchtbar ernste Warnung. Sind wir so weit, daß wir nicht mehr auf Sturm reagieren und das mit offiziellen Wetterkarten entschuldigen und verdecken? Und wie soll es kommen, wenn in der stürmischsten Zeit der Geschichte die wahre, weite, prinzielle Orientierung fehlt, die auch im Sturm nicht versagt und den Weg daraus weist?

Die Entscheidung des Parteivorstandes ist darum eine noch viel grundsätzlichere Frage als der Fall, der sie veranlaßt hat.

Das Urteil des Parteivorstandes ist im Grund gar kein Urteil, sondern eine Anregung. Mit ihm ist keine Entscheidung, kein Spruch,

kein Wort gefallen, am allerwenigsten ein letztes Wort, sondern lediglich eine sehr dringliche Frage gestellt worden. Sie lautet:

Sind wir bei einem Sozialismus angelangt, der die schlimmsten Entgleisungen rechtfertigt und in seinem schwächlichen Relativismus die Grenzen zwischen Sozialismus und anderen Weltanschauungen verwischt? Oder haben wir einen Sozialismus, der klar und energisch auf sein Ziel lossteuert, den Weg einschlägt, der dazu führt und sich von den Halbheiten, Kompromissen und Unsauberkeiten rein zu halten weiß, die ihn trüben und lähmlegen können?

Das ist die Frage, die geistig Lesenskundige in dem Urteil des Parteivorstandes lesen können.

Die Antwort haben wir zu geben. J. Matthieu.

Staat und Gewissen. Die Fälle von Dienstverweigerung haben sich bei uns in der letzten Zeit stark vermehrt. Es wird angenommen, daß mehrere Dutzend von solchen Verweigerern in den Gefängnissen sitzen. In Holland freilich ist die Zahl dieser Art von Kriegsgefangenen wohl vier- bis fünffach so groß, während sie in England etwa tausend betragen soll, wozu dort aber eine sehr große, nicht genau anzugebende Zahl von solchen kommt, die zwar auf Grund ihrer Gewissensbedenken vom Militärdienst befreit sind, aber einen „Zivildienst" für nationale Zwecke verrichten.

Das Anwachsen der Bewegung hat die Militärbehörden vor die Frage gestellt, welches die zweckmäßigste Methode sei, sie zu hemmen oder zu unterdrücken. Bisher hatte im Ganzen eine glückliche Hand über der Praxis der Kriegsgerichte gewaltet. Ihre Strafen waren zwar nicht etwa leicht (vier bis fünf Monate Gefängnis können höchstens den Professoren der technischen Hochschule in Zürich als eine Art Auszeichnung vorkommen!), aber sie waren auch in Anbetracht der Umstände nicht besonders schwer und die Haltung der Gerichte war öfter sogar ritterlich, sehr viel ritterlicher als die jener Hochschullehrer gegen ihre eigenen Schüler und die des eidgenössischen Schulrates. Aber man konnte voraussehen, daß die sich mehrenden Fälle die Gerichte veranlassen könnten, die Methode zu wechseln und es mit drakonischer Strenge zu versuchen.

Das ist denn auch geschehen, vielleicht nicht ohne Einfluß des Umstandes, daß es aus Rußland nicht mehr so scharf wehte wie zuvor. Einige der neuesten Urteile sind unerhört hart. Und zwar gilt dies im Besondern von solchen, die, zum zweiten Mal aufgeboten, zum zweiten Mal verweigerten, natürlich aus Gewissensgründen. So sind zwei von unseren Freunden — es sind die beiden Ersten der in dem Aufsatz „Vor Kriegsgericht" Genannten — zum Doppelten der früheren Strafe, nämlich der Eine zu acht, der Andere zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt worden. Man bedenke, was dies heißen will! Kaum sind sie einen Augenblick aus dem Gefängnis heraus, so müssen sie wieder hinein. Beide sind junge, lebensvolle Menschen, beide haben

eine Familie zu stützen oder zu erhalten. Der Eine ist Vater von zwei kleinen Kindern, deren jüngeres nun kaum Zeit gehabt hat, den Vater kennen zu lernen. Acht oder zehn Monate sind im Gefängnis eine lange Zeit und jenen zartbesaiteten Hochschullehrern, die so ängstlich besorgt sind, daß die Dienstverweigerer unter ihren Zöglingen ja nicht zu große „Privilegien“ genössen, wäre zu wünschen, daß sie auch einmal dieser beneideten „Privilegien“ teilhaft würden und wär's auch nur für ein paar Wochen. Auch für die Angehörigen daheim dürfte der Mitgenuß dieser „Privilegien“ auf die Länge etwas salzig werden, und auch von diesem Vorzugsbrot möchte man jenen Herren ein Stück gönnen.

Diese Urteile im Besondern sind es, die einige Bemerkungen grundsätzlicher Art herausfordern.

Wir haben es an dieser Stelle wiederholt ausgesprochen, daß wir für die Dienstverweigerer keine Straflosigkeit erwarten. Nicht daß wir in ihrem Verhalten, falls es recht begründet ist, etwas Tadelnswertes oder gar Verwerfliches erblickten, im Gegenteil, aber es handelt sich um einen Zusammenstoß einer der staatlichen überlegenen Form von Sittlichkeit mit den Gesetzen des Staates und in jedem solchen Fall muß der Träger jener höheren Sittlichkeit dem Gesetz ohne Murren seine Buße bezahlen. Das versteht sich für uns von selbst. Eine andere Frage aber ist, ob solche unsinnig harten Urteile durch dieses Prinzip gerechtfertigt sind.

Wir wollen hier, da es für uns nebensächlich ist, nicht die Frage stellen, ob der nun von den Gerichten eingeschlagene Weg klug sei. Wer von der Geschichte revolutionärer Bewegungen irgend welcher Art auch nur einmal etwas hat läuten hören, weiß, daß er sogar sehr unklug ist. „Die Asche der Märtyrer ist der Same der Kirche.“ Es gibt kein besseres Mittel, ein kleines Feuer auszubreiten, als wenn man mit dem Stecken (der auch ein Säbel sein kann!) drein schlägt, namentlich wenn überall Brennstoff bereit liegt. Wenn es uns bloß auf eine möglichst rasche und möglichst große Vermehrung der Zahl dieser Bekenner ankäme, so müßten wir uns über diese neue Methode der Kriegsgerichte von Herzen freuen; denn es scheint uns sicher, daß die bisher gehandhabte Form die Bewegung eher zurückgehalten hat. Wir freuen uns aber nicht über diese wahrscheinliche Vermehrung der Fälle, sondern — wenn wir uns überhaupt freuen wollen — darüber, daß die Bewegung infolge davon ihre bisherige Höhe und Reinheit bewahren wird.

Wir lassen also dieses Moment auf der Seite. Es ist etwas viel Bedeutsameres, Prinzipielleres an der Sache. Diese beiden Dienstverweigerer Schwemmer und Zimmermann — ihre Namen sind nun allgemein bekannt — standen zum zweiten Mal vor Gericht. Was erwartete dieses eigentlich von ihnen? Das Kriegsgericht hatte das

erste Mal ausdrücklich anerkannt, daß sie aus durchaus reinen und hohen Gründen gehandelt hätten, dem Gebot des Gewissens gehorsam. Wie — soll man nun von solchen Menschen erwarten, daß sie im Laufe eines halben Jrhres ihr Gewissen ausgewechselt hätten? Wäre dadurch nicht das frühere Urteil als irrig erwiesen worden, indem sich gezeigt hätte, daß ihre Ueberzeugung eigentlich keine solche, sondern bloß eine vorübergehende Stimmung gewesen wäre? Wäre es ein edles Schauspiel gewesen, wenn diese Männer aus Angst vor nochmaliger, vielleicht schwererer Strafe umgefallen wären? Wir stehen also vor der Tatsache, daß sie die doppelte Strafe (die in Bezug auf die Wirkung mindestens die dreifache ist) erhalten, weil sie keine Feiglinge oder Windfahnen sind, sondern Menschen mit fester Seele, die für ihre Gesinnung alles auf sich nehmen.

Man kann sich einen größeren Widersinn nicht denken.

Aber in diesem Widersinn kommt der ganze Zusammenstoß zwischen dem Staat und dem Gewissen zum Ausdruck. Der Staat als solcher kann ein persönliches Gewissen nicht brauchen. Hegel hat ganz in seinem Geiste geredet, wenn er dieses für „das Böse" erklärte. Der Staat haßt im Grunde nichts so sehr, wie ein solches Gewissen. Nichts ist seinem Wesen mehr zuwider. Das gewöhnliche Verbrechen regt ihn bei weitem nicht so auf, das gehört in seinen Rahmen und mit ihm wird er schon fertig. Ein Wucherer, der um seines Geldbeutels willen das Land in Gefahr stürzt und den Hunger darin verbreitet, wird freigesprochen oder kommt mit ein paar Fränklein Buße davon, die er bei der nächsten Gelegenheit lachend zehnfach einholt, junge Menschen aber, die für eine heilige Sache, die heilige Sache dieser Tage, die Besiegung des Krieges, ihre Laufbahn, ihre Gesundheit, ihre Liebe hingeben, kommen zwölf bis fünfzehn Monate ins Gefängnis. Und das in der staatlichen Moral erzogene liebe Publikum, das sich gegen jene Wucherer erst aufrafft, wo es den Erfolg ihres Wirkens am eigenen Magen spürt, ist gegen diese Anderen sofort zu heiliger Entrüstung bereit.

So wirft dieses Urteil ein Blitzlicht auf den Kampf zweier Welten. Wer der Meinung ist, das Wort: „Ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen", sei nicht bloß eine dekorative Phrase, sondern eine Wahrheit und wer gesonnen ist, in diesen Wochen jenes andere Wort: „Es ist nicht rätlich, noch heilsam, daß ein Mensch etwas gegen sein Gewissen tue", zu preisen, der muß, falls es ihm mit der Wahrheit überhaupt ernst ist, davor stille halten und Entscheidungen treffen. Was soll in letzter Linie gelten: Staat oder Gewissen?

Diese prinzipiellen Erörterungen können uns aber nicht darüber beruhigen, daß diese jungen Männer, die jedenfalls in hohem Idealismus und Glauben für Gott und den Menschen einstehen, im Gefängnis leiden sollen, während wir Luft, Licht der Freiheit genießen.

Es drängt sich doch von neuem die Frage auf, die letzthin von anderer Seite in diesen Heften gestellt worden ist, ob es denn nicht richtiger wäre, Menschen, die nun einmal ihrem Lande von Gewissens wegen dieses Eine, den heutigen Militärdienst, nicht leisten können, ihm aber jeden andern Dienst mit Freuden leisteten, dafür eine Gelegenheit zu geben in Form eines sog. Zivildienstes? Daß dieser, um die Bequemen fernzuhalten, mehr verlangen müßte, als der heutige Militärdienst, ist schon erklärt worden und sei zur Vermeidung jeglichen Mißverständnisses nochmals betont.

Oder ist dies vielleicht ein Kompromiß und ist es richtiger, wenn der Kampf der beiden Prinzipien in aller Schärfe ausgetragen wird?

L. R.

„Uebertreibungen.“ Als wir vor einiger Zeit auf die arge Bedrohung und Beschmutzung hinwiesen, die unser Land durch das Wucher- und Schiebertum erleide, da redete die Systemspresse, wieder einmal wie auf eine Parole hin, von „Uebertreibungen“. Inzwischen haben die kriegsgerichtlichen Verhandlungen in der Benkener Affäre Vielen ein Licht aufgesteckt und wir brauchen nicht mehr zu befürchten, daß sich jener Vorwurf wiederhole. Wir aber müssen erklären, daß wir, so viel wir auch über diese Dinge wußten, sie für so schlimm doch nicht gehalten hätten. Was mag uns wohl noch an Enthüllungen weiter beschieden sein?

Eine Frage hat sich uns schon lange aufgedrängt: Sollten die Behörden von so offenkundigen Tatsachen nichts gewußt haben? Wenn dies der Fall war, wie viel Vertrauen darf man dann zu ihnen hegen? Wenn sie aber davon wußten und nicht mehr dagegen taten, was soll man dann von ihnen denken? — Und die Zeitungen?

Zu der Notstandsaktion als Ergänzung zu dem Aufsatz von Dr. Kleiber noch ein Wort. Eine Reihe von Völkern, auch neutrale, haben während dieser Kriegszeit tief eingreifende Maßregeln gegen den Alkoholismus ergriffen. Rußland verdankt seinem Vorgehen den so wenig gewaltsamen und blutigen Verlauf der ersten Phase seiner Revolution, vielleicht überhaupt das Erwachen aus seiner Lethargie. Diese Völker werden jedenfalls davon einen Segen des Krieges ernten. Und bei uns? Da sollen Kirchen und Schulhäuser geschlossen werden, bevor es an das Wirtshaus kommt und der ungeheure Obstsegen des Jahres, der uns so sehr durch die Gefahren des nächsten Jahres helfen könnte, soll zum großen Teil zur Mostbereitung dienen. Ist denn niemand da, in dieser Sache eine gründliche Wendung herbeizuführen? Bringen wir's in diesen Zeiten der Kohlennot nicht einmal zu einer ganz frühen Polizeistunde? Warum konnten sich die Arbeiterschaft und ihre Führer nicht dazu aufraffen, diese wichtige Forderung zu stellen? Wo bleiben da sittliche Kraft und Ernst?

Noch Eins: könnte nicht ein Teil der mobilisierten Truppen gegen die Not verwendet werden, zum Fällen des Holzes und zum Sammeln

all des vielen Abfalls, der sich in unseren Wäldern findet? Wäre dafür nicht auch ein Hilfsdienst einzurichten?

Es muß sich in diesen, wie in andern Dingen zeigen, ob noch ein wenig moralisches Kapital unter uns übrig geblieben ist. L. R.

Büchertisch.

Theologie, Sozialdemokratie und Krieg. Von H. F. Schmid (Genossenschaftsdruckerei, Zürich).

Diese Schrift eines pseudonymen, offenbar aus der katholischen Kirche hervorgegangenen Verfassers hätten wir schon längst gern angezeigt. Es ist doch höchst erfreulich, wenn ein „Laie" sich so ernsthaft mit katholischer und protestantischer Theologie auseinandersetzt. Und dazu in einem so edlen Ton, der den angegriffenen Theologen zum Vorbild dienen könnte und den diese nicht immer verdienen.

Wir sind mit der Auffassung des Christentums, die der Verfasser vertritt, nicht völlig einverstanden und haben wohl über die Sozialdemokratie ein wenig andere Gedanken. Das hindert uns aber nicht, uns an dem ganzen Geist dieser Erörterungen herzlich zu freuen. Die Schrift ist für die Gärung in der Sozialdemokratie, der der Verfasser offenbar selbst angehört, und besonders für das in ihrer Mitte vorhandene Bedürfnis nach einer Orientierung an den höchsten Gesichtspunkten, ein bedeutsames und wohltuendes Symptom. Sie verdient alle Beachtung.

L. R.

Bruder. Eine Laienpredigt aus dem Kriege für den Frieden. Von W. Keßler. Verlag von Rascher & Cie., Zürich.

Diese kleine Schrift wirkt erquickend als ein Zeugnis. Der Verfasser, der Gatte einer bekannten modernen Schriftstellerin, tritt nicht nur im Namen der christlichen Liebesbotschaft dem Kriege entgegen, sondern hält dazu dessen Besiegung für unmöglich, wenn nicht eine wirtschaftliche Umwälzung im Sinne eines von der materialistischen Hülle befreiten Sozialismus uns eine Gesellschaftsordnung bringe, die an Stelle des Raubsystems die Bruderschaft in solidarischer Arbeitsgemeinschaft bringe. Christentum und Sozialismus gehören für ihn in diesem Sinne zusammen.

Ein sehr erfreuliches Zeichen! Es ist so selten, bei Menschen, deren ganze Stellung sie in ein anderes Lager weist, diese Freiheit des Geistes zu finden, daß jeder Einzelne von ihnen als eine hocherfreuliche Entdeckung wirkt. Jeder ist aber doch durch seine Existenz eine Widerlegung des reinen Geschichtsmaterialismus. Jeder ist auch eine Verheißung; denn diesen Weg werden doch schließlich alle Besseren gehen müssen. L. R.

Redaktionelle Bemerkung.

Sollte es nicht möglich sein, dies Heft auf Ende des Monats herauszugeben, so bitten wir um Entschuldigung. Ein Mißverständnis ist die Ursache einer Verzögerung um mehrere Tage geworden.

Da das Heft den uns zur Verfügung stehenden Raum stark überschreitet, werden wir uns später vielleicht erlauben, dies wieder einzuholen. Wir hielten es für richtig, den Aufsatz „Gottesreich und Kirche" nicht zu teilen.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Reformatoren.

Die nächsten Tage und Wochen sind dem Andenken an die Reformation gewidmet. Es wird wohl kaum in dieser Zeit eine Predigt oder ein Vortrag gehalten, in der nicht ein Echo aus der Reformationszeit an unser Ohr tönt, und eine weitschichtige Reformationsliteratur wird einem ins Haus getragen. Und in all den Jubiläumsreden und -schriften spielen selbstverständlich die Reformatoren die Hauptrolle, eine ganze Reihe von Lebensbildern werden aus der Vergangenheit hervorgeholt und dem Volk vor Augen gemalt; es ist auffallend, wie reich jene Zeit vor vierhundert Jahren an charaktervollen Persönlichkeiten ist, fast jede Gegend hat ihren eigenen Reformator. Es ist kein Wunder: Person und Sache gehören eng zusammen, der große Kampf der Zeit mußte in einzelnen Menschen zum Austrag kommen, so wie der Dichter von Luther sagt:

„Er trug in seiner Brust den Kampf verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt."

Darum feiern wir heute jene Menschen, aber — wohlverstanden — sie, die damals kämpften, können uns heute nicht mehr helfen; sie, deren Gräber wir heute schmücken, sind tot, so sehr wir sie aus dem Totenreich heraufbeschwören.

Dagegen ist die Sache, für die sie einst gelebt haben und gestorben sind, auch unsere Sache: das freie Denken, der frohe Glauben, das heilige Weltleben, das gottinnige Gebet, das persönliche Gewissen und die souveräne Gemeinde. Und auch von diesen Gütern gilt es: erwirb sie, um sie zu besitzen. Der Kampf um dieselben hat zwar andere Formen und Namen angenommen, aber er ist nicht weniger schwierig, ernst und drohend als vor vierhundert Jahren, und es braucht auch heute wieder einzelne Menschen, kraftvolle, unerschrockene Persönlichkeiten, deren „Leben zum Schlachtgebiet zweier Zeiten", zweier Welten wird; wir können uns nicht damit begnügen, tote Reformatoren zu feiern, wir brauchen selbst lebendige Reformatoren für den schweren Kampf der Gegenwart.

Darauf hinzuweisen, scheint wahrlich nicht überflüssig zu sein angesichts der Liste der für das Jubiläum zur Verfügung stehenden

Redner und ihrer Themata. Von all den zirka hundertfünfzig Vorträgen behandeln nur zwei die furchtbaren Geisteskämpfe der Gegenwart, die Reformation des zwanzigsten Jahrhunderts, im übrigen herrscht offenbar die beschauliche Ruhe des rückwärts gewandten Blickes vor. Man greift sich unwillkürlich an die Stirn und sagt sich kleinlaut: Wie soll es reformatorische Menschen geben, wenn man nicht einmal das Bedürfnis nach Reformation spürt!

Wo bleibt denn heutzutage bei der Allmacht des Staates die Ehrfurcht vor dem persönlichen Gewissen, wo bleibt die Heiligung des Weltlebens, da doch der Zweck alle Mittel heiligt, wo ist noch etwas von der Geistesgemeinschaft der Christen bei dem alles andere verdrängenden Nationenkultus? Das erste und höchste Gebot heißt nicht mehr: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst, sondern klipp und klar: diene dem Staat blindlings bis zum letzten Augenblick mit Leib und Seele und allen deinen Kräften.

Das wollen viele Prediger des Evangeliums nicht sehen, und zwar umso weniger, je bibelfester sie sind, während ein Kalthoff im Jahr 1907 bereits schreiben konnte: „er (Luther) machte den Menschen, den er von der kirchlichen Obrigkeit losgesprochen, zu einem willenlosen Werkzeug der weltlichen Obrigkeit — der protestantische Staat, den er hat gründen helfen, ist gerade so tyrannisch, wie die Kirche, der er den Fehdehandschuh hingeworfen. Darum lebt auch dieser protestantische Staat von der Furcht, nicht von der Liebe, er ist ein neues Gesetz, nicht ein Evangelium, ein Zuchtmeister, nicht eine Mündigkeitserklärung." Aber davon scheinen viele „gute" protestantische Christen nichts zu merken, sonst würden sie nicht so blindlings den Staat vergöttern und über gequälte Gewissen nicht so leichthin zur Tagesordnung schreiten. Kann es denn einen schärferen Gegensatz geben als den zwischen Zäsar und Christus, Gewalt und Liebe, und einen tragischeren Konflikt als den zwischen Staatsraison und Bergpredigt? Was sind aber alle Verirrungen der mittelalterlichen Papstkirche gegenüber der grauenhaften Katastrophe des nicht enden wollenden, aller menschlichen Führung und Zähmung spottenden Weltkrieges? Und wenn einer von der Front zurückkehrt, so hat er wohl noch schlimmere Ausdrücke für das, was er sah, als „cloaca maxima".

Darum ist unser aus dem tiefsten Innern in die Weite schallender Ruf: Gebt uns neue Reformatoren, gib du uns, Allmächtiger, neue Menschen, die ein Neues schaffen in Deinem Namen auf den Trümmern des Alten! Gib uns neue Träger Deiner Leben spendenden Wahrheit. Gib uns Feldprediger von der Sorte eines Zwingli, der angeekelt von dem Menschenschacher und der Menschenschlächterei sich sehnt nach einer Staatsform und einem Staatenbund, der die Kühnheit der Tyrannen im Zaume hält und die Kriege überflüssig macht.

Menschen braucht's auch heutzutage, welche sich vom Schlagwort die Selbständigkeit ihrer Ueberzeugung nicht totschlagen lassen, sondern

sie zu wahren entschlossen sind, „als ein Gebiet, in das kein Gesetz und keine Obrigkeit hineinregieren darf, wo allein der Mensch in seiner ureigensten Persönlichkeit zu Worte kommt.“ Das eigene Gewissen ist das Merkmal eines wahren Menschen, insbesondere eines Christen. „J'appelle homme un individu capable à suivre les ordres de sa conscience. Plus que jamais le monde a besoins d'hommes consciencieux.“[1]) Damit ist nicht in erster Linie die peinliche Gewissenhaftigkeit in den kleinen Dingen des Alltags gemeint, sondern es sind vor allem die großen Richtlinien des Gewissens in seiner unmittelbaren Bindung an Gottes Gedanken mit den Menschen, wie sie in Jesus zum Ausdruck gekommen sind.

Solche in Gott wurzelnde Selbständigkeit macht frei von allen Größen zweiten und dritten Ranges und versetzt uns, nicht notwendig, aber unter Umständen in Widerspruch mit ihnen. Darum braucht es als Reformatoren auch Leute, die den Mut haben, mit diesen Größen, die so gerne als moderne Päpste die Absolutheit und Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nehmen, den Kampf zu wagen. Es braucht sehr großen Mut, denn der Kampf ist ein gar ungleichmäßiger; es führen ihn einzelne Wehrlose gegen die Masse der Mächtigen, das bringt zum allermindesten Verachtung. Nach Jahrhunderten werden die Reformatoren gefeiert, aber man übersieht dabei gar oft, daß dieselben Männer zu ihrer Zeit als törichte Schwärmer, unbesonnene Stürmer oder gar als gefährliche Frevler gebrandmarkt worden sind. War nicht Jeremia ein „Verräter“, und Paulus ein „Schwätzer“ in den Augen der sittsamen Bürger; wie viele von denen, die heute auf ihre Worte schwören, würden damals sich auf ihre Seite gestellt und ihr Los geteilt haben? Können wir Neues schaffen helfen, wenn wir uns vor der Ungnade des Philisters und Durchschnittsmenschen fürchten?

Wir wären mit unserem Christentum nicht in eine so trostlose Sackgasse geraten und zu so erbärmlicher Ohnmacht verdammt worden, wenn man sich nicht seit langer Zeit daran gewöhnt hätte, von der Gunst der Vielen und der Hohen zu leben. Das freie und stolze Selbstbewußtsein göttlicher Sendung ist verloren gegangen und damit der Mut, mehr zu wollen, als was gerade die Gegenwart zu bieten hatte. Wir brauchen Menschen, die stark in Gott einer ganzen Welt zu trotzen imstande sind, auch wenn sie voll Teufel wär.

Es ist aber nicht gewöhnlicher Trotz oder Starrsinn, sondern in tiefstem Grunde nichts anderes als Glauben, der solchen Mut verleiht — Glauben nicht nur an das, was geschehen ist, sondern an das, was werden und kommen soll: „es muß uns doch gelingen.“ Wie war es doch bei Ausbruch des Krieges? „Es ist der Herr, er tue was ihm wohlgefällt“, das war die Parole der schlaftrunkenen Christenheit mit ihrem schlechten Gewissen. Und vor dem drohenden Unwetter floh man ängstlich in die Kirchen und überließ es den

[1]) Stellungnahme der Studierenden der E. T. H. zum „Fall Kleiber“, pag. 38.

„Draußenstehenden", die Spuren der kommenden Um- und Neugestaltung zu erspähen und auf eine Erneuerung der Menschheit zu hoffen. Der Glaube erschöpfte sich in dem Gerede von Strafe und Schutz Gottes, aber wo blieben die Verheißungen, welche die alten Propheten in Zeiten der Not durch alles Unheil hindurch schimmern ließen, wie das Sonnenlicht hinter schwarzem Gewölk? Freilich tauchen jetzt da und dort Stimmen auf, welche auf das Ganze gerichtet sind und das Gute betonen, das auch diese Zeit bringen muß; aber es sind gar wenige Menschen, in denen das lebt, Leben und Gestalt gewinnt. Reformation feiern, heißt nach solchen Menschen ausschauen, dürsten darnach im Glauben, daß eine neue Zeit, ein neues Menschengeschlecht kommen wird.

Einstweilen spitzen sich die Gegensätze zu: auf der einen Seite ruft und sinnt man täglich nach immer neuer Gewalt:[1]) „Krieg sei die Losung, sei der Grundton jeder Stunde! Die männliche Jugend müsse so erzogen werden, daß sie mit achtzehn Jahren fertige Soldaten sind," und nach einer Zeit der Ebbe werden neue Rüstungen in Aussicht gestellt, denn, so heißt es, die Existenz der Völker beruht auf Gewalt. Auf der anderen Seite erkennt man den Wahnwitz solchen Daseins, man ist überzeugt davon, daß auf Versöhnung, ja auf Verbrüderung der Völker allein die Zukunft des Menschengeschlechts beruht, und erklärt darum allem, was dem im Wege steht, den Krieg. Christus und sein Reich taucht aus der Vergangenheit auf als das große Ziel der Menschheit auf Erden. Vernichtung oder Versöhnung!

„Kein Drittes! Gib in großem Stile dich!
Du kneifst die Lippen — bist du unser? Sprich!"...

Gott, gib uns in unserer Reformationszeit Menschen, die klar und deutlich, voll Mut und Glauben sich zu Dir und Deinem Reich bekennen.

L. Stückelberger.

Neue Wege.

VII. Die Reformation.[2])

1.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, das eines tiefen Sinnes nicht entbehrt, wenn nun die vierhundertjährige Jubelfeier der Reformation in das vierte Jahr des Weltbrandes fällt. Sollte dieser nicht unter Anderm den ganz einfachen und klaren Sinn haben:

[1]) Aus einem deutschen Schulprogramm.

[2]) Dieser Aufsatz erscheint wegen der Reformationsfeier außerhalb der Reihenfolge, die er im Zusammenhang der ganzen Serie einnimmt.

die Reformation, mag sie einst auch etwas Großes bedeutet haben, hat doch ihr letztes Ziel verfehlt? Denn es ist doch gewiß klar, daß jener Zustand der Welt, aus dem die Katastrophe zuletzt hervorwuchs, nicht hätte eintreten können, wenn das, was die Reformatoren gewollt haben, sich einigermaßen verwirklicht hätte, ja, man könnte vielleicht noch weiter gehen und sagen: wenn das, was sie gewollt, das Richtige, ganz das Richtige, das Vollgenügende gewesen wäre. Die Katastrophe ist zwar eine solche der ganzen Christenheit, nicht bloß ihres protestantischen Teils, aber der Protestantismus wollte ja eine Erneuerung der Christenheit von Grund aus und der von ihm ausgegangene Anstoß hat die folgenden Jahrhunderte beherrscht; wenn nun das Ende die Weltzerfleischung ist, dann drängt sich doch wohl die Frage auf, ob denn der Anfang gut gewesen sei. Es könnte zum mindesten so sein, daß zwar die Reformation einst ein gutes und großes Werk gewesen wäre, dessen Wirkungen sich nun aber erschöpft hätten, sodaß ein neues Werk dieser Art nötig geworden wäre.

Jedenfalls müßte die Reformationsfeier ganz unter dem Zeichen des Weltkrieges stehen. Das sollte im Grunde selbstverständlich sein. Sie müßte ganz und gar von der Frage beherrscht sein: „Welcher Zusammenhang besteht zwischen den beiden Ereignissen? Was für einen Sinn kann im Angesicht dieses ungeheuren Bankrottes eine Reformationsfeier haben? Kann uns gerade in dieser Lage eine Besinnung auf jenes Ereignis etwas nützen?“ Daß dann diese ganze Feier eine Bußfeier würde, versteht sich von selbst.

Dadurch bekäme sie aber auch einen unerwarteten Wert. Denn was hat sonst eine bloße Wiederkehr von Zahlen zu bedeuten? Als ob die lebendige Geschichte damit etwas zu tun hätte! Sie wird dadurch eher verrenkt und gehemmt. Wenn solch ein geheiligtes Datum eintritt, dann fühlt man sich natürlich veranlaßt, Personen und Bewegungen, die nun vielleicht doch, so groß und heilsam sie einst waren, Tote sind, aus dem Reiche der Schatten heraufzubeschwören mitten in unsern Tag hinein. Wir stehen vielleicht gerade an einer völlig andern Stelle; wir haben mit ganz andern Aufgaben zu tun, haben ganz andere Fragen zu beantworten. Es sind vielleicht Aufgaben und Fragen, die mit denen zusammenhangen, womit jene Personen und Bewegungen verbunden sind, aber sie sind uns doch auf ganz andere Weise, auf unsere Weise, gestellt, und auf unsere Weise müssen wir mit ihnen fertig werden. Auch wenn jene früheren Gedanken an sich tiefer, wertvoller, wahrer wären, als die unsrigen, so leben wir eben von unserer Wahrheit, von der Wahrheit, die wir verstehen und erleben können. Es hilft uns gar nichts, wenn wir mühsam versuchen, uns jene ältere Wahrheit durch Anempfindung zu eigen zu machen, wir werden dadurch nur unwahr, geraten in Fremdes hinein und verhindern uns daran, zu der uns bestimmten Wahr-

heit zu gelangen. Wenn unser Weg durch Flachland führt, dann bleibt uns doch nichts anderes übrig, als ihn zunächst weiter zu gehen; so allein können wir schließlich vielleicht zur Höhe gelangen. Mögen wir auch kleine Leute sein und jene Einstigen Riesen, so müssen wir eben als kleine Leute leben und das bloße Anstaunen der Riesen hilft uns nichts. Uebrigens gilt das Wort: „Ein kleiner Mann ist auch ein Mann," und wir trauen Gott zu, daß er nicht nur Einen Tag der Wahrheit habe, der ewig gleich wiederkehren müsse, sondern immer neue Tage und immer größere, strahlendere.

Es mag dann allerdings wohl geschehen, daß, wenn wieder ein Tag neuen Wahrheitslichtes aufgegangen ist, von ihm aus ein früherer neues Leben und neuen Sinn erhält, vielleicht auch, daß ein einem neuen Tag entgegenringendes Geschlecht oder auch ein einzelner Mensch dieser Art gerade auf seinem besondern Wege dazu gelangt, die Verwandtschaft seines Wollens mit dem der Früheren einzusehen, so daß Vergangenheit Gegenwart wird, mehr Gegenwart als das, was sonst diesen Namen trägt, und daß sie dann hinuntersteigen zu den Hallen der Väter, um dort Rat, Licht, Mut zu holen. Denn sie sind ja nicht tot; „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen, ihm leben sie Alle." Es ist ein ganz falsches Verständnis der Geschichte, wenn man sie sich als eine gerade Linie vorstellt, auf der das, was geschehen ist, für immer der bloßen Vergangenheit verfällt, sodaß, was chronologisch weiter wegrückt, damit damit auch im tieferen Sinne immer mehr Vergangenheit wird. Das Bild des in sich selbst zurückkehrenden Kreises dürfte den Sinn der Geschichte besser, obschon auch nicht ganz zutreffend, darstellen. Auch ist Geschichte nicht bloß Chronik, das heißt: ein buntes Kommen und Gehen von mehr oder weniger zufälligen Gestalten und Ereignissen, vielmehr ist sie in dem Maße, als sie wirkliche Geschichte ist, eine sinnvolle Einheit, ein Organismus, eine Bewegung zu einem Ziel hin, eine Arbeit, ein Kampf, ein Reich. Was da einmal geschehen ist, mag etwas geleistet haben, das für immer gilt, mag eine Entscheidung bedeuten, auf die später einfach gebaut werden kann und muß, mag eine lebendige Tatsache sein, ein Quell, aus dem immerfort geschöpft werden kann und muß, als ob er heute erschlossen wäre. So leben wir von der Geschichte und dürfen uns nicht von ihr losreißen, ohne unser wahrhaft geistiges Leben abzuschneiden und uns der bloßen Natur auszuliefern. Geist im Vollsinn ist Geschichte, wie denn auch nur der Geist Geschichte haben kann. In diesem Sinn ist es uns seit langem ein Hauptanliegen unseres Kampfes um eine geistige Welt und einen lebendigen Gott, geschichtliches Denken gegen allen Naturalismus und Intellektualismus, die im Grunde kein wahres Werden kennen, zu behaupten. Denn die ganze sittliche Welt in jenem tiefsten Sinne des Wortes, wo es mit „wahrhaft geistig" Eins ist, hängt daran, daß wirklich etwas geschieht, daß es eine Tat gibt,

die lebendige Ewigkeit in sich schließt und die etwas schafft, das heißt: daran daß es Geschichte gibt.

Aber nun gibt es Geschichte und Geschichte. Lebendige Geschichte ist überall nur, wo Erleben ist, alles Uebrige ist bloße Vergangenheit, Chronik, Gespenst. Und darin besteht nun eben die Gefahr solcher Jubiläen, daß sie zufälliger, äußerlicher, mechanischer, weil bloß chronologischer Natur sind. Es wird nicht gewartet, bis Gestalten und Bewegungen der Vergangenheit von selbst aus dem Schlummer erwachen und wieder lebendig werden. Es verhält sich ja so, daß dafür eine bestimmte Regel vorhanden ist. Menschen und Epochen mögen noch so groß gewesen sein, sie müssen wieder in den Hintergrund treten, unverstanden werden oder bloß als Schatten im Gedächtnis der Nachkommenden weiterleben, bis ihre Stunde wieder gekommen ist, bis der Weckruf der Geschichte wieder an sie ergeht und sie aufstehen aus ihrem Grabe, um einem neuen Tage von neuem ihre Botschaft auszurichten, Lebendigere als je, immer Gegenwärtigere. Das sind dann die echten Auferstehungen, die Jubiläen von Gottes Gnade. Aber die chronologischen Jubiläen sind von des Kalenders Gnaden und das Werk der Gelehrten. Sie kommen zu den Schlummernden, bevor deren Stunde erschienen ist, rütteln an den Gräbern, wirbeln historischen Staub auf, aber was dann erscheint, ist nicht ein Lebendiges, sondern höchstens ein Phantasiegebilde; es lebt den Jubiläumstag und stirbt mit ihm. Oder es werden durch die Mühsal der historischen Wiederbelebung die Toten wirklich einen Augenblick zu einem Scheinleben erweckt, sie richten sich auf, schauen uns aus müden Augen an und sinken in ihren Schlummer zurück. Aber wir sind dadurch gestört worden. Denn wir sind veranlaßt worden, die Wahrheit, die sich uns heute enthüllen will, aus den Augen zu verlieren. Man benutzt vielleicht auch den Anlaß, um ein Lebendiges unserer Tage durch eine große Vergangenheit totzuschlagen. Man schmückt die Gräber der Propheten, während man ihre wirklichen Nachfolger steinigte, wenn sie unter uns erschienen. So ist der Erfolg eine größere Unwahrheit.

Dies ist überhaupt die Art jener Geschichte im üblen Sinne. *Ihre* Weise ist es, die Lebendigen an die Gräber der Vergangenheit zu ketten. Sie rüttelt die Toten wach und erweckt sie doch nicht wirklich. So ist meistens die Geschichte, wie sie als „Wissenschaft" getrieben und der Jugend beigebracht wird. Gegen sie wehrt sich alles, was lebendig ist und will dann überhaupt nichts mehr von Geschichte wissen. Der Historismus, der ein Kind des Intellektualismus ist, erzeugt den Antihistorismus; beide verstehen nichts von der lebendigen, der erlebten Geschichte, die immer auch Gegenwart ist.

Wir mußten aus diesen Gründen vor der an eine Jahreszahl gebundenen Reformationsfeier recht Angst haben. Würde da nicht wieder eine solche Theater-Auferweckung stattfinden? Würde da nicht wieder geschauspielte Begeisterung in Masse erzeugt werden?

Würde man da nicht wieder die Gelegenheit benützen, die Gegenwart durch die Vergangenheit zu vernichten? Würde man da nicht wieder Masken von Wahrheiten auf den Altar stellen, deren Wirklichkeit man verbrennen würde? Kurz: würde man nicht wieder eine große Rühmerei von Dingen anstellen, die gar nicht vorhanden sind, mit Weihrauchnebeln für die Vergangenheit den tatsächlichen Zustand der Gegenwart verdecken und die heute nötige Reformation verhindern? Würde nicht alles ein leerer Spektakel und eine große Heuchelei werden?

Es ist nach unserem Gefühl anders gekommen. Einmal ist es, wie gesagt, der Krieg, der dem ganzen Anlaß einen gewaltigen Hintergrund und bitteren Ernst verleiht. Gerade der Krieg ist es auch, der vollends alle jene Probleme aufgewirbelt hat, die eine neue religiöse Orientierung zum Teil schon bedeuten, zum Teil nötig machen. Was in der Reformation gewaltig aufgährte, wird heute wieder lebendig. Es geschieht in völlig anderer Form, aber aus dem lebendigen Kampf drängt es uns, zurückzuschauen und zu fragen, wie einst in anderer Lage und in anderer Form diese dargebotenen Probleme gelöst worden sind. Auch bei uns drängt alles auf eine Erneuerung des Lebens aus den tiefsten Gründen; da kann es für uns nur vom größten Nutzen sein, zu erfahren, wie einst eine solche Erneuerung zustande gekommen ist, in welcher Form die Wahrheit erschien und wie sich der Irrtum einnistete. Eben weil wir wieder lebendiges Geschehen haben, wird die Geschichte wieder lebendig und das chronologische Jubiläum der Reformation trifft diesmal gerade zusammen mit der Stunde ihrer gottgewirkten Auferstehung. Dafür ist uns ein Beweis, daß Viele von uns, ohne von ferne an Jahreszahlen zu denken, uns schon seit längerer Zeit mit steigendem Interesse jener Epoche zugewendet haben. Allerdings ist damit auch gesagt, daß dieses „Jubiläum“ nicht mit den entsprechenden Jahreszahlen erlöschen, sondern daß es zu einer völligen Wiederbelebung, einer gründlichen Auseinandersetzung mit jener großen Epoche kommen muß, bis klar geworden ist, wo ihr Werk fortgesetzt, wo es verbessert und ergänzt werden muß. Dabei meinen wir aber selbstverständlich nicht, daß die Arbeit unserer Tage sich an diese geschichtliche Auseinandersetzung binden müsse, sondern eben genau umgekehrt, daß diese sich als Frucht von jener von selbst einstellen werde. In dieser Zeit des Weltgerichtes und eines anbrechenden neuen Aeons stehen alle Toten auf.

2.

Was hat denn die Reformation bedeutet? Was bedeutet sie heute?

In der Antwort auf diese Frage gehen die beiden Arten von Geschichtsbetrachtung deutlich und typisch auseinander.

Die tote Geschichte (wir wollen sie einmal so nennen) hat von der Reformation das uns bekannte Bild gezeichnet. Zunächst scheint es freilich nicht eins, sondern mehrere; es erweist sich zuletzt aber doch, daß alle einen Stil haben. Da ist einmal das des Liberalismus, von seinen edlern und tiefern Formen an bis zum flachsten Aufklärungsfreisinn aller Jahrhunderte. Darnach ist die Reformation wesentlich eine Freiheitsbewegung. Je nachdem man den Begriff der Freiheit faßt, faßt man auch diese Freiheitstat der Reformation. Sie bedeutet für die Einen die Einsetzung des religiösen Gewissens in sein Recht gegenüber jeder Zwangsautorität, die Befreiung des Weltlebens von der Bevormundung durch die geistliche Gewalt und damit eine weite Bresche für das Eindringen einer freien, rein menschlichen Kultur, die übrigens der Religion nicht entbehren und nicht unchristlich sein muß; für die Andern bloß die Auflehnung der Vernunft gegen das Joch des Papsttums und der Tagesanbruch nach der Finsternis des Mittelalters, wobei man, je nachdem man das Verhältnis zwischen der Kraft dieses neuen Lichts zu der kirchlich-pfäffischen Verdunkelung, die es bald erlitten habe, abschätzt, auch das ganze Ereignis höher oder niedriger einschätzt. Im ganzen ist von der liberalen Auffassung der Reformation wie vom Liberalismus überhaupt zu sagen, daß sie auch in ihren edlern Formen die Bewegung vorwiegend von der Seite der Kultur her beurteilt, in den gröbern aber kaum einen Rest von ihrem wahren Sinne festhält.

Aehnlich ist die Art des geschichtsmaterialistischen Sozialismus. Danach ist die Reformation der religiöse Reflex oder Ueberbau einer politischen und sozialen Umwälzung. Sie spiegelt die erstarkte Macht des städtischen Bürgertums und die neuerwachte Befreiungssehnsucht der Bauernschaft wieder. Sie bietet dieser jene religiösen Formeln, die den eigentlichen Kern des Vorganges im Geiste jener Zeit verklären und rechtfertigen sollen, ihn aber für uns verhüllen. Man sieht, daß das Ereignis hier in erster in erster Linie als politisches und soziales betrachtet wird.

Und nun die religiöse oder theologische Auffassung. Hier greift man wirklich oder scheinbar tiefer. Man sucht die religiöse Wurzel der Reformation und findet sie in jenem heißen Bemühen, über das ungenügende und für tiefere Seelen qualvolle System des Katholizismus zu einem neuen Verständnis des Heils und einer sicheren und frohern Gottesgewißheit durchzudringen. Man geht, um zu einem tiefern Verständnis zu gelangen, mit Vorliebe den psychologischen Weg. Man versenkt sich besonders in Luthers Seelenkampf und erklärt, seine Lieblingsformel annehmend, daß es sich für die Reformatoren darum gehandelt habe, einen „gnädigen Gott zu kriegen.“ Diesen hätten sie, abseits von der Kirche und den menschlichen Werken, in Christus allein gefunden und im Glauben allein ergriffen. Das sei die „Rechtfertigung aus dem Glauben“, das

sog. Materialprinzip, das heißt: der Inhalt der reformatorischen Botschaft. Das sei auch die Quelle der neuen Freiheit. Denn an diesem Punkte erwache das religiöse Gewissen und stelle sich mit seinem: „Ich kann nicht anders" der ganzen Welt entgegen; aus diesem Zentrum ströme daher alle übrige Freiheit, die die Reformation gebracht, neben der Freiheit von Papst und Kirche namentlich die Befreiung von der asketischen Weltangst zu der Sicherheit, die, wie Goethe bekanntlich im Hinblick auf die Reformation sagt, mit festen Füßen auf Gottes Erde steht. Den Mut aber zu dieser Freiheit des Glaubens und dem Glauben an die Freiheit hätte den Reformatoren der Rückgang auf die Bibel gemacht. Darin hätten sie an Stelle des Menschenwerkes „Gottes Wort" gefunden und einen unmittelbaren Zugang zu Christus selbst. Diese Gründung auf die Bibel hat man etwa das Formalprinzip, das heißt: die religiöse Methode der Reformation genannt. Die Wiederentdeckung der Bibel wird ihr zum besonderen Verdienst angerechnet. Und so nennt man wohl auch etwa das allgemeine Priestertum, das sie wieder vertreten habe und entwickelt nach der hiemit charakterisierten Methode den ganzen Inhalt der Reformation, ihr ganzes System. Sie wird eben ein System, ein fertiges Ganzes von Gedanken und Einrichtungen, und wird als solches der katholischen Kirche gegenübergestellt.

Was ist von diesen drei verschiedenen Bildern (die im Grunde nur eins sind) zu halten?

Ist es nicht richtig, daß die Reformation eine Freiheitstat ist, eine Erlösung und Tronbesteigung des Gewissens? Ohne Zweifel ist sie dies. Die Frage ist nur, woher diese Freiheitstat gekommen und welcher ihr tiefster Sinn ist, worauf der Liberalismus keine genügende Antwort weiß.

Ist es nicht auch richtig, daß die Reformation im Zusammenhang mit einer gewaltigen Gährung politischer und sozialer (man könnte auch hinzufügen: allgemein kultureller Art) gestanden hat? Gewiß, auch dies ist richtig. Aber heißt dies schon, daß sie daraus abgeleitet werden kann? Hat eine solche „Ableitung" überhaupt einen Sinn? Scheitert nicht gerade an der Reformation, wie an allen großen Geistesbewegungen, die einseitige geschichtsmaterialistische These hoffnungslos? Wer will einen Luther, einen Calvin, auch einen Zwingli, ökonomisch-politisch „erklären", ohne sich lächerlich zu machen, da doch jedem, der hinsehen kann, sofort klar ist, daß es seelische Erfahrungen tiefster und letzter Art sind, die aus diesen Männern das gemacht haben, was sie geworden sind? Oder wer will es wagen, sie aus dem „Milieu", der Umwelt „abzuleiten", da sie doch eine zum Teil ganz widerstrebende Umwelt gewaltig gestaltet haben? Hoffentlich ist die Zeit bald vorbei, wo man mit solchen Schlüsseln den Sinn des Großen in der

Geschichte eröffnen will und damit noch besonders „wissenschaftlich" zu sein meint.

Bleibt denn die religiöse und theologische Erklärung. Trifft nicht wenigstens sie den Kern? Wir wollen nicht leugnen, daß sie tiefer greift und wenigstens an die letzte Wahrheit rührt. Und doch – wird damit die Welt der Reformation wirklich lebendig? Was sagen uns diese Formeln, auch die religiösen, lebendigen, um von den Versteinerungen des theologischen Kauderwelsches abzusehen? „Einen gnädigen Gott kriegen!" Wer unter uns erlebt jene Gerichtsschrecken, jenes qualvolle Sichabmühen mit den „Werken", d. h. einem vorgeschriebenen gesetzlichen Weg zu Gott, aus dem die vulkanische Sehnsucht, die sich in jenem Worte ausspricht, und ihre Stillung entsprang? Das Problem eines heutigen Menschen ist nicht Gottes Gnade, sondern Gottes Wirklichkeit. Man mag das eine Verflachung nennen (ich halte zwar nicht dafür, daß es dies sein müsse), aber es ist so. Das heutige religiöse Problem verdichtet sich in den zwei Brennpunkten: ob Gott ist und ob er der Herr ist. Aehnliches gilt von Christus. Wir leugnen natürlich durchaus nicht, daß man sich auch heute in jene Empfindung hineinfühlen, hineinsteigern, hineinquälen kann — man kann sich sogar in die lutherische „Freudigkeit" hineinquälen! — wir leugnen nicht, daß es auch heute für jede tiefere Seele Erlebnisse gibt, die sie gelegentlich an jene Stelle führen, wo Luther und die andern Reformatoren in dieser Sache gestanden sind, ja wir gestehen zu, daß es etwa Menschen geben wird, deren innere Entwicklung der ihrigen ähnlich verläuft; aber das sind Ausnahmen, und jene mehr normalen Erlebnisse nehmen in unserm Gesamtleben eine andere Stelle ein, als bei dem Geschlechte der Reformation, sie müssen dies tun, weil unsere ganze Welt anders ist. So können wir zwar, zugespitzt gesagt, Luthers Erlebnis galvanisieren, so daß es lebendig zu werden scheint, aber es ist ein Scheinleben.

Aehnliches müssen wir, wenn wir aufrichtig sein wollen, auch von den übrigen Kategorien erklären, womit man uns nach dieser Auffassung den Sinn der Reformation zu beschreiben pflegt. Wer lebt heute im Ernst, nach der Art der Reformatoren, mit der Wucht ihrer Empfindung, in dem Sola fide, aus dem Glauben allein? Nicht daß dies nicht eine gewaltige Wahrheit wäre, so gut wie das Wort vom „gnädigen Gott", nicht daß das Wort vom Glauben, recht verstanden, in seinem ganzen tiefen, freien und großen Sinn erfaßt, nicht eine ewige Zentralwahrheit bliebe, aber bei wem hat es heute jenen Klang, den es bei Paulus und Luther hat? Uns fehlt eben die Erfahrung, aus der es seine Leidenschaft bezog, der Gegner, gegen den es ein Kampfruf war. Wir sehnen uns gerade nach „Werken" d. h. nach Wirklichkeiten, Verwirklichungen der Wahrheit, besonders der Liebe, und wenn wir dabei doch jener Wahrheit ihr Recht geben werden, so doch auf ganz neue Weise. — Wenn wir von

der Bibel reden als vom „Wort Gottes“, ist dies dann wirklich eine notwendige Ausdrucksweise oder nur ein halbvermodertes sprachliches Erbstück, das heißt: entspricht dies unserer Art zu fühlen, unserer Lage, oder ist es bloß der letzte blasse Nachglanz eines einstigen Erlebnisses? Und wie steht es unter uns mit der Rolle der Bibel? Wenn ein kirchenbehördlicher Erlaß zur Reformationsfeier, der sich überhaupt in diesen soeben geschilderten Geleisen bewegt, von der Bedeutung der Bibel redet, die durch die Reformation wieder zu Ehren gebracht worden sei und als Fortsetzung ihres Werkes gar noch die moderne „freie Forschung“ nennt, die vorläufig die Bibel im reformatorischen Sinn zerstört hat — ist das nicht arges Verlegenheitswerk, das man nicht lassen kann, weil man an das herkömmliche Schema von der Bedeutung der Reformation gebunden ist? — die Befreiung der Welt, die Erhebung der Welt- und Berufsarbeit zum Gottesdienst — meint man dies heute noch so, wie es die Reformation verstanden hat? Spürt man noch etwas von dem ursprünglichen Pathos des Gegensatzes zu der Welt der Askese, oder meint man bloß ein religiös verklärtes Philistertum? — Und endlich — wer versteht heute all diese Bestimmungen auch nur in diesem entfernten Sinn? Offenbar nur die Theologen im engern und weitern Verstand, dem eigentlichen Laienvolk ist das alles Fremdsprache und Hekuba — wie denn auch die ganze Reformationsfeier dieses Stils eine Theologen- und Kirchenfeier sein wird, trotz aller „populären“ Darstellungen der Reformationsgeschichte und sonstigen Apparates. Hier heißt es: Tot ist tot!

Denn was wir hiemit dargestellt haben, ist auch in den letzten Formen die tote Geschichte der Reformation, die Galvanisierung, die Theaterfeier; das Bild der Reformation, das man auf diesem Wege erhält, ist nicht historisch falsch, aber es ist das bloße caput mortuum dessen, was einst Glut und Leidenschaft war. Diese Stichwörter sind losgelöst von dem Grund und Kern der Bewegung, von dem sie ihren lebendigen Sinn hatten, und zu einem System erstarrt. Die Gottesreichsbewegung ist Theologie geworden. Diese ganze tote Geschichte ist eine Mauer geworden, die uns von der Reformation trennt.

Die Unwahrheit einer solchen Feier zeigt sich am deutlichsten darin, daß die, die sie begehen, in der Gegenwart gerade das am stärksten verleugnen und bekämpfen, was die Reformation am stärksten gewollt hat. Sie hat die kirchliche Form des Christentums durch eine andere ersetzen wollen — unsere Reformationsverherrlicher sind Kirchenmänner bis auf die Knochen und nichts kann sie so in Harnisch bringen, wie eine Kritik des Kirchentums; die Reformation hat das allgemeine Priestertum verkündigt — wir haben eine Pfarrer- und Theologenkirche und diese zeigt in ihren offiziellen Kreisen nur wenig Lust, jenen Sachverhalt gründlich zu ändern;

die Reformation hat das Reich Christi sich im Weltleben auswirken lassen wollen — unsere frommen Kreise betrachten die Religion um der Religion willen als rechtes Zeichen der Tiefe; die Reformation hat den freien Glauben dem Menschenwerk gegenübergestellt — ihre heutigen Lobpreiser nennen die, die aus dem Glauben handeln und nicht aus einem Dogma, Schwärmer; die Reformation hat das mit Gott verbundene Gewissen zur festen Burg der Wahrheit gemacht — die heutigen Kirchen lassen sich das Gewissen vom Staate machen und nennen die Berufung auf das Gewissen subjektivistische Willkür und Anmaßung; die Reformation ist Revolution gewesen, stürmisches Aufbrechen neuen Lebens — die heutigen bekämpfen solche Bewegungen, wenn sie in der Gegenwart erwachen, als verworrene und ehrgeizige Mache, genau so, wie einst die Gegner der Reformation diese bekämpft haben — das alles aber im Namen der Reformation! Die Reformation ist gut dazu, Reformation zu verhindern.

Aber wir haben damit schon der Antwort auf die Frage vorgegriffen, was denn der wirkliche Sinn der Reformation sei.

3.

Wir gehen, wenn wir nun versuchen, ihn darzustellen, von einem Gesichtspunkt aus, der von vorneherein geeignet ist, jene unlebendigen oder einseitigen Auffassungen auf die Seite zu schieben.

Die Reformation ist nicht eine *kirchliche* Bewegung. Wenn man von ihr als von einer „Verbesserung der Kirche" spricht, so ist dies eher eine unfreiwillige Ironie als ein Ausdruck des ursprünglichen Sinnes jener gewaltigen geistigen Erhebung. Sie ist auch nicht das, was man sich unter einer *religiösen* Bewegung vorstellt, insofern man damit eine Sache meint, die rein im Gebiete der „Religion an sich" in einer abgezogenen Innerlichkeit vor sich geht. Noch weniger ist sie selbstverständlich eine *theologische* Bewegung, eine Sache, die in Gelehrtenschulen anhebt und dann auch ein wenig das Volk ergreift. Sie ist vielmehr eine umfassende, das Tiefste aufwühlende Revolution des ganzen Lebens, und damit das Ende einer ein Jahrtausend alten Form des Christentums und der Beginn einer völlig neuen.

Die Reformation ist, wie alles Große, aus der *Not* entstanden und zwar der Not eines ganzen Geschlechtes. Diese Not war zunächst keineswegs bloß seelisch, „religiös", sondern auch „materiell", nämlich politisch und sozial. Darin hat jene sozialistische Auffassung vollständig recht.

Am deutlichsten tritt dieser Sachverhalt bei *Zwingli* hervor. Was ihn zum Reformator gemacht hat, das ist die Bekümmernis um den Zustand seines Volkes gewesen. Er sah es durch Zwiespalt zerrissen, an das Ausland verkauft, durch die mit der Reisläuferei und den gesamten Fremdendienst zusammenhängende Geld- und Genußgier seelisch aufs schwerste gefährdet und in seiner Unabhängigkeit

auf den Tod bedroht. Hier setzte sein Nachdenken, sein seelisches Ringen, sein öffentliches Auftreten ein. Es war zunächst ein Kampf um die Seele seines Volkes. Dieser Kampf führte ihn mehr und mehr in die Tiefe. Die Frage stellte sich ein, wo die tiefsten Wurzeln dieses ganzen Verderbens lägen, und indem er ihr nachging, leuchtete heller und heller die Antwort auf: „Es ist das Verderben der Christenheit; das ist die Quelle alles andern. Hier wird die Seele der Menschen zuerst geschädigt und dabei setzt dann aller andere Schaden ein; hier wird das Gewissen im Zentrum in die Irre geführt und daraus fließt dann alle andere Verwirrung.“ Diese Erkenntnis vertiefte sich im Laufe der Jahre, bis sie auf die obersten, umfassenden Ursachen und zuletzt auf die Eine Ursache stieß. Denn Hand in Hand mit der Empfindung und Erkenntnis des Uebels ging das Suchen nach dem Heilmittel. Auch hier drang die Klarheit von den Heilmitteln zuletzt vor zu dem Heilmittel: einer Reformation von Grund aus, einer Umkehr der Christenheit, einer Erneuerung des Lebens von der Quelle her. So wurde aus dem Patrioten der Reformator; er begann mit der Politik und endigte mit der religiösen Umwälzung.

Bei Luther liegt dieser Weg weniger deutlich vor uns und doch ist es auch sein Weg. Man hat oft zu wenig beachtet, wie stark Luther deutscher Patriot ist. Seine Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“, in gewissem Sinne eine Vorläuferin der Fichteschen „Reden“, ist viel zu sehr als ein bloßes Intermezzo aufgefaßt worden. Auch er ist durch die Not seines Volkes und freilich auch, wie das bei Zwingli ebenfalls zutrifft, seiner ganzen Zeit zum Reformator geworden. Man muß sich nur das Verhältnis eines großen Führers zu seiner Zeit nicht falsch, das heißt: nicht allzu direkt, vorstellen. Wenn man Luthers Entwicklung nach dem gewöhnlichen Schema beurteilt, dann hat es freilich den Anschein, als ob er zunächst ganz abseits von seiner Zeit stehe, mit ihren Kämpfen, ihren Nöten und Hoffnungen nichts zu tun habe, ganz einsam seinen individuellen Weg gehe, um das Heil seiner Seele besorgt und sonst um nichts Anderes auf der Welt. Und so scheint denn auch sein Durchbruch zu neuer Wahrheit und neuem Leben ein ganz individuelles Erlebnis und Ereignis zu sein, zugleich etwas rein Seelisches, rein Religiöses, abseits von dem übrigen Streben und Ringen seiner Zeit Liegendes. Aber in solchem Urteil waltet eben das angedeutete Mißverständnis. Das Verhältnis des führenden Mannes zu seiner Zeit ist viel weniger direkt und weniger oberflächlich. Wo ein Mensch von den Problemen ausgeht, die eine Zeit auf der Oberfläche bewegen, da wird er entweder bloß ein Aktor, ein Ausdruck des Denkens eben dieser Zeit, nicht ein Führer zu einer neuen, oder, wenn er etwas weiter in die Tiefe dringt, so doch nur ein Führer zweiten Ranges. Der Führer ersten Ranges der Pfadfinder für Jahrhunderte und Jahrtausende, dringt unter

die Oberfläche der Bewegungen einer Zeit bis zu deren letzten Gründen vor; er erlebt alles stärker, ursprünglicher als sie. Eine Zeit pflegt sich selbst mißzuverstehen, sie sucht den Sitz ihrer Not und darum auch die Hilfe am falschen Ort, gewöhnlich eben zu sehr auf der Oberfläche; der wahre Führer aber dringt tiefer vor und was er dann als die wahre Krankheit und das wahre Heilmittel verkündigt, das erscheint den Zeitgenossen leicht als Paradoxie, als Ueberraschung, freilich auch, falls die Zeit „erfüllet" ist, als wunderbar einleuchtend, einleuchtender als alle andern Diagnosen und Arzneien, die ihnen sonst angeboten worden waren. Aus diesem Grunde ist begreiflich, daß dieser Führer zunächst einen einsamen Weg gehen muß. Es ist ein Höhenweg, es ist eine Tiefenwanderung. Höhe und Tiefe sind immer einsam. Aber von der Höhe sieht man weit und sieht man klar, auf der Höhe sammeln sich die Wolken, die von der Erde aufsteigen und die Ströme, die das Land befruchten; in die Tiefe aber dringen die Wasser, bevor sie als Quellen gereinigt und erfrischt ans Licht treten, in der Tiefe liegen die verborgenen Schätze, aus denen Waffen und Münze, Licht und Wärme für die Menschen bereitet werden. Der werdende große Mann trägt in seiner Seele seine ganze Zeit. Ihre Fragen, ihre Schmerzen, ihre Notwendigkeiten empfindet er alle viel stärker als die Andern und erlebt sie in ihrem wahren Sinn; die Kämpfe und Nöte, die dem Geschlechte bereitet sind, bedrängen seine Seele bis zum Vergehen; die Siege, die jenem geschenkt werden sollen, erringt er zuerst auf dem Schlachtfeld in der eigenen Seele. Er hat davon zumeist keine Ahnung; er glaubt seinen ureigensten Kampf zu kämpfen, in finsterer Einsamkeit, ganz abseits von dem Sinnen und Treiben seiner Generation; er kommt meistens dieser und auch sich selbst als Sonderling vor, seine Fragen als seltsam, seine Kämpfe als unnütze Hirngespinste, und erst später entdeckt er selbst und entdecken die Nachgekommenen, daß er in alledem eine Stellvertretung übte, daß er scheinbar abseits von der Zeit sich gerade ihre wahren Fragen stellte und ihre wahren Kämpfe stritt.

Von dieser Erkenntnis aus hellt sich auch Luthers Verhältnis zu seiner Zeit auf. Er war ihr nicht fremd, sondern stand ihr vielmehr näher als die Andern. Er erlebte in seiner großen, lange Zeit verstummten Seele nur alles anders, eigener, tiefer als die Uebrigen. Daß ihm *alle* ihre Not und *alle* ihre Sehnsucht aufs Innigste anlag, zeigt nicht nur die Schrift an den christlichen Adel, sondern auch alles, was er später zur kulturellen Erneuerung seines Volkes und seiner Epoche getan hat. Woher wären ihm denn sonst jene Gedanken und Einsichten gekommen? Anzunehmen, sie seien ihm, nachdem er sein religiöses Reformationswerk begonnen, aus der Zeit nur so zugeflogen, wäre ein grober psychologischer Irrtum. Man versteht nichts, als was man vorher schon in sich getragen hat. Schon die gewaltige Originalität Luthers auch in

diesen Dingen schließt die Annahme eines solchen Zufliegens aus. Es bleibt nur das Eine übrig, daß Luther zunächst das Problem der Zeit auf eine besonders zentrale Weise erlebt hat, daß er ganz besonders aus der Tiefe her zu ihr kommt — aber er kommt doch wieder von dieser her zu ihr!

Es war eine in tiefer Gährung begriffene, von großen Nöten geplagte und von großen Hoffnungen bewegte Zeit. Eine mächtige, lange herrschend gewesene Kultur zerbröckelte; stürmisch und zugleich unsicher kündete ein Neues sich an. Die alten religiösen und sittlichen Wahrheiten versagten und mit ihnen die alten Lebensformen. Die politischen und sozialen Verhältnisse waren in einer allseitigen Auflösung und Neubildung begriffen. Das ganze Bild der Welt änderte sich zusehends. Es war Not, die Not des Sterbens und die damit eng verbundene, oft nicht weniger schwere, des Werdens. Zwischen Alt und Neu schwankten die Gemüter. Und auch hier erwies sich der Kern der Not als Seelennot, als religiöse Not. Luther aber war ganz besonders der Mann, in dem diese sich sammeln und zur Hilfe werden konnte, weil seine Seele mit gleich ungestümer Leidenschaft am Alten hing und dem Neuen zustrebte, jenes mehr bewußt, dieses mehr unbewußt.

Ganz gleich liegt der Sachverhalt bei Calvin. Er ist der später Gekommene, last not least! Das Problem der Zeit und damit auch ihre Not hat sich geändert. Das Neue ist zum siegreichen Durchbruch gelangt. Aber nun stellt ein neues, dringendes Bedürfnis sich ein. Das Neue muß eine Form, eine Organisation finden. Es droht zu zerfahren, sich in Zuchtlosigkeit aufzulösen. Es muß, damit die neue Freiheit leben kann, eine neue Autorität aufgerichtet werden, allerdings eine dieser Freiheit entsprechende. Das ist die Autorität des Gottes, der sich uns in seinem Worte selbst kund gibt. Dieser Gott ist Calvins Erlebnis; er berührt sich darin besonders mit Zwingli, dessen Weg dem seinigen ja überhaupt ähnlicher ist als der Luthers. Luthers Erlebnis ist der gnädige Gott, Calvins und Zwinglis der allmächtige und heilige. Ihm liegt vor allem am Herzen die im Glauben verankerte Freiheit eines Christenmenschen, ihnen das auf dem gleichen Fundament ruhende Soli Deo gloria! Aber beides zusammen ist das lösende Wort für alle Not der Zeit.

Wenn wir vollends zu der neben der offiziell gewordenen hergehenden andern großen Reformationsbewegung übergehen, dem Täufertum, so wird diese ganze Auffassung noch unanfechtbarer. Das Täufertum, die in mancher Hinsicht zukunftsvollste Gestalt der Reformation, ist aufs Offenkundigste verbunden mit den politischen und sozialen Gärungen jener Tage. Es schreibt die Forderungen des nach neuen Zuständen verlangenden Bauerntums und städtischen Kleinbürgertums auf seine Fahnen und verknüpft sie mit der neuentdeckten christlichen Freiheit. Es erklärt die soziale Erlösung als einen Teil der Botschaft vom Reiche Gottes und erhebt in biblischer Form den

Kampfruf der französischen Revolution. Es ist in vielen Dingen freier als Luther und vertritt die Königsherrschaft Gottes in mancher Hinsicht mächtiger als Zwingli und Calvin. Daß es aber ein Wort aus dem Herzen und noch dem Herzen jener Zeit ist, beweist die Gewalt des Enthusiasmus, den es bei einem großen Teil der Zeitgenossen erweckt.

Das Wichtige, was wir aus alledem erkennen, ist dies: Die Reformation hatte eine Sache. Sie war nicht eine rein religiöse Bewegung. Diese Sache war die Not und Hoffnung einer ganzen Zeit. Es war eine Sache des Volkes, nicht bloß der Theologen und frommen Kreise, eine Sache des Kaisers wie des Frohnbauern, des Kriegers wie des Mönches. Es war eine Not und Hoffnung der ganzen Kultur, eine politische, soziale, kulturelle. Aber es war freilich im letzten Grunde eine religiöse Not, nun im besten Sinne des Wortes, so daß diese religiöse Not den letzten und tiefsten Ausdruck der Gesamtnot bedeutete. Hier sammelt sie sich an. Hier fiel die Entscheidung. Die Not war die Entartung der Christenheit, die Hilfe wurde ihre Erneuerung, die Not bestand darin, daß Gott verloren war, die Rettung darin, daß er wieder gefunden wurde.

Damit gelangen wir zu dem zweiten Grundpfeiler einer rechten Auffassung der Reformation. Wir möchten nun ja nicht etwa den Schein erregen, als ob wir sie als notwendige Frucht einer natürlichen „Entwicklung" verstünden. Die Flachheit einer solchen Vorstellung liegt uns ganz ferne. Ebenso ferne liegen uns irgend welche andere Versuche natürlicher und vernünftiger Erklärung dessen, was im letzten Grunde Geheimnis und Wunder, schöpferische Tat und unmittelbares Erlebnis ist. Die letzte Kraft der Reformation strömt auch für uns, wie eigentlich auch die bisherige Darstellung gezeigt hat, nicht aus irgend welchen „zeitgeschichtlichen Notwendigkeiten", sondern aus dem Erlebnis der Reformatoren und ihrer Zeit: dem neuen Erlebnis und Verständnis Gottes. Dieses aber hat, trotzdem es im engsten Zusammenhang mit der Zeit steht, ja gerade darum (man denke an die vorhinigen Ausführungen!) durchaus selbständige Art. Es stammt nicht aus der Zeit, sondern aus der Ewigkeit; die Zeit wird nur sein Anlaß.

Gott wird neu erlebt und neu verstanden. Das war die Hauptsache. Darauf drängte alles Andere hinaus. Gott war abhanden gekommen. Nicht daß man nicht an Gott geglaubt hätte. Der theoretische Atheismus unserer Tage war jener Zeit zwar nicht fremd, aber er war nicht in die Masse gedrungen. Und doch, was ist der theoretische Atheismus unseres Zeitalters anderes gewesen, als eine eben diesem Zeitalter angemessene Aeußerung der Gottesferne und was ist er also anders als was die Zeitgenossen der Reformation erlebt hatten? Gott war ferne gerückt. Die Formen, worin ihn frühere Geschlechter gefunden hatten, waren allmählich eine Mauer geworden, die die Menschen von Gott trennte. Sie waren veraltet, waren halbwahr, unwahr, wesenlos geworden.

Sie waren auch durch Mißbrauch aller Art verderbt und verekelt. Wer sich daran hielt, der ging in die Irre und litt Schaden an seiner Seele. Dieses Christentum wurde, wie wir angedeutet haben, statt der Gesundbrunnen zu sein, die Hauptquelle des Verderbens. Ein Unglaube daran breitete sich weithin aus — aber wo war das Bessere? War es nicht erst recht ein Fluch, wenn man das mitmachte, was man doch nicht mehr recht als Wahrheit empfand? Freie Geister freilich spotteten darüber, aber was war damit geholfen? Schließlich beugten sie sich doch. Ernste Seelen jedoch warfen sich mit aller Inbrunst auf diese Formen, versuchend, sie im Feuer ihrer Sehnsucht nach Gott lebendig zu machen, durch Ernstmachen mit ihnen zu Gott zu kommen; das Ende aber war Unsicherheit. Und weil der zentrale Quell matt und trübe floß, so geriet alles Leben in Verwirrung und Verderben.

Da kam die Rettung: ein neues Aufleuchten und Innewerden Gottes. Da wurde auf einmal eine Welt des Veralteten und Unwahren auf die Seite geschoben und eine neue Welt der Wahrheit Gottes tauchte auf. Jetzt waren es gerade die Ernstesten, die sich dem Neuen zuwandten. Dieses war nicht irgend eine „Aufklärung“ oder „Emanzipation“, es war ein größeres Ernstmachen mit der Wahrheit, es war eine Verwirklichung der tiefsten Sehnsucht der frommen Seele; es war nicht Auflösung, sondern Erfüllung. Jetzt bekam auch die Masse das gute Gewissen, das Alte, das sie doch nur noch halb verehrt hatte, zu lassen. Nur die Spötter wendeten sich in großer Zahl wieder diesem zu, weil das Neue ihnen zu ernst war. Aber der große Durchbruch war geschehen, der Albdruck war gewichen, die Not vorbei, die Quellen flossen wieder, ein neuer Tag war angebrochen, ein Morgenjubel ging durch die Welt.

Das große Wunder aber, das geschehen war, die Kraft, die diesen Durchbruch bewirkt, war, daß Gott wieder unmittebar erlebt wurde. Er war wieder eine Wirklichkeit geworden. Er war nicht mehr bloß der Gott frommer Sehnsucht und mühseligen Frohndienstes, dumpfen Aberglaubens oder verwickelter philosophischer Spekulation. Man wußte wieder von ihm Zeugnis abzulegen; es kannten ihn wieder Menschen aus allem Volk; er füllte wieder die Seelen mit neuen Liedern und neuen Gedanken; er wurde wieder eine weltüberwindende Kraft.

Wo aber Gott unmittelbar erlebt, wo die Wirklichkeit Gottes erfahren wird, da erscheint das Reich Gottes. Und damit sind wir zum dritten Grundpfeiler des echten Verständnisses der Reformation gelangt. Ihre ganze Tragweite wird uns erst klar, wenn wir begriffen haben, daß sie eine Rückkehr von Religion und Kirche zum Reich Gottes bedeutet. Denn da man Gott nun wieder selbst hat, so braucht man keinen Ersatz mehr; da man ihn unmittelbar findet, können die Vermittlungen fortfallen. Man braucht nicht mehr Religion. Wie in einem früheren Aufsatz bemerkt worden ist, wird dieses

Wort von den Reformatoren verhältnismäßig wenig gebraucht, am wenigsten wohl von Luther. Auch wo sie es brauchen, ist es mehr formal. Da wo sie den eigentlichen Inhalt ihrer Botschaft bezeichnen, wo sie ihr großes Wort sprechen wollen, da sagen sie: Glauben. Der Glaube in diesem großen Sinne (den freilich auch die Reformatoren nicht immer festhalten) will eben gerade diese Unmittelbarkeit des Verhältnisses zu Gott ausdrücken. Er ist die tiefste Verbundenheit mit Gott, das Leben aus ihm allein, das völlige Vertrauen zu ihm, das tiefste Ruhen in ihm und das rastloseste Wirken aus ihm. Wie so die Religion wegfällt, dieses System menschlicher Gedanken, Gefühle und Einrichtungen, so auch ihre Organisation, die Kirche. Gott selbst ist gleichsam die Kirche. Der Ort aber, wo man Gott dient, ist die Welt, die er geschaffen hat und regiert und aus seinem Geiste erneuern will. Der Protestantismus ist, wie wir anderwärts gezeigt haben, prinzipiell unkirchlich. Wir erkennen nun noch tiefer die Ursache dieses Sachverhaltes. Was er will, ist nicht eine Welt, die in Symbolen die Herrschaft Gottes darstellt, sondern ist die Wirklichkeit dieser Symbole, Gottes Herrschaft in einer „heiligen Christenheit". Die Mutter, die Kinder gebiert und pflegt und erzieht, ist die Erfüllung der Nonne, die Arbeit des Zimmermanns oder Schulmeisters die Verwirklichung der Liturgie. Gott will wieder zur Welt kommen, Gottesdienst Menschendienst sein. Daß dies Laisierung und Demokratisierung des Christentums ist, versteht sich von selbst; denn Gottes Wahrheit und Wirklichkeit ist, wie sein wahrer Dienst, Allen zugänglich. Und mit alledem ist eine gewaltige Freiheit der Welt erschienen. Nun sind die Seelen im Tiefsten befreit und jede andere echte Freiheit kann von hier ausgehen.

So bedeutet die Reformation die Ersetzung der Kirchenform des Christentums, die im sogenannten Mittelalter ihre Vollendung erlebte, durch die Reichsgottesform. Damit scheidet sie zwei Epochen. Denn die Einleitung einer neuen Epoche ist die Reformation allerdings. Jene neuere Auffassung, wonach sie wesentlich bloß der Abschluß des Mittelalters und nur nebenbei die Begründung einer neuen Zeit bedeutete, welche vielmehr in der sogenannten Renaissance und dann zwei Jahrhunderte später in der sogenannten Aufklärung zum Durchbruch gelange, scheint uns mehr geistreich als tief. Die Verfechter dieser Theorie halten sich an Nebendinge und Nebensachen. Die fundamentale Tatsache, die wir nun hervorgehoben haben, ist die Zerbrechung der kirchlichen Form des Christentum durch die Gottesreichsform.

Nun haben wir den Kern und das Grundwesen der ganzen Bewegung erreicht. Von hier aus erst bekommen jene Bestimmungen, wodurch man die Bewegung landläufigerweise zu beschreiben versucht, ihren rechten Sinn und zugleich eine innere Einheit.

Die Reformation ist eine Freiheitsbewegung. Aber man sieht nun, in welchem Sinne sie dies ist und welche Art diese Freiheit

hat. Es ist nicht eine bloße Auflehnungsfreiheit im Sinne des flacheren, auch nicht eine mehr kulturelle Freiheit im Sinne des tieferen Liberalismus. Das grundlegende Erlebnis ist hier das neue Innewerden Gottes, das erst frei macht. Das Gewissen erlebt in seinem Kampf um Gott und den Frieden Gottes die tiefste Freisprechung. Keine Aufklärung, keine Kultur, keine bloß äußerliche Revolution, kein freigeistiger Spott hätten sie ihm geben können. Die hätten Jakobinismus, „Freisinn“, Libertinismus schaffen können, nicht jenen Trotz und Stolz und Jubel der befreiten Konszienz, von denen die Reformationszeit voll ist. Sie konnte nur aus jenem Geheimnis des Glaubens quellen. Glaube und Freiheit gehören zusammen. Die „Libertas christiana“ und das „Sola fide“ und „Soli Deo gloria“ sind untrennbar verbunden. Was dann von der Reformation, sei es des sechszehnten, sei es des siebzehnten Jahrhunderts, an politischer, kultureller, vielleicht auch (auf Umwegen) sozialer Befreiung ausgegangen ist, stammt alles aus jener letzten Tiefe. Auch die Gedanken des sogenannten Naturrechtes, die in der Aufklärungszeit scheinbar aus selbständigen Motiven entstehen, haben von dieser Stelle aus ihre Kraft, ihr gutes Gewissen bekommen; Rousseau so wenig als Voltaire hätten etwas ausgerichtet ohne jene erste und innerste Befreiung. Damals ist im Zentrum der Durchbruch erfolgt, das war das Wichtigste und Notwendigste; von hier aus konnten dann, sobald sie reif waren, die übrigen Befreiungen geschehen.

Aehnlich ist die Befreiung von der Kirche zu verstehen. Auch sie geschieht nicht direkt, sie ist nicht das Ziel der Reformation; diese ist nicht in erster Linie oder gar ausschließlich Protestation, vielmehr fällt die Kirche ganz von selbst dahin vor der Unmittelbarkeit und Wirklichkeit Gottes. Eine bloß kulturelle, negative, „freisinnige“ Unkirchlichkeit liegt der Reformation ferne, es ist das Reich Gottes, das ganz von selbst die Kirche sprengt, wie der Schmetterling die Larvenhülle.

Und so auch die Befreiung des Weltlebens. Die „Weltlichkeit“ des Gottesreiches ist eine völlig andere, als die des Humanismus, von Libertinismus gar nicht zu reden. Sie ist das Vertrauen zu Gott, daß er in seiner Schöpfung zu finden sei, das Vertrauen zu seinem Geiste, daß er bereit sei, diese zu erneuern und zu heiligen. Sie ist nicht etwa geringerer Ernst gegenüber dem Religions- und Kirchensystem, sondern erhöhter, wie auch ihre Früchte reichlich gezeigt haben. Gerade wenn man mit Gott ganz Ernst macht, gelangt man zu jener Weltlichkeit.

Wieder das Gleiche gilt von der Bedeutung, die die Bibel bekommt. Die Bibel bedeutet gegenüber der Kirche und Ueberlieferung die wiedergewonnene Unmittelbarkeit und Sicherheit des Lebens mit Gott. Sie bedeutet die christliche Laienhaftigkeit, die religiöse Demokratie. Denn hier ist Christus Allen zugänglich. In ihr ist das „Wort Gottes“ zu finden, das heißt Gottes eigene Wahrheit an Stelle der von Menschen gemachten, der Religions- und Kirchenwahrheit. Nicht

das Buch ist nach dem ursprünglichen großen Sinn der Reformatoren das Wort Gottes, nicht ein Buch wird in eine so große Rolle eingesetzt, das ist Mißverständnis, allerdings schon durch die Reformatoren (die sich selbst nicht immer verstanden) verschuldetes, aber doch Mißverständnis und das Hervorheben der Bibel für sich als eines besondern Erwerbs der Reformation eine Erstarrungserscheinung. Es handelt sich ursprünglich um etwas viel Größeres

Endlich ist auch von gewissen theologischen Formeln zu sagen, daß sie bloß Ausschnitte von der ganzen lebendigen Bewegung geben, die als solche, von dieser losgelöst, ihren Sinn nur so widergeben, wie ein Stück Ast einen Baum widergibt. Dahin gehört die Losung vom „gnädigen Gott". Mag Luther sich ihrer noch so oft bedienen, so erhält sie doch nur im Rahmen des Gesamtwerkes der Reformation ihren Sinn und drückt im übrigen etwas aus, was keineswegs der Reformation eigentümlich ist. Diese besondere Erfahrung ist ein Teil jenes Erlebnisses der Unmittelbarkeit und Wirklichkeit Gottes, das die Grundtatsache der Bewegung bildet.

Damit glauben wir jene Behauptung bewiesen zu haben, daß die üblichen Kategorien, womit man von weltlich-kultureller und von kirchlich-theologischer Seite jenes Ereignis charakterisieren will, nur sein caput mortuum darstellten, meistens nur die erstarrte Oberfläche angingen oder doch nicht das Besondere träfen, auf das es ankomme; daß sie aus dem lebendigen Ganzen eine Summe von Einzelheiten, aus der Bewegung ein System, aus dem Lebendigen ein Totes machte, und damit, statt ein Weg zum Verständnis dieser gewaltigen geschichtlichen Tat, vielmehr eine Wand würden, die uns davon absperrte.

Fügen wir nur noch hinzu, daß wir damit auch von der Erkenntnis ihrer Bedeutung für die Gegenwart abgehalten würden. Das Wesentliche und Bedeutsame an ihr sind nicht diese Dinge, einzeln aufgezählt oder auch systematisiert, wenn sie auch alle irgendwie dazu gehören, sondern das Wesentliche ist der Grund, woraus sie erwachsen und aus dem sie ihren Sinn gewinnen: auf der einen Seite jenes gewaltige neue Innewerden der Wirklichkeit Gottes, jenes neue Verständnis Christi, jene neugewonnene Unmittelbarkeit des Lebens mit ihm, und die daraus folgende Verdrängung der Kirchenform der Sache Christi durch die Reichsgottesform, und auf der andern die Stillung der Not eines Zeitalters, aus der die Bewegung (in dem bestimmten, von uns genau umschriebenen Sinne) herausgewachsen ist.

Von diesem Letzteren müssen wir noch reden und damit unsere Darstellung abschließen. Ist die Reformation die Stillung der Not ihrer Zeit, die Lösung ihrer Probleme wirklich geworden? Wir dürfen darauf wohl mit einem Ja antworten. Daß sie das Wort gefunden hatte, das die Zeit suchte, beweist die gewaltige,

Jahrhunderte lang andauernde Erregung, die sie hervorgerufen hat, sowie der jubelnde Beifall, den ihr die besten Geister der Zeit spenden. Sie hat einen Strom neuen Lebens erschlossen, der noch heute nicht versiegt ist, hat dem Einzug einer neuen Welt breite Bresche gelegt, hat die Geister befreit zu neuem Schaffen, kurz, sie ist eine Schöpfungsperiode, ein neuer Morgen gewesen. Wie sie aus der Not der Zeit emporgestiegen ist, so ist sie die Wende dieser Not geworden. Sie hat der Welt, die damals werden wollte, wirklich zur Geburt verholfen, sie hat all jene bunte und verworrene Sehnen zusammengefaßt in eine große Tat, sie hat getan, was damals nötig war.

4.

Hat sie das wirklich?

Hier setzt doch ein neues Fragen an, das Fragen, das uns zur Gegenwart herüberleitet. Wenn nun heute die Weltkatastrophe vor unsern Augen ist, wenn der Protestantismus vor der ungeheuren Not und Forderung der Gegenwart fast noch mehr als der Katholizismus zu versagen scheint, wenn ein solcher Zusammenbruch in einer Welt erfolgt, die doch sehr stark auch durch den Protestantismus gebildet worden ist und worin er als eine doch noch lebendige Macht gewaltet hat, sollten daran nicht doch gewisse Mängel, falsche Ansätze, tragische Fehler des Reformationswerkes mitschuldig sein? Oder sollte hier nur Erlahmung und Entartung einer ursprünglich ganz reinen Bewegung vorliegen, also weniger ein Versagen des Protestantismus als der Protestanten, ähnlich, wie dies von dem ganzen Christentum etwa behauptet wird? Sollte zwischen der Tatsache des Krieges und der Reformation kein Zusammenhang bestehen? Sollte es, um nur eines hervorzuheben, ein Zufall sein, daß die protestantischen Kirchen nicht zu einer einheitlichen Handlung für die Herbeiführung des Friedens gelangt sind, während die katholische Kirche durch das Organ des Papsttums eine solche vollbracht hat?

Betrachten wir denn die Reformation noch einmal, nun im Lichte dieser Fragen.

Eines fällt uns daran immer sofort auf, sobald wir von unseren heutigen Problemen und Stimmungen aus zur Reformation kommen: es ist die geringe Rolle, die darin die Liebe spielt. Daß diese im Neuen Testament das Herz des Reichsgotteslebens bildet, dürfte nicht leicht zu leugnen sein. Alles ist ihr untergeordnet, auch der Glaube. So doch mindestens im Evangelium Jesu selbst. Bei den Reformatoren ist es umgekehrt. Bei ihnen ist der Glaube die Hauptsache. Nicht, daß die Liebe in Theorie und Praxis etwa ganz fehlte. Es gibt darüber in den reformatorischen Schriften wundervolle Stellen. Wenn Luther in seiner Schrift

von der „Freiheit eines Christenmenschen" der reformatorischen Botschaft jene Formulierung gibt, die im Neuen Testament stehen könnte:

Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemanden untertan — durch den Glauben;

Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan — durch die Liebe;

so wäre nur nötig gewesen, daß die zweite Seite dieser Doppelwahrheit ebenso ausgebildet worden wäre, wie die erste, ja noch stärker, und der Vollsinn des Evangeliums wäre wieder erreicht gewesen — Christus wäre erreicht gewesen. Aber es geschah nicht; die erste gewann eine einseitige, ja hypertrophische Ausbildung, sie wucherte; der Glaube verschlang zuletzt vielfach die Liebe, deren Reich zu schaffen und zu stützen doch seine eigentliche Berufung ist.

Man mag zur Entschuldigung sagen, daß dies aus der ganzen Kampfstellung und besonderen Aufgabe der Reformation zu erklären sei. Die Liebe sei von der katholischen Kirche nicht verkannt worden, wohl aber der Glaube. Es habe sich vor allem darum gehandelt, jene Unmittelbarkeit und Freiheit des Lebens mit Gott zurückzuerobern und damit die Quelle des Gotteslebens zu reinigen; wenn dies geschehen war, konnte nachher die Fülle des christlichen Lebens sich entfalten. Die Reformation habe ja nicht ein Ende sein wollen, sondern nur ein Anfang, eine Form, nicht ein Inhalt, ein Korrektiv, nicht ein Ganzes.

Man kann dies zugeben und doch mag die Frage erlaubt sein, ob nicht das alles, auch die Freiheit, besser erreicht worden wäre, wenn die Liebe, die brennende Liebe Christi, die Liebe Gottes und des Menschen, das Erste gewesen wäre, der Ausgangspunkt, wie bei Christus selbst, oder wie bei Franziskus von Assisi.

Jedenfalls kommt die Liebe im Verhältnis zum Glauben zu kurz, in der Theorie und in der Praxis. Der Römerbrief spielt eine größere Rolle als die Bergpredigt. Wie diese im Vergleich zu heute zurücktritt, ist bedeutsam. Luther und Tolstoi! Ein guter Lutheraner[1]) klagt, daß in den protestantischen, namentlich den lutherischen Kirchen, im Gegensatz zum Mittelalter und zum Katholizismus der Gegenreformation, ein Geist der Lieblosigkeit, ein Erkalten der Liebe eingetreten sei. Die Ketzergerichte jener Tage reden freilich auch nicht von Liebe. Wir müssen aber gestehen, daß sie auch im Leben der Reformatoren nicht das Größte ist. Luthers Verhalten gegen die Bauern wird ewig eine schwere Sünde gegen die Liebe bleiben — wie überhaupt eine tragische Schuld —, ebenso seine Aeußerungen über Zwinglis Tod und vieles andere dieser Art. Aber Zwingli und Calvin selbst haben auch Verbrennungen und Enthauptungen und Ertränkungen von Ketzern in einem Geiste zugeschaut, der vom Evangelium weit absteht. Wir wollen sie

[1]) Uhlhorn in seiner „Geschichte der christlichen Liebestätigkeit".

darob nicht etwa anklagen, sie damit nicht herabsetzen, sie bleiben groß, größer als wir — aber eine tragische Schuld der Reformation liegt hier doch vor. Hier war nicht das Reich Christi erreicht, war Gott nicht verstanden. Hier wendet sich auch heimlich eine große Liebe von ihr ab. Hier setzte der Tod ein. Hier fehlte der Erweis wahrhaft göttlichen Wesens.

Wir sind damit zu dem gelangt, was man den Individualismus der Reformatoren zu nennen pflegt. Ihr Glaube hatte vorwiegend den Sinn, daß er das eigene Heil in Zeit und Ewigkeit sicherstellen sollte. Die große Frage war: „Wie werde ich selig?“ So kam der Bruder zu kurz. Denn er kam erst nachher, kam fast mehr nur als ein Anhang, während er doch nach dem Grundsinn Christi mit Gott und der Seele Eins sein soll. Von hier war nur ein Schritt bis zu dem religiösen Egoismus, der die Welt zu Grunde gehen läßt, wenn nur für ihn selbst durch Gott gesorgt wird. Man wird nicht gut leugnen können, daß besonders Luther diese Grenze zwischen dem Individualismus, der dem Christentum eingestiftet ist und zur echten Liebe gehört, und den Egoismus öfters überschreitet. Seine Glaubensgewißheit und Glaubensfreudigkeit mutet uns oft einfach wie selbstisches Titanentum an, und dieser Zug an ihm ist neben seinem hochmütigen Selbstgefühl und seiner Gewalttätigkeit das, was den Verfasser dieser Aufsätze, der im übrigen Luthers Titanentum in jeder Hinsicht, auch im Guten und wirklich Göttlichen, durchaus anerkennt, oft die Frage stellen läßt, ob er nicht doch auch ein furchtbarer Verderber des Christentums gewesen sei, und ihn den Haß verstehen läßt, den auch fromme und edle Seelen aller Zeiten gegen ihn gehegt haben. Mag auch das reformierte Christentum ebenfalls an jenem falsch orientierten Individualismus leiden, so tritt bei ihm doch zur Ergänzung gewaltig der Gedanke hervor, daß Gottes Ehre das ist, worauf es ankommt, daß Gottes Ehre in der Welt verwirklicht werden muß, und dieser Gedanke schlägt jenen Egoismus nieder.

Wir müssen diese Erwägung aber noch weiter verfolgen. Was der Reformation fehlt, ist, daß die Sache Gottes nicht klar und leuchtend genug in den Mittelpunkt gestellt wurde.

Nicht daß dies überhaupt nicht geschehen wäre! Unsere bisherige Darstellung muß dieses Mißverständnis ausschließen. Aber es geschah nicht einseitig und wuchtig genug. Auch bei den Reformierten wurde wie gesagt das Soli Deo gloria durch jenen falschen Individualismus durchkreuzt. Vor allem aber war der Fehler, daß nicht das Reich Gottes im Sinne Jesu und der Propheten die Losung wurde, sondern das Sola fide, also nicht das Ziel, sondern — wir dürfen nicht sagen der Weg, sondern bloß ein Weg. Von dem Reiche Gottes, das auf Erden kommen soll, wissen sie nichts. Sie weisen die Täufer, die dieses verkünden, als Schwärmer ab — auch eine

tragische Schuld! Für sie wohnt das Reich Gottes einerseits in der Seele des Einzelnen, anderseits im Jenseits.

Dies alles bedeutet aber, wie man in den letzten Jahrzehnten oft und mit Recht gesagt hat, daß die Reformatoren mit ihrer Wiederentdeckung der christlichen Wahrheit nicht bis zu Jesus, sondern nur bis zu Paulus gelangt seien. Freilich haben sie auch nicht etwa den ganzen Paulus aufgenommen, sondern nur einen Teil davon, das, was sie daran besonders verstanden, vor allem aber seinen Individualismus. Jeder Blick in ihre Schriften zeigt in der Tat sofort, daß wir uns hier nicht in der Welt der Evangelien bewegen, sondern in der Welt des Paulus und seiner Geistesverwandten.

Aus diesem Grundmangel erklären sich alle übrigen. Wo das Reich Gottes vorwiegend in die Seele und das Jenseits verlegt wird, da muß jener Individualismus von selbst eintreten, denn beides sind Dinge, die, losgelöst vom Reiche Gottes, das kommen soll, den Einzelnen auf sich selber zurückweisen. Aber es geht daraus besonders auch ein anderer Grundmangel schon des ursprünglichen Protestantismus hervor: die falsche Stellung zur Welt.

Inwiefern ist diese Stellung falsch? Haben wir nicht gerade gezeigt, daß sie richtig, der katholischen überlegen war? Gewiß, und es bleibt auch dabei. Aber ein Mangel war doch dabei, und seine Wirkungen traten bald zu Tage. Die Reformatoren glaubten, wie wir gesehen haben, nicht an das Reich Gottes auf Erden, sie glaubten also nicht im vollen Gottesreichssinn daran, daß diese Welt durch Gottes Kraft und Willen zu einer Stätte seiner Herrschaft umgestaltet und aus seinem Schöpfergeist neugeboren werden könne. Dieser Ausblick war auch dem reformierten Christentum verschlossen. Nicht nur die Liebe, auch die Hoffnung des Gottesreiches wurde verkürzt.

Die zentrale Bedeutung dieses Mangels kann nicht genug hervorgehoben werden. Sie zeigt sich besonders in diesem Hauptpunkte, der Lösung des Problems, das im Verhältnis des Reiches Gottes zur Welt liegt.

Das ist das Grundproblem der ganzen Geschichte des Christentums, wie es seinem letzten Sinn nach das Grundproblem aller Geschichte sein dürfte. Wir wissen, wie es im Neuen Testament gelöst ist: das Reich Gottes wird in hartem Kampfe die Reiche dieser Welt überwinden, bis daß Gottes Wille auf Erden geschieht wie im Himmel und er alles ist und in allem. Wir wissen auch, wie das Kirchensystem es gelöst hat: die Welt soll formell der Herrschaft der Kirche unterworfen werden. Diese bedeutet Herrschaft Gottes, aber in Form einer „heiligen Welt", die in die unheilige hineingestellt wird, in Form eines Kultus, oder noch anders ausgedrückt: in Form von heiligen Zeichen. Wir wissen endlich auch, wie die Reformation es lösen wollte: an Stelle der

Zeichen sollte die **Wirklichkeit** treten, an Stelle der Kirche eine geheiligte **Welt**. Das Kirchensystem hatte in tiefe Zwiespälte, Unsicherheit und Unwahrheit geführt, der neue Weg sollte dem Gewissen Einheit und Freiheit zurückgeben.

Es war der rechte Weg; er bedeutete die Rückkehr zu Christus. Er hätte auch zum Ziel geführt, wenn dazugekommen wäre, was dazu gehörte: der Ausblick auf das Kommen des Reiches. Weil dieser aber fehlte, trat im Grunde die gleiche Fehlentwicklung ein, wie im Kirchen- (und Religions)-System. Auf der einen Seite geriet man in eine übertriebene Jenseitigkeit, auf der andern näherte man sich gerade darum zu stark der Welt. Man hielt die Welt für abgefallen und durch die Erbsünde verderbt, gewiß mit Recht, traute aber Gott nicht recht die Kraft und den Willen zu, sie zu erlösen und neuzuschaffen. Darum überließ man sie bis zu einem gewissen Grade sich selbst, d. h. ihren natürlichen Gesetzen und Ordnungen. Man übergab der zusammenfassenden Organisation des natürlichen Lebens, dem **Staate**, den Auftrag, das Weltleben so weit im Zügel zu halten, als dies nötig schien. Dazu gesellte sich jene höhere Idee, daß das Reich Gottes ja gerade in diesen weltlichen Formen kommen sollte. Aber weil diese Idee nicht mit dem Glauben verbunden war, daß das Reich Gottes die Welt von Grund aus umgestalten wolle und könne, so entstand als Endergebnis ein Zwittergebilde: **eine religiöse Verherrlichung des natürlichen Lebens**. Diese schlug wieder besonders im Luthertum durch. Bei Luther selbst ist es eine heroische Verachtung der Askese, deren Engigkeit und Kleinlichkeit er so tief erlebt hatte, fromme Freude an der neugewonnenen Welt Gottes, später ist daraus religiös gefärbtes erbärmliches Behagen geworden.

Darum gerät der Protestantismus aus dem gleichen Grunde, wie das Kirchensystem, aus falscher Jenseitigkeit, auf die Bahn der **Verweltlichung**. Er bindet sich an den Staat und wird zuletzt durch dick und dünn sein Fürsprecher. Er verteidigt alle Gegebenheiten. Er gibt die **übernatürlichen** Ideale, die zum Reiche Gottes gehören, ganz oder teilweise auf. Die Bergpredigt wird auf das Durchschnittsmaß einer christlichen Sittlichkeit herabgesetzt. Diese geht auf in einer Berufsethik, deren höchste Forderung wieder die gehorsame und pflichttreue Einfügung in die gegebene Lage ist. Die natürlichen Verhältnisse werden so, wie sie sind, als die höchsten Lebensformen betrachtet, die erreichbar sind. Was darüber hinaus will, ist nicht nur Schwärmerei, sondern auch unfromme Anmaßung und Verachtung der Schöpferordnung. Ein Christ ist hienieden wesentlich ein guter Staatsbürger, Familienvater und Berufsmann; was darüber hinaus geht, liegt im Jenseits, wohin überhaupt alle größten Verheißungen des Gottesreiches verlegt werden.

Es sei nochmals betont, daß diese Entwicklung zum Teil durch das Große des Protestantismus selbst bestimmt ist. Man will Gottes Schöpfungsordnung nicht antasten, die christliche Demokratie festhalten und die sittliche Forderung rein auf das Gewissen gründen. Darum läßt man nur die natürlichen Ordnungen als Organe der Auswirkung des Reiches Gottes gelten und als sittliche Forderung nur was für alle ohne Ausnahme Pflicht ist. Die freiwillige Ehelosigkeit, das Kloster, die Werke der Askese werden zuerst noch geduldet, falls sie nicht erzwungen seien, sondern frei und aus dem Glauben gewählt wie geübt würden, bald aber als verwerflich angesehen. Das Außerordentliche wird in allen Formen verworfen. Es wird verkannt, daß übernatürliches Wesen in der Gesellschaft vorhanden sein muß, damit das natürliche gesund bleiben könne; es wird verkannt, daß es im Reiche Gottes neben dem demokratischen doch auch ein aristokratisches Prinzip, nämlich eine Rangordnung der Geister gibt, und daß nicht jeder zu Jeglichem berufen, nicht jedem alles Höchste gleich erreichbar ist, und daß das Gewissen gerade auch dies zur Aufgabe hat, jedem auf besondere Weise zu sagen, was seine Berufung, seine Pflicht und sein Quantum satis ist. So wurde das Heroische, das zum Wesen aller Religion gehört und im Reiche Gottes wunderbar aufglänzt, ja dort neben der Kindlichkeit das eigentliche Charakteristikum des Lebensstils ist, so gut wie diese zum großen Teil aufgegeben. Eine ganze Welt von Wahrheit, Freiheit und Adel geht damit verloren, der Protestantismus wird zur Religion der Mittelmäßigkeit und die Weltlichkeit des Reiches Gottes zum frommen oder zuletzt auch weltlichen Philistertum. Wieder ist des Göttliche an einem wichtigen Punkte verloren.

Natürlich mußte damit auch die alte Zwiespältigkeit und Unwahrheit wiederkehren. Denn die heroische Verheißung und Forderung des Reiches Gottes blieb bestehen. Man vernahm sie, bekannte sich zu ihr, wurde durch sie beunruhigt. Und wenn man sie auch ins Jenseits verlegte, so wirkte sie doch ins Diesseits herüber, da dieses ja auf jenes hin orientiert sein sollte. So entstand eine Kluft zwischen der Weltseligkeit und weltlichen Orientiertheit des gewöhnlichen Lebens und den Sonntagsidealen, zwischen dem irdischen Behagen und dem Jenseitsernst, zwischen dem Philistertum und dem Heroismus, zwischen dem frohen Erwerb und Besitz von Geld und Gut und dem Trachten nach dem, was droben ist. Dieser Zwiespalt blieb lange latent, bis er in unseren Tagen wieder gewaltig hervorgebrochen ist und uns quält, wie er das Geschlecht des ausgehenden Mittelalters gequält hat. Die Welt der natürlichen Güter und Bindungen und das Reich Gottes treten sich wieder schroff gegenüber. Die Ehe hindert den freien Dienst der Wahrheit und Liebe. Der Staat fordert Leib und Seele für sein Reich des Egoismus und der Gewalt. Das Wirtschaftsleben ruht auf gegenseitiger Be-

raubung. Wir aber bekennen uns zur Bergpredigt, zum Reiche der Liebe, zum alleinigen Dienste Gottes. Können wir in diesen beiden Welten gleichzeitig leben? Können wir diesen Zwiespalt aushalten? Kommt nicht von ihm her ganz unerträgliche Unwahrheit in das Leben? Verwandelt es sich nicht in eine große Lüge?

Es ist Tolstoi, der neben Kirkegaard diesen Zwiespalt am tiefsten von allen Menschen der neueren Zeit empfunden hat. Wir können sagen: der in Luther vorhandene, aber künstlich besänftigte Tolstoi ist herausgetreten und fordert sein Recht. Gott ist in der reformatorischen Teilung zwischen Gott und Welt nicht zu seinem Rechte gekommen.

Daß durch diesen Umstand die weltumgestaltende Kraft des Reiches Gottes in der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts gelähmt wurde, liegt auf der Hand und ist oft gesagt worden. Ihre politische Freiheitswirkung kam erst in der englischen Reformation des siebzehnten Jahrhunderts teilweise zum Ausdruck. Die soziale entwickelte sich noch langsamer. Die furchtbar grausame Niederwerfung des Bauernaufstandes mit Luthers Hilfe und Segen erweist sich auch von hier aus gesehen als schwere tragische Schuld, die zu beschönigen man endlich aufhören sollte. Ein wirklicher Mann Gottes im Sinne Jesu und der Propheten hätte anders handeln *müssen*. Luther handelte hierin als Sohn Wuotans, nicht als Jünger Christi und hat dafür der Geschichte eine harte Buße bezahlen müssen, die noch nicht getilgt ist. Aber auch dieser Fehler hing mit dem Grundmangel zusammen. Durch ihn war das *revolutionäre* Salz des Gottesreiches in der Bewegung faul geworden und zum Aufbewahren des Bestehenden tauglicher als zu seiner Reinigung und Veränderung.

Aus der gleichen Wurzel wächst im Grunde auch ein anderer Mangel der Bewegung.

Die Reformation ist eine *theologische* Sache nicht erst durch Entartung geworden, sondern bis zu einem gewissen Grade von Anbeginn gewesen. Auch in dieser Beziehung sind zwar Ansätze zu einem Besseren vorhanden; es müßte uns wunder nehmen, wenn dies nicht der Fall wäre. Die neu gewonnene Unmittelbarkeit des Verhältnisses zu Gott führte über alle Theologie hinaus. Man wußte wieder, daß der lebendige und wirkliche Gott nicht durch philosophische Spekulationen erfaßt, sondern vom reinen Herzen geschaut, vom Gewissen verstanden, im schlichten Glauben ergriffen wird. Man suchte ihn in seinem „Wort“, d. h. in seinen Taten, in Christus, in seinem Geist, der in seiner Gemeinde wirkt und sich als testimonium spiritus sancti dem Herzen des Einzelnen bezeugt. Die Theologie, die sich damals als katholische Scholastik darstellte, wurde mit Zorn und Verachtung abgetan. Das alles war groß und gut.

Und doch stellte sich die Theologie sehr, sehr frühe wieder ein. Die Reformatoren waren eben selbst Theologen und konnten ihre Haut nicht abstreifen. So haben sie denn theologische Kämpfe gestritten, statt die Gotteskräfte des Glaubens und der Liebe frei und groß walten zu lassen. So haben sie für die reine Lehre geeifert und Ketzer getötet, wörtlich oder figürlich. So haben sie mit glühender Leidenschaft einen „reinen Glauben", d. h. eine reine Theorie des Glaubens herausgearbeitet und mit allen guten und schlimmen Künsten der Polemik verteidigt, so aber die große Wahrheit des Glaubens verderbt, seinen Freiheitssinn geschwächt, ja oft ins Gegenteil verkehrt und die theoretische Entartung des Christentums mit all ihren üblen Folgen, ihrem Dogmatismus, ihrem Ketzerrichtertum und Pfaffentum, ihrer sittlichen und religiösen Unfruchtbarkeit wieder herbeigeführt. Wenn man ihre Schriften mit dem Evangelium vergleicht, so zeigt sich, wie schon angedeutet worden ist, dieser Unterschied zwischen Theologie und Reich Gottes sofort und augenfällig. Wo dort, im Evangelium, alle Wahrheit frei wächst wie in der Natur, so ist hier, bei den Theologen, alles geordnet und eingeteilt, aber auch beschnitten, eingezwängt und verstümmelt. Wo dort ein Gegensatz unvermittelt steht, weil er eben zum Leben selbst gehört, kommt hier die Logik und will künstliche Einheit herstellen, kann dies aber natürlich nur, indem sie eine Seite der Wahrheit verkürzt. Wenn dort Glaube und Werke, Gnade und Freiheit, Gottes und des Menschen Tun, des Menschen Güte und des Menschen Verderbtheit neben einander stehen als gleichberechtigte Wahrheit, da wird hier entweder das Eine von beiden gestrichen oder ein Verhältnis der Ueber- und Unterordnung hergestellt, das doch dem Sinne Jesu nicht entspricht. Wenn dort heller, froher Sonntag ist, goldene Freiheit und Kindlichkeit, so hier Studierzimmerluft, Arbeitsmühe, Reflexion und Qual. Auch in diesem Punkte ist das wahrhaft Göttliche nicht erreicht oder nicht festgehalten.

All dies Wesen aber hat sich auf den Protestantismus übertragen und hat sich darin noch gemehrt. An Stelle des Evangeliums ist der Katechismus getreten, an Stelle des Geistes die Gelehrsamkeit, an Stelle des Propheten der Schulmeister. Der Protestantismus ist eine Schulreligion geworden. Er hat die wunderbare Kindlichkeit, Freiheit und Volkstümlichkeit des Gottesreichswesens nicht erreicht. Das hat ihm zwar auch viel Großes eingetragen, aber doch noch Größeres geraubt und ihm viel von höchster Anziehungskraft genommen. Auch von den Gestalten der Reformatoren selbst haben wir dies in einem früheren Aufsatz bemerkt. Sie sind Theologen, sind Propheten als Theologen; sie tragen Ornat, es fehlt ihnen die unendliche menschliche Freiheit und Liebenswürdigkeit Jesu.

Und endlich muß in diesen Zusammenhang noch eine Tatsache gestellt werden, die uns nun eigentlich nicht mehr überraschen kann,

und die uns doch besonders betrübt: das ist die Verbindung der Reformation mit der weltlichen Macht. Hier kommt vielleicht das bloß Menschliche daran am deutlichsten zum Ausdruck. Kein Einziger von allen hat an das freie Walten der Wahrheit geglaubt, jeder zu Gewaltmitteln Zuflucht genommen. Sie vertreiben, quälen, töten die Ketzer, statt auf den Geist zu vertrauen, der in alle Wahrheit führt. Jeder ist im Kampfe mit dem Gegner ungerecht und gewalttätig gewesen. Jeder hat sich an einen Fürsten oder eine republikanische Obrigkeit angelehnt, keiner ist frei dagestanden, ganz auf Gott allein vertrauend. Alle haben sie die Politik für die Ausbreitung der Wahrheit benützt, was eine contradictio in adjecto ist. Kein Einziger ist ein Märtyrer im großen Stil geworden, kein Einziger hat dieses höchste Heldentum im Reiche Gottes verwirklicht. Sollte das Zufall sein? Nein, hier hat wieder das Göttliche in der höchsten Form gefehlt und hier, in diesem Bündnis mit der Macht, müssen wir vielleicht die allerschwerste Hemmung des Reformationswerkes erblicken. Es ist zu dem Fluch der Reformation geworden. Denn noch einmal: im Machtstreben kommt der Abfall von Gott am deutlichsten zum Vorschein.

Es war auch bei den Reformatoren ein besonders starker Abfall von sich selbst; denn die Verbindung mit weltlicher Macht ist das stärkste Gegenteil des Glaubens und die offenkundigste Verleugnung der Souveränität Gottes. Ueberhaupt, was war die ganze falsche Stellung zur Welt anders als ein Mangel an Glauben? Warum Gott nicht glauben, daß er auch diese Macht habe, die Welt zu verwandeln durch seine Kraft und Wahrheit, durch das von Christus in sie ergossene Leben? Noch ein wenig mehr Erlebnis der Wirklichkeit Gottes, noch ein wenig mehr Empfindung seiner allmächtigen Kraft -- und vieles wäre anders gekommen.

Das sind die im Reformationswerk von Anbeginn vorhandenen Mängel. Dazu kam die übliche Erlahmung und Entartung. Wir brauchen sie nicht mehr zu schildern. Das Kirchentum kam wieder, in abgeschwächter, dafür auch kleinlicherer Gestalt. Die Hierarchie wurde zum Pfarrertum. An Stelle des Priesters trat der Schriftgelehrte. Das Evangelium verwandelte sich in Katechismus und Dogma. Das Wort Gottes wurde Bibel und die Bibel wurde zum dogmatischen Gesetzbuch. Der Glaube wurde zur Orthodoxie und zur Last für Freiheit und Gewissen. Kurz: aus Gottesreich wurde Religion und Kirche.

Damit ist also die Frage beantwortet, von der wir ausgegangen sind, ob im Reformationswerk schon ursprünglich Mängel lägen, die die Entwicklung der Weltkatastrophe nicht verhindert, vielleicht sogar gefördert hätten. Sie ist mit Ja zu beantworten. Der Individualismus, der die allgemeine Sache Gottes in der Welt aus dem Auge verlor, der Partikularismus der protestanti-

schen Kirchen, die sich ihren jeweiligen Staaten anschlossen und die Christenheit als Ganzes aus dem Auge verloren, der Mangel an großer Liebe, die theoretische Entartung des Christentums, die ganze Verweltlichung der Kultur und Vergottung des Gegebenen, insbesondere der Bund mit der Macht, kurz: das Manko an Glauben, Liebe und Hoffnung, an Gotteskraft und Gotteswahrheit, all diese Dinge haben mitgeholfen zu dem großen Zusammensturz. Die Reformation hat nicht genügt, ihn zu verhindern.

Und so steht nun die Reformation in einer doppelten Gestalt vor uns. Sie bleibt eine gewaltige Schilderhebung der Wahrheit, eine Tat Gottes in der Geschichte. Sie ist ein neues Erleben und Verstehen Gottes, ein Aufstrahlen der Gottesreichswahrheit, eine Eröffnung einer neuen Epoche des Reiches Christi. Das alles soll durch ihre Mängel und Fehler nicht verdunkelt werden. Es bleibt viel größer als diese. Sie müssen allerdings gesehen werden, aber nicht damit jene Bewegung verkleinert, sondern damit in ihr Göttliches und Menschliches geschieden werde. Es war eine Gottesreichsbewegung, aber sie blieb hinter der ganzen Wahrheit des Gottesreiches in wesentlichen Punkten zurück. Sie versäumte göttliche Möglichkeiten und betrat gelegentlich ungöttliche Irrwege. Es war ein helles Aufleuchten der Kraft und Wahrheit Gottes, aber es war nicht *alle* seine Kraft und Wahrheit darin erschienen und wirksam.

Darum hat sich schon in der Reformationszeit Ergänzung und Widerspruch gezeigt. Das ist das *Täufertum*, diese gewaltige, so lange mißverstandene Bewegung. Sie vertrat vieles von der Wahrheit, die der offiziellen Reformation entgangen war; vor allem die Erwartung der Gottesherrschaft auf Erden. Nie tritt uns Schwäche der Reformatoren so deutlich entgegen, als da, wo sie es mit dem Täufertum zu tun haben, wo dieses auf sie eindringt und sie für sich gewinnen will. Wir meinen keineswegs, daß das Täufertum ihnen gegenüber nur die Wahrheit und in allen Stücken die höhere Wahrheit vertreten habe, aber *Wahrheit* gewiß, alte Wahrheit, kommende Wahrheit, und wir meinen, daß die Reformatoren diese größer, freier, göttlicher hätten behandeln sollen. Und so haben noch viele andere *Ketzer* ein Recht gegen sie gehabt.

Vor allem aber hat die *katholische Kirche* sich behauptet. Ist dies bloße Verstockung gewesen oder hat sie vielleicht doch ein Stück Wahrheit zu vertreten gehabt, das vom Protestantismus vernachlässigt oder nicht gesehen worden war? Hat sie nicht jene Wahrheit des Uebernatürlichen zu behaupten gehabt, die er preisgab? Sie mag es in massiven, zu sehr bloß symbolischen Formen getan haben, aber vielleicht war dies doch besser, als wenn es gar nicht geschehen wäre. Hat sie nicht namentlich gegenüber der Zerreißung der Christenheit in eine Fülle von Staaten und Nationen, zu denen die protestantischen Kirchen bloß ein Anhang waren,

die Idee des Universalismus und einer überstaatlichen Menschengemeinschaft gewahrt? Könnte sie nicht ein wenig (wir sagen ausdrücklich: ein wenig) Recht haben, wenn sie besonders in der Art Luthers etwas von dem selbstfrohen Hochmut Luzifers erblickte, der das Band der Einheit der Christenheit stürmisch zerriß und ob dem eigenen Heil die Heilskraft der Gemeinschaft vergaß? Gibt ihr nicht der Krieg eine Bestätigung dafür, daß damals in der Christenheit eine teilweise falsche Entwicklung einsetzte, daß damals eine Tragödie geschah? Könnte nicht sein, daß die Wahrheit des Gottesreiches die des Katholizismus und des Protestantismus vereinigen sollte in einer neuen Gestalt?

5.

Damit dürften wir instand gesetzt sein, eine Antwort auf die Frage, wie wir die Reformationsfeier am besten begehen, zu geben. Wir haben ausgemacht, daß dies auf die Weise der lebendigen, nicht der toten Geschichte getan werden müsse. Lebendige Geschichte ist, soweit die Erinnerung an die Vergangenheit in Betracht kommt, überall da, wo man diese von der Gegenwart aus neu erlebt, sie als Gegenwart erlebt, sie so erlebt, als ob man dabei wäre, als ob man sich in die Kampfreihen stellte, da wo man die Freuden und Schmerzen, Fragen und Antworten einer Epoche als eigene empfindet und das Herz darüber ins Klopfen gerät, als ob es sich um den Kampf des heutigen Tages handelte. Lebendige Geschichte ist da, wo man eine Vergangenheit als eine lebendige Wirklichkeit empfindet, so daß man bei ihrem Werke anknüpft, sei es in Zustimmung, sei es in Ablehnung, sei es im Sinne der Fortführung seiner Richtung, sei es im Sinne einer entschlossenen Umkehr.

Stehen wir so zur Reformation?

Es besteht natürlich eine große Versuchung, die Frage von vorneherein zu bejahen, nur weil wir nun einmal in diese Periode der Erinnerung an die Reformationszeit getreten sind, und zu erklären, unsere Zeit sei jener Epoche verwandt. Einige Analogien lassen sich ja leicht finden und besonders wird eine so reiche Zeit, wie die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts uns zu einer solchen Zusammenstellung gewiß einige Anknüpfungspunkte bieten. So liegt uns ja auch etwa nahe, unsere Zeit mit der der Geburt Christi zu vergleichen.

Wir meinen aber, daß beides guten Grund habe. Zeiten voll Zusammenbruch und voll schöpferischer Wehen sind einander wirklich verwandt. Ganz im allgemeinen läßt sich sagen, daß auch unsere Zeit, wie die der Reformation, aus einer bisherigen Lebensform heraustreten will in eine neue hinein. Wie jene fühlt sie tief das Unbefriedigende der vorhandenen Zustände, wie jene trägt sie in ihrem Schoße eine Fülle von neuen Gedanken und Wol-

lungen; wie jene schwankt sie zwischen leidenschaftlichem Festhalten am Alten und leidenschaftlicher Zuwendung zum Neuen; wie jene ist sie unsicher und stürmisch, gläubig und zweifelskrank; wie jene erfüllt von großer Hoffnung und geplagt von schwerer Not. Die politischen und sozialen Zustände, die sittlichen Anschauungen, die Weltanschauung, alles in Gährung und Auflösung. Die Krönung aller Not aber wird die religiöse Not. Sollte die Lage nicht wirklich ähnlich derjenigen sein, in der das Werk der Reformatoren entstand und woraus dieses Werk die Christenheit rettete?

Wenn dem so wäre, dann würde die Erinnerung an die Reformation wirklich zu einer lebendigen. Dann träfen wir Heutigen zwar nicht direkt, aber doch indirekt mit ihr wieder zusammen. Die direkte Weise ist, wie wir uns erinnern, jene, die, wenn möglich im Anschluß an irgendwelche Jubiläumsjahrzahlen, die Vergangenheit aus dem Grabe heraufzitiert, wobei man sich einbildet, daß man noch ganz im Geiste einer vergangenen Epoche denke und ihr Werk fortsetze. Dieses direkte Herankommen zur Geschichte ist der Historismus, den viele mit so großem Recht verwerfen, die tote Geschichte. Aber etwas ganz anderes geschieht, wenn wir mitten aus Arbeit und Kampf der Gegenwart aufblickend, uns zugleich in einer bestimmten Epoche der „Vergangenheit“ befinden, wenn wir erkennen, daß sie, obwohl unter andern Formen, sich ganz mit der gleichen Aufgabe abmüht, wie wir, und wenn wir dann spüren, daß sie in einem innerlichen Sinne gar nicht Vergangenheit ist, sondern lebenswarme Gegenwart, mehr Gegenwart vielleicht als die chronologische.

Wenn sich dies mit der Reformation so verhalten sollte, was könnte uns die Beschäftigung mit ihr für unsere Arbeit leisten? Und worin bestünde die rechte Reformationsfeier?

Daß sie unter den heutigen Umständen am allerwenigsten eine bloße Verherrlichung jenes Ereignisses sein dürfe, sondern den Grundzug der Buße tragen müsse, haben wir schon betont. Aber zur „Buße“ muß der „Glaube“ kommen, das heißt die Wendung zu neuem Schaffen und Bauen. Und da drängt sich denn das Stichwort auf, daß die beste Feier der einstigen Reformation eine neue Reformation sei. Das Wort scheint kühn, vielleicht ist es aber der Größe der Dinge gegenüber, die jetzt geschehen und sich vorbereiten, sogar zu wenig kühn.

Wir wollen es in diesem Zusammenhang jedenfalls aufnehmen und dann fragen: Welches müßte wohl das Werk dieser neuen Reformation sein? Nicht daß wir uns etwa anmaßen wollten, dafür ein Programm im einzelnen zu entwerfen oder die kommenden großen Dinge vorauszusagen. Aber einige Grundzüge dieses notwendigen Werkes treten doch wohl aus den Nebeln und Dunkelheiten, die über diesen Tagen liegen, so klar hervor, daß jeder sie sehen muß, der Augen hat, zu sehen.

Auch die neue Reformation wird, in gleichem Sinne wie die einstige, mitten aus dem Herzen unserer Zeit, aus ihrer Not und Hoffnung geboren werden. Sie wird nicht irgendwie aus dem Zufall kommen, aus der blauen Luft her. Sie wird nicht rein religiös sein oder gar kirchlich und theologisch, aber allerdings auch nicht bloß kulturell, sie wird vielmehr eine Erneuerung unseres ganzen Lebens sein, sie wird alles umfassen, was in unserer Zeit an Wünschen und Hoffnungen gährt, und es zusammenfassen zu der entscheidenden Tat, die den Durchbruch des Neuen bedeuten wird, das über dem jetzigen Kampf zwischen Alt und Neu hinausführt und der Seele unseres Geschlechtes Einheit und Sicherheit wiedergibt. Sie wird nicht eine Sache der Theologen und Kirchenleute sein, sondern die des ganzen Geschlechtes, eine Volkssache im großen Stil, woran der Fabrikarbeiter nicht weniger beteiligt sein wird, als der Kirchenrat und das Dienstmädchen nicht weniger als die Frau Pfarrer. Wer also Reformation feiern will im Geiste jener ursprünglichen Bewegung, der darf sich zu allerletzt von der Bewegung unserer Zeit zurückziehen und meinen, durch Schelten über das, was diese in Wahrheit und Irrtum, in Weisheit und Torheit, in Liebe und Zorn bewegt, zeigen zu können, daß er den Geist jener Epoche habe. Die neue Reformation muß und wird eine Sache haben, sie wird das ganze Problem der Gegenwart mit all seinen Teilproblemen, den politischen, sozialen, religiösen, sittlichen lösen und damit die Erlösung unseres Geschlechtes aus seiner Not, die Erschließung neuen Glaubens, neuer Freude, neuer Freiheit sein, ein Auftun neuer Pforten, ein Fließen neuer Quellen, ein neuer Tag.

So gewiß dieses für uns ist, so gewiß auch ein Zweites: diese Erlösung wird nur aus der größten Tiefe her kommen, die Reformation unserer Zeit wird (das Wort sei wieder erlaubt) eine religiöse Reformation sein. Daraufhin drängt auch unsere Not und Hoffnung. Sie wird es immer mehr tun, bis aller wirre Lärm, der aus der Seele dieses Geschlechtes aufsteigt, zu einem einzigen großen Schrei wird, dem Schrei nach Gott — nach unserem Gott! Denn die neue Reformation wird wieder darin bestehen, daß wir Gott neu finden, neu verstehen, neu erleben. Wir müssen der Unmittelbarkeit des Erleben Gottes wieder teilhaftig werden, seine Wirklichkeit einfach und mächtig erfahren.

Dann wird die Folge sein, daß wir unser religiöses System auf die Seite schieben, wie die Reformation das ganze damalige Wesen auf die Seite geschoben hat. Wenn wir dazu bis jetzt noch nicht imstande gewesen sind, so einfach aus dem Grunde, daß Gott, seine Wirklichkeit und Macht, uns noch nicht lebendig und klar und kraftvoll genug gewiß und inne geworden sind. Auch für uns ist ein ganzes religiöses System veraltet, halbwahr, unwahr

geworden. Fast alle fühlen es mehr oder weniger. Die freien Geister lächeln und höhnen; ernstere Gemüter klammern sich daran und versuchen, es durch ihren Eifer zu beleben und als wahr zu erweisen; die Menge macht mit, weil sie nichts anderes hat. Und doch ersticken wir unter diesem halbtoten Wesen, unsere Seele nimmt Schaden an dieser Unwahrheit. Von diesem Zentrum aus breitet sich das Uebel über den ganzen Umkreis des Lebens. Wir haben es schon gesagt: unsere ganze Existenz gerät in einen tiefen Zwiespalt, unsere ganze Kultur wird von dem Giftkraut der Heuchelei überwachsen. Unsere Ideale widersprechen unserm Leben; unsere Kultur unserer „Religion"; wir glauben an Gott und leben in einer Welt, wo der Mammon im Grunde alle Beziehungen der Menschen regelt; wir halten die Liebe für das „höchste Gebot" und morden uns, wie die Erde dies noch nie gesehen hat; wir nennen uns nach Christus, aber nehmen es bitter ernst nur mit dem Zäsar. Wir sagen es nochmals: es ist unmöglich, dies länger auszuhalten, die Entscheidung muß geschehen, die Erlösung aus dieser Not muß kommen.

Sie wird kommen mit einem neuen Tag Gottes. Wenn er wieder eine lebendige Macht wird in den Seelen, wenn er wieder neu verstanden wird, dann wird auch jener Tag da sein, wo wir das ganze tote Religionswesen auf die Seite schieben, weil eine neue Wahrheitswelt uns aufgegangen ist. Dann wird dieses Kirchentum verschwinden und mit ihm dieses Pfarrertum, Theologentum, Pfaffentum, diese leeren Gottesdienste und Sakramente, dann diese ganze Religionsfrömmigkeit in all ihrem Wesen und all ihren Folgen. Dann wird die Möglichkeit da sein, für eine neue Gemeinschaft im Höchsten, dann wird die Kraft vorhanden sein für die Geburt der neuen Welt, die unsere Zeit im Schoße trägt.

An diesem Punkte also ist alle Kraft zu sammeln. Das ist der Ort, von wo alle Hilfe kommt.

Wo aber Gott wirklich und unmittelbar ist, da ist das Reich Gottes. Und das wird jedenfalls die Tat der neuen Reformation sein, daß sie entschlossen auf diesen Weg tritt. Jegliche wertvolle Sache, die in unserer Zeit gärt, ja die ganze Sache unserer Zeit muß in diese aufgenommen werden. Hier muß das Werk, das die Reformation getan hat, fortgesetzt, zum Teil auf neue Weise aufgenommen werden.

Wir brauchen, um zu zeigen, was wir meinen, nur die schon bei der Aufdeckung der Mängel und Fehler des Reformationswerkes gezogenen Linien noch zu Ende zu führen.

Daß das Kirchensystem, soweit es im Protestantismus wieder aufgekommen ist, völlig und endgültig erledigt werden muß, wenn das Programm der Reformation erfüllt werden soll, liegt auf der Hand. Ebenso versteht sich nun von selbst, daß die Rückkehr zum Reiche Gottes nicht bloß bis zu Paulus, sondern bis zu Jesus selbst vor-

dringen muß. Daß solche Rückkehr in Wirklichkeit ein Fortschreiten ist, sei auch hier für solche bemerkt, die vor einer bloßen Rückkehr schaudern, ebenso, daß Christus für uns nicht eine bloße „historische Figur“, eine Gestalt der Vergangenheit, sondern eine gegenwärtige und lebendige Wirklichkeit, eben der lebendige Gott als menschliche Wirklichkeit ist, seine Wahrheit das Evangelium aeternum der Offenbarung Johannis und der Mystiker aller Zeiten, das Reich Gottes eben die ewig gegenwärtige Herrschaft dieses lebendigen Gottes. Es muß also jener Individualismus eingeordnet werden dem einzigen Trachten nach der Sache Gottes (die auch die Sache des Bruders wird), um damit sein Gift zu verlieren und sich im Grunde erst recht zu entfalten. Es muß die Liebe zu ihrer wahren Stellung gelangen. Es muß aus „Theologie“ wieder „Evangelium“ werden. Es müssen die theologisierten, systematisierten Wahrheiten des Reiches Gottes wieder aus ihrem Prokrustesbett befreit werden und zu jenem lebensvollen freien Reichtum zurückkehren, den sie im Reiche Gottes selbst haben. Es muß die wunderbare Menschlichkeit und Volkstümlichkeit des Gottesreiches gewonnen und seine Verschulung überwunden werden. Es muß jene Laienhaftigkeit und demokratische Art völlig zum Siege gelangen, ohne jedoch Herrschaft der Mittelmäßigkeit zu bedeuten. Kurz: es muß der Glaube, diese große Entdeckung der Reformation, sich so auswachsen, bis er ganzer Reichgottes-Glaube wird, bis er Gott die Kraft zutraut, die Welt seiner Herrschaft zu unterwerfen und zu seiner Wohnung zu machen.

Bei diesem Punkte müssen wir etwas länger Halt machen. Wir erinnern uns, daß hier das Werk der Reformation einen besonders schlimmen Mißerfolg hatte. Ihre Lösung des Verhältnisses von Gottesreich und Welt litt an einem Grundmangel: es fehlte der Glaube an das Reich Gottes auf Erden. Sie gelangt nur im ketzerischen Täufertum so weit, im reformierten Christentum bis hart daran, aber bleibt in ihrer offiziellen Gestalt auch hier an dieser Stelle stehen. Hier muß im Namen ihres Grundwollens der neue Durchbruch geschehen. Es muß der Glaube noch diesem Schritt tun, um erst recht Glaube an den lebendigen Gott und sein Reich, Glaube im Sinne Christi, zu werden.

Dann ist das Problem grundsätzlich gelöst und es bleibt nur noch das Programm der praktischen Verwirklichung der Wahrheit. Das Reich Gottes ist dann nicht bloß für das Jenseits, es will in die Welt kommen. Darum schafft es nicht eine heilige Welt neben der übrigen Welt, sondern will die Welt selbst zu seiner Stätte machen. Darum überläßt es aber auch nicht die Welt sich selbst; geht vielmehr daran, sie für Gott zu gewinnen. Das kostet Kampf, gewiß, langsam und mühsam mag das Fortschreiten sein, es führt durch Evolution wie durch Revolution, durch Aufbau und Katastrophen, es mag sich in großen Perioden, in aufeinander folgenden Aeonen vollziehen, aber der Zwiespalt ist nun doch beseitigt: das

Herz gehört ganz auf die Seite des Gottesreiches. Der Zäsar muß dem Christus weichen, der Mammon der Seele, die Gewalt der Liebe, die Selbstsucht dem Dienen, m. E. W.: dem Christ gehört die Welt, nicht dem Tier. Die Christus feindlichen Mächte mögen noch Gewalt haben, wir werden ihnen vielleicht noch äußerlich und widerwillig dienen müssen, aber unsere Sache ist der entschlossene Aufbau der neuen Welt. Gott allein soll herrschen und mit ihm der befreite Mensch.

Das Reich Gottes wird ganz diesseitig, gerade weil es ganz jenseitig ist. Aber es wird auch ganz jenseitig, weil es ganz diesseitig ist; es wird ganz überweltlich, indem es ganz weltlich wird, es wird ganz übernatürlich, indem es ganz natürlich wird. Denn nun wird auch jenes Uebernatürliche (um dies Wort vorzuziehen), das die Reformation auf falsche Weise beseitigt hatte, wieder in sein Recht eingesetzt. Ueber das bloß natürliche Leben erhebt sich das Leben des Gottesreiches. Der Staat wird überboten durch eine Gemeinschaft der Freiheit und Liebe. Die Ehe darf keine Bindung für den Dienst Gottes werden und darf nicht einfach als höchste Form des Lebens gelten. Das Außerordentliche muß wieder aufstrahlen, das Heldentum des Reiches Gottes wieder verstanden werden, die Nachfolge Christi in diesem Sinne wieder die höchste der Lebenslosungen sei. Der Sinn für die Rangordnung der Geister muß sich mit der christlichen Demokratie verbinden und das von Gott gewollte Laientum muß Raum lassen für ein von Gott geweihtes Priestertum. Und endlich soll man nicht meinen, daß die Diesseitigkeit des Reiches Gottes etwa eine Waffenstreckung vor dem Tode bedeute: im Gegenteil, ein neuer Triumph des Lebens, ein neuer Weg zum Sieg über den Tod gehört zu dieser Wiedergewinnung des Uebernatürlichen. Das Reich Gottes ist Leben, die Ueberwindung des Todes in jeder Form ist das Herz seiner Verheißung. Gerade hier muß uns Hilfe werden. Gerade dieser Todesdruck muß wieder von uns weichen — und er wird weichen!

Vergessen wir es ja nicht, daß die Diesseitigkeit des Gottesreiches nicht etwa Weltlichkeit im gewöhnlichen Sinne, sattes Genügen an dieser Welt bedeutet, sondern das Gegenteil: es ist nicht von dieser Welt und in dem Maße, als es kommt, wird die Welt verändert sein, also eine andere Welt werden.

Wir dürfen vielleicht ein ehrwürdiges Wort zum Ausdruck unserer Meinung wählen, trotzdem es mißverständlich ist: was wir wollen, ist eine Theokratie, aber nicht eine, die mit Zwang herrscht, die in politischen Formen käme und mit politischen Mitteln herbeigeführt würde, sondern eine, die sich rein in Freiheit und Liebe aufbaute; nicht eine zur Beherrschung, sondern eine zur Befreiung der Menschen durch Gott.

Aber wenn diese Theokratie, diese neue Welt kommen soll, dann muß, dies sei nochmals gesagt, Gott eine stärkere Wirklichkeit unter

uns werden. Und das ist es, worin wir unser ganzes Hoffen und Wollen vielleicht am allerbesten ausdrücken könnten: wir sehnen uns nach neuen Verwirklichungen der Wahrheit Gottes. Wir möchten, daß Ernst würde mit dem, was wir so lange bekannt haben; wir möchten etwas verkörpert schauen von dem Großen, das unsere Seele glaubt und hofft; wir möchten etwas hervorbrechen sehen von den Siegen des Gottesreiches über alle Not. Endlich, endlich soll es Ernst werden mit uns, endlich, endlich soll es Ernst werden mit — Gott, das heißt: mit der Erfüllung seiner Verheißung, mit dem Anbruch seines Tages. Aus den Schatten in den Tag!

Gerade darin begegnen wir uns mit dem Geschlecht der Reformation. Es wollte aus den Zeichen zu den Wirklichkeiten. Das war auch wirklich der Weg, den die Reformation führte. Aber wir haben gesehen, wie sie nicht nur die volle Wahrheit Gottes in der Erkenntnis nicht erreichte, sondern sie auch durch die Praxis in wichtigen Punkten und bei entscheidenden Anlässen verleugnete. Nun, sie hat ihr Werk getan, ein Riesenwerk. Es hat sich ausgewirkt in unendlichem Segen. Es ist aber auch eine Welt zusammengestürzt, weil jene Kräfte nicht völlig erschienen waren und eine neue Welt kündigt sich an. Sollte nicht dies nun der Sinn des Neuen sein, das jetzt beginnt: einmal ein neuer Versuch, das Reich Gottes mit jenen höchsten göttlichen Kräften zu vertreten, die zu ihm gehören und die die Reformation nicht immer und nicht ganz erreicht hat, sodann aber und eigentlich in erster Linie ein neues Aufbrechen der Gottesreichswahrheit in der Welt, eine neue Offenbarung seiner Kräfte und Herrlichkeiten, eine neue Art und Epoche der Verwirklichung der Sache Jesu? Von hier aus käme dann die Lösung und Erlösung für alles Andere.

Und das wäre die neue Reformation — es wäre mehr als dies!

L. Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

Der Staat und was wir von ihm erwarten dürfen.

II. Was dürfen wir vom Staat erwarten?

„Seht nur dort, wie er sie an sich lockt, die Viel-zu-Vielen, wie er sie schlingt und kaut und wiederkäut. Ach, auch in euch, ihr großen Seelen, raunt er seine düsteren Lügen."
Also sprach Zarathustra.

Aus dem Wesen des Staates ergibt sich, was wir von ihm zu erwarten haben.

Die Grundtendenzen, die wir soeben zu analysieren suchten, drängen den Staat, sich konsequent zu entfalten, sich stets zu über-

bieten. Der Hauptcharakterzug am Staat dünken uns nicht seine Selbstkorrekturen, seine Bündnisse mit freiheitlichen Tendenzen, das zeitweilige Eindämmen seines ursprünglichen Wesens, sondern eher das nie zu unterdrückende Streben, dieses Wesen kräftig zum Ausdruck zu bringen und zu steigern.

Der Staat ist etwas Relatives mit absoluten Ansprüchen. Er ist etwas Menschliches, sehr Unvollkommenes, aber er hat die Tendenz, sich zum Gott zu machen. So muß er stetsfort danach streben, das Ganze in seinen Bereich zu ziehen und zu beherrschen. Der Ausdruck „imperialistischer Staat" ist eine Tautologie. Der Staat ist imperialistisch, wie Lebewesen atmen.

Wie der Bazill sich nur behaupten kann, indem er stets neue Gebiete infiziert, ist der Staat auf Annektionen nach Außen oder nach Innen angewiesen. Lokalisation bedeutet auch hier Absterben.

A. Staat und Kultur.

Daher das eigentümliche Verhältnis zwischen Staat und Kultur. Wir brauchten oben das Wort Staatskultur. Damit wollten wir den engen Zusammenhang ausdrücken, der zwischen dem Staat und der Kultur besteht, in welcher der Staat als Machtorganisation Ziele und Wege des Daseins bestimmt. Er sucht diese Kultur zu seiner Kultur zu machen. Er tut es nicht nur, weil er dank seiner Macht die Möglichkeit hat, sie zu beherrschen. Er tut es auch — und dies ist das weitaus Schlimmere — weil er sie nötig hat, um sich den geistigen Rückhalt zu verschaffen, den er wegen seines zwiespältigen Charakters nicht entbehren kann. Seine Ansprüche sucht er zu stützen und zu rechtfertigen. Wie die Regenten sucht er der Dynastie den Thron zu sichern. Diese Ideologie und diese Sicherheit sollen ihm die Kultur liefern, der er seinen Stempel aufdrückt. Die Staatskultur wird damit zum Instrument der Selbstidealisierung des Staates.

Die Staatskultur trägt darum ein merkwürdiges Gepräge. Wie ihr Schutzpatron, der Staat, leidet sie am Hauptfluch des Staates, an der Halbheit, an der Aeußerlichkeit. Sie ist etwas Unwahres, Unechtes. Es fehlt ihr das Unmittelbare, sie weiß nichts von dem, was von Herz zu Herzen geht. Die Vermittlungen besorgen nicht Charakter und impulsive Taten, sondern Bureau und Hierarchie. Der Lebensprozeß ist gehemmt, es kommt nicht zu großen, überwältigenden Gefühlen, die sich in heroischen Taten auslösen.

Aber dieses Halbe und Unechte hat die Macht für sich. Die minderen Werte bekommen Zwangskurs. Der Götze macht sich zum Gott. Dazu braucht er natürlich Anbeter, und ebenso natürlich ist es, daß diese Anbeter nichts Eiligeres zu tun haben, als gegen alle, die ihn nicht als Gott anerkennen, die Kriege des Gottes zu führen.

Darum ist die Staatskultur ganz auf den Krieg gestellt. Sie ist ihrem tiefsten Wesen nach Krieg. Um die Notwendigkeit des Ge-

waltsprinzips, mit dem der Staat steht und fällt, zu rechtfertigen, muß sie das Gewaltsprinzip anwenden. Man legitimiert es, indem man es anwendet und damit die Unmöglichkeit beweist, ohne es auszukommen. Der Krieg ist die Rechtfertigung des Staatsprinzips. Die Staatskultur als Kriegskultur stellt die Legitimationskarte aus. Der Krieg ist der Kampf relativer Werte um unbedingte Geltung.

Noch bedeutsamer sind die inneren Kriege. Der Staat ist im Grund noch imperialistischer in der inneren als in der äußeren Politik. Darum gibt es nichts Komischeres, als wenn man, „friedliebende Demokratien“, als solche vom Imperialismus ausnimmt. Sie können imperialistischer sein als kriegführende Staaten. Ich sehe nicht, daß der Wille zu herrschen, zu vergewaltigen, zu annektieren in der Schweiz so viel schwächer ist, als in anderen Ländern. Nur kehrt er sich nach innen.

Der Staat sucht den Willen, das Gemüt, die ganze Stimmung seiner gegenwärtigen Bürger und derer, die es einst sein werden, zu beeinflussen. Er treibt geistige Annektion. Seine Bildung ist Annektionspolitik. Er wird stets danach streben, im Intellekt seiner Bürger zu schalten und zu walten, wie in einem okkupierten Gebiete. Er korrigiert, was gefährlich ist, unterdrückt, was verdächtig ist, er fördert, was ihm für jetzt nnd für die Zukunft eine stark fundierte Machtstellung sichert. Seine Heiligsprechungen sind darum nicht weniger bezeichnend, als seine Verketzerungen. Er fördert die Gesinnung, die er braucht, durch die lauteste Anerkennung. Er braucht devote, offizielle Existenzen. Er braucht das Korrekte, Normale, mit dem Gegengift gegen das Echte, Unmittelbare — also mit Zynismus und „realem Sinn.“[1]) Er braucht den kalten, nüchternen, statistischen Sinn, und darum fördert er ihn. Er ist im Grund soziale Arithmetik und macht die Seele zur Zahl. Was an der Seele Impuls geblieben ist, verwendet er zur Gegenwehr gegen das, was die Seele von der Knechtschaft der Zahl befreien könnte.

So erdrückt die Staatskultur Charakter, Initiative und Persönlichkeit. Dafür bietet sie aber Ersatz. Sie raubt wahre Individualität, aber gibt dem Individuum die Möglichkeit, sich aufzubauschen. Sie ist der Boden, auf dem das Mittelmäßige sich entfalten und breit machen kann. Sie ist fetter Nährboden für das Strebertum. So sehr, daß sie ihren eigenen Strebertypus schafft und züchtet, den Typus, der in einer wunderbaren Harmonie, mit höchster Korrektheit, Servilität und Arroganz zu verbinden weiß. Die Brutalität nach unten ist die notwendige Kehrseite der devoten Gesinnung nach oben, muß man sich doch für die eigene Feigheit an etwas rächen, wenn man nicht daran zu Grunde gehen will.

---

[1]) Man vergleiche das klassische Geständnis von Treitschke: „Das bekannte Jesuitenwort ist ja in seiner Schroffheit roh und radikal, aber daß es eine gewisse Wahrheit enthält, kann niemand bestreiten. Es gibt leider unzählige Fälle im Staatsleben, wie im Leben des Einzelnen, wo die Anwendung von ganz reinen Mitteln unmöglich ist.“

Am klarsten zeigt es uns die Staatsbildung. Das Patronat des Staates wird immer die Gefahr in sich schließen, daß die Bildung zu einer Legitimationsanstalt für das Bestehende und zu einem Untersuchungsinstitut für neue, nicht offizielle Gedankenpräparate werde. Der Staat stützt sich auf das Recht des Seins. Er läßt darum möglichst das Recht des Seins vertreten. Er hat kein Interesse daran, daß das Recht des Werdens stark betont werde, etwa über das Maß hinaus, das ihm das Zeugnis liberaler Gesinnung zusichert.

Die Staatsbildung reduziert darum die Kritik auf ein Mindestmaß. Sie weiß nichts von Rätselfreudigkeit. Sie wagt nichts, sie riskiert nichts,[1]) sie analysiert und addiert. Sie ist darum auch wesentlich historisch. Freilich in einem besonderen Sinn. Sie treibt Geschichte, um nicht neue Aufgaben in Angriff zu nehmen. Die Geschichte ist ihr die Flucht vor der Gegenwart als Aufgabe und zugleich die Rechtfertigung der Gegenwart als Tatsache. Die Geschichte wird ihr zu einer hübschen Anzahl einzelner Posten, die, richtig addiert, die Herrlichkeit des Bestehenden ergeben. Man verstehe wohl e r g e b e n, das heißt e r g e b e n m ü s s e n. Denn die Summe, das Ergebnis steht von vorneherein fest. Man kann sich denken, was aus den Posten wird, wenn sie sich sträuben, die richtige Summe zu ergeben.

Die Historie ist darum hier nicht die Geschichte der Forderungen, Ideale und Ziele, die, stets bekämpft, reduziert, verzerrt, immer wieder auftreten, stets wieder ihre Ansprüche an die Menschheit richten, und damit weit, weit in die Zukunft hinausweisen, über das Bestehende und seine jämmerliche Unvollkommenheit hinweg. Sie ist nicht die Geschichte dessen, was hätte sein können und sein sollen. Sie ist die Geschichte dessen, was gewesen ist, dessen, was sich erhalten hat und durch sein tatsächliches Dasein das Recht auf Dasein zu haben scheint. Es fehlt die Spannung zwischen Sein und Soll, weil überhaupt das große Soll fehlt.

Staatsbildung sucht das Sein gegen das Soll zu schützen. Da kennt ihre Fürsorge keine Grenzen. Noch mehr als die Gegenwart liegt ihr darum die Zukunft am Herzen. Sie will die Dynastie sichern. Darum wendet sie ihre Aufmerksamkeit auf das Werden, dort, wo es am unmittelbarsten und impulsivsten auftaucht und die größte Gefahr für das Sein bildet — auf die Jugend. Staatliche Pädagogik ist nichts anderes als das Bestreben, das werdende Leben im Dienste des Bestehenden zu verwerten, und es zu deformieren, da, wo es sich da-

[1]) „Der Staat, wann er (was nicht selten der Fall ist) dem Einflusse der im Kantönli großgewachsenen Junkerdummheit oder des boshaftesten Gorillatums plumper Gewaltlust und Schadenfreude ausgesetzt ist, läßt den Kepler hungern, da dieser nur die Geister zu vergnügen weiß, treibt den Euler über die Grenzen deutscher Zunge hinaus, kreuzigt Jesum und verfolgt Jesu Jünger: aber trotzdem oder gerade darum liegt der Staat in wesenlosem Scheine tief unter den Füßen der Genien, und wann der Qualm seiner Maschinen zu jenen emporgetragen wird, entfalten sie die Fittige, und fliegen höher, selbst der Erinnerung an ihn aus dem Wege." Lagarde.

gegen sträuben sollte. Wenn das Sein die Hauptsache ist, so muß die Zukunft zu einem bloßen Anhängsel der Gegenwart gemacht werden, und es muß beizeiten angefangen werden, damit das Werden ja nicht den Krallen des Seins entschlüpfe.[1])

Wer die Jugend hat, hat die Zukunft.

Niemand handhabt diesen Grundsatz konsequenter als der Staat. Und in seinem Verhältnis zur Zukunft, in seiner Annektion der Zukunft zeigt er uns so recht, was er ist. Der staatsbürgerliche Unterricht ist das Allerheiligste der Staatskultur.

B. Staat und Sozialismus.

Das Problem „Staat und Kultur" kommt am schärfsten in dem Verhältnis des Staates zum Sozialismus zum Ausdruck.

Auf irgend eine Art müssen Staat und Sozialismus zu einander stehen. Nur eins ist unmöglich: daß sie nicht zueinander stehen. Sie wollen zu sehr dasselbe, das Ziel ist — formell natürlich — zu sehr ähnlich, als daß sie an einander vorbeigehen könnten. Sie können vielleicht erbitterte Feinde sein. Sie können sich vertragen oder nicht vertragen; die ganze Skala der Beziehungen ist möglich, von den feindlichen Brüdern durch Konkurrenz und Gegnerschaft hindurch, bis zu den Beziehungen zwischen Kompagnon und Filialinhaber, Prokurist und Prinzipal. Aber eins können sie nicht; sich ignorieren.

Das einfachste Verhältnis ist das des offenen Gegensatzes. Es ist eigentlich das, welches Sozialismus und Staat am besten ansteht. Dann sind sie ehrlich, sie vergeben sich nichts dabei.

Viel gefährlicher sind andere Formen des Verhältnisses.

Wobei sofort gesagt werden muß, daß es ganz auf der Linie der Taktik liegt, die der Staat einhält und einhalten muß, wenn er den Sozialismus zu beeinflussen, und in seinen Dienst zu zwingen sucht. Kirche und Staat sehen immer genau nach, was man aus den Ketzern machen könnte, bevor man sie hinrichtet.

Dem Staat ist im Grunde kein Vorwurf daraus zu machen, daß er nach seiner allgemeinen Deformationstendenz auch den Sozialismus zu deformieren sucht. Eine andere Frage freilich ist, ob sich der Sozialismus, wie der Staat, selber treu bleibt, wenn er den Beeinflußungsversuchen des Staates nachgibt.

Der Teufel nimmt immer die Verkleidung dessen an, den er am gründlichsten verderben will. Darum haben wir auch einen Staatssozialismus. Der Staatssozialismus ist die Neutralisierung des Sozialismus durch den Staat, wie die Kirche die Unschädlichmachung des Christentums ist. Wie das Christentum, so hat der Staat auch den Sozialismus umgestempelt, damit er ihm nicht mehr gefährlich sei, oder sogar nützliche Handlangerdienste leiste. Er hat ihm seine ganze

---

[1]) Ich gedenke mich nächstens in den Neuen Wegen über diesen Punkt ausführlicher zu äußern.

Gesinnung und Tendenz eingeimpft. Es gibt einen Sozialismus, der das Heil von der Autorität erwartet und eine abstrakte Staatsmaschine mit der Verwirklichung der Freiheit betraut. Die soziale Wohlfahrt wird nach Kasernenrezepten fabriziert.

Der Staatssozialismus ist mehr komisch und enthebt der Pflicht, lange von ihm zu reden. Seine Anhänger verfassen Apologien des „Verteidigungskrieges", suchen sozialen Sinn in unsere Bureaukratien zu bringen, schreiben Abhandlungen über den staatsbürgerlichen Unterricht und dozieren soziale Pädagogik. Stören wir sie nicht bei diesen nützlichen Beschäftigungen.

Der Staatssozialismus wäre noch kein genügender Grund, an die Existenz des sozialen Teufels zu glauben, denn die Verkleidung ist gar zu plump und darum relativ ungefährlich. Es ist auch nicht bei ihr geblieben.

Der Staat hat sich nicht damit begnügt, einen bestimmten Ausschnitt des Sozialismus zu beeinflussen, er hat darnach getrachtet, den Sozialismus überhaupt mit seinem Geist zu infizieren, und dank der kräftigen Hilfe der verwandten Tendenzen im Sozialismus selber ist es ihm in weitem Maß gelungen.

Der moderne Staat und seine typische Deformation des Lebens steckt in der modernen Sozialdemokratie, wo dieselbe zur starren, autoritären Partei wird, wie das Imperium romanum in der katholischen Kirche, wie das ancien régime in der französischen Revolution. Der kräftigste Versuch, dem sozialen Problem durch entschlossene Taten eine neue Lösung zu geben, hat sich in Form und Inhalt von der bisherigen Lösung stark beeinflussen lassen.

Damit wollen wir nicht sagen, daß es in unserer Bewegung nicht auch ganz andere Tendenzen gibt. Jede Kirche hat ihre Ketzer, auch die sozialdemokratische. Sie sind hier sogar zahlreich und keineswegs geneigt, sich dem Dogma zu fügen. Zum erfreulichsten an der gegenwärtigen Lage gehört das Erwachen und Erstarken einer Gesinnung, die ganz anders orientiert ist als die Strömungen, die wir hier im Auge haben. Es sind deutliche Symptome vorhanden, daß es im Sozialismus eine starke Abwendung von der Deformation gibt, die wir hier zu kennzeichnen suchen, eine Sehnsucht nach einer neuen Begründung, nach neuen Positionen, die eine ganz andere Stellung ermöglichen.

Aber in weiten Kreisen der Sozialdemokratie finden wir eine Stellungnahme zum Leben, die aufs engste mit der staatlichen Stellungnahme verwandt ist. Es handelt sich in beiden Fällen um ein Sein, das reich an Kompromissen, an Gefälligkeiten ist, ein Sein, in dem schwere Konflikte und Widersprüche enthalten sind, die nur durch eine entschiedene, offene Haltung zu lösen wären, die aber durch Ausstoßung der widerstrebenden Elemente und durch Selbstidealisierung und Selbstvergötterung verdeckt werden.

In diesen Kreisen stellt man sich nicht weniger resolut auf den Boden des Bestehenden als in der staatlichen Hierarchie und versteht sich nicht weniger als dort auf die sozialen Taschenspielerkünste, die aus dem Sein das Werden herauspraktizieren. Es gibt Sozialdemokraten, die nicht weniger entschiedene Vertreter des Rechtes des Seins sind als unsere bürgerlichen Berufspolitiker und nicht weniger Angst vor den Ansprüchen des Werdens haben als sie. Nur haben sie viel schlauere Mittel ersonnen, den Widerspruch zu verdecken. Die Ablehnung der Revolution geschieht unter dem Schutzpatronat der Revolution selber. Der historische Fatalismus, der ökonomische Materialismus sind tadellose Methoden, das Werden aus dem Sein herauszupressen, ohne daß man sich dem Sein kraftvoll entgegenzustellen braucht. Was man im orthodoxen Katechismus der Sozialdemokratie als die originellste Theorie, als das Heiligtum der proletarischen Geschichtsphilosophie ansieht, ist dem Inhalt nach die bürgerlichste und staatsfrömmste Anschauung, die man sich denken kann.

So fehlt es an der wahren revolutionären Stimmung, die ganz vom Recht des Werdens ausgeht, ganz auf den Glauben und seine schaffende Kraft gestützt, ein neues Sein schafft, ein Ideal vertritt, an dem man zum Schurken wird, wenn man sich nicht ganz in seinen Dienst stellt.

Weitere Konsequenzen sind natürlich die Veräußerlichung und Mechanisierung des Lebens, das Pochen auf die Form, auf die Zahl, die Macht, das Uebersetzen aller Werte in Zahlen, die Hochschätzung des Quantitativen, die Mißachtung des Qualitativen. Seele und Persönlichkeit sind für gewisse Sozialdemokraten nicht weniger Gegenstand des Hasses und der Anfeindung als für den zynischen Vertreter der staatlichen Machttheorie.

Ganz üppig wächst sich auf dem Boden des staatlich orientierten Sozialismus das Delegationsprinzip aus. Die staatliche Lösung des sozialen Problems ist auch die Lösung des Sozialismus, der seine Methoden beim Staat borgt. Man kann sich aber ohne Mühe denken, was ein Sozialismus wert ist, der auf ewig die soziale Gruppe in zwei Teile spaltet, in Leute, die etwas tun, die regieren, herrschen, entscheiden, und in Leute, die sich regieren, beherrschen, leiten lassen, die die Verantwortung von sich abwälzen, die durch ein ganzes System von Hierarchie der Spontaneität und Initiative beraubt werden oder richtiger sich derselben entledigen. Es kann da weder zu einem großen kollektiven Leben, noch zu einem kraftvollen persönlichen Leben kommen.

Es ist klar, daß der Sozialismus unter dem Einfluß des Staatstypus, genau wie der Staat selber, darnach trachtet, seine Deformationen gegen revolutionäre Anwandlungen zu wahren. Auch er kennt ein Sein, das er ängstlich gegen alle Versuche des Werdens, ein neues Recht zu schaffen, hütet und pflegt. Er wacht nicht weniger eifrig über den ärmlichen Ausschnitt aus dem Leben, den er für den Sozialismus überhaupt hält, als die Kirche über ihre Verzerrung der Religion, und

der Staat über seine plumpe Lösung des Gemeinschaftsproblems. Der Sozialismus unter dem Einfluß des Staates ist nicht weniger kontra-revolutionär, als der Staat selber. Er betrachtet den echten revolutionären Sozialismus nicht weniger als Gegner, als der Junkerstaat den Sozialismus überhaupt.

Wie sollte er auch nicht? Wo ist der ärgere Gegner, als dort, wo das Streben zum Ganzen geht, während man selber auf halbem Weg stehen bleibt, und wo der kühne Sprung des Glaubens gewagt wird, während man sich selber ängstlich an das Sein klammert.

Es gibt nichts, das begreiflicher wäre, als der Haß, mit dem man im verpolitisierten, materialistischen Sozialismus alles verfolgt, was ein ideales Element und damit erst die wahre Revolution in den Sozialismus hineinbringen will. Nichts ist einfacher zu verstehen für den, der die Psychologie des Staates und seiner Anbeter enträtselt hat, und sie auf die Gebiete anzuwenden weiß, die sich durch stark aufgetragene rote Farbe vor dem Vorwurf der staatsfrommen Gesinnung zu schützen suchen, die sie doch tatsächlich hegen.

Kein Staat wacht eifriger über die Bildung, die ihm entspricht, als die orthodoxe autoritäre Sozialdemokratie über ihren Katechismus und die Art, wie er dem Volk eingetrichtert wird. Kein Tropfen darf zu Boden fallen, und kein unreiner Tropfen darf der reinen Mixtur beigesellt werden. Da, wo die Sozialdemokratie ein höchst unvollkommenes Sein wird, welches lieber sich selber, seine Methoden und sein Ziel zu idealisieren sucht, als durch ernste Arbeit an sich selber, durch Umkehr, aus seiner Halbheit herauszutreten, ist es nur logisch, daß sie den Staat an Intoleranz gegen anders denkende noch übertrifft. Der Staatsgötze ändert nichts an seiner Taktik gegen die Ketzer, wenn er rot angestrichen wird. Die Erfahrung lehrt, daß er sie eher überbietet.

Es ist klar, daß ein Sozialismus, der so viel Staat in sich trägt, ebenso wenig wie die klassische Staatskultur fähig ist, dem Leben große Impulse zu geben, ihm den Geist einzuflößen, der zu dem ganz großen Ziel führt. Auch ihm haftet der Fluch des Halben, Unechten, Künstlichen an. Es muß immer etwas gemacht werden, damit nichts Echtes geschehen müsse. Man macht das Halbe chronisch, damit man ja nie etwas Ganzes, einen rechten neuen Einsatz zu wagen brauche. Wir haben hier die typische Parallele zur Taktik des Staates, der von einem Krieg zum andern, von einer Vergewaltigung zur anderen getrieben wird, weil er sich nicht von der jämmerlichen Halbheit losreißen mag, auf der sein ganzes Wesen beruht.

Wir brauchen uns darum auch nicht zu verwundern, daß unser bisheriger Sozialismus in seinem Kampf gegen den Staat versagt hat. Man überwindet nicht, was man selber in sich trägt. Zum Teil noch staatlicher als der Staat, war der Sozialismus ein Staat im Staat, mit dem fast komischen Anspruch, gegen den Staat aufzutreten. Es war nur folgerichtig, daß er mitging, als der Staat rief. In solchen Fällen

entscheiden nicht das Kleid und die Etikette, sondern die Gesinnung, die Seele.

Noch weniger wundern kann es uns, daß der jetzige Sozialismus sich als Ganzes unfähig erweist, etwas anderes gegen den Staat zu tun, als radikale Resolutionen zu fassen, radikale Protestversammlungen zu halten und radikale Manifestationen zu veranstalten, die dem Staat heitere Stunden bereiten würden, wenn er gegenwärtig Zeit dazu hätte. Solange der Sozialismus die Staatsseele in sich hegen wird, wird er unfähig sein, den Staat und seine tötliche Deformation der Menschheit zu überwinden. Das Maß, nach dem man etwas Krummes gerade machen will, muß selber gerade sein.

III. Wie haben wir uns zum Staat zu stellen?

Aus dem Wesen des Staates ergab sich, was wir von ihm zu erwarten haben. Aus dem, was wir von ihm zu erwarten haben, ergibt sich nun, wie wir uns zu ihm zu stellen haben.

Damit kommen wir zum schwersten Teil unserer heutigen Aufgabe. Darum ist hier ein methodisches Vorgehen besonders nötig.

Als Ausgangspunkt mögen uns einige Ergebnisse unserer bisherigen Ausführungen dienen, die man nicht bestreiten kann, man mag im übrigen daraus die Konsequenzen ziehen, die man will.

1. Die Unumgänglichkeit einer grundsätzlichen Stellungnahme.
2. Die eigentümlichen Schwierigkeiten dieser Stellungnahme.
3. Diese Eigentümlichkeiten bedingen wieder, daß die Stellungnahme etwas Persönliches sein muß und sich nur im engsten Zusammenhang mit einer Weltanschauung einnehmen läßt, die nicht nur die politischen Probleme berücksichtigt. Die Stellung zum Staat hängt von der Stellung ab, die man zur Welt überhaupt einnimmt.

Der erste Punkt bedarf keiner langen Erörterungen. Wir haben ihn bereits am Anfang berührt. Er wird jetzt wohl klarer hervortreten. Wenn wir eine selbständige, bewußte Stellung in der heutigen Welt und ihren Wirren einnehmen wollen, so müssen wir unsere Stellung zum Staat klar umgrenzen. Denn der Staat ist die Macht, die dieser Welt ihr äußeres Gepräge gibt und sie auch innerlich zu bestimmen sucht.

Die Stellung mag sein, was sie will, die Antwort, die man auf die Ansprüche des Staates erteilt, mag schrankenlose Anerkennung seiner Ansprüche sein, freudige Bejahung seines Wesens und seiner konsequenten Entfaltung, oder Bekämpfung dieses Wesens — man kann nicht an dieser Frage vorbeigehen, oder nur eine unklare, ausweichende Antwort geben. Die Frage muß beantwortet werden. Mit dem Verzicht auf Antwort verzichtet man auf den Anspruch, ein bewußtes geistiges Selbst zu sein. Der fanatischste Staatsanbeter ist hier dem Schwankenden, Ausweichenden an Charakter und Haltung

weit überlegen. Er hat in einer Frage, die eine klare, unmißverständliche Stellung erfordert, den Mut und die Konsequenz für sich.

Daß diese Entscheidung und die daraus zu ziehenden Konsequenzen leicht wären, möchten wir keineswegs behaupten. Auch den zweiten Punkt müssen wir unterstreichen. Der Staat und die Stellung, die wir zu ihm einnehmen, ist wohl das schwerste Problem, das wir heute zu lösen haben.

Schon rein theoretisch, weil er nicht nur die tatsächlich bestehende, sondern in vielen Punkten die einzige Lösung ist, die wirklich versucht worden ist. Er hat die Macht für sich, er beherrscht die Lage und tut es nicht nur durch die Gewalt, sondern weil er die einzige Form ist, derer sich viele Aufgaben des sozialen Lebens bedienen können. Die Probleme des nationalen Lebens, der sozialen Gemeinschaft, der kulturellen Forderungen sind aufs engste mit ihm verwoben.

Man kann nicht aus ihm heraus, auch wenn man sich in Gegensatz zu ihm stellen sollte. Er hat Formen geschaffen, in denen man leben und wirken muß, auch wenn man gegen ihn revolutioniert.

Aus Kirche und Partei kann man austreten, aus dem Staat kommt man nicht heraus, auch wenn man sich in den strammsten Gegensatz zu ihm stellt. Damit ist auch gesagt, daß wir uns nicht ohne weiteres von diesen Formen trennen und jegliche Verantwortung für sie ablehnen können.

Dies macht schon einen bescheidenen Gegensatz zum Staat zu keinem leichten Problem. Und es fragt sich sehr, ob es bei einem partiellen Gegensatz bleiben kann.

Wir möchten an diesem Punkt die eigentümliche Schwierigkeit des Verhältnisses zum Staat betonen. Denn es kommt sehr darauf an, auf das Ungenügende aller Positionen hinzuweisen, die sich mit einer oberflächlichen, scheinbar sehr radikalen Stellung begnügen und den sehr äußerlich gefaßten Gegensatz mit Phrasen verdecken.

Hier erscheint das Verhältnis zunächst bedeutend erschwert. Doch kommt uns der dritte Punkt zu Hilfe. Die Stellungnahme zum Staat ist etwas ganz Persönliches und ist nur möglich, wenn man auf eine ganz bestimmte Art zur Welt überhaupt steht.

Damit verengert sich der Weg, er wird schwieriger. Aber indem er enger wird, gibt er auch unmißverständlich die Richtung an, die zum Ziel führt.

Die Stellung zum Staat ist nicht eine Tatsache, die man konstatieren, ein Faktum, das man hinnehmen kann, sie ist ein Standort, den man ersteigen muß. Von den Staatsapologeten verlangen wir, daß sie ihre Verteidigung auf eine allgemeine Grundlage stellen. Sie müssen das Recht des Relativen erhärten, sie müssen das absolute Ideal, den Glauben an den Geist widerlegen, bevor sie das Recht des Staates auf systematische, zwingende Art darlegen.

Und dies ist noch vielmehr bei der Bekämpfung des Staates der Fall. Sie ist keineswegs eine Pflicht, die man etwa schweren, ge-

teilten Herzens erfüllen muß, sie ist ein Recht, das man zu erwerben hat. Freilich wird dieses Recht auch zur Pflicht, die unbedingte Erfüllung verlangen kann.

Ein Gegensatz zum Staat ist nämlich nur dort etwas anderes als Phrase und Komödie, wo man auf einem Boden steht, der einen völligen Gegensatz zum Boden bildet, auf dem der Staat seine Ansprüche geltend macht und das Recht ausarbeiten kann, das ihm sein Dasein sichert.

Es ist ganz aussichtslos, den Staat zu bekämpfen, solange man die Gesinnung in sich trägt, der die Gründung und das Weiterbestehen des Staates etwas Willkommenes oder Erträgliches sind. So aussichtslos wie die Bekämpfung der Kirche durch einen hierarchisch gesinnten Ketzer.

Wer im ethischen und sozialen Relativismus befangen bleibt, wer an das schrankenlose Recht des Seins glaubt und aus dem Bestehenden das Neue herauspressen will, kann niemals einen strammen Gegensatz zum Staat einnehmen. Denn er steht ja auf dem Boden, auf dem der Staat gedeiht, er trägt die Gesinnung, die den Staat fördert, in sich. Die Opposition ist hier eine Komödie und wird früher oder später in eine dem Staat sehr willkommene Unterstützung entarten.

Es gibt darum nichts Lächerlicheres als die oppositionelle Haltung derjenigen Richtungen der Sozialdemokratie, die auf der Grundlage des historischen Materialismus, des geschichtlichen Fatalismus den Staat bekämpfen und mit gut staatlichen Methoden, mit einer auf Zahl, äußere Macht, Delegation gestützten Politik den Staat zu entwerten suchen. Man kann ebenso gut einen Brand löschen, indem man Petroleum darauf gießt.

Es liegt tief im Wesen des Staates und der ihm eigentümlichen Deformation des Lebens begründet, daß nur da eine Opposition möglich ist und Aussicht auf Erfolg hat, wo man eine Stellung zum Leben einnimmt, die den prinzipiellen Gegensatz zum Staat nicht preisgeben kann, ohne sich selber aufzugeben.

Der Staat ist das Halbe, welches das Ganze umfassen will, das Sein, welches das Werden unterdrückt, er ist das Relative, das absolute Ansprüche erhebt. Er ist die organisierte Macht, die nur auf die Macht vertraut und das Ideal nur dazu braucht, die Macht zu idealisieren.

Deshalb ist die Opposition auch nur dort berechtigt, wo man sich auf den Standpunkt des Absoluten stellt und der ganzen Mathematik, die aus dem Halben das Ganze herauszaubert, den Rücken kehrt. Der Gegensatz ist nur möglich, wo man ganz in der Spannung zwischen Sein und Soll lebt und sich davon tragen läßt. Das Soll muß mehr gelten, als das Sein, es muß überhaupt allein gelten, und alles Sein darf ihm gegenüber gar nichts bedeuten. Nur dort, wo der Glaube herrscht, kann die Staatsomnipotenz gebrochen werden, weil

der Glaube der Kampf des wirklich Absoluten gegen die Nachahmungen des Absoluten ist.

Darum erreicht der Gegensatz seinen Höhepunkt dort, wo der Glaube nicht Begriff und Theorie bleibt, sondern das lebendige Erfassen einer höchsten Realität ist, die dem Leben erst Sinn und Zweck verleiht. Der Staat ist der Götze, der sich zum Gott macht. Indem er diese wahnsinnige Steigerung seines Wesens vollzieht, provoziert er selber den Widerspruch der geistigen Macht, der es allein zukommt, gegen die Götzen aufzutreten. Und es ist recht gut, daß der Staat selber Gott herausfordert. Denn menschliche relative Ideale geben dem Kampf nicht die nötige Spannung und erfassen seine ganze Tragik nicht.

In der Geschichte spitzt sich der Kampf zum Gegensatz zwischen dem Staat und dem Gottesreich zu.

Das Gottesreich ist das absolute Ziel, das sich durch absolute Methoden zu verwirklichen sucht. Es ist darum der einzige Boden, auf dem der Gedanke eines Kampfes gegen den staatlichen Relativismus und seinen Imperialismus mit Aussicht auf Erfolg aufkommen kann.

Der Staat ist die Relativität, die alles Absolute durch seine Gewaltsherrschaft zu vernichten sucht. Das Gottesreich ist das Absolute, das in die Relativität eingreift, um sie zu sprengen, zu überwinden, sie völlig unter die Herrschaft des unbedingten göttlichen Zweckes zu bringen.

Wir haben hier den genauesten Gegensatz zu den Tendenzen des Staates, wie sie sich aus seinem eigensten Wesen ergeben.

Während der Staat, vom Relativen ausgehend, in steter Progression zur Vergötterung des Relativen gelangt, geht das Gottesreich von der Absolutheit der göttlichen Existenz und Forderung aus. Seine Progression ist eine stete Entwertung des Relativen. Die ganze Welt soll Gottes werden.

Somit zwei Entwicklungsreihen, zwei Progressionen, zwei Eroberungen, die auf die Ueberwindung und Beherrschung der ganzen Welt ausgehen. Imperialistisch sind beide, Gottesreich wie Staat, beide können ihren Imperialismus nicht aufgeben, ohne sich selber preiszugeben. Beide reißen in ihrem Drang mit, was sich ihnen ergibt. Hier gilt darum das Entweder—Oder, die Wahl, die Entscheidung.

Es ist naiv zu meinen, der Staat werde Halt machen, bevor er die letzten Konsequenzen seines Imperialismus gezogen habe. Freilich muß man sich auch klar machen, daß die Progression des Gottesreichs ebenso unerbittlich ist, als die des Staates. Wer sich ihr verschreibt, muß weiter, nur in anderer Richtung als der Staat.

Darum kann da, wo der Gedanke an das Gottesreich lebendig ist, wo er das Leben bestimmt, eine der ungeheuersten Gedankenrevolutionen stattfinden, die wir uns vorstellen können. Hier können wir

den Gedanken einer Kultur, eines menschlichen Gemeinschaftslebens fassen, ohne die Leitung und Bevormundung des Staates.

Im Gottesreich sieht man die Ansprüche des Staates mit anderen Augen an als auf dem Boden des Relativismus. Was dort die höchste Autorität zu haben scheint, weil es wenigstens vor noch Schlimmerem bewahrt, ist hier das Hindernis, das dem noch Höheren, dem Willen Gottes, im Weg steht. Es ist deshalb nicht inkonsequent, unaufrichtig und undankbar, wenn man bei aller Anerkennung dessen, was vom Staat geleistet worden ist, und bei der Würdigung dessen, was er uns jetzt bietet, und was wir nun gebrauchen, ihn nicht für das letzte Wort, für die richtige Lösung hält. Hier gilt Kierkegaards Wort von der Grausamkeit des Absoluten. Es ist grausam gegen das Relative, das seinen Ansprüchen Konkurrenz macht. Freilich, wo stünden wir, und was wäre unser Leben ohne diese Grausamkeit? Die Grausamkeit des Absoluten ist das Einzige, was uns vor der „Liebe" des Relativen und seinen Scheinwerten bewahrt.

Beim Gottesreich bleibt der Gegensatz gegen den Staat nicht Theorie und abstrakte Orientierung. Denn das Reich Gottes ist nicht Gedanke, sondern Tatsache, nicht Idee, sondern Realität. Es ist eine neue Realität, die mit ihren besonderen Gesetzen und Lebensformen in unsere Realität einbricht und inmitten dieser Realität, unbekümmert um ihr Leben und ihre Ansprüche, ein Leben ganz eigener Art führt.

Inmitten der Herrschaftssphäre des Staates, inmitten des Lebens, das wir als Wucherung des Relativen bezeichnen können, entfaltet sich ein Leben, das im Unbedingten wurzelt, daraus seine Kraft schöpft und von ihm so klar und fest orientiert wird, daß es vor Entgleisung sicher ist.

Die ersten Keimzellen dieses Lebens, dieser der Staatsströmung entgegengesetzten Strömung, nehmen sich sehr bescheiden aus. Aber die Prinzipien und die Methoden des Gottesreiches sind anders als die des Staates; es kommt da nicht auf das Quantitative, sondern auf die Intensität an. Darum ist eine solche Keimzelle überall da, wo ein Einzelner, ein sehr bescheidener Einzelner, sich ganz von Gott leiten läßt, wo sein armes, relatives, vergängliches Dasein die Form wird, deren Gott sich bedient, um einen Strahl seiner absoluten Größe in die Welt hineinleuchten zu lassen. Wo der Wille ganz in den Dienst Gottes tritt, wo das Gewissen ganz an Gott orientiert ist, ist die Halbheit des Staatslebens schon überwunden. Hier ist es nicht mehr das Relative, das sich zur Gottheit aufbauscht, es ist das Relative, das sich willig von Gott überwinden läßt und nun dem Siegeszug des Absoluten zum Werkzeug dient. Darum ist auch der Weg für jeden Einzelnen etwas Bestimmtes, Persönliches. Die Freiheit und Mannigfaltigkeit der Kinder Gottes tritt dem Schematismus des Staatsgötzen und seiner Anbeter entgegen.

Trotz der Mannigfaltigkeit und der persönlichen Stellungnahme jedes Einzelnen kann es hier nicht zur Zersplitterung kommen. Die

unbedingte Hingabe an Gott ist die größte Organisationskraft, die wir kennen. Es gibt nichts Sozialeres als die Berührung des Relativen mit der Forderung Gottes.

Wir haben hier den klassischen Gegensatz zur äußerlichen Organisation des Staates, bei der es wesentlich auf äußeres Zusammenfügen ankommt. Der Staat addiert, das Gottesreich steigert. Das Leben, das Gott im Einzelnen entfacht, wird durch den Kontakt mit anderen Einzelnen, in denen Gott ebenfalls lebendig ist, zur helleren Flamme.

Damit ist auch (freilich sehr allgemein und prinzipiell, wie es im Rahmen dieses Vortrages möglich ist),[1]) die grundsätzliche Stellung zum Staat angedeutet. Ein Gegensatz, der die Staatswerte und die Staatsomnipotenz anders als durch Phrasen oder durch äußerliche Revolution zu überwinden trachtet, ist nur möglich, wenn er seinen Ausgangspunkt bei der neuen Realität nimmt, die mit Christus und seinem Reich einsetzt und sich weiterentfaltet. Ohne den Anschluß an diese Realität ist die Realität der Staatskultur nicht zu überwinden. Man kann den Teufel nicht mit Beelzebub austreiben. Es muß zuerst der Stärkere gekommen sein und den Starken gebunden haben. Es gibt nur einen Geist, der das Prinzip der Staatskultur durch ein anderes Prinzip zu ersetzen vermag und dieses Prinzip gegen direkte und indirekte Angriffe, gegen offene Feindschaft und Assimilationsversuche, gegen faulen Frieden und Kompromisse feien kann, das ist der Geist Gethsemanes und Golgathas. Denn er ist der Geist des Kampfes und des Sieges, der aber den Kampf nie zu etwas Aeußerlichem werden läßt, weil er einen ganzen Sieg will.

Hiermit nehmen wir in der großen Tragödie, die sich heute abspielt, erst die Stellung ein, die der Größe des Konfliktes enspricht.

Von oben gesehen, ist die Geschichte der Kampf zwischen den Werten Gottes und den Scheinwerten der Menschen. In großen Krisen, wie heute, ist der Gegensatz nur dramatischer, schärfer, er drängt mehr zur Entscheidung.

Der heutige Weltuntergang ist der Tod einer Welt, die sich von menschlichen Werten leiten ließ und ihnen den Vorrang vor Gottes Werten gab. Darum ist dieser Untergang auch die dringliche Aufforderung, mit dem göttlichen Maßstab zu messen und sich nicht durch die scheinbare Grausamkeit des Absoluten abschrecken zu lassen.

Unsere sozialen, politischen und religiösen Organismen, Staat, Kirche und offizieller Sozialismus sind besondere Fälle eines allgemeinen Falls, Abarten eines gemeinsamen Fehlers, der unsere Kultur in den Tod gerissen hat, oder unfähig war, sie vor dem Sturze zu bewahren. Sie sind das Halbe, welches das Ganze vernichtet, das Sein, das das Werden hemmt. Und da es im Leben kein Stehen-

---

[1]) Ich hoffe nächstens in den Neuen Wegen mehr im Einzelnen auf die praktische Seite dieser grundsätzlichen Stellung zurückzukommen.

bleiben geben kann, sind sie zugleich das Zurück, das einmal die Menschheit in die Tiefe stürzen mußte, aus der sie zur Höhe empor sollte.

Unter diesen Organismen nimmt der Staat eine eigentümliche, wohl die zentrale Stelle ein. Nicht nur weil er die Macht besitzt und sie benützt, sondern weil er auch in der Kirche und im Sozialismus steckt. Da ist Fleisch von seinem Fleisch, Geist von seinem Geist. Die Ueberwindung der kirchlichen Formen durch eine lebendige religiöse Gemeinschaft, die Ueberwindung des verknöcherten Sozialismus durch einen lebendigen Sozialismus, alles hängt davon ab, daß die unumschränkte Herrschaft des Lebenstypus gebrochen werde, der im Staat seine klassische Verkörperung gefunden hat und von hier aus das ganze Leben zu beeinflussen sucht.

Die Entstehung des Staates und die Entfaltung seiner Machtansprüche verfolgen, heißt nichts anderes tun, als die Versuche verfolgen, menschliche, reale Ziele an Stelle der göttlichen Ziele zu setzen.

Darum ist das bescheidene Ergebnis unseres schweren, mühsamen Ganges eine einfache Frage. Oder noch weniger: das Heraushören einer Frage aus dem jetzigen Sturm. In gewissen Zeiten ist es aber eine Hauptsache, daß Fragen gehört werden. Daran liegt die Erlösung, das Vorwärts, die Zukunft.

Werte Zuhörer, hören Sie die Frage, die noch lauter als das Chaos, das uns umgibt, lauter als das Todesröcheln einer untergehenden Welt tönt:

Sie lautet: **Gott oder wir!**

J. Matthieu.

Der Protestantismus und die Friedensfrage.

(Eine Betrachtung zum Reformationsjubiläum.)

Ein deutscher Pfarrer schreibt uns:

Wohl noch zu keiner Zeit wurde die landeskirchlich-konfessionelle Gespaltenheit des Protestantismus so lebhaft empfunden, wie in der Gegenwart. Denn es ist ihm dadurch versagt, gerade gegenüber den erschütternden Ereignissen dieses Weltkrieges als geschlossene Einheit aufzutreten und sich auf diese Weise auf den Gang der Geschehnisse irgendwie Einfluß zu verschaffen. Wir müssen dies umso mehr beklagen, als es in jüngster Zeit dem Oberhaupt der katholischen Kirche mit kluger Berechnung gelang, durch eine Note an die kriegführenden Staaten, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und durch die Beachtung, die sie fand, die innere Geschlossenheit der katholischen Kirche, trotz allen Gegenströmungen, kund zu tun. Denn ob auch die politische Tragweite dieses Schrittes kaum

allzuhoch wird einzuschätzen sein, so wird der moralische Erfolg auch für die Zukunft nicht gering geachtet werden dürfen. Daher mag wohl die Frage aufgeworfen werden, weshalb es dem Protestantismus, der doch eigentlich auch eine internationale geistig religiöse Größe darstellt, bis heute nicht möglich war, seine Gedanken und Ziele dem Weltkrieg gegenüber darzulegen. Aber schon diese Hoffnung aussprechen, heißt sofort die Unmöglichkeit eines derartigen Schrittes schmerzlich erkennen. Da wäre denn gerade das Reformationsjubiläum der geeignete Zeitpunkt, um das Geschichtlich-Trennende gegenübedr dem Gegenwärtig-Verbindenden zurückzustellen.

Eine wahre Flut von Reformationsschriften ist in diesem Jahr erschienen. Freilich gehört das Meiste davon der Gattung an, die der Tag bringt und die er nimmt; nur ganz Weniges wird von längerem Bestand sein. Gerade aber die geistesgewaltige Persönlichkeit Luthers, die fast allen Schriften zum Mittelpunkt dient, läßt uns die ganze Tragik seiner einseitigen Größe tief empfinden. Bleibt es doch ein weltgeschichtlicher Augenblick von unabsehbarer Tragweite, als Luther auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit in heute kaum mehr verständlicher Verblendung die Freundeshand des ihm geistig überlegenen und politisch klügeren Reformators Zwingli zurückwies. Damit war die innere Gespaltenheit des Protestantismus besiegelt, deren Folgen unabsehbar wurden und heute noch spürbar sind.

Es wäre ja müßig, konstruieren zu wollen, wie die Weltgeschichte verlaufen wäre, wenn Zwingli sein Ziel erreicht hätte. Wir können es wohl ahnen und vermuten, ein sicheres Wissen ist nicht möglich. Aber vielleicht ist das Eine mit Bestimmtheit zu sagen, daß der Protestantismus auch in Deutschland zu einer bestimmenden Macht geworden und ihm die trüben Erfahrungen eines heute längst veralteten Landeskirchentums erspart geblieben wären. Denn dadurch, daß noch zu Luthurs Zeiten das Kirchenwesen in eine unwürdige Abhängigkeit vom Staate kam, hat der Staat die Omnipotenz erlangt, die der Kirche bis heute verhängnisvoll wurde. Es ist bezeichnend dafür, daß man sogar in kirchlichen Kreisen Preußens von einem königlich preußischen Christentum sprechen kann, was zum Ausdruck bringen soll, daß die kirchliche Richtung des Fürsten normgebend für die Christlichkeit seiner Untertanen sein soll. Aber wir könnten fortfahren und das traurige Bild noch mehr vervollständigen; die bayerische lutherische Landeskirche trägt ein ausgeprägtes Luthertum zur Schau und hält sich streng isoliert von dem reformierten Bekenntnis, während die württembergische Landeskirche wohl mildere Züge zeigt, jedoch ebenfalls mit Hartnäckigkeit an ihrer traditionellen Sonderart festhält. Die wenigen Beispiele genügen ja wohl, um die trennenden Schranken aufzuzeigen, unter denen der deutsche Protestantismus heute leidet. Wohl

hat man sich bemüht, die Landeskirchen einander zu nähern, allein es geschah dies nur von seiten der Kirchenregierungen, die wiederum ängstlich ihre Eigenart zu wahren suchten.

Unter diesen Verhältnissen wird es klar sein, daß der deutsche Protestantismus bei großen, entscheidenden Fragen bisher noch immer versagt hat. So ist seine Stellung zu der in den letzten Jahren machtvoll gewachsenen sozialen Bewegung eine völlig unklare und es sieht fast so aus, als ob ein protestantischer Staat sich eher die Ziele seiner Politik aus Rom vorschreiben lassen wollte, als von seinen eigenen Volksgenossen, nur weil sie einer bisher nicht regierungsfähigen Partei angehören. So ist es auch erklärlich, daß alle Kirchenregierungen den Schrecknissen dieses Weltkriegs gegenüber bisher geschwiegen oder sich lediglich auf lauen Trost ihren Gemeinden gegenüber beschränkt haben. Daß das Evangelium als Kraft der Liebe eine völkerverbindende Macht ist, die gerade in der Gegenwart sich mit elementarer Gewalt durchsetzen sollte, kam darin nicht zum Ausdruck. Und vor allem, daß auch Brüder des Glaubens jenseits der Grenzen im neutralen und feindlichen Gebiet wohnten, denen das Evangelium Jesu die höchsten Lebenswerte gegeben hat, scheint ihnen verborgen geblieben zu sein. Und doch hat das Evangelium Jesu Lebenswerte geschaffen, welche die besten Garantien für einen dauernden Frieden sind.

Der Protestantismus könnte heute eine geistig religiöse Weltmacht sein, mit der die Politik der Staaten zu rechnen hätte, ja von der sie erhabenere Ziele erhalten könnten, als von Presse und Kapitalismus, der sie heute versklavt ist. Der Katholizismus sucht heute noch wie in vergangenen Zeiten Rat und Hilfe beim sichtbaren Haupt der Kirche, dem Bischof zu Rom, während der Protestantismus jetzt und für immer die Magna charta seiner innern Zusammengehörigkeit im Evangelium Jesu besitzt. Dort eine national gebundene menschliche Persönlichkeit, deren Entscheidungen der Politik des Tages unterworfen sind, hier eine überweltliche Größe, die in den Kampf der Völker Ewigkeitswerte hineintragen und sie dadurch versöhnen will.

Zwar hat auch der französische und englische Protestantismus in einzelnen Erscheinungen seine nationale Gebundenheit erkennen lassen; doch machen sich auch in ihm bereits Tendenzen bemerkbar, die über die völkische Eigenart hinausstreben. Gerade wie wir nach diesem furchtbaren Ringen der Völker in der Gegenwart, das durch unheilvolle nationale Sonderbestrebungen mit verursacht wurde, zu einer höheren Einheit der Völker gelangen müssen, wobei jedes einzelne Volk seine Gaben in den Dienst der Gesamtheit, seine Sonderinteressen dem Ganzen zum Opfer bringt, so sollte auch in der Zukunft der Protestantismus in allen Ländern immer engere Fühlung miteinander nehmen. Dazu müßte vor allem das Evangelium Jesu Christi, aber nur dieses Evangelium, in den Mittel-

punkt als einigendes Band gestellt werden und in Zukunft alles mißverständliche Gerede von einem „deutschen“ oder „englischen Christentum“ unterbleiben. Denn das gibt es nicht und hat es nie gegeben. Entweder hat die nationale Eigenart im kirchlichen Leben das Christentum bezw. das Evangelium verdrängt, dann ist eben kein Christentum mehr, sondern eine nationale Religion, oder aber es ist das Evangelium die beherrschende Macht, dann aber tritt das Nationale ohne Weiteres in den Hintergrund. Gerade in dieser religiösen Einheit, wie sie der Protestantismus in den einfachen und doch erhabenen Ideen der Reformation: Gott der Vater aller Menschenkinder, der sie durch Jesus zu sich zieht, zum Ausdruck bringt gegenüber der Mannigfaltigkeit nationaler Besonderheiten, liegt die Kraft und Wesensart wahrhaft evangelischen Christentums.

Dazu sollte auch das Reformationsjubiläum dienen, das vor hundert Jahren lediglich in Deutschland zur Union zweier Sonderkirchen geführt hat, das aber heute, wo unser Gesichtskreis fast die ganze Welt umspannt, zum Zusammenschluß aller Evangelischen auf der Erde den Anstoß geben möchte. Dann wird der Protestantismus, der das Evangelium von der Tradition der Jahrhunderte gelöst hat, zu der machtvollen Größe werden, welche den so schwer erschütterten Kulturnationen der Gegenwart den verlorenen Halt, die wahrhaft seelische Tiefe wiedergibt.

Vor mir taucht eine Erinnerung auf an ein Ereignis, das nur wenige Jahre zurückliegt. In der deutschen Reichshauptstadt fand ein Gottesdienst statt, der dem, welcher ihn miterlebt hat, unvergeßlich bleiben wird. Aus fast allen Ländern hatten sich Protestanten zusammengefunden — Nation und Konfession traten zurück gegenüber dem überragenden gemeinsamen Gut des Evangeliums. Der Gottesdienst begann. Mitten unter die Versammlung trat der deutsche Geistliche und erhob seine Stimme zum Gebet: „Ewiger Vater, wir suchen dich alle! Du Gott der Wahrheit laß dich von uns finden! Gib uns Kraft und Mut im Kampf um die Wahrheit!“ — — Ahnungsvolle Stille lag über der ganzen Versammlung und heilige Ergriffenheit erfaßte alle Gemüter. Und wieder zitterten leise die Töne des zweiten Manuals durch den festlich geschmückten gottesdienstlichen Raum und zur Kanzel empor stieg ein Schweizer und redete in drastisch-gemütvoller Art von dem Glauben an den einen Herrn und Gott, den heute noch jeder ebenso wie Jesus von Nazareth erfahren könne, und dann trat ein Engländer auf und pries in sicher abgewogenen Worten die Hoffnung als ein hohes Gut der Menschheit, die Hoffnung auf seine Menschlichkeit, auf Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit; zuletzt kam der Franzose und schilderte in begeisternd hinreißender Rede die Liebe zu Gott und den Menschen, die ein innerlicher Besitz des frommen Menschen sei und sich auswirke in werktätiger Liebe. Es war mir gar seltsam

zumute, als ich da drei Prediger in ihrer Sprache über den gewaltigen Schlußakord des unsterblichen Hymnus der Liebe im ersten Briefe des Paulus an die Korinther predigen hörte. Der Held des Glaubens, der Kämpfer für Befreiung der Religion von Menschensatzung, der größte Jünger des Nazareners — hier fand er seine wahren Nachfolger und Jünger — in dieser Stunde war der Geist aller Reformatoren der Religion über den Versammelten. Ob es nur Augenblicke bleiben sollen, in denen der Protestant sich der Gemeinschaft des Glaubens mit allen Gleichgesinnten auf der Erde erfreuen darf? Oder ob endlich die Zeit kommt, wo diese innere Zusammengehörigkeit auch äußerlich in die Erscheinung zu treten wagt!

Wir können nur hoffen, warten und bitten, daß der Protestantismus sich der großen gemeinsamen Güter endlich bewußt werde, daß er aus der Gebundenheit zur Freiheit, aus der Enge in die Weite strebe. Dann aber wird er auch zur Macht werden, über die die Politik der Staaten nicht zur Tagesordnung übergehen kann, mit der sie auch in der kommenden Epoche der Menschheit rechnen muß. Dr. M.

Zum besseren Verständnis der katholischen Frömmigkeit.[1]

Wer sich von dem Vorurteil freigemacht hat, als handle es sich darum, daß einmal Protestantismus oder Katholizismus obenauf kommen und einer von beiden als die einzig richtige Form des Evangeliums Jesu den endgültigen Sieg davontrage, der wird in diesem Jahr der Reformationsjubiläen erneut sich dazu gedrängt fühlen, mit offenem Blick alle jene Gebilde zu betrachten, die als geschichtliche Folgeerscheinungen des Auftretens Jesu entstanden sind. Nicht als ob eine davon den Anspruch machen könnte, die einzige und vollkommene Verwirklichung des Reiches Gottes zu sein; sie alle sind nur Versuche, welche die Offenbarung Jesu mehr oder weniger richtig verstanden und zum Ausdruck gebracht haben. Dankbar werden wir als Protestanten von andern christlichen Religionsformen vernehmen, inwiefern bei ihnen das genuine Evangelium in Erscheinung getreten ist, ob sie vielleicht da und dort evangelische Züge treuer bewahrt und folgerichtiger zur Geltung gebracht haben.

[1]) Dr. G. Clément. Pour les mieux connaître. Réflexions d'un médecin suisse sur les Autorités, Doctrines et Usages de l'église catholique. Attinger frères, éditeurs. Paris, Neuchâtel 1917. 244 S. broch. frs. 3. —.

Was unsere Kenntnis des Katholizismus betrifft ist es unter uns Protestanten meist recht schlecht bestellt. Wenn es hoch kommt, so kennen wir die katholische Kirche als politische und dogmatische Institution. Aber der Seele katholischer Frömmigkeit zu lauschen, etwas mitzufühlen von dem süßen Zauber, der in dieser Religion lebt, und von der kindlichen Liebe, die der Gläubige gegenüber der Sancta Mater Ecclesia empfindet, darum bemühen sich nur wenige. Die moderne Franziskus-Schwärmerei ist oft mehr der Ausdruck einer ästhetisch-religiösen Genußsucht und Feinschmeckerei als die reine Einfühlung in das Leben einer tätigen katholischen Frömmigkeit. Zur Entschuldigung ist nur das zu sagen, daß der Gelegenheiten eben wenige sind, besonders dort, wo die römische Kirche mit groben und feinen Mitteln ihre Stellung zu behaupten und neue zu gewinnen sucht. Um so dankbarer sind wir für das Buch von Clément, auf das wir mit diesen Zeilen ausdrücklich hinweisen möchten.

Das Bedeutsame ist, daß es aus Frömmigkeit und von einem Nichttheologen geschrieben ist.

Der Inhalt ist im Titel angegeben. Aber man erwarte nicht nur eine kurze Beschreibung von Klerus, Lehre und Kultus der Kirche, sondern die Darstellung ist getragen von einer warmen Frömmigkeit, für die Gehorsam, Beichte, Gebräuche u. s. w. weder ein äußerer Zwang noch bloße Gewohnheit sind, sondern der Ausdruck und die Wirkungsmöglichkeit ihrer lebendigen Tätigkeit. Für so vieles, was uns an katholischer Lehre und Praxis fremd und unverständlich erscheint, gewinnen wir hier Verständnis. Denn wie Dogma und Kultus im Allgemeinen nur die intellektuellen und technischen Auskristallisationen dessen sind, was als frommes Erlebnis und lebendiges Bedürfnis in der Tiefe der Seele wirkte, so finden wir hier wieder diesen lebendigen Zusammenhang zwischen den Institutionen der Kirche und dem Menschen, der in ihnen seine Frömmigkeit auslebt.

Und nicht ein theologischer Fachmann hat das Buch geschrieben, sondern ein Arzt, dem das Herz voll ist von dem Glück, das er seiner Religion verdankt, und dem die schönsten Momente seines religiösen Lebens nur ein Gedanke trübt, die Trauer, daß so viele, die er liebt, seine Freude nicht teilen können. „Ainsi est-il impossible de savourer la plénitude de satisfactions rationnelles, la sécurité et le bonheur parfois très sensible que donnent la doctrine et le culte catholiques, sans éprouver quelque tristesse de notre impuissance à les partager avec ceux dont nous estimons le caractère, l'intélligence, la franchise et la loyauté.“ Nicht Apologetik will er treiben, sondern Zeugnis ablegen für eine Wahrheit, die er — gerade in den Kreisen seiner medizinischen Kollegen, denen das Buch gewidmet ist — immer wieder zu Unrecht verkannt und angegriffen sieht. „Je voudrais .... donner le témoignage que tout homme doit à la vérité quand il la voit attaquée ou mé-

connue, chercher à dissiper quelques malentendus et exprimer de cette façon ma gratitude envers une foi qui, indépendamment de tant d'autres raisons puissantes qui l'imposent à notre attention, m'a procuré des joies très douces et trés réelles, très profondes satisfactions intellectuelles.“

Es läge nahe, an Hand des Buches auf eine Auseinandersetzung einzugehen zwischen dem Glauben des Verfassers und unserm protestantischen Glauben. Dazu aber möchten wir gerade anregen und wollen dem Leser die Arbeit nicht vorwegnehmen. Und wenn auch jemand nur zu dem Schlusse kommen sollte, daß die katholische Kirche in keinem Punkte den Willen Jesu besser verstanden hat als wir Protestanten in unsern Landeskirchen, so wird der Leser doch dankbar das Buch aus der Hand legen, wenn er aus der Gegenüberstellung der beiden Konfessionen aufs neue der evangelischen Freiheit eines Christenmenschen froh und gewiß geworden ist.

W. Gut (Zürich).

Die einzige Lösung der Kriegsfrage.

In den Memoiren der Frau Bertha von Suttner findet sich der folgende Brief Tolstois an sie, der gerade in diesem Augenblicke sehr zeitgemäß sein dürfte. Er ist französisch geschrieben, wir geben ihn übersetzt:

26. August 1901.

Liebe Baronin!

Ich danke Ihnen für Ihren guten Brief. Es ist mir sehr angenehm gewesen, zu wissen, daß Sie mir ein gutes Andenken bewahren.

Auf die Gefahr hin, Sie zu langweilen, wenn ich das wiederhole, was ich so manchmal in meinen Schriften gesagt und wovon ich glaube, daß ich es Ihnen auch geschrieben habe, kann ich mich nicht enthalten, es Ihnen noch einmal zu sagen: je älter ich werde und je mehr ich über das Problem des Krieges nachdenke, desto stärker wird meine Ueberzeugung, daß das einzige Mittel, die Frage zu lösen, in der Weigerung der Bürger, Militärdienst zu tun, besteht. Solange jeder Mann im Alter von 20 und 21 Jahren seine Religion — nicht bloß das Christentum, sondern auch das Gebot Moses: „Du sollst nicht töten“ — abschwört und das Versprechen ablegt, alle diejenigen zu töten, die zu töten ihm sein Vorgesetzter befiehlt, sogar seine Brüder und Verwandten — solange wird der Krieg nicht aufhören, und er wird nur immer wilder werden, was in unseren Tagen ja auch geschieht.

Damit der Krieg verschwinde, sind weder Vorträge noch Friedensgesellschaften nötig, sondern nur das Eine: die Wiederherstellung der

Würde des Menschen. Wenn auch nur der kleinste Teil der Energie, die gegenwärtig für die Friedensartikel und die schönen Reden auf den Konferenzen und in den Friedensgesellschaften ausgegeben wird, in der Schule und unter dem Volke gebraucht würde, um die falsche Religion zu zerstören und die wahre zu verbreiten — die Könige würden bald unmöglich sein.

Ihr ausgezeichnetes Buch[1]) hat eine große Wirkung hervorgebracht, indem es die Schrecken des Krieges allgemein bekannt machte. Nun müßte man den Leuten zeigen, daß sie selbst es sind, die alle Uebel des Krieges hervorbringen, indem sie den Menschen mehr gehorchen als Gott. Ich erlaube mir, Ihnen den Rat zu geben, sich diesem Werke zu widmen, welches das einzige Mittel darstellt, das Ziel zu erreichen, das Sie verfolgen.

Indem ich Sie bitte, die Freiheit, die ich mir nehme, zu entschuldigen, bitte ich Sie zugleich, liebe Frau Baronin, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung entgegenzunehmen.

Leo Tolstoi.

Rundschau.

Der Fall Kleiber im Nationalrat. Die Art und Weise, wie der Fall Kleiber im Nationalrat von den bürgerlichen Rednern behandelt worden ist, kann man beim besten Willen nicht anders denn als schmählich bezeichnen.

Da ist wieder jener Vorwand aufgerückt, hinter den man sich in dem Augenblicke versteckt hat, als man merkte, daß eine unverhüllte Maßregelung von politischer oder religiöser Gesinnung doch eine etwas gewagte Sache sei: daß nämlich die Dienstverweigerer einen Vorzug vor den andern Studierenden bekämen, wenn sie ihre Studien ungestört fortsetzen dürften. Wie armselig diese Ausflucht ist, hat in diesen Blättern ein Student dargetan.[2]) Auch können wir in dieser Beziehung auf die Ausführungen des Artikels über „Staat und Gewissen“ in der letzten Nummer verweisen. Diese Dienstverweigerer bekommen das erste Mal vier bis fünf Monate Gefängnis, das zweite Mal acht bis zehn, und für das dritte Mal werden ihnen zwei Jahre Zuchthaus in Aussicht gestellt. Dabei folgen sich die Aufgebote und damit die Verurteilungen so rasch, daß ein dazwischen fallendes Studium wenig zu bedeuten hat. Da macht es sich schon wunderbar, wenn man von den „Vorrechten“ spricht, die diese jungen Männer genießen sollen. Im Fall Kleiber lag die Sache so, daß nach seiner eigenen Aussage die ihm gewährte, vom Kriegsgericht und der Zürcher

[1]) „Die Waffen nieder!“
[2]) Vgl. den Aufsatz „Der Fall Kleiber“ im Juniheft.

Staatsanwaltschaft empfohlene Aufschiebung seiner Haft ihm keinen Vorsprung vor seinen Kameraden gewährt hätte. Hier steht Aussage gegen Aussage, Kleiber ist aber ein durch und durch ehrlicher Mensch. Aber wenn er auch etwas früher dran gekommen wäre, als die Offiziere unter seinen Mitstudenten, so ist zu bedenken, daß Kleiber seinerzeit freiwillig aus Kanada heimgekehrt ist, um Militärdienst zu leisten, von seiner wertvollen Aufgabe weg, daß er dann als Offizier ein ungleich größeres Quantum von militärischen Pflichten auf sich genommen hat, als diejenigen Studenten, die „gemeine" Soldaten sind und daß also bei ihm ein starkes Plus von Leistungen vorliegt.

Aber auch abgesehen davon zeugt jene Argumentation von einem bedenklichen Zustand des Gemütslebens und des sittlichen Empfindens. Diese jungen Menschen, die in schweren Seelenkämpfen sich zu einer Tat durchgerungen haben, die mehr Idealismus und Herzblut kostet, als die Masse der Menschen in einem ganzen Leben aufbringt, die mit hellem Bewußtsein ihre Laufbahn der Wahrheit opfern, die ihren Lieben tiefe Schmerzen bereiten müssen, die den Makel auf sich nehmen, den Gefängnisstrafe für die große Mehrheit der Menschen immer noch bedeutet, die durch diesen ganzen Kampf ihr Studium aufs äußerste erschweren — die sollen nun als verschlagene Spekulanten auf einen persönlichen Vorteil hingestellt werden! Kann man eine Sache ärger auf den Kopf stellen? Und was für eine Herzlosigkeit ist nötig, damit Lehrer sich ihren Schülern gegenüber so verhalten! Was für Lehrer müssen das sein und was für Vorsteher einer Erziehungsbehörde!

Aber jene Umkehrung der Wahrheit ist ja das in solchen Fällen übliche. Man schiebt den Menschen, die Großes tun, gemeine Beweggründe unter und man hat vor ihnen Ruhe. Das ist denn auch im Nationalrat wieder geschehen. Das erbärmliche System, das darin besteht, die Nebenumstände, die eine wackere Tat begleiten, so schlecht auszulegen, als nur möglich ist, hat da wieder ungescheut gearbeitet. Der Umstand, daß Kleiber durch verschiedene Stadien gehen mußte, bis sein Entschluß zur Reife kam, daß es inzwischen noch Ungewißheit, Schwankungen gab, wird ihm so ausgelegt, als ob er allerlei andere Wege versucht hätte, seine Pflichten loszuwerden, bis er sein Gewissen „entdeckt" hätte. Man darf ruhig sagen: Menschen, die so reden können, und solche, die ohne weiteres daran glauben, haben allerdings ihr eigenes Gewissen bis jetzt noch nie „entdeckt", d. h. sie wissen nicht, was Gewissenskampf und Gewissenstat ist.

Interessant ist nun aber, daß das Kriegsgericht anders geurteilt hat. Das Kriegsgericht, das den Mann und die Sache wirklich kannte, hat an reine und ehrenhafte Beweggründe des Angeklagten geglaubt. Die Professoren und Politiker aber sind mit dem Kriegsgericht nicht zufrieden. Es hat nicht genügend klar eingesehen, daß es ehrliche und edle Menschen nicht gibt, sondern bloß — Streber und Politiker!

Und auch ein Zweites ist interessant: Es ist ein Welscher gewesen, der am schlimmsten über diese Sache geredet hat und kein bürgerlicher Vertreter der welschen Schweiz hat sich gegen diesen Gewaltakt gewehrt. Nun sind es bekanntlich die Welschen, die in diesen Jahren sehr viel über den „preußischen Militarismus“, der sich auch bei uns breit mache, geredet haben. Nicht ohne Grund! — aber das soll bei diesem Anlaß kräftig gesagt sein: wenn die Welschen diesen „preußischen Militarismus“ in dem Augenblicke verteidigen, wo er eine eidgenössisch-patriotische Maske aufsetzt, dann geben wir künftig auf all ihre schweizerische und demokratische Entrüstung herzlich wenig mehr.

Denn was bedeutet der Fall Kleiber? Es sei nochmals gesagt: Er bedeutet nicht, daß ein Dienstverweigerer seine rechtmäßige Strafe bekommen habe. Dagegen hat kein Mensch etwas eingewendet, am wenigsten Kleiber selbst; er bedeutet vielmehr die Militarisierung unseres bürgerlichen Lebens. Er bedeutet, daß auch unsere Schulen unter den militärischen Gesichtspunkt gestellt werden sollen, daß nicht Talent, Fleiß, ehrenhaftes Betragen, Idealismus der Tat, sondern politische Gesinnung dort die ausschlaggebenden Faktoren sein sollen. Das ist aber genau das, was man als „preußischen Militarismus“ (und Staatsabsolutismus) verklagt. Es ist aber eine Gefahr, der jeder Bürger, dem die Grundprinzipien unserer Demokratie kein leeres Wort sind, entschlossen entgegentreten muß, wobei ganz gleichgültig ist, wie er im übrigen zur Militärfrage steht. Nicht um diese handelt es sich ja, sondern um die Staatsfrage, die Freiheitsfrage, die Gewissensfrage. Es scheint freilich, daß diese Unterscheidung den Gehirnwindungen Vieler eine zu starke Zumutung ist. Weil sie gegen die Dienstverweigerung sind, so sind sie für das Vorgehen der Lehrerschaft d. h. eines Teils davon, und der Behörden, ja sie meinen wohl gar, Kleiber ginge straflos aus, wenn sie nicht zum rechten sähen. Sie merken nicht, daß es sich um ein Prinzip handelt, das viel umfassender ist, um die Lehr- und Lernfreiheit auf der einen und den Staatsabsolutismus auf der andern. Wie sollen aber Leute, denen dieser Unterschied schon zu fein ist, Hüter der Demokratie sein?

Die Art und Weise, wie das politische, sittliche und religiöse Problem der Dienstverweigerung unter uns behandelt wird, ist ein Zeichen mehr unseres geistigen Tiefstandes. L. R.

Warum die Kirchenpflege Wipkingen am 1. August nicht geläutet hat. Rechtfertigungsrede im Auftrag der Kirchenpflege in der Kirchgemeindeversammlung vom 2. Sept. 1917 gehalten von Pfarrer Altwegg. (Verlag der Buchhandlung des Schweizerischen Grütlivereins. Preis 20 Rappen.)

Die Wipkinger Kirchenpflege hat schon ein paar Mal von sich reden gemacht, nicht dadurch, daß sie besonders Großes vollführte,

sondern dadurch daß sie einfach das vertrat, was eigentlich für Christen selbstverständlich ist, aber gewöhnlich nicht getan wird. Sie ist der Meinung, daß eine Kirchenpflege nicht dazu da ist, „von Amteswegen alte Gewohnheiten und Gedankenlosigkeiten mitzumachen", sondern „alte Gebräuche, auch wenn sie kirchlich und patriotisch noch so gut beglaubigt sind, zuerst zu prüfen, bevor wir sie mitmachen". — Sollte das für manche Christen im Schweizerland wirklich verwunderlich sein? Der Philister freilich ist das nicht gewöhnt, sogar im Jubiläumsjahr der Reformation nicht: „man" macht doch mit, was „man" allgemein für recht hält! — Gegen ihre Kirchenpflege hat sich nun ein Teil der Wipkinger Kirchenbürger unter denkwürdigen Umständen aufgelehnt (vgl. Neue Wege, August-Nummer), viele andere gute Christen und Patrioten haben über sie die Achseln gezuckt und gelacht. Hat die Wipkinger Kirchenpflege sich wirklich vor der ganzen Eidgenossenschaft blamiert? Die kleine Schrift von Pfarrer Altwegg sucht darauf einzugehen. Sie verdient weitherum nachdenklich gelesen zu werden. Mir scheint es sei mehr Reformationsgeist drin als in allen Lobreden auf Luther und seine Reformations-Genossen seit den Tagen der 95 Thesen. Ruhig und sachlich, aber eindringlich wird das große Problem enthüllt, das vor unserer Zeit steht: „nicht gedankenlos im alten Trott mitmachen, sondern zu erkennen suchen, wo hindurch nach dem Willen Gottes der Weg für unser Geschlecht führt und ihn dann auch gehen." — Muß nicht jeder für sich dieses ernste Problem anpacken, wenn er überhaupt ein Christ sein will? — Besonders heilsam kann die Wipkinger Rechtfertigungsrede allen Kirchenbehörden sein. Sie kann in ihnen gesunde Gedanken und Kräfte wecken.

H. Kober.

„Not und Vergeudung." Seitdem der Artikel in der letzten Nummer der Neuen Wege geschrieben wurde, hat sich in Bern verschiedenerlei geregt, woraus geschlossen werden darf, daß die große Volkspetition gegen die Nahrungsmittelvergeudung in den Alkoholgewerben doch nicht eindruckslos geblieben ist. Zwar ist vom Bundesrat nie offiziell darauf geantwortet worden, was bei einer so gewaltigen Volkskundgebung immerhin verwundern muß, wenn man liest, wie jeweilen Eingaben von Wirte- und Hotelierverbänden postwendend erledigt werden.

In den Nationalratssitzungen vom 26. September war von der Alkoholfrage im Allgemeinen, am 4. Oktober von der Volkspetition im Speziellen die Rede. Nationalrat Naine gab der Entrüstung weitester Volkskreise über das Verbot der Brennspritabgabe Ausdruck und verlangte dessen Widerrufung. Bundesrat Motta erklärte darauf, es handle sich um ein Mißverständnis, das Verbot werde rückgängig gemacht. Es wird also wieder Brennsprit geben, freilich zu fast prohibitiv wirkenden erhöhten Preisen; auch die Trinkspritpreise sind erhöht worden.

Die Nationalräte Musy, Chuard und Daucourt warfen unserer Regierung ihre Läßigkeit in der staatlichen Bekämpfung des Alkoholismus, namentlich der Schnapspest, vor und forderten die längst versprochene Revision unseres Alkoholgesetzes im Sinne der Aufhebung der freien Bauernbrennerei, sowie der gänzlichen Unterdrückung der künstlichen Liköre („liqueurs-façons"), auch an den höchst reformbedürftigen freien Zweiliterhandel wurde erinnert.

Der Bundesrat nahm diese Postulate alle zur Prüfung entgegen und versprach Bericht darüber.

Am 4. Oktober interpellierte Nationalrat Seidel den Bundesrat über seine Stellung zur Volkspetition. Bundesrat Decoppet antwortete. Es ist sehr schwer, aus den ganz ungenügenden, teils sich direkt widersprechenden Berichten deutsch-schweizerischer Zeitungen ein genaues Bild dessen zu erhalten, was der Vertreter des Bundesrates wirklich sagte. Da er französisch sprach, hält man sich am ehesten an die Referate der welschen Zeitungen. Danach hat sich Bundesrat Decoppet zur Gersten-, Reis- und Zuckerfrage geäußert. Er sagte, der Bundesrat habe den Bierbrauern schon seit längerer Zeit keine fremde Gerste mehr verkauft, auch von der jetzt beschlagnahmten einheimischen Gerste werde den Brauern nichts abgegeben werden, dafür seien die Brauer bei der Malzeinfuhr unterstützt worden.

Reis werde den Brauern schon seit Monaten keines mehr überlassen. Die Abgabe von Zucker an Likörfabriken habe seit drei Monaten aufgehört, und den Tresterweinbereitern seien diesen Herbst nur 93 Wagen Zucker bewilligt worden, was für unsere Versorgung unbedeutend sei. Außerdem erklärte Bundesrat Decoppet, sowohl das Volkswirtschaftsdepartement als der Bundesrat seien bereit, weitere Maßnahmen zu treffen, um einer Vergeudung von Nahrungsmitteln in den Alkoholgewerben vorzubeugen.

Der Interpellant erklärte sich sofort als zufrieden gestellt; nach einigen Zeitungen soll er sogar bemerkt haben, er sei über den Umfang dieser Vergeudung falsch informiert worden. Es ist zu bedauern, daß der Interpellant nicht durch genaue Fragen weiteren Aufschluß über gewisse Punkte verlangt hat, wie es überhaupt schade ist, daß diese wichtige Interpellation ganz am Ende einer stark überlasteten Session noch in aller Eile erledigt wurde, statt daß sie da, wo sie eigentlich hingehört hätte, vorgenommen worden wäre, nämlich als bei der Debatte des Neutralitätsberichtes von unserer Getreide- und Nahrungsversorgung die Rede war.

So hätte man gerne Näheres erfahren über die Meldungen, daß kürzlich auf einem eidgenössischen Waffenplatz gewachsenes Getreide einer Brauerei zugeführt worden sei, ferner darüber, was mit unserer Gerste geschehen wird, warum man sie nicht zur Streckung des Brotgetreides in Aussicht nimmt, wohl aber die Kartoffel; warum ferner

nicht energischere Maßnahmen gegen die Obstbrennerei ergriffen wurden u. s. w.

Es ist auch nicht zu begreifen, warum sich der Bundesrat über Maßnahmen, die er wirklich trifft, in Schweigen hüllen soll, statt sie jeweilen zur Beruhigung des Volkes bekannt zu geben.

So erfreulich es also ist, zu vernehmen, daß die Volkspetition tatsächlich etwas gewirkt hat, so stehen wir doch nicht auf demselben Punkte der Befriedigung, wie der Interpellant. Auf eine Reihe von Fragen täte eine genaue Auskunft Not; wenn gesagt wird, 930,000 Kilogramm Zucker fallen für unsere Volksernährung nicht ins Gewicht, wenn man ferner mit offenen Augen um sich sieht und konstatiert, in welcher Alkoholflut unser Volk tatsächlich noch schwimmt, so darf man ruhig Zweifel daran hegen, es sei wirklich schon alles getan worden, was möglich ist, einer Vergeudung von Nahrungsmitteln in den Alkoholgewerben vorzubeugen. O. Kleiber.

Büchertisch.

Das Wort des Bettags 1917. Predigt, gehalten am 16. September 1917 in der evang. Kirche in Rorschach. Von E. Etter, Pfarrer. Rorschach, Druck und Verlag von E. Löpfe-Benz, 1917.

Eine ausgezeichnete Bettagspredigt, so, wie eine solche sein soll, voll Wahrheit, Ernst und Wucht. Wenn am Bettag in diesem Geiste auf vielen Kanzeln geredet würde, müßte man es bald spüren. L. R.

Redaktionelle Bemerkung.

Der Leser wird beachten, daß dieses Heft als Reformationsheft gedacht ist. Beinahe alle Beiträge haben eine Beziehung auf die Reformation, auch der von Matthieu. Von einem Aufsatz über das Reformationsthema, den wir aus Raummangel leider zurückstellen mußten, glauben wir, daß er im nächsten Heft nicht post festum komme. Denn nach unserer Meinung soll die Erinnerung an die Reformation nicht mit dem 31. Oktober aufhören, sondern uns durch die ganze Periode des Neuwerdens begleiten, in die wir getreten sind.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Neue Wege.

VIII. Unser Sozialismus.[1])

Die Frage nach der richtigen religiösen Gemeinschaft führt uns notwendig zum Sozialismus. Denn er will eine neue, endgiltige, vollkommene Regelung alles menschlichen Gemeinschaftslebens. Er geht vom wirtschaftlichen Leben aus, will aber von hier aus dem ganzen Verkehr von Mensch zu Mensch einen neuen Sinn und eine neue Form verleihen. Auf der andern Seite will das Gottesreich seinem ganzen Wesen nach gerade in den einfachsten und grundlegenden natürlichen Beziehungen von Mensch zu Mensch Gestalt annehmen. So stoßen wir in der natürlichen Fortsetzung des Weges, den diese Erörterungen bisher gegangen sind, auf den Sozialismus. Wir können namentlich das Problem der Kirche, d. h. der „religiösen" Gemeinschaft, nicht erledigen, ohne das der sozialen zu behandeln.

1.

Mit dem Gottesreich Christi müssen wir notwendigerweise den Sozialismus verbinden. Denn es ist unmöglich, das Wohnen Gottes, des Vaters, unter den Menschen mit den heutigen wirtschaftlichen Ordnungen zusammenzudenken. Denn diese bedeuten eine Welt der gegenseitigen Ausbeutung, die Welt Christi aber ist eine Welt der Liebe. Die kapitalistische Gesellschaft ist von dem Prinzip des Räubertums getragen, das Ideal des Gottesreiches ist die Bruderschaft; die heutige Welt hat sich mehr als irgend eine der bisher dagewesenen zu einem offenen und prinzipiellen Kampf Aller gegen Alle gestaltet und ist so logischerweise zum Weltkrieg gelangt; in der neuen Ordnung herrscht das Gesetz der gegenseitigen Hilfe; die Leidenschaft dieses Geschlechtes ist die Macht, d. h. die Herrschaft des Menschen über den Menschen, das neue Glück eines Geschlechtes, das wieder Gott und die

[1]) Dieser Aufsatz schließt sich in seinem Gedankengang an den über „Gottesreich und Kirche" an. Der über die „Reformation" war, wie man sich erinnern wird, wegen der Reformationsfeier vorausgenommen worden.

Seele gefunden hat, wird das Dienen sein; Gott der Menschen ist in diesen Zeiten auf unerhörte Weise der Mammon gewesen, es wird aber nach den Schrecken und Schmerzen dieser Zeiten (die nicht etwa erst im Kriege eintraten und in Form des Krieges und die auch nicht mit dem Kriege aufhören werden) wieder Gott Gott werden. Jene erste Welt meinen wir, wenn wir von Kapitalismus reden, nicht bloß eine bestimmte wirtschaftliche Technik, und diese zweite Welt, wenn wir von Sozialismus reden, also auch nicht bloß ein anderes wirtschaftliches System.

Damit wäre ja auch schon eine ganz allgemeine Antwort auf die Frage gegeben, warum wir Sozialisten sind und in welchem Sinne wir es sind. Aber diese Antwort muß noch bestimmter werden, wie ja auch die Frage bestimmtere Formen annimmt, sobald wir dem Gegenstand näher rücken

Vor allem tritt *eine* Frage aus den übrigen hervor und stellt sich mächtig in den Vordergrund: *Wie verhält sich dieser Sozialismus zu dem der Sozialdemokratie?*

Diese Frage ist heute vielleicht wieder dringlicher als je. Sie ist es ganz besonders auf dem Boden der Denkweise, die in diesen Ausführungen zum Vorschein kommt. Ihre Vertreter sind fast ohne Ausnahme, seis durch Eintritt in ihre Reihen, seis auf andere Art, in die engste Verbindung mit der Sozialdemokratie getreten. Diese Tatsache hat viel Aufregung, Kampf und Irrung erzeugt. Eine Wolke von absichtlichem und unabsichtlichem Mißverstehen lagerte sich um sie. Es war unerhört, daß Menschen, die auf dem Boden der Wahrheit Christi standen oder doch zu stehen behaupteten, die zum Teil amtliche Vertreter der „Kirche" waren, sich zu einer Bewegung bekannten, die nicht nur antikirchlich, sondern auch antichristlich und antireligiös war und die auch in der Praxis Theorien vertrat, die im Gegensatz zu den Grundanschauungen des Christentums stehen, vor allem die Theorie des Kampfes und der Machtgewinnung, kurz: des Klassenkampfes.

Wir haben oft versucht, diese Paradoxie zu erklären. Im Laufe eines Jahrzehntes voll schwerer Kämpfe haben wir uns bemüht, diese Wolke des Mißverständnisses zu zerteilen. Ob mit viel Erfolg, wissen wir nicht. Wir haben auch nicht etwa im Sinne, diesen Versuch wieder in der alten Weise aufzunehmen. Denn inzwischen hat die Weltgeschichte geredet und gerichtet. Eine Welt von alten Problemen ist versunken und eine neue aufgetaucht. Aber gerade diese Veränderung zwingt auch uns, noch einmal und zwar nun auch auf eine in manchem Sinne neue Weise die Frage zu beantworten, welches denn unser Sozialismus und unsere Stellung zur Sozialdemokratie sei.

2.

Warum sind wir, wörtlich oder figürlich verstanden, zur Sozialdemokratie gegangen? War das etwa rein *politisch* zu verstehen,

nämlich so, daß wir uns eben gerade dieser politischen Partei anschlossen, statt einer anderen? Oder war unsere Meinung, daß die wirtschaftliche Umwälzung, die sie vorschlage, der ganze Sinn des Christentums sei? Waren wir, von blindem Idealismus befangen, völlig im Unklaren über den wirklichen Geist und Zustand der Sozialdemokratie und meinten darum, das Reich Gottes sei in ihr angebrochen? Oder endlich, gingen wir zu ihr in der stillen Absicht, sie, wenn nicht zur Kirche, so doch zum Christentum zu bekehren?

Nichts von alledem! — und auch nichts von anderen Beweggründen ähnlicher Art!

Was ist es denn gewesen, was uns zur Sozialdemokratie führte und was nicht?

Es ist natürlich eine Fülle von Gedanken und Stimmungen gewesen, die uns vereinigt auf diesen Weg führten. Auch hat dieser wohl bei jedem Einzelnen von uns wieder eine besondere, vielleicht oft recht verschlungene, Gestalt. Wollten wir uns darauf einlassen, so wäre sehr viel zu sagen und wir müßten weit ausführlicher werden als uns erlaubt ist. Auch ist in diesen letzten zehn Jahren und schon vorher so vieles darüber gesagt worden (auch in diesen Blättern), das zu wiederholen sehr überflüssig wäre. In dieser Verlegenheit fragen wir uns, welches denn der Faden ist, an dem diese Ausführungen sich fortbewegen und da taucht denn der einfache Grundgedanke, der uns immer wieder begegnete, nochmals auf und es scheint uns, daß er uns wieder Klärung und Vereinfachung schenke.

Alles, was uns zur Sozialdemokratie geführt hat, läßt sich zuletzt in den Satz zusammenfassen: *Wir sind zur Sozialdemokratie gegangen, weil wir darin etwas vom Gottesreich zu finden glaubten, und zwar vom Gottesreich im Gegensatz zur Religion.* Es scheint uns wirklich, daß sich nicht besser ausdrücken lasse, was uns Alle im letzten Grunde bestimmt und mit dieser gewaltigen Bewegung in Verbindung gebracht hat.

Wir glaubten darin etwas vom Gottesreich zu entdecken. Das will, wie die Worte andeuten, durchaus nicht etwa sagen, was man uns etwa zugetraut hat, daß wir in ihr schon *das* Gottesreich, das fertige und vollkommene, gesehen hätten. Solche Torheit sollte man Menschen, die im übrigen doch gezeigt haben, daß sie nicht von allem Verstand und gesundem Urteil verlassen sind, ohne Not nicht zutrauen. Wir haben die Fehler und Schatten der Sozialdemokratie immer gesehen, freilich mit den Augen der Liebe und nicht des Hasses, aber einer *sehenden* Liebe und eine solche sieht besser als der Haß. Diese Fehler und Schatten haben uns wahrscheinlich viel mehr Unruhe und Herzweh bereitet, als ihren Gegnern, denn diesen waren sie ja zum Teil eine Freude oder sie standen ihnen doch bloß als kühle Richter gegenüber, wir aber fühlten uns dafür mit verantwortlich, wir nahmen sie auf uns, wir trugen sie mit. Aber trotzdem sahen wir in der Bewegung ein Aufbrechen der Wahrheit Christi. Denn hier tauchte

ja im Gegensatz zu der vorhandenen die ganze Welt des Gottesreiches auf: an Stelle der Räuberwelt eine Welt der Solidarität, an Stelle der Herrschaft der Materie eine neue Herrschaft des Geistes, an Stelle des Mammons der Mensch, an Stelle der Macht das Dienen, kurz: es stieg aus tiefer Not der Leiber und der Seelen leuchtend auf eine Welt der Erlösung und es war ja im Wesentlichen die Erlösung des Gottesreiches. Die Verwandtschaft war so deutlich, daß jedes Herz, das unter einer Welt, die unter dem Schein des Christentums eine Welt des Mammons, des Zäsars und des Antichrist geworden war, aufjubeln mußte, aufatmen einem neuen Tag Gottes und des Menschen entgegen.

Freilich war da ein doppeltes Hemmnis. Einmal war ja auch im besten Fall die Erfüllung des Programms der Sozialdemokratie noch nicht das Reich Gottes, sondern höchstens ein Stück davon. Es gab Wahrheiten, die sie nicht sehen konnte. Sodann trat auch die in ihr vorhandene Gottesreichswahrheit in einer Verhüllung auf, im Gewand des Materialismus und Atheismus, ja sogar im Namen von Prinzipien, die ihren letzten Zielen durchaus widersprechen, nämlich des Egoismus und der Gewalt.

Aber nun schreckte uns dies alles nicht ab. Denn wir litten da, wo wir standen, unter dem genauen Gegenteil. Hier hatten wir ja alle höchste Wahrheit, nach der unser Herz begehrte. Wir hatten den Glauben an Gott und Christus, an das Reich des Geistes mit all seinen edlen Kräften: der Liebe, dem Dienen, dem Kreuz. Wir hatten das Ideal der Bruderschaft, einer Welt Gottes und der Seele, einer Erlösung von aller Not. Aber wir hatten keine entsprechende Wirklichkeit. Diese Welt bestand bloß in Worten, Liedern, Liturgien, Sonntagsgefühlen. An diesen Gott glaubten die Christen ja nicht im Ernst. Wenn es Ernst galt, dann schien ihnen der Gott Mammon oder der der Gewalt doch wirklicher und mächtiger zu sein. Wenn die wahrhaft „christliche“ Welt auftauchte und Anspruch auf Glauben und Arbeit machte, erschien sie den Christen als ein törichter Traum. Kurz, all diese Wahrheit blieb eine heilige Welt neben und über der andern, die eine gewisse Verehrung genoß, eine gewisse Weihe über die andere verbreitete, aber diese bestehen ließ, wie sie war. Das genügte Vielen, für viele Andern aber entstand ein quälender Zwiespalt zwischen diesen beiden Welten. Das Leben wurde dadurch von tiefer Unwahrheit erfüllt. In dieser Atmosphäre entstand ein Hunger und Durst nach der Wahrheit, das heißt: nach der Wirklichkeit jener Welt; mit anderen Worten: aus der Religion heraus nach dem Gottesreich.

Denn das war es ja: dort, bei den Christen, war das Gottesreich, aber zur Religion geworden, hier, bei den Sozialdemokraten, war das Gottesreich, aber ohne Religion.[1]) Wir, die wir von der Religion ohne Gottesreich genug und übergenug hatten, stürzten uns

---

[1]) Dieser Ausdruck, den wir nur um der Antithese willen brauchen, bedeutet hier einfach „bewußten Gottesglauben“.

mit Begier in eine Bewegung, wo einmal Wirklichkeit des Gottesreiches auftauchte. Daß es in antireligiöser, ja antichristlicher Gestalt auftrat, war für uns allerdings keine leichte Sache. Wir hatten vieles zu überwinden. Aber wir begriffen diesen Zustand. War er nicht die natürliche Folge jener andern, bei den Christen geschehenen Entwicklung, wo das Gottesreich Religion geworden war? Hatten die Christen nicht Gott, Christus, die Religion zu Verbündeten der bestehenden Ordnungen gemacht und die aufkommende neue Welt aufs leidenschaftlichste bekämpft? Was Wunder, wenn sich die neue Welt, es nicht besser verstehend, gegen diesen Gott, diesen Christus, gegen die Religion wendete? Es war ein schweres Mißverständnis, aber ein notwendiges; ja heilsames; es mußte eines Tages aufhören, aber erst dann, wenn es sein Werk getan. Inzwischen lernten wir, Gott und sein Reich (oder Christus) auch da erkennen, wo sie inkognito, ja sogar im Gewand des Antichrist auftraten. War dieser ganze sozialdemokratische Glaube nicht auch Christusglaube — Glaube an eine neue Welt, eine Welt der Gerechtigkeit und Güte, eine Welt der Erlösung, eine Welt des Menschen, ja auch eine Welt Gottes? Denn war das nicht Gottesglauben gerade auch im Sinne der Bibel, wo Gott eine große Hoffnung ist und der wahre Gott und der wahre Mensch, das Gottesreich und das Menschenreich Eins sind? Gott wurde nicht genannt, aber konnte er deßwegen nicht dennoch da sein, wie er umgekehrt oft genug nicht da ist, wo er genannt wird? — Und der Materialismus! War er nicht als Gegenschlag auf den falschen, ganz und gar nicht gottesreichsmäßigen christlichen Spiritualismus berechtigt und notwendig? Lag nicht darin die Wahrheit, daß die Materie ihr göttliches Recht hat, daß der Geist in die Materie hineingehen, in ihr sich verwirklichen muß? War dies nicht ein Teil der Lehre von der Fleischwerdung des Wortes? — Ferner die Klassenkampflehre! Konnte sie nicht in einem hohen, wahren und auch durchaus gottesreichsmäßigen Sinn verstanden werden? Ist es nicht Tatsache, daß die Geschichte der Menschheit, unter bestimmten Gesichtspunkten gesehen (so weit sie nämlich nicht durch Kräfte höherer Art gekreuzt wird), eine Geschichte von Klassenkämpfen, ein Epos des ewigen Kampfes zwischen Herren und Knechten darstellt? Ist nicht die Bibel von der gleichen Anschauung erfüllt? Soweit der natürliche, nicht an Gott orientierte, ja durch den Abfall von ihm charakterisierte menschliche Zustand vorhanden ist, herrscht auch nach ihr Hochmut, Egoismus, Gewalt und Unterdrückung. Und könnte es nicht sein, daß gerade die Klasse der Knechte, d. h. der Geringen, Unterdrückten, derer, die schwach sind „nach dem Fleisch", dazu berufen wäre, eine neue Welt zu schaffen und zu diesem Zwecke einen letzten, entscheidenden Kampf zu führen? Entspräche nicht auch dies den Grundanschauungen des alten und neuen Testamentes?

Kurz: es standen hinter den Idealen der Sozialdemokratie überall Grundwahrheiten des Gottesreiches. Auch fehlte es nicht

an dessen Kräften. Da war, zum Unterschied von den Kirchen, das gewaltige Wollen einer S a c h e ; da war ein mächtiger Glaube an diese Sache; da war Enthusiasmus und Opferwilligkeit; da war der Bruch mit der bestehenden Welt und entsprechender Haß von Seiten dieser Welt; da war Verfolgung, Aechtung, aber auch Martyrium. Wer sich von den Kirchen kommend hier anschloß, der kam aus einem stagnierenden Teich in einen mächtig daherrauschenden Strom, er erfuhr, was Religion im höchsten Sinne, was Gottesreich wäre.

Freilich waren auch in d i e s e r Hinsicht Mängel da. Man stieß auf eine sich Sozialismus nennende egoistische und materialistische Gesinnung; es gab eine oft rohe und unsozialistische Kampfweise; es fehlte überhaupt an wahrhaft sozialistischer Denkweise und Lebensführung; es bestand daneben jene Verhüllung der Gottesreichswahrheit durch eine materialistische, atheistische, utilitarische Philosophie. Kurz: die ideale Wahrheit des Sozialismus wurde mit theoretischen und praktischen Mächten verbunden, die sie nicht nur nicht zu tragen imstande waren, sondern zu ihr sogar in direktem Widerspruch standen.

Das sahen wir genau und empfanden es stark. Aber es hielt uns nicht ab. Wir fragten uns, welche große Bewegung denn ohne Schlacken und Sünden, in idealer Reinheit, aufgetreten sei. Wir fanden in der bürgerlichen Welt wahrhaftig keinen besseren Geist, dabei aber keine Idee, die sie beseelt und immer wieder gereinigt und gehoben hätte. Wir sahen keinen andern Weg zur Reinigung der Bewegung als den Anschluß Aller derer, die ihrem Ziel in höherem Sinn und Geist zustreben möchten. Wir erblickten in den Sünden der Sozialdemokratie größtenteils eine Folge von christlicher und bürgerlicher Schuld und glaubten, es sei gerade die Pflicht der „Christen“, diese Schuld dadurch tilgen zu helfen, daß sie sich mitten in diese, nicht bloß aus Unverstand geächtete und verschrieene, sondern auch wirklich von mancherlei Sünde befleckte Sozialdemokratie stellten. Wir meinten, so allein lasse sich mit der Zeit auch das große religiöse Mißverständnis aufheben. Wir wollten selbstverständlich nicht die Sozialdemokratie zu der Kirche bekehren, mit der wir selbst im schwersten Kampfe standen; wir wollten sie nicht einmal zum Christentum bekehren, ja sogar nicht einmal zu Gott und Christus; wir w o l l t e n e i n f a c h i m N a m e n G o t t e s u n d C h r i s t i, d e n e n w i r d i e n t e n, i n a l l e r S t i l l e d a s t u n, w a s r e c h t w a r, w o l l t e n d e r W a h r h e i t G o t t e s u n d C h r i s t i d i e E h r e g e b e n, g ä n z l i c h u n b e k ü m m e r t u m d e n „E r f o l g“. Wir glaubten dabei freilich, daß infolge von äußeren und inneren Krisen, auch eines Umschwunges der allgemeinen Kultur, die Sozialdemokratie dazu kommen werde, das was an Gottesreichswahrheit in ihr sei, reiner zu entwickeln, die entstellenden Hüllen abzustreifen, und zuletzt sich zu dem Gott, dem sie unbewußt diene, bewußt zu bekennen. Wir hofften vor allem auf ein Kommen des Gottesreiches in Form eines Erwachens der

Christenheit oder sonst einer Erweckung, in Form einer neuen Ausgießung des Geistes, und erwarteten, daß davon auch die Sozialdemokratie mitgerissen werde. Wir hatten ja immer eine Hoffnung, die über die Sozialdemokratie, ja auch über den Sozialismus hinausging. Es ist ganz verkehrt, wenn man meint, wir hätten uns der Sozialdemokratie zugewendet, weil diese uns das Gottesreich verwirklichen sollte. Das genaue Gegenteil ist richtig: gerade weil wir an das Gottesreich glaubten, das unabhängig ist von der Sozialdemokratie und unendlich größer als sie, und wir etwas davon gespürt hatten, bekamen wir die Möglichkeit und den Antrieb, es auch in ihr zu sehen und uns mit ihr zu verbinden. Sie war uns — das ist die endgiltige Formel — ein Zeichen des Abfalls der Christenheit, aber auch eine Verheißung eines neuen Kommens des Reiches Gottes. Sie war eine vorübergehende, verhüllte, ja verirrte Form, die vergehen mußte, wenn einmal die rechte auftrat. Sie war eine gewaltige Mahnung Gottes. Was sie vertrat, war nicht alle Wahrheit des Reiches, aber wir sahen diese hinter ihr. Sie war uns eine erste Welle, auf welche andere, tiefere, reinere, vollere folgen mußten. Wir aber bekannten uns, indem wir zur Sozialdemokratie gingen, zu unserem Gott, zu unserem Christus und zu ihrem Reich.

Es ist nur eine etwas andere Wendung, vielleicht auch bloß eine Ergänzung des damit Gesagten, wenn wir erklären: als wir zur Sozialdemokratie gingen, so gingen wir nicht zu einer politischen Partei, sondern zu dem Proletariat. Was gingen uns Parteiprogramm und Parteidogmen an? Wir sahen das Proletariat vor uns. Wir sahen es, als die Klasse der Entwurzelten, Ausgestoßenen, Enterbten, der politisch, religiös und moralisch Geächteten. Dies war es in den Augen der bürgerlichen und christlichen Gesellschaft. Es war dies aber gerade durch die Verbindung mit der Sozialdemokratie. Diese war es, die sich des Proletariates angenommen hatte. Sie allein hatte es mit rechtem Ernst und rechter Aufrichtigkeit getan. Darum hatte sie sein Vertrauen gewonnen. Ob ihr Weg der richtige war, ob andere Wege besser gewesen wären, ließen wir dahingestellt, jedenfalls war nun diese enge Verbindung zustande gekommen. Dieses Proletariat aber war in seinem Elend die Frucht der bürgerlichen und christlichen Welt. Sein Zustand, sein Vorhandensein war eine gewaltige Anklage gegen sie. Wir hörten diese Anklage. Sie ließ uns keine Ruhe bei Tag und Nacht. Darum gingen wir zur Sozialdemokratie. Denn dies war für uns die einzig wirksame Form des Bekenntnisses zum Proletariat. Wir gehörten zu diesem. Hier mußte die Schuld der Gesellschaft gebüßt werden. Hieher gehörten wir, zu den Geringen, den Geächteten. Unser Bekenntnis zur Sozialdemokratie war ein Bekenntnis zu der Sache des Sozialismus, zur Schuld der Gesellschaft, besonders des Christentums. Es war ein Protest und

ein Glaubensbekenntnis. Nicht der Weg zu einer politischen Partei war unser Weg zur Sozialdemokratie, sondern ein Weg der Nachfolge Christi. Die Religion hält es mit den herrschenden Mächten, das Reich Gottes geht zu den Zöllnern und Sündern.

3.

Und nun — was ist geschehen? Was haben wir ausgerichtet? Wie hat unsere Hoffnung sich bewährt? Wo steht heute die Sozialdemokratie? Und wo stehen wir?

Das ist wieder ein großes Thema. Es ist unmöglich, es in diesem Zusammenhang vollständig zu behandeln. Wir dürfen namentlich die Frage, ob wir etwas ausgerichtet haben, unbeantwortet lassen und uns darauf beschränken, die feste und auf viele Tatsachen begründete Ueberzeugung auszusprechen, daß unsere Stellungnahme nicht umsonst gewesen ist. Sie hat Früchte getragen, die vor Augen sind, wenigstens für solche, die nicht absichtlich die Augen dafür schließen, und andere, die zunächst nur dem Glauben sichtbar, aber dafür desto wertvoller sind, und sie hätte noch sehr viel Größeres ausgerichtet, wenn nicht eine tiefe Hemmung eingetreten wäre, von der ein anderer Aufsatz berichten wird. Wir haben keine Ursache, jenen Weg zu bereuen, denn wir sind ihn, zwar nicht ohne Fehler und Schwächen, aber reinen Herzens, im Glauben und in der Liebe, gegangen.

Aber ob wir nun viel oder wenig ausgerichtet haben, so ist auf alle Fälle eine gewaltige Veränderung der ganzen Lage vor sich gegangen, die wohl auch ohne den Krieg gekommen wäre, durch ihn aber katastrophenartig beschleunigt worden ist. Dadurch wird auch unsere eigene Haltung aufs tiefste beeinflußt.

Zunächst einmal ist die Stellung der Sozialdemokratie heute völlig anders als in den Jahren, wo wir unter dem Zorn und Abscheu der bürgerlichen und christlichen Welt für sie eintraten. Heute ist die Sozialdemokratie gerade in den Ländern, wo sie vorher am meisten angefochten war, hoffähig geworden — ach nur zu hoffähig! — oder im Begriff, es zu werden. Ihre Macht schreitet vorwärts, bald wir sie in den größten Städten der Schweiz herrschen. Sie ist schon jetzt nur noch in begrenztem Maße die Partei der „Zöllner und Sünder" und wird es bald noch weniger sein. Was aber viel wichtiger ist: der Sozialismus steht am Vorabend des Sieges. Nicht daß wir den „Kriegssozialismus" für einen wirklichen Sozialismus hielten, aber es ist doch wohl eine klare Tatsache, daß durch die Erlebnisse dieser Jahre das System der Privatwirtschaft zertrümmert worden ist. Eine völlige Rückkehr zu ihr scheint ausgeschlossen. Freilich ist ja auch richtig, daß der Kapitalismus durch die gleichen Ereignisse ebenfalls gestärkt worden ist oder zu sein scheint. Das Kapital hat sich in immer weniger Händen vereinigt und steht heute in riesiger Geschlossenheit da. Aber auf

der andern Seite ist die soziale Revolution uns so nahe gerückt und so wahrscheinlich geworden wie noch nie. Es müßte seltsam zugehen, wenn sie nicht käme. Man braucht dabei nicht oder doch nicht bloß an Barrikaden und Straßenschlachten und Regierungsstürze zu denken, sondern einfach an eine gewaltige und rasche Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Zu solchen werden schon allein die Kriegsschulden führen, wird überhaupt die Not zwingen, die dem Kriege noch lange nachfolgen muß. Wenn aber die Klasse, deren wirtschaftliches Uebergewicht jetzt infolge des Krieges noch gewachsen ist, versuchen sollte, ihre Herrschaft festzuhalten, vielleicht sogar zu mehren, dann wird sich erst recht ein Sturm erheben, der sie wegfegt.

Denn noch wichtiger als diese wirtschaftlichen Vorgänge sind die ihnen entsprechenden geistigen. Unter ihnen hebt sich die eine hervor: daß der Kapitalismus moralisch gestürzt ist. Er war vorher in den Augen Vieler immer noch mit einem gewissen idealen Nimbus umgeben. Erschien er doch als ein Hort der Freiheit und Kultur, als Mehrer der materiellen Wohlfahrt und als Pflanzschule und Uebungsstätte männlicher Tatkraft. Das ist nun doch wohl endgiltig und für Alle dahin. Dieser falsche Nimbus ist verflogen vor der Erkenntnis, die sich keinem ehrlichen Auge verbergen kann, daß der Geist des Kapitalismus einer der Hauptwege gewesen ist, die zu dem Zusammenbruch unserer Welt geführt haben. Er gehörte zu dem ganzen gottverlassenen und seelenlosen Kultursystem, das sich als Fluch der Menschheit erwiesen hat. Er war Egoismus, Tierwesen, Mechanismus, Materialismus, Unmenschlichkeit, Gottlosigkeit. Zu den Wegen aber, die aus dem Zusammenbruch heraus und einer neuen Welt entgegen führen, gehört — das ist nun jedem ehrlichen Blick ebenso klar — das Gegenteil des Kapitalismus, eben der Sozialismus. Es ist ihm eine breite Bresche geschlagen in den Verhältnissen und noch mehr in den Herzen. Siegreich richtet sich überall sein Banner auf. Und zwar, was bedeutsam ist, nicht nur in den Herzen der Arbeitermassen, sondern in allen Lagern und in allen Seelen, die noch der Wahrheit zugänglich sind. Und deren sind Viele. Denn was wir auch vom Kriege denken mögen, der für uns im letzten Grunde stets eine Frucht böser Mächte ist, so bleibt uns doch gewiß, daß das gewaltige Erdbeben in den Herzen der Menschen viele alte Götterbilder umgeworfen und ein Sehnen nach dem wahren Gott wachgerufen hat. Dieses Sehnen geht auf eine neue Art zu leben und geht auch auf eine neue Art von wirtschaftlichem Zusammenleben der Menschen.

Damit steigen wir aber noch höher empor. Dieses Erdbeben hat ein neues Kommen des Reiches Gottes vorbereitet. Denn wie wir schon angedeutet haben, geht das soziale Sehnen Hand in Hand mit einem „religiösen“. Zu dem, was in dieser

Katastrophe gestürzt ist, gehört auch eine bestimmte Art von Religion, eine bestimmte Art von Christentum. Allerorten regt sich ein Streben nach einer Wirklichkeit der vom Christentum in kirchlicher und schattenhafter, zur Unwahrheit gewordener Weise vertretenen Welt. Ein Hunger und Durst nach wahrhaft erlösenden Gotteskräften hat die Menschen ergriffen. Wir stehen am Vorabend einer geistigen Umwälzung und Neuschöpfung, die an Bedeutung vielleicht die Reformation, die wir jetzt feiern, übertrifft. Aus Religion und Kirchentum bricht das Reich Gottes hervor in neuer Art und Macht.

So hat sich erfüllt, was wir hofften. Das Erwachen der Christenheit und der Welt zu den großen Dingen, die die Sozialdemokratie auf ihre Weise wollte, vollzieht sich, es hat mächtig begonnen.

Aber diese Erfüllung ist doch auch Nichterfüllung, insofern die Umwandlung der Sozialdemokratie sich nicht vollzogen hat, oder doch nicht in dem Maße, wie wir es erwartet hätten. Dabei denken wir freilich nicht an die sozialdemokratische Masse selbst, in der, wie wir aus reichster Erfahrung wissen, das neue Leben so gut als anderwärts arbeitet, als an die Führerschaft und die Partei als Partei.

Was diese betrifft, so möchten wir von ihr nun die Formel, die wir vorher gebraucht haben, umkehren: Die Sozialdemokratie ist aus einer Gottesreichsbewegung eine Religion geworden. Man wird nach allem Bisherigen verstehen können, wie wir dies meinen. Es bedeutet natürlich nicht, daß die Sozialdemokratie nun „religiös“ in gewöhnlichem Sinne geworden, sondern daß mit ihr eine ähnliche Verwandlung vorgegangen sei, wie jene, die eintritt, wo aus Gottesreich Religion wird. Die Partei verlor das Bewußtsein der letzten Ziele, für die sie eigentlich vorhanden wäre und wurde eine Sache, die für sich galt. Um den Sozialismus zu „retten“ verriet man ihn zu Beginn des Weltkrieges und später auf eine Weise, die für ihn tötlich hätte werden müssen, wenn sein Los an das der Sozialdemokratie gebunden wäre. Wenn nur die Organisation gerettet wurde, oder gar zu Ehren kam, dann war alles gut. Was die Partei damit tat, war im Grunde ein Verrat an Gott zu Gunsten der Welt, genau so, wie die Kirche ihn immer wieder begangen hat. Der Grund ist auch der gleiche: Unglaube. Man glaubt nicht recht an die Macht der sozialistischen Idee. Natürlich: wenn man den Idealismus, den Glauben an den frei schaffenden Geist, auch in der Theorie nicht anerkennt, vielmehr als Unsinn erklärt, wie soll man ihn dann in der Praxis der gewaltigsten Anfechtung der Welt gegenüber festhalten? Genau wie die Kirche ist also dieser Sozialismus „verweltlicht“. Er hat die weltüberwindende Kraft verloren, er rechnet mit weltlichen Faktoren, vor allem mit der Schlechtigkeit der

Menschen. An Stelle des Glaubens setzte er die Berechnung und an Stelle des persönlichen Einstehens für die Wahrheit die Organisation. Genau wie die Kirche achtet er nicht darauf, daß er eine Gemeinschaft von Ueberzeugten und Entschlossenen sei, sondern darauf, daß er möglichst große Massen gewinne. Wenn er jedes große Glauben und Wagen für Schwärmerei und Narrheit erklärt und dafür abergläubisch auf die „Entwicklung" vertraut, so ist das im Grunde nichts anderes, als wenn die Kirche die jeweilen bestehenden Verhältnisse „weiht" oder auf den Himmel vertröstet. Auch das typische Kennzeichen der „Weltlichkeit" fehlt natürlich nicht, das heiße Machtstreben. Macht, nur Macht! Wie sie erworben wird, wie sie verwendet werden könne und ob überhaupt, darnach wird nicht gefragt. Zur „Religion an sich" gehört Macht. Auch der Jesuitismus kann dann nicht fehlen, der das schlechte Mittel durch den Dienst der guten Sache geheiligt glaubt, und auch nicht das Pfaffentum, das ja so recht aus der Verwechslung des Glaubens an eine ideale Sache mit dem Gewinn von Macht im unidealen Sinn beruht.

Kurz, sprechen wir das Wort nun aus: Die Sozialdemokratie wird zur Kirche. Alle Merkmale einer solchen tauchen auf: die Organisation, die an sich wertvoll ist, die Unfehlbarkeit beansprucht, die dem Einzelnen das eigene Suchen der Wahrheit abnimmt, und solches nicht gerne sieht. Die Priester kommen und das Dogma und die heiligen Schriften und die Glaubenbekenntnisse, natürlich auch ihre Ausleger, die Theologen und Schriftgelehrten, und dazu die Ketzer und Ketzerrichter. Das alles ist vorhanden. Wer diese Dinge verfolgt und erlebt, der muß oft Staunen über die Analogie der Entwicklung des Christentums und des Sozialismus zur Kirche und die Aehnlichkeit der beiden Kirchen.

Wir heben besonders einen Punkt heraus: Wie das Christentum, so hat sich auch der Sozialismus in eine Theorie gehüllt, die zu ihm, wie wir gezeigt haben, gar nicht paßt. Wie beim Christentum ist diese Theorie geheiligt und unantastbar geworden. Wie beim Christentum ist diese Theorie auch die Hauptsache geworden. Das Wort von der „Aufklärung" spielt in der sozialdemokratischen Taktik eine Hauptrolle. Nicht die Tat des Glaubens und der Liebe, nicht die Macht der sozialistischen Begeisterung ist es, die das Reich des Sozialismus bringt und den einzelnen Sozialisten wertvoll macht, sondern die wissenschaftliche Durchbildung, die Richtigkeit der sozialistischen Gedanken, die Rechtgläubigkeit. Da nun doch nicht ein Jeder in der Lage ist, in die Tiefen der sozialistischen „Wissenschaft" einzudringen, so entsteht eine starke Abhängigkeit der Massen von den Führern und wir haben wieder den Gegensatz von Klerus und Laien. Die Massen gewöhnen sich das eigene Denken ab und überlassen es den Theologen und Schriftgelehrten. Wer aber den Katechismus recht gelernt hat, der braucht nur die Sprüche herzusagen

und alle Rätsel sind spielend gelöst. Es entsteht die sozialistische Phrase, das sozialistische Geschwätz und die sozialistische Dummheit. Denn das Dogma als solches wirkt immer verdummend. Diese ganze Herrschaft der Theorie aber hat ganz die gleiche Gesamtwirkung wie die theoretische Entartung des Christentums: die rechte Theorie tuts, die sozialistische Praxis wird Nebensache. Aber das alles ist typisch für das Kirchentum: genau wie die religiöse Kirche das freie Glauben nicht duldet, weil es eben Freiheit ist, und sich dafür auf ihre heilige und autoritative Wissenschaft beruft, so die Kirche des Sozialismus. Und auch umgekehrt, weil man die Kraft und Wucht des freien Glaubens nicht kennt, so ersetzt man ihn durch die „Wissenschaft", sei sie nun „heilig" oder „weltlich".

Und damit ist abermals gesagt, welches der Grund dieser Entartung der Sozialdemokratie aus dem Gottesreich zur Religion ist: es ist der gleiche wie im Christentum, nämlich das Aufhören des Geistes, die Abnahme des Glaubens, die Entfernung von Gott. . . . .

Haben wir Wirklichkeit geschildert, oder bloß eine uns lieb gewordene Formel mit Gewalt auf Erscheinungen angewendet, die ihr im Grunde fremd sind? Keineswegs. Die Analogie hat sich uns vielmehr schon lange aufgedrängt. Und warum sollte sie nicht vorhanden sein? Walten nicht überall im Menschenwesen die gleichen Grundkräfte? Ist es nicht natürlicherweise überall der gleiche Rythmus, der zu Wahrheit und Leben und zu Entartung und Verderbnis führt?

Wir glauben, daß im Gegenteil diese Formel, die nur ein Ausdruck lang und gründlich beobachteter und erlebter Wirklichkeiten ist, ein Schlüssel werde, der uns manche, sonst schwer erklärbare Erscheinungen auftut. Waren wir nicht alle stutzig, als wir im Laufe des Krieges erkannten, wie eine gewisse Sozialdemokratie und ein gewisser Militarismus und Imperialismus miteinander Freundschaft schlossen und die erste zur kräftigsten Stütze des zweiten wurde? Sahen wir nicht, wie die dritte autoritäre und „objektive" Macht, das Papsttum, sich zu diesem Bunde gesellte? Was war das für eine verkehrte Welt?

Es war gar keine verkehrte Welt, sondern die w a h r e Welt, das heißt: die Enthüllung des wirklichen Sachverhaltes. Diese Mächte sind verwandt. Wie der Imperialismus und Militarismus glaubt diese Art von Sozialdemokratie bloß an die Macht, hält den Geist für Utopie und lacht über sittliche Ideale und sittlichen Glauben. Wie er ist sie „realpolitisch". Was Wunder, wenn sie seine Macht und Organisation bestaunt und unversehens auf seiner Seite ist? Wie der römische Katholizismus schaltet sie die freie Wahrheitsbewegung des Einzelnen aus und hält sich an „objektive" Mächte; wie jene stellt sie nicht auf das Gewissen ab, sondern auf gewisse festgelegte Theorien. Was Wunder, wenn man sich, wenn auch nicht ohne einiges Staunen, plötzlich mit ihm verbündet sieht?

Doch müssen wir gerade an diesem Punkte etwas weiter ausholen.

Der Krieg hat, wie in so manchen Dingen, auch in Bezug auf die Sozialdemokratie allerlei klar gemacht. Er hat ihr mehrmals eine große Gelegenheit gebracht, aber sie hat sie regelmäßig versäumt. Diese Gelegenheit kam am Anfang, wo eine Hand voll zum Aeußersten entschlossener Leute in jedem Lande entweder den Ausbruch des Krieges verhindern oder den ausgebrochenen hätte lähmen können. Die innere Kraft des Sozialismus verwand den moralischen Zusammenbruch, der statt dessen geschah. Wieder richteten sich nach einiger Zeit die Blicke auf den Sozialismus als den Retter der Welt in der allgemeinen Katastrophe. Große Möglichkeiten waren ihm eröffnet, große Siege sicher. Die Sozialdemokratie konnte das Bette für diesen Strom werden. Alles kam darauf an, wie sie sich nun einstellte. Wenn sie selbst von falschen Wegen umkehrte, dann flossen ihr die unter dem Eindruck des gewaltigen Erdbebens erwachten guten Kräfte von allen Seiten zu. Eine Zeit lang schien es auch, als wollte sie wirklich diesen Weg gehen. Eine Bußstimmung war damals in ihren Reihen allgemein, zum mindesten überall da, wo man zur Besinnung auch nur ein wenig Zeit hatte. Ueberall war Schmerz über die erlittene moralische Niederlage. Man stand an einem kritischen Punkt; die Möglichkeit, ja Notwendigkeit einer Revolution rückte in greifbare Nähe. Diese konnte aber auf zwei Arten verstanden werden. Der Strom konnte sich gleichsam nach Innen oder nach Außen wenden. Wendete er sich nach Innen, das heißt: wurde er zur Selbstkritik, zu einer Erneuerung des Geistes, zu einer neuen Orientierung, dann gab es vielleicht nicht gerade rasche Erfolge (vielleicht aber, unter diesen außergewöhnlichen Umständen, sogar diese!), aber dafür jedenfalls einen desto größeren dauernden Erfolg, ja eine völlige Wendung, einen ganzen Sieg am Ende der heutigen Krise. Das wäre die innerliche, sittliche Revolution gewesen. Aber die Gefahr war von Anfang an groß, daß der Strom sich mehr nach Außen wendete, das heißt: daß er revolutionär im oberflächlichen, bloß politischen Sinn, im Macht- und Gewaltsinn wurde. Alles kam darauf an, ob jetzt die rechte Führung eintrat. Die Masse war plastisch, für das eine wie für das Andere fast gleich empfänglich. Sie jubelte in den Versammlungen sowohl den Bußpredigern als den radikalen Rednern (die übrigens oft in *einer* Person vereinigt waren) gleich begeistert zu. Aber die Führer *zu* und noch mehr *bei* der Revolution nach Innen fehlten, dafür stellten die Andern sich ein. Die mächtig einsetzende bürgerliche Reaktion sorgte dafür, daß sie rasch volles Oberwasser hatten. Man geriet in ein revolutionäres Reden hinein, das sich im Wesentlichen in *Worten* erschöpfte und rasch allen Kredit verlor — was vielleicht noch das Beste an der Sache war, denn wenn es zu *Taten* gekommen wäre, dann

wäre nach einigen ersten Erfolgen, die vielleicht möglich gewesen wären, der endgültige Zusammenbruch mit Sicherheit eingetreten. Denn es fehlte durchaus an der Grundvoraussetzung, die einer solchen Entwicklung einen wahren und dauernden Erfolg hätte verbürgen können: an einer geistigen und sittlichen Grundlage. Die Bewegung könnte nur auf die eine oder andere Weise enden: entweder im Sande, oder im Abgrund. In diesem Bette geht sie aber vorläufig weiter. Der begreifliche, durch die äußere und innere Not der Zeit und den Druck der Reaktion immer wieder und immer mehr erzeugte revolutionäre Geist, worin Höchstes und Niedrigstes sich mischen, wendet sich den äußerlich revolutionären Führern und Losungen zu und die edle Kraft, die zum Aufbau einer neuen Welt hätte dienen sollen, geht verloren oder wird zum Verhängnis. Wir haben damit freilich Entwicklungen geschildert, die sich vorläufig bloß in der Schweiz völlig entfalten können, aber sie scheinen uns typisch zu sein und die Gefahr ist groß, daß sich überall ähnliche vollziehen werden.

Es ist auch darin der Sozialdemokratie ähnlich wie der Kirche ergangen. Auch diese, durch *ihre* Katastrophe zur Buße ermahnt, hat sich wieder den alten Bahnen zugewendet, die freilich nicht revolutionär, sondern reaktionär sind, und die religiöse Bewegung, die durch die gewaltigen Geschehnisse wirklich erzeugt worden war, ist verloren gegangen oder hat, in den Dienst des Krieges tretend, den Fluch der Welt vermehrt.

Aber noch auf eine andere Weise trat die Gelegenheit wieder an die Sozialdemokratie heran (also eine dreifache Gelegenheit, das Gegenstück zu der dreifachen Versuchung Christi!). Es wurde ihr die Möglichkeit geboten, an der Herbeiführung des Friedens entscheidend mitzuarbeiten. Welch eine Gunst! Welch eine Geduld des Schicksals nach so viel Versäumnissen und Fehltritten! Aber diese dritte Gelegenheit wurde zum schlimmsten Bankrott. Wir verstehen darunter aber nicht etwa den Umstand, daß die sozialistischen Parteien der verschiedenen Länder sich unter sich nicht einigen konnten, sondern das Versagen des sozialdemokratischen *Geistes* selbst. Es zeigte sich nun wieder die Frucht der falschen Weltanschauung und zugleich die des Dogmatismus. Aus beiden erwuchs eine Beurteilung des Krieges, die von vornherein zu eng war. Der Kapitalismus, sagt das Dogma, hat ihn erzeugt, er ist schuld daran, er allein. Andere Faktoren, tiefere, geistige, kosmische, giebt es nicht. Die Bourgeoisie auf der einen, das Proletariat auf der andern Seite, das ist der *wahre* Gegensatz, alles andere nur ideologische Verschleierung dieser Tatsache. Der Kampf zwischen Demokratie und Absolutismus, die nationalen Ansprüche der Völker, wie der Gedanke des Vaterlandes überhaupt, das ist alles höherer Schwindel. Von einem Unterschied zwischen den verschiedenen Völkern in Bezug auf die Schuld am Kriege kann keine Rede sein, die Regierungen sind alle gleich imperialistisch und militaristisch und

die Völker alle gleich verführt. Wenn es sich gar um noch größere Prinzipien handeln sollte, die über dem ganzen Kampfe stünden, etwa um den Gegensatz von Christus und Zäsar oder Gottesreich und Weltreich, so ist dies für die Ohren dieses Sozialismus vollends Spanisch.

So wurde denn die ganze ungeheure Weltkrise, die größte der Geschichte, in dieses dürftige geschichtsmaterialistische Schema gespannt. Es wurden jene Dogmen fabriziert, die in dem Zimmerwald-Kientalschen Glaubensbekenntnis zusammengefaßt sind. Wer sich dazu bekannte, war ein rechtgläubiger Sozialdemokrat, wer nicht ein Ketzer, dessen Exkommunikation eo ipso als vollzogen galt.

Aber die Weltkatastrophe geht natürlich nicht in ein solches Prokrustes-Schema. Sie hat einen so unendlich viel reicheren Sinn, daß an einem solchen Schema nur wieder das Versagen dieses Sozialismus sichtbar wird. Wie viel Lüge und Schwindel auch über ihr und in ihr walten mag, jene Kräfte und Prinzipien sind doch auch wieder eine Wahrheit. Wer diese nicht erkennt, der kann der Welt nicht helfen. Das Zimmerwald-Schema versagt vor den Aufgaben dieser Tage; es ist keine genügende Antwort auf das Sehnen unseres Geschlechtes. Der größere Teil der edelsten Kräfte, die in diesem Sturme erwacht sind, wendet sich anderswohin. Dieser Sozialismus kann sie nicht befriedigen.

So versäumt er eine große Stunde, gleich wie die Kirche sie versäumt.

Er tut das, wie gesagt, aus Dogmatismus. Anstatt die Wirklichkeit selbst zu sehen und zu hören, sagt er sein Credo her. Er wird blind für die Wahrheit, die lebendig in der Zeit waltet. Er wird dumm. Das Dogma erspart eben das eigene Denken. Anstatt daß man durch dieses die neuauftauchenden Probleme auf immer neue Weise bewältigte, drückt man das Schema auf sie und ist fertig. An Stelle des Gedankens tritt die Phrase, an Stelle der Wirklichkeit eine Konstruktion. Der Sozialismus muß als eine lebendige Wahrheit verstanden werden. Als solche wechselt sie gleichsam immer wieder die Gestalt, gerade um sich selbst treu zu bleiben, als solche tritt sie in immer neuen Verbindungen auf, gerade um ihre Wahrheit möglichst erschöpfend darzustellen. So tut auch ihr Gegner. Auch er wechselt seine Form und seine Stellung. Aufgabe eines lebendigen, undogmatischen, wahrhaft entwicklungsmäßigen (also im besten Sinn marxistischen) Denkens wäre es, beide in diesen wechselnden Gestalten zu erkennen und darnach den sozialistischen Kampf zu orientieren. Ein solcher Sozialismus hätte gerade in den Entwicklungen dieser Weltkrise den Weg zu seinem Sieg gesehen; er hätte in dem vielleicht manchmal irrig ausgerückten Sehnen der Völker sein eigenes Wollen entdeckt; er hätte dafür Verständnis und Führung gehabt statt Hohn und Phrasen; er hätte in dem Militarismus den Kapitalismus erkannt, d. h. die Gestalt die dieser jetzt angenammen hat, und in seiner Besiegung den Sieg des

Sozialismus; er hätte auch gefragt, wo dieser Gegner nun seinen Hauptsitz habe und wie er gestürzt werden könne. Auch die Schuldfrage hätte ihm einen wichtigen Sinn bekommen; kurz, an Stelle der Dogmen und Schlagwörter wären faßbare, konkrete Fragen und Aufgaben getreten und er wäre im Ringen damit der Führer der Völker geworden.

Aber daran hinderte den dogmatisierten Marxismus seine Weltanschauung. Diese ist eben mechanistisch statt organisch, materialistisch statt ethisch. Sie rechnet mit notwendigen Entwicklungen, statt mit Schuld, Gericht, wagender Tat; sie bewegt sich in abstrackten Allgemeinheiten, statt in lebensvollen menschlichen Idealen. Sie huldigt dem Prinzip der „Realpolitik", d. h. der Macht und Gewalt, statt dem der Gerechtigkeit und Güte. Damit aber kommt sie ja dem Gegner verzweifelt nahe. Seine mächtige Organisation, sein den Einzelnen verschlingender Staatsabsolutismus, seine Machtleidenschaft, sein die Nationen einstampfender Imperialismus mit seiner Zentralisationstendenz und Verachtung des Kleinen — das alles ist viel zu sehr Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute, als daß aus der Mitte dieses Sozialismus jenes sittliche Pathos hätte erwachen können, das allein imstande ist, sich solchen Mächten entgegenzustemmen und die Welt auf einen neuen Pfad zu führen.

So erleben wir denn in diesen Tagen ein Schauspiel, das zum Furchtbarsten gehört, was in diesen apokalyptischen Zeiten an tragischer Ironie hervorgetreten ist. Wir müssen es mit anschauen, wie es ausgerechnet die Marxisten sind, die den schon wankend gewordenen Thron des Militarismus und Absolutismus stützen und diesen zu ganz ungeahnten neuen Triumphen verhelfen. Es besteht Gefahr, daß hier ein Selbstmord verübt wird. Dieser blinde Sozialismus, der im Grunde keiner ist, verbündet sich halb bewußt, halb unbewußt mit seinen Todfeinden, d. h. der Macht, die eigentlich seine Todfeindin sein müßte, verhilft dieser zum Sieg und wird von ihr vernichtet, zusammen mit einer ganzen Welt — falls nicht von tieferen Kräften Hilfe kommt. Was er in diesen Monaten in Rußland getan und was von dort auf die ganze Welt zurückgewirkt hat, bedeutet eine Schändung der Idee des Sozialismus, von der diese sich nur schwer wird erholen können. Ein Sozialismus des Egoismus, der Blindheit und Feigheit, ein Sozialismus des Verrates, ein Sozialismus, der dazu auf Kosten derer lebt, die er verrät, ein Sozialismus, der nicht etwa einfach die Waffen niederlegt — das wäre etwas Großes! — sondern die Waffen behält, aber sie bloß zum Bürgerkrieg und Klassenkrieg benützen will, sich dabei um keine allgemein-menschlichen Angelegenheiten kümmert, die Augen gegen alle klarsten Tatsachen verschließt und blindwütend in sein Verderben rennt, die Welt mitreißend, falls es ihm gelingt — ein solcher empört alle edlen und geraden Seelen auf eine Weise, die schwer wieder gut zu machen ist. Es ist zu fürchten, daß sich

die Tragödie des Wiedertäuferreiches zu Münster wiederholt, nur mit dem Unterschied, daß jene Täufer zu Fall kamen, indem sie auf ihrer eigenen Bahn sich verirrten, während dieser Sozialismus an der Untreue gegen seine eigene Sache zu Grunde ginge.[1]

Aus diesem materialistischen Dogmatismus und dem damit selbstverständlich verbundenen Mangel an sittlicher Kraft erklären sich alle einzelnen mißlichen Erfahrungen, die man mit der Sozialdemokratie gerade in diesen Zeiten machen mußte. Aus der dadurch verschuldeten sektenhaften Engigkeit des Geistes stammt die Ablehnung und Verhöhnung dessen, was nicht in das orthodoxe Schema paßt. Man fühlt sich verpflichtet, den Pazifismus geringschätzig zu behandeln und einen Mann wie Wilson aus den niedrigsten Motiven zu erklären. Man verhöhnt nicht nur den kaiserlichen Sozialismus, sondern auch jede berechtigte nationale Regung als Nationalismus oder Sozialpatriotismus. Man findet nicht die richtige Weise, die nationale und die internationale Wahrheit zu verbinden. Man verfehlt damit auch eine rechte Lösung der Militärfrage und schädigt die gute Sache durch falsche Formulierungen. Man gelangt zu einer Art von Kaltschnauzigkeit in der Stellung zu Problemen des Völkerlebens, die einem weitblickenden und herzenswarmen Sozialismus äußerst wichtig sein müßten. Wie wenig haben sich z. B. die Zimmerwaldischen Blätter um das Los der Armenier bekümmert, um von den Belgiern zu schweigen — natürlich, denn das sind ja Dinge, die das Klasseninteresse des Proletariats nichts angehen. Als ob nicht gerade ein tieferes Verständnis des Klassenkampfes jede menschliche Angelegenheit zu einer Klassenangelegenheit des Proletariats machte! Und so stellt man sich in allen ähnlichen Dingen. In dieser Kälte aber ersterben nicht nur alle Sympathien für den Sozialismus von außen her, sondern er selbst muß darin erfrieren — wie denn auch vor Augen liegt.

Nochmals sagen wir: genau wie die Kirche vom lebendigen Gott abgefallen ist zu Religion und Dogma, so auf ihre Weise die Sozialdemokratie. Der Vorgang ist dem Wesen nach der gleiche.

In all dieser Entartung aber ist die Sozialdemokratie nur ein Kind ihrer Zeit gewesen. Denn was bedeutete Geist, Seele, Mensch, Gott in dieser Zeit der Technik, Realpolitik und sogenannten naturwissenschaftlichen Weltanschauung?

Es war also in ihr ein Doppeltes vereinigt: einmal etwas, was über die Zeit hinausging, das Gottesreichsmäßige, sodann etwas, was gerade dem schlimmsten Bestandteil des Zeitgeistes entsprach. Das Erste wurde in das Zweite getan, neuer Wein in alte Schläuche. Nun vollzieht sich die Trennung: das Zweite verfällt mit der ganzen Kultur, zu der es gehörte, dem Gericht, das Erste

[1] Damit soll nur über gewisse Teilerscheinungen, nicht über den letzten Sinn der russischen Revolution ein Urteil gefällt sein. Und auch der Leninismus kann vermöge der höheren Vernunft der Geschichte der Welt zum besten dienen — malgré lui!

aber wird in anderer, besserer Form erst recht zu Leben und Sieg gelangen.

Soweit die Sozialdemokratie „Religion“ und „Kirche“ geworden ist, muß sie vor dem Gottesreiche weichen; sie wird in dem Maße abnehmen, als dieses zunimmt.

Was dabei rein politisch aus der Sozialdemokratie wird und wie sich ihr Verhältnis zur Arbeiterbewegung weiterhin gestalten wird, wollen wir hier nicht fragen. Sie könnte, den Abgrund einer falsch orientierten Revolution vermeidend, als Klassenpartei auch weiterhin eine sogar immer größer werdende Rolle spielen, aber eben im Wesentlichen auf den bisherigen Wegen weitergehen; oder sie mag doch noch eine innere Wandlung durchmachen und auf die Bahn gelangen, wo wir sie sehen möchten. Soweit das Zweite der Fall wäre, könnten wir uns auch künftig nahe zu ihr halten, auch mit dem Höchsten, was wir vertreten, soweit das Erste geschieht, können wir höchstens soweit mit ihr gehen, als wir überhaupt mit einer politischen Partei gehen können, müßten aber für unser bestes Wollen und Hoffen anderswohin schauen. Denn wir sind entschlossen, künftig mit entfalteten Fahnen nur dem ganzen und echten Gottesreich zu dienen.

Damit haben wir aber schon den Erörterungen vorgegriffen, die nun folgen müssen.

4.

Wie stellen wir uns auf Grund dieser Ueberzeugung und Sachlage nun zur Sozialdemokratie? Wie verhält sich unser Sozialismus zu dem ihrigen?

Wie wir uns persönlich und politisch zu ihr stellen, sei hier als nebensächlich nur noch einmal gestreift. Es entstünde etwa die Frage, ob man mit einer Ueberzeugung, wie die nun dargelegte noch Mitglied der sozialdemokratischen Partei bleiben könne oder nicht? Die Antwort wird davon abhängen, ob die Sozialdemokratie noch bildsam und entwicklungsfähig und, was dazu gehört, weitherzig genug ist, um in ihrer Mitte ketzerische Gedanken gelten zu lassen, Gedanken, die auf eine neue Orientierung hindrängen, oder ob sie schon eine so feste Kirchenorganisation geworden ist, daß die Ketzer in ihr keinen Raum mehr haben, sodann davon, in welchem Sinne man Mitglied der Partei sein will.

Dazu bemerken wir zunächst, daß es, wie wir gezeigt haben, möglich ist, sich zur Sozialdemokratie zu halten (als Mitglied oder anderswie) weil man sich zum Sozialismus und zum Proletariat bekennen will und weil es bis jetzt keine wirksamere Form gibt, dies zu tun. Wenn aber eines Tages eine andere Gestalt des Sozialismus aufkäme, die der dargestellten Ueberzeugung besser entspräche und zugleich wirksam wäre, dann wäre es freilich für die, welche solche Ueberzeugung hegen, Pflicht, zu ihr überzugehen. Sollte in=

zwischen die Partei soweit gehen, solche Ketzer auszuschließen oder wegzuekeln, so müßten sie natürlich gehen. Möglich wäre auch, daß ihr Widerspruch gegen die Art, wie die Sozialdemokratie den Sozialismus vertritt, so heftig und so dringlich würde, daß er einen äußeren Bruch zur sittlichen Notwendigkeit machte. Ob diese Lage eingetreten sei oder nicht, wird jeweilen nur der Einzelne aus seinem Gewissen heraus entscheiden können; denn das ganze Problem ist, wie alle Probleme dieser Art, eines der individuellen Führung und Berufung. So lange die Dinge im Flusse sind, wie heute, ist es wohl möglich, bei der Partei zu bleiben, in der es ja keineswegs bloß orthodoxe Marxisten gibt und die auf alle Fälle noch eine Rolle zu spielen hat. Es mögen jene idealen Beweggründe, die wir dargestellt haben, noch in Geltung sein.

Wir machen darauf aufmerksam, wie sehr die Frage der andern gleicht, die wir im vorletzten Aufsatze behandelt haben, der Frage, wie wir uns zur Kirche stellen sollen. Daß dies kein Zufall ist, braucht nun nicht mehr gezeigt zu werden.

Wichtiger ist die innere Stellung zu der Art, wie die Sozialdemokratie den Sozialismus vertritt. Ob nun Einer sich auch entschließe, bei der Sozialdemokratie zu bleiben oder doch mit ihr in enger und freundlicher Verbindung zu stehen, so wird jene Ueberzeugung ihm jedenfalls eine ganz bestimmte Haltung verleihen. Wir wollen versuchen, auf Grund der bisherigen Ausführungen dafür auch eine kurze Formel zu finden. Sie drängt sich uns auf: **Wir werden alles vertreten, was an der Sozialdemokratie an Gottesreichswahrheit ist, alles Andere aber ablehnen.**

Haben wir das denn nicht schon bisher getan? Gewiß, aber da ist nun doch ein Unterschied: bisher haben wir freilich uns auch nur zu dem bekannt, was uns in der Sozialdemokratie dem Höchsten, was wir glauben, entsprechend schien, aber wir haben das andere wenn auch nicht gebilligt, so doch ertragen, es zu begreifen versucht, es gegen falsche Beurteilung entschuldigt. Nun aber scheint uns die Entwicklung so weit gediehen zu sein, daß eine Scheidung der Elemente stattfinden muß, die mit der Sozialdemokratie verbunden sind. **Das, was an ihr Gottesreich ist, muß klar hervortreten, das andere abgestoßen werden.** Von dem Ausgang dieser Krise hängt ab, ob die Sozialdemokratie als solche die Trägerin des Sozialismus im höchsten Sinne bleibt oder ob dieser sich eine neue Gestalt suchen muß und sie bei Seite geschoben wird.

In folgenden Punkten unterscheidet sich unser Sozialismus wesentlich von dem der offiziellen Sozialdemokratie:

1. Wir sind keine Marxisten. Wir kommen zum Sozialismus nicht von dem Gedankengebäude her, das Karl Marx und seine Freunde und Schüler errichtet haben. Nicht, daß wir den Marxismus einfach

verwürfen. Wir hegen für ihn im Gegenteil eine starke Sympathie. Seine Großartigkeit hat auch uns tiefen Eindruck gemacht. Wir haben es an uns selbst erlebt, was für eine berauschende und überwältigende Wirkung er ausüben kann. Wie groß muß diese Wirkung erst da sein, wo er gleichsam auf leere Gefäße trifft, nämlich auf Seelen, die keinen andern großen Inhalt kennen, der sie befriedigte und ihrem Tun und Denken Halt und Richtung verliehe. Wir glauben auch, daß Marx mit prophetischem Blick gewisse geschichtliche Entwicklungen richtig vorausgeschaut hat, wenn auch, nach der Weise der Propheten, mehr in den großen Zügen, als in den Einzelheiten.

Aber es ist eben mehr der Prophet Marx, den wir schätzen, als der Dogmatiker, der Theologe, will heißen: der Theoretiker, der Wissenschafter. Der Marxismus zieht uns an, insofern er Messianismus ist, das heißt, soweit er dem Glauben, daß es ein Reich der Gerechtigkeit und wahren Menschlichkeit auf Erden geben soll, das dem Reiche der Gewalt ein Ende bereitet und daß dieses Reich den Geringen gehören soll, einen glühenden Ausdruck verleiht. Wir fühlen die Verwandtschaft dieser Geschichtsauffassung mit der biblischen, besonders der der Propheten, von der sie ja auch abstammt, freilich ohne es zu wissen. Wir glauben auch, daß dem marxistischen „Materialismus", diesem Enkelkind des hochgespannten Hegelschen Idealismus, eine tiefe religiöse Wahrheit innewohne, jene Wahrheit, die das bekannte Wort eines christlichen Mystikers ausdrückt, daß das Ende der Wege Gottes Leiblichkeit sei, oder jene von uns vorhin in ähnlichem Zusammenhang auch schon angeführte biblische Botschaft von dem Wort, das Fleisch wird. In der Tat ist das Reich Gottes ebenso vollendeter Materialismus, als es vollendeter Spiritualismus ist. — Wir können auch verstehen, daß es einen großen Sinn hat, wenn Marx erklärt, daß der Sozialismus von selber komme, durch die notwendige „Dialektik" der Entwicklung, das heißt: durch den Kampf gewaltiger Gegensätze, der die Wahrheit heraustreibt, und wenn er das anstößige Wort spricht, daß die Arbeiterbewegung keine „Ideale" zu verwirklichen habe, so liegt darin die Erkenntnis, daß das Größte und Letzte nicht von den Menschen gemacht, sondern ihnen geschenkt wird. Das ist aber eine Grundanschauung aller Frömmigkeit. Es ist jedenfalls die Stimmung des neuen Testamentes. Das Reich Gottes wird nicht von den Menschen gemacht, es kommt von Gott her; Aufgabe der Menschen ist bloß, sich so einzustellen, daß sie es empfangen können, daß es überhaupt kommen kann. Wir verstehen, daß gerade diese Botschaft besser zur Aufweckung eines in stumpfe Hoffnungslosigkeit versunkenen Proletariates diente, als wenn der Sozialismus zu ihm in erster Linie als sittliche Forderung gekommen wäre. Der Mensch muß zuerst etwas bekommen, damit er etwas leisten kann; nur aus der Gabe wird eine Aufgabe. Das müde und elende Volk, das in der Finsternis saß, mußte ein großes Hoffnungslicht sehen, es mußte ein Evangelium hören. So konnte es Kraft bekommen, so Hoffnung,

so auch Lust zu einem Tun. Wir begreifen, daß gerade eine Lehre, die scheinbar für eigenes Tun keinen Raum läßt, die stärkste Tatkraft aufweckt. Der Calvinismus mit seiner Prädistinationslehre ist ein ähnliches weltgeschichtliches Beispiel für diese Paradoxie.

Aber so sehr wir dies und anderes von dieser Art am Marxismus anerkennen und lieben, so entschieden lehnen wir ihn ab, wenn er aus einer prophetischen Vision eine wissenschaftliche Theorie, ein System, ein Dogma wird. Schon der Gedanke, daß der Sozialismus eine Wissenschaft sei, dünkt uns verkehrt. Er verkennt das Wesen der Wissenschaft so gut, wie das des Sozialismus. Wissenschaft mag dem Sozialismus Dienste leisten, sie wird ihn auch hemmen, verderben, je nachdem, aber der Sozialismus selbst ist ein sittliches (oder auch religiöses) Ideal. Ideale aber werden geglaubt oder nicht, als wahr erlebt oder nicht; keine Wissenschaft kann ihre Wahrheit beweisen, keine sie widerlegen; keine Wissenschaft uns versichern, daß ihre Verwirklichung möglich ist, keine auch das Gegenteil dartun. Nur unphilosophische Unklarheit kann solche Dinge von der Wissenschaft erwarten. So geben wir denn auch auf die „Aufklärung" nicht so viel, wie die offizielle Sozialdemokratie. Gewiß ist sie gut und nötig, und es ist wünschenswert, daß sie gründlicher und dem wirklichen Stand der Erkenntnis angemessener werde, als sie im allgemeinen ist, aber das Zentrum des Sozialismus verlegen wir aus der Theorie in die Tat und wissen, daß die stärkste und tiefste Quelle der Tat das Herz ist, nicht der Kopf, das Gewissen, nicht das Wissen. Wir glauben, ohne die Wahrheit, die in der Lehre von dem notwendigen Kommen des Sozialismus liegt, zu verkennen, doch an die Notwendigkeit, die schöpferische, entscheidende Bedeutung der Tat und betrachten den im sozialdemokratischen Durchschnitt herrschenden Glauben an die „Entwicklung", die die eigene Tat ersetzen soll, als eine abergläubische Gedankenlosigkeit. Wir glauben an die Notwendigkeit, den sittlichen Willen aufzurufen, das sittliche Ideal aufzustellen und glauben an ihre Kraft. Wir glauben an den Geist. Uns sind nicht wirtschaftliche Mächte die letzten Triebkräfte der Geschichte, so einflußreich sie auch sind, sondern geistige, seelische von selbständiger und beherrschender Art. Wir glauben auch, daß in der Menschenseele noch andere, tiefere, stärkere Kräfte wirksam sind, als der Egoismus und daß das oberste Weltgesetz nicht der „Kampf ums Dasein" ist. Der Geist ist der Herr der Welt, nicht der Stoff; Gott ist Gott, nicht die Welt.

Mit einem Wort: wir gehen aus von einer sittlichen Weltanschauung. Sie wurzelt in einer „religiösen", wird aber nicht von dieser verschlungen, denn der Gott, an den wir glauben, ist der Heilige. Wir können von diesem Boden aus die großen Wahrheiten des Marxismus erkennen und uns zu eigen machen, aber wir stoßen alles davon ab, was den Geist im wahren Sinn des Wortes verrät. Wir holen den Idealismus, der dem Marxismus zu Grunde liegt, aus seiner Verhüllung und Entstellung durch eine schlechte Philosophie

heraus und fügen ihn der Wahrheit ein, die wir anders woher kennen, dankbar für das Licht, das er uns geschenkt, aber als ganz Freie. Denn wir sind, wie bekanntlich auch Marx selbst, keine Marxisten.

2. Aus dieser Ablehnung weniger noch des Marxismus als des marxistischen Dogmas ergeben sich bestimmte Unterschiede der Taktik im Kampf um den Sozialismus.

Im Mittelpunkt der Sozialdemokratie steht die Lehre vom Klassenkampf. Wie stellen wir uns zu ihr?[1])

Auch hier wollen wir gern die Wahrheit anerkennen, die in dieser Lehre liegt. Daß der Klassenkampf eine gewaltige Tatsache der Geschichte (die Gegenwart inbegriffen) ist, kann nur leugnen, wer gänzlich unwissend oder blind ist. Auch kann man wohl nichts dagegen einwenden, daß gerade das Proletariat wirklich die weltgeschichtliche Berufung habe, durch einen letzten Klassenkampf das ganze bisherige System der Klassenherrschaft umzustürzen und damit auch allen Klassenkämpfen ein Ende zu bereiten. Es entspricht, wie schon vorhin bemerkt wurde, auch der Anschauung der Bibel und dazu den Erfahrungen der Geschichte, daß die großen Umwälzungen regelmäßig von unten her kommen, daß sie vom „Volke" ausgehen, von den Einfachen, den Gedrückten, Enterbten, die eben „geistlich Arme", Hoffende, Sehnende werden und die frische Seelenkraft für starkes Glauben und Tun besitzen. Es ist ja sozialdemokratische Lehre, daß eben jener Klassenkampf des Proletariates nicht zu einer neuen Klassenherrschaft führen, sondern aller Klassenherrschaft ein Ende bereiten soll. Man kann sich diesen Klassenkampf sehr ideal denken, als Kampf um die Erhebung des Proletariats aus Knechtschaft und Stumpfheit, als Ringen um Recht und Liebe, als Vorwärtsdrängen zu der neuen Welt.

Soweit der Klassenkampf diesen Sinn hat, ist er eine Sache, der wir zustimmen.

Aber so wie er gewöhnlich verstanden wird, und auch zum guten Teil schon bei Marx gemeint ist, müssen wir ihn ablehnen. Ja, wir gehen soweit, daß wir wünschen, auch das Wort möchte seine allbeherrschende Bedeutung in der sozialdemokratischen Agitation verlieren.

Das ist nun freilich eine arge Ketzerei. Wir sind ihrer klar bewußt. Sie ist ungefähr so arg, wie wenn im alten Luthertum Einer das Dogma von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein einer Kritik unterworfen hätte. Aber wir denken nun einmal so und darum muß es auch gesagt sein.

Wir lehnen die Rolle ab, die die Gewalt in dieser Lehre spielt. Der Klassenkampf soll nach ihr nicht durch geistige Mittel, durch den Glauben an die gute Sache, an die Wahrheit und Gerechtigkeit und die entsprechenden Taten geführt, sondern als eine reine Machtfrage behandelt werden. Die Menschen sind nun einmal Wölfe; die

---

[1]) Vgl. zu diesen Ausführungen den Aufsatz des Verfassers über den „Klassenkampf" im Jahrgang 1912, Heft 9 der „Neuen Wege".

Frage ist nur, wer der Stärkere ist, die jetzigen Herren oder das klassenbewußte Proletariat, die organisierte Selbstsucht von oben oder die von unten. In diesem Kampfe geben rein materielle Kräfte den Ausschlag. Es gilt, die wirtschaftliche Macht zu erobern und zu diesem Zwecke die politische, von der jene zum Teil abhängig ist. Dafür muß das Proletariat aufgerüttelt werden. Es muß ihm gezeigt werden, wo sein Interesse liegt. Sein stärkstes Motiv: die Klassenselbstsucht, muß in Bewegung gesetzt werden. Der Kampf wird aus Gründen der Klugheit und weil ja doch die Entwicklung abgewartet werden muß, am besten nicht mit eisernen, sondern mit papierenen Waffen, vor allem mit dem Stimmzettel, geführt, aber wenn die Dinge zur Entscheidung kommen, so wird wohl noch die blutige Gewalt als Geburtshelferin walten müssen, damit die neue Gesellschaft das Licht erblicken kann. Grundsätzliche Abneigung gegen die Gewalt kennt man nicht, wie man auch den Krieg nicht ohne weiteres und jedenfalls nicht aus diesem Grunde ablehnt.

Hierin stehen wir nun anders und es handelt sich gerade hier um einen Grundbestandteil unseres Denkens und Fühlens. Wir betrachten die Gewalt als eine Hauptfeindin der Menschwerdung des Menschen und unser größter Kampf gilt dem Reich der Gewalt. Für uns ist auch der Sozialismus das Gegenteil der Gewalt. Denn er ruht für uns auf der anerkannten Heiligkeit des Menschen. Darum können wir unmöglich der Gewalt die Rolle zubilligen, die sie in der sozialdemokratischen Klassenkampftaktik spielt. Wir können nicht den Sieg des Sozialismus durch ein Prinzip herbeiführen wollen, das das genaue Gegenteil des Sozialismus ist.

Das bedeutet nicht, daß wir jede Anwendung von Gewalt in dem Kampf, den die Arbeiterschaft führt, ohne weiteres strenge verurteilen. Wir begreifen völlig, wenn sie nicht ohne diese Waffe glaubt auskommen zu können. Wir wissen, wie schwierig und aussichtslos ein anderer Weg erscheint. Wir wissen, daß er einen Glauben voraussetzt, den wir der Arbeiterschaft nicht ohne weiteres zumuten dürfen. Wir wissen auch, daß die bürgerliche Welt *ihren* Klassenkampf durchaus nicht weniger gewalttätig führt und dazu mit stärkeren Machtmitteln. Wir wissen, daß die christliche Gesellschaft diesen meistens in der Ordnung findet. Wir wissen, daß beide in der großen Mehrheit den blutigen Krieg bis jetzt gebilligt und die entschiedensten Bekämpfer der Gewalt für Narren gehalten haben. Sie besitzen kein Recht, der Arbeiterschaft die Anwendung gewaltsamer Methoden vorzuwerfen und machen sich schwerer Heuchelei schuldig, wo sie es dennoch tun. Wo herrscht denn unter uns ein *anderer* Geist? Die Tatsache des Klassenkampfes ist also weniger ein Vorwurf gegen die Sozialdemokratie, als gegen unsere ganze Gesellschaft, die unter dem Zeichen der Gewalt steht.

Aber so sehr wir das alles gelten lassen und bekennen, so müßten wir doch unsere tiefsten Ueberzeugungen verleugnen, wenn

wir nicht deutlich erklärten, daß dies nicht der höchste Weg ist und daß es nicht unser Weg ist. Die Gewalt ist für uns böse. Sie kann nicht zum wirklichen Sozialismus führen, sondern nur zu einer neuen Gewalt. Denn was könnte Gewalt anderes erzeugen, denn Gewalt? Wo Gewalt herrscht, da herrscht nicht Sozialismus, das heißt: freie, brüderliche Gemeinschaft. Denn Gewalt ist Herrschaft. Ein Sozialismus, der durch Gewalt zur Herrschaft kommen will, ruht von vorneherein auf einem inneren Widerspruch und muß der Wahrheit des Wortes erliegen: „Jedes Reich und jedes Haus, das in sich uneinig ist, muß zerfallen.“ Es liegt auf der Gewalt ein Fluch. Ein Sozialismus, der den Gewaltgeist in sich trägt, ist im Grunde Kapitalismus. Sein Prinzip ist der Egoismus, nur ein etwas anders geformter. Dieser Geist wird sich bald offenbaren. Er wird zu neuen Machtkämpfen führen und eine sozialistische Ordnung in Bälde auflösen. Wir haben da und dort schon Einiges davon erlebt.

Was denn schlagen wir an Stelle des Gewaltweges vor? Wir vertreten den Weg des Geistes. Wir glauben an den Geist. So stark auch der Bau der materiellen Mächte sein mag, es bleibt doch dabei: Mens agitat molem, der Geist bewegt den Stoff. Es ist nur nötig, daß der Geist erwacht und daß er an sich selbst glaubt. Dafür spricht auch die Geschichte, wenn man sie ohne die Brille des dogmatischen Geschichtsmaterialismus liest. Dieser Geschichtsmaterialismus mag ganz berechtigt sein, wenn er sich darauf beschränkt, einen Ausschnitt des Geschichtsverlaufes hervorzuheben, aber er wird sofort zur gedankenlosen Flachheit, wenn er das Ganze der Geschichte, ihren letzten Sinn und ihre tiefsten Triebkräfte darstellen will. Der Kampf um die materiellen Güter, der Klassenkampf, erfüllt die Geschichte, gewiß, aber über ihm, ihn durchkreuzend und bis zu einem gewissen Grade auch aufhebend, haben geistige Mächte ihr Werk, Mächte selbständiger Art, vor allem religiöse und sittliche Mächte. Hier werden die bedeutsamsten Kämpfe gestritten, hier die letzten Entscheidungen getroffen, von hier aus die großen Wendungen menschlichen Wesens herbeigeführt, hier die Quellen erschlossen, von denen die Hauptströme des geschichtlichen Lebens ausgehen. Auch das politische und wirtschaftliche Leben, weit davon entfernt diese Geisteswelt zu erzeugen, wird vielmehr von ihr stärker bestimmt, als eine oberflächliche Geschichtsforschung ahnt. Eine wahrhaft geistvolle und großgeartete Geschichtsauffassung wird uns eines Tages dies alles zeigen; schon beginnt diese Wahrheit sich durchzusetzen. Und so zeigt auch ein tieferer Blick in die menschliche Seele, daß diese am stärksten doch nicht durch den Egoismus und die Nützlichkeitsrechnung bewegt wird, sondern durch den Ruf zum Großen, durch die Berührung des Heldenhaften, des Göttlichen in ihr. Den großen Vertretern einer Idee sind die Menschen bisher am willigsten gefolgt. Jesus hat doch

über Barrabas gesiegt, trotz dem „Kreuzige ihn“, das das Volk ihm zurief, während es den Barrabas freibat.

So wird auch der Sozialismus siegen. Auch was er bisher an Siegen erlangt hat, verdankt er schließlich nicht dem Appell an den Egoismus, sondern dem Ideal, das in ihm lebt. Und wir glauben nun einfach daran, daß dies der Weg sei, den er gehen müsse. Das sozialistische Ideal in seiner Schönheit und sittlichen Notwendigkeit zeigen; es nach Kräften in einer sozialistischen Praxis verkörpern; dadurch auch nach Möglichkeit die Taktik bestimmen lassen; nicht den Sozialismus dadurch zum Siege führen wollen, daß man ihn verrät, sondern dadurch, daß man ihm treu bleibt! Und auch jenes alte und tiefste Gesetz soll nicht vergessen werden, daß Unrecht leiden einer Sache weiter hilft, als Unrecht tun, daß unschuldiges Leiden die stärkste Kraft der Welt ist und der Weg alles Großen ein Opferweg. Kurz: wir können auch im Kampf um den Sozialismus das Kreuz nicht verleugnen. Unser Gott ist der Gott der Liebe und nicht der Gewalt; der tiefste Sinn der Weltordnung nicht der Kampf ums Dasein, sondern die gegenseitige Hilfe. Darnach muß sich auch unser Kampf gestalten. Der Sozialismus siegt durch Liebe, nicht durch Haß. So wollen wir ihn vertreten. Mag man uns darob verlachen, so wissen wir, daß die göttliche Torheit stärker ist als die Weisheit der Welt. Wir, nicht die Klugen, haben die tiefsten Mächte der Wirklichkeit und auch das echte Zeugnis der Geschichte für uns. Uns erscheint es als ein grober ethischer und psychologischer Irrtum, zu meinen, es könne aus dem Egoismus eine Welt des Gemeinschaftslebens hervorgehen. Das wäre ein Gärtner-Zauberstück, gegen das gehalten jede Wunderlegende wahrscheinlich würde. Wir glauben, daß nur aus Weizen Weizen werde und nicht aus Tollkirschen, daß man, wenn man eine Welt der Gemeinschaft schaffen will, nicht damit anfangen darf, das Gegenteil aller Gemeinschaft, die Selbstsucht zu verkünden, sondern eben die Gemeinschaftsforderung, der höchstes Wort die Liebe ist.

Wir glauben an die schöpferische Macht des Geistes, wir glauben an die wunderbare Kraft der Konzentration dieser Macht in der Tat. Was man etwa Entwicklung nennt, ist im Grunde nur eine Kette von Taten des kämpfenden und wagenden Willens. Diese Tat wird in dem Maße, als sie gewagt und entscheidend ist, mit Vorliebe von dem Einzelnen getan. Wir glauben nicht an die Masse als solche, d. h. als bloße Masse, und an die Wunder, die sie tun soll. Uns ist die Masse genau so viel wert, als die Einzelnen wert sind, aus denen sie besteht. Die Masse mag als solche freilich eine Macht des Guten werden, aber sie kann auch eine Macht des Bösen sein. Unser Sozialismus hat Raum für diese bedeutsame, schöpferische und führende Tat des Einzelnen, des Propheten, Apostels, Helden. Er ist darauf angewiesen. Er ist nicht nur

mit einem recht verstandenen Individualismus vereinbar, sondern mit ihm untrennbar verbunden. Es herrscht in diesem Verhältnis nicht Widerstreit, sondern Polarität. Das echte Gemeinschaftsleben gewinnt in dem Maße, als das echte Einzelleben zunimmt und umgekehrt. Wir brauchen, wenn wir uns nach einer neuen Gemeinschaft sehnen, nicht unsern Kierkegaard zu verleugnen. Unser Sozialismus muß eine Erhöhung, Bereicherung und Erlösung wahren Menschentums sein oder er ist nichts; der Maßstab seiner Echtheit ist, ob er wahre Freiheit in der Welt vermehrt oder nicht.

3. Mit dieser Begründung der Taktik im Kampf um den Sozialismus auf eine sittliche Weltanschauung und den Glauben an den Geist und die Macht der geistigen Wahrheit, die zu einer großen Abweichung vom sozialdemokratischen Dogma wird, hängt eine weitere Ketzerei zusammen. Wenn es im letzten Grunde nicht die wirtschaftlichen Verhältnisse sind, die den Sozialismus erzeugen, wenigstens den Sozialismus, den wir meinen, dieser vielmehr aus der Seele erwächst, besser gesagt: geistigen Ursprungs ist, dann kann er auch nicht auf eine Klasse beschränkt sein, nämlich auf diejenige Klasse, die davon den greifbaren wirtschaftlichen Vorteil hat, sondern muß eine Sache sein, für die jede Menschenseele gewonnen werden kann, eine Sache für Alle!

Diese Meinung ist aber eben eine Ketzerei. Die sozialdemokratische Theorie ist geneigt, den Menschen in jeder Hinsicht zu einem Geschöpf der Verhältnisse zu machen. Moral und Religion, wie Kunst und Wissenschaft sind nur Widerspiegelungen der sozialen und der von diesen abhängigen politischen Zustände. Nach ihr gibt es bis jetzt nur Klassenreligion und Klassenmoral. Diese geben sich gern als Moral und Religion an sich, als absolut gültig, aber das ist nur ein Kniff der Klassenherrschaft, die sich gern in einen idealen Glanz hüllt. Nur ganz seltene Ausnahmen durchbrechen diesen Klassenbann und bestätigen als Ausnahmen die Regel. Wenn dem aber so ist, dann hat es keinen Sinn, für den Sozialismus in der bürgerlichen und kapitalistischen Welt zu werben. Dann kann nur der Proletarier ihn recht verstehen und ihn zum Siege führen. Dann aber ist eben auch Gewalt nötig, um die Widerstrebenden zu beugen. Die Predigt des Sozialismus auf Grund idealer Motive, etwa der Gerechtigkeit und Liebe, richtet nichts aus. Der stärkste Beweis dafür ist das Christentum mit seiner Unfähigkeit, sein soziales Ideal durchzusetzen. Erst die Aenderung der Verhältnisse und die dadurch bedingte Macht des Proletariats bringt die soziale Umwälzung, die kein noch so großer und reiner Idealismus herbeizuführen vermag.

Wir wissen, was diese Theorie für sich anführen kann. Es gibt eine Klassenmoral und Klassenreligion, ja man muß ehrlicherweise zugeben, daß ein großer Teil der unter uns vorhandenen Moral und Religion von dieser Art ist. Wir haben es selbst in unserem Kampfe

genugsam und am eigenen Leibe erfahren, wie sehr die Klassenlage und das Klasseninteresse das ganze Wesen eines Menschen beherrschen. Wir wissen, wie schwer sich der Mensch dazu entschließt, etwas zu tun, was gegen seinen Vorteil geht.

Trotzdem halten wir an dem Glauben fest, daß der Sozialismus eine Sache für jeden Menschen ist, einfach weil er Mensch ist. Wir verhehlen uns keinen Augenblick, daß dem wohlgeeichten „Marxisten" ein solches Bekenntnis bloß ein Lächeln entlockt. „Das ist der alte utopische Sozialismus, der mit Moralpredigt eine neue Gesellschaftsordnung schaffen wollte. Der ist ja längst durch den wissenschaftlichen Sozialismus widerlegt. Wir wissen, daß der Sozialismus durch eine Entwicklung kommt, worin die materiellen Verhältnisse die entscheidenden Triebkräfte sind." Aber dieses Lächeln läßt uns völlig kalt. Das Schlagwort vom „utopischen" Sozialismus erschreckt uns ebensowenig wie das vom „wissenschaftlichen". Wir kennen diesen auswendig und erlauben uns die Ueberzeugung, daß er keineswegs eine ewige Wahrheit ist, sondern das Kind einer bestimmten Epoche des Denkens, mit der er untergeht und daß in erstaunlich kurzer Zeit von diesem Bau nur Trümmer mehr übrig sein werden. Diese Theorie ist nicht im Stande, uns an einem Glauben zu hindern, der ungleich tiefere Wurzeln hat. Für ihn sprechen unsere noch stärkeren Erfahrungen. Die besten, überzeugtesten, opferfreudigsten Sozialisten, die wir kennen, sind solche, die durch kein materielles Interesse, vielleicht sogar gegen ein solches, zum Sozialismus gekommen sind. Sie stammen aus allen Kreisen, auch den Fabrikanten, den Patriziern, den Adeligen, den Großbauer nicht ausgeschlossen. In der sozialistischen Arbeiterschaft selbst haben wir die wertvollsten Kämpfer und Arbeiter unter denen angetroffen, die davon weder für ihre Person, noch für die Ihrigen etwas zu erwarten hatten. Sind übrigens nicht Marx, Engels, Lasalle, Jaurès und eine unübersehbare Schar der besten Führer der Sozialdemokratie aus der bürgerlichen Welt gekommen und haben diese Männer nicht zum großen Teil eine glänzende soziale Stellung opfern müssen, um dem Ideal zu leben, der Stimme des Absoluten in ihnen zu gehorchen? Das ist eine Elite, gewiß — aber ists nicht immer die Elite, die „kleine Herde", der das Reich gehört? Kommt es nicht immer auf das „Salz der Erde" an?

„Und das Christentum?" Wir antworten: das Christentum ist trotz all seinen Entartungen und Versäumnissen mit nichten sozial ohnmächtig gewesen. Es ist eine ganz oberflächliche und unwissende Geschichtsbetrachtung, die dies nur so leichthin behauptet. Das Christentum hat auch in sozialen Dingen die größte Umwälzung gebracht, die die Welt erlebt hat. Es hat einer neuen Welt Bahn gebrochen. Der Sozialismus ist seine Frucht, die ganze soziale Bewegung nur auf seinem Boden denkbar. Wir unterstehen uns,

jeden Augenblick diese Behauptung ausführlich zu begründen; wir wissen, was wir sagen.

Es ist also nicht bloß schwärmerische Illusion, wenn wir dem Sozialismus als einer geistigen Macht zutrauen, daß er Menschenseelen als solche erobern, daß er sich sogar gegen die Stimme des Vorteils durchsetzen und das Gewissen der Völker werden könne. Dieser Glaube ruht, wie nun klar ist, auf unserer „Weltanschauung", auf unserem Glauben an den Menschen, unserem Glauben an Gott. Wenn Gott sein Werk in den Seelen hat, wenn die Seele göttlichen Wesens ist, wenn sie der Stimme der Wahrheit stille halten muß, dann muß sie auch von der Wahrheit des Sozialismus ergriffen werden können. Dann muß sie die Liebe dem Haß und die Bruderschaft dem Räubertum vorziehen. Wenn unsere letzten, tiefsten Ueberzeugungen wahr sind, dann muß der Sozialismus für Alle sein. Er ist für Alle oder er ist nichts. Entweder ist unser Gottes- und Gottesreichsglaube nur eine Dekoration, oder wir müssen aus ihm diese Folgerung ziehen. Ja, wir müßten es schon als Menschen. Denn was ist ein Sozialismus, der nicht dem Menschen als Menschen den Sozialismus zutraute?

4. So vertreten wir den Sozialismus als Sache nicht bloß des Proletariats, sondern des Menschen. Es muß darum auch ein Sozialismus sein, der alle höchsten Interessen des Menschentums einschließt, der der selbstverständliche Verteidiger aller wahrhaft menschlichen Güter ist, ein Sozialismus, der sich nicht kalt und hochmütig gegen alles verschließt, was nicht unmittelbar im Klasseninteresse des Proletariats liegt, der nicht sektenhaft mißtrauisch vor allem zurückbebt, was nicht den Klassen- und Parteistempel trägt, und sektenhaft gehässig alles schlecht macht, was nicht aus der eigenen Werkstatt kommt, sondern ein Sozialismus des weiten Herzens, ein Sozialismus des Vertrauens, ein Sozialismus der Furchtlosigkeit, ein Sozialismus der Ritterlichkeit, der Geistesfreiheit, der Tiefe. Jeder Sozialismus, dessen Grenze enger ist, als Gott und der Mensch, ist uns zu eng. Wir haben nicht die geringste Lust, ihm unsere freie Seele zu verkaufen.

In diesem Sinne wollen wir mit der Botschaft des Sozialismus zu Allen kommen. Keine Parteiengigkeit soll uns binden. Vielmehr ist die große Aufgabe, daß der Sozialismus aus aller Parteiengigkeit und Parteigehässigkeit heraus gerettet, aus einer Parteiangelegenheit eine Angelegenheit aller Menschen werde. Gewiß bleibt es dabei, daß der Anstoß zu großen Umwälzungen mit Vorliebe von unten kommt. Wir glauben darum immer noch, daß aus der Mitte des heutigen Proletariates die große Erweckung kommen, daß dort die ersehnte Ausgießung des Geistes stattfinden wird. Aber wir sind überzeugt, daß sie dann eine Bot-

schaft für Alle wird, so wie das Christentum einst zwar von Fischern und Zöllnern ausging, aber zu Allen kam.

Das sind freilich alles Gedanken, die wir niemanden aufdrängen können oder wollen. Die Zukunft wird zeigen, ob sie Wahrheit sind oder nicht. Wir glauben zuversichtlich, daß ihnen schon eine nahe Zukunft gehört. Denn wir stehen an einer Wende der Zeiten. Neues Leben quillt aus den Trümmern einer Welt auf. Die gewaltigen wirtschaftlichen Umwälzungen zwingen auch die Gedanken der Menschen auf eine neue Bahn. In den großen Nöten, Krisen, Katastrophen, die auch nach dem Kriege kommen werden, wird ein neues geistiges Wesen geboren werden; neues Wollen, neues Glauben, neue Liebeskraft wird hervorbrechen. Und dann wird der Sozialismus möglich sein, für Alle. Er wird selbstverständliche Frucht und notwendiger Bestandteil eines neuen Wesens sein.

Wir strecken darum wieder einmal die Hände aus allen denen entgegen, die in der äußeren und innern Not unserer Zeit gelernt haben, sich nach einer besseren Ordnung der Menschenwelt zu sehnen. Wir möchten sie bitten, alter Wirrungen zu vergessen und mit uns einen neuen Ansatz zu machen zu neuen Dingen.

Diese Haltung darf nicht etwa mit einem verschwommenen „Harmoniedusel" verwechselt werden. Wir bleiben radikal. Was wir wollen, ist eine völlige Umwälzung der heutigen Gesellschaft, eine wirkliche neue Welt. Unser Radikalismus geht sogar über den der Radikalen hinaus. Aber dieser Radikalismus soll nicht einer sein, der in Worten und Dogmen, in Bannflüchen und Exkommunikationen besteht und der seine Stärke im Aufrichten von Schranken sucht. Gerade die Größe unserer Hoffnung ermöglicht uns, geduldig zu sein, alle Ansätze zu der neuen Ordnung, wo immer sie sich finden, zu begrüßen, mit Menschen von anderer politischer und sozialer Farbe in vielen Dingen zusammenzuarbeiten, in der Gewißheit, daß alle Wege des guten Willens, ob die, die darauf gehen, es wissen und wollen oder nicht, in die neue Welt einmünden, die unser Ziel ist. Unser Glaube macht uns frei, während das Dogma bloß mißtrauisch macht; unser Radikalismus ist so groß, daß er uns weitherzig macht. Wir trauen es dem Gott, an den wir glauben, zu, daß er auf tausend Pfaden die Welt doch zu dem Einen Ziele führt.

Der Sozialismus, den wir meinen, muß beides vereinigen: er muß zugleich schärfer und weitherziger sein, als der bisherige. Er muß schärfer sein. Denn er muß viel mehr Ernst machen und viel mehr sich selbst Treue halten. Er muß eine unerbittlich das ganze Leben fordernde Macht sein, muß Opfer verlangen und „das Kreuz nicht scheuen". Aber er muß zugleich weitherziger sein. Er muß alle Engigkeit ablegen, muß aus einem großen, frohen Vertrauen leben; muß etwas Menschlich-Freies, Weites Sonnenhaftes haben. Je schärfer er ist, desto weitherziger kann

er sein, und je weitherziger, desto schärfer — und in beidem für Alle!

Wir kehren hierin die Haltung der offiziellen Sozialdemokratie um. Sie ist eng, sektenhaft, sie hat Angst vor neuer Wahrheit, glaubt alle Wahrheit schon zu besitzen. Aber sie hat keinen rechten Glauben an ihre Ideale. Wo es gölte, dafür einzustehen bis aufs Aeußerste, da weicht sie zurück, da macht sie einen Kompromiß. Sie glaubt mehr an die „Welt“, als an „Gott“, sie lebt aus dem Dogma statt aus dem „Glauben“ — alles ganz wie die Kirche. Wir möchten es umgekehrt halten: wir möchten aus dem Glauben leben, der frei macht, aber auch die Welt überwindet, weil er aus Gott stammt.

Sprechen wir nun das Wort aus: der Sozialismus muß religiöser Sozialismus sein — das Wort im besten und weitesten und zugleich ernstesten und tiefsten Sinne verstanden. Er muß aus den letzten Kräften und Wahrheiten hervorquellen. Diese gilt es zu suchen. Das ist nun die allwichtige und allentscheidende Aufgabe. Einst war unser Weg, die Gottesreichswahrheit in der Sozialdemokratie zu erkennen und zu vertreten und alles, was an Fremdem und Falschem daran hing, zu ertragen und mitzunehmen, wenn auch unter Schmerzen, jetzt ist unser Weg, das Gottesreich allein zu vertreten, das Gottesreich für Alle.

Wir leben in einer Zeit der Konzentration. Was vorher an edlen Kräften und Bemühungen gesondert hervorgetreten war, das will nun zur letzten Einheit zurück, um aus ihr und mit ihr neu hervorzubrechen. Eine Reihe von Bewegungen sind in der letzten Epoche aufgetreten, die alle ihren Ursprung in jener Tiefe hatten, die alle bewußt oder unbewußt auf eine neue Welt hin zielten: die Gesundheitsbewegung, die Reinheitsbewegung, die Frauenbewegung, die Friedensbewegung und viele ähnlichen. Nun sehen wir, wie sie langsam als einzelne untergehen, um in einer neuen Gesamtordnung unseres Menschenwesens als organische Teile eines Ganzen wieder aufzutauchen. So ermattet die Abstinenzbewegung, um eine Gesamtangelegenheit der Völker zu werden; so versagt die Friedensbewegung, weil der Friede eine allgemeine Menschheitssache wird. In dieser Entwicklung müssen auch Sozialdemokratie und soziale Bewegung gleichsam versinken, um als selbstverständlicher Bestandteil der kommenden neuen Welt wieder zu erscheinen.

5.

Nachdem durch diese Ausführungen, die freilich durchaus nicht etwa Alles sagen konnten und wollten, was über den Gegenstand zu sagen wäre, doch genügend klar geworden sein wird, welches die allgemeine und grundsätzliche Orientierung des Sozialismus ist, zu dem wir uns bekennen und wie er sich darin von andern Formen des Sozialismus unterscheidet, mag nun noch die Frage auftauchen, welche Gestalt er denn im Einzelnen annehme und ob

der Unterschied der Orientierung auch diese Ausgestaltung im Einzelnen beeinflusse. Die Beantwortung dieser Frage mag aus zwei Gründen am Platze sein: einmal, damit klar werde, daß unser Sozialismus nicht bloß eine unbestimmte Schwärmerei ist, sondern daß er einen Weg kennt und ein Programm hat, sodann aber auch, damit dadurch sein Sinn und Wesen noch deutlicher hervortrete.

Wollen wir denn also ein sozialistisches Programm unserer eigenen Mache, etwa ein Programm des religiösen Sozialismus, entwickeln?

Das wäre in dem Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, es ist aber auch nicht notwendig und nicht wünschenswert. Wir wissen es nun schon lange, daß man nicht versuchen darf, im Namen des Christentums ein ausgearbeitetes Einzelprogramm politischer und sozialer Art aufzustellen. Das Reich Gottes ist eine freie und große Sache, die sich auf überraschende Weise entwickeln und über die kurzen Gedanken der Menschen weit hinausgehen wird. Es gilt bloß die großen, einfachen Grundprinzipien mit Macht zu betonen und ihre Verkörperung immer wieder neu zu versuchen: die Bruderschaft, die Heiligkeit des Menschen, das gegenseitige Dienen, die Herrschaft Gottes und des Menschen über den Mammon und andere Gewalten, die Verbundenheit der Menschen in allen Dingen, den Glauben, die Liebe, die Hoffnung. Daraus erwächst ganz von selbst die neue Welt, die auch den Sozialismus einschließt.

Es ist auch zu bedenken, daß die ungeheure Arbeit der sozialen Bewegung eine Fülle von Wahrheit zu Tage gefördert hat, die nur der Verwirklichung harrt, eine Masse von Material aufgehäuft, mit dem der Bau einer neuen Gesellschaft errichtet werden muß. Das alles ist auch für uns, wir haben nicht alles neu zu planen und zu finden. Diese schon geschehene Arbeit ist auch Gottes Werk. Es gilt von ihr: „Alles ist Euer; Ihr aber seid Christi."

Aus diesen Gründen begnügen wir uns, die Grundlinien des Sozialismus, den wir meinen, anzudeuten.

Wieder knüpfen wir am besten bei der Sozialdemokratie an. Das Bild der sozialistischen Gesellschaft, das ihr vorschwebt, war lange Zeit fast ausschließlich und ist heute noch vorwiegend der sozialistische S t a a t. Es ist mit anderen Worten eine ungeheure wirtschaftliche O r g a n i s a t i o n und zwar der Natur der Sache nach eine Z w a n g s organisation.

Diese Vorstellung paßt völlig zu ihrer sonstigen Art. Ihr kommt es darauf an, daß der Sozialismus als objektive Macht da sei; als M a c h t: denn durch Macht und Gewalt soll ja nach ihr der Sozialismus kommen; als objektive: denn die Hauptsache ist dabei, daß er da ist, daß dieser neue Staat besteht, der Einzelne kommt davor nicht in Betracht. Dieser sozialdemokratische Staat verleugnet nicht seine Abkunft von Hegel, dem das Gewissen des

Einzelnen etwas „Böses" ist, ja sogar das Prinzip des Bösen. Die Analogie zum Prinzip der Kirche leuchtet ebenfalls ein und soll, weil sie vielsagend ist, unterstrichen werden.

Unser Bild einer sozialen Umgestaltung muß von vorneherein ganz anders ausfallen, weil unser Ausgangspunkt grundverschieden ist. Denn unser Sozialismus fließt aus einer Gesinnung. Das Ziel, das er verwirklichen will, ist die Heiligkeit des Menschen und die Bruderschaft. Es ist selbstverständlich, daß dies nur in Freiheit geschehen kann; alle Gewalt ist das Gegenteil der Heiligung des Menschen. Auch wenn wir sagen, daß das Ziel unseres Sozialismus die Verwirklichung der Gottesherrschaft auch im wirtschaftlichen Leben sei, kommen wir zu dem gleichen Ergebnis. Denn diese Gottesherrschaft bedeutet eben Freiheit, vollkommene Freiheit, die „herrliche Freiheit der Kinder Gottes", wie Paulus sagt, sie bedeutet die Aufhebung aller Weltmächte, die den Menschen knechten.

Dadurch ist das Grundprinzip unserer sozialen Arbeit ins Licht gestellt: Unser Sozialismus ist ganz und gar ein Sozialismus der Freiwilligkeit. Uns kommt es nie bloß darauf an, daß irgend ein objektiver Zustand verwirklicht werde, sondern, daß lebendige Menschen möglichst zu dem werden, was sie werden können und sollen. Wir können dies auch so ausdrücken: wir sind im Sozialismus Protestanten, denn wir gehen aus nicht von der Autorität, sondern vom Gewissen. Noch richtiger, unserer ganzen Gesinnung entsprechender, wäre zu sagen: wir ergänzen das katholische Prinzip der Objektivität durch das protestantische der Subjektivität. Wir wollen, wie im „religiösen" Leben keine „Kirche", so im sozialen keinen „Staat". Wir wollen die freie Genossenschaft.

Die freie Genossenschaft! Das ist durch alle Zeiten die Form gewesen, auf die man immer gekommen ist, wenn man das Ideal einer sozialen Gemeinschaft im Sinne Christi suchte. Die apostolische Gemeinde in Jerusalem und ihre Nachfolgerinnen in den ersten Jahrhunderten, die Mönchsorden, die Zünfte des Mittelalters, die Gemeinden der Waldenser und Vereinigungen der Brüder und Schwestern des gemeinsamen Lebens, die Genossenschaftsbestrebungen der christlichen Sozialisten Englands, wie die Viktor Aimé Hubers und Adolph Stöckers — alle gehen auf diese gleiche Form. Darin muß eine innere Notwendigkeit walten. Es muß die Idealform christlichen Sozialismus sein. Auch da, wo das gewaltige Gebilde einer christlichen Theokratie, einer Civitas Christiana, auftaucht und der Staat dem christlichen Ideal seine umfassenden Formen leihen muß, auch etwa seine Zwangsformen, kann doch die Wahrheit nicht vergessen werden, daß eine Gemeinschaft im Sinne Christi aufgebaut sein müsse auf freie Liebe, auf Brüderlichkeit.

Dieses Ideal bleibt auch für uns bestehen. Die neue Organisation der Gesellschaft muß aus dem Geist, dem Glauben, der

Liebe, geboren werden. Dafür setzen wir uns ein. Nur da, wo solches geschieht, waltet Gottesreich. Nur das ist unser Sozialismus.

Wir wenden also alle Kräfte unserer Seele darauf, diesen Geist zu wecken und zu stärken, zu mehren. Dann hoffen wir, wird er auf einem doppelten Wege die Gesellschaft umwälzen: er wird neue Formen schaffen und er wird die vorhandenen umgestalten.

Er wird neue Formen schaffen. Das heutige Genossenschaftswesen ist ja ein solcher Versuch. Ob es von dem Geiste getragen ist, den wir meinen, ist freilich die Frage, sogar ob es, so wie es meistens bei uns begründet worden ist, auch nur richtig orientiert sei. Die Genossenschaft nach unserem Sinne muß von Anfang sozialistisch gemeint sein. Sie darf nicht eine Nachahmung des Kapitalismus, darf nicht bloß auf die kluge Nützlichkeitsberechnung gegründet sein, sondern muß entschlossen darauf ausgehen, eine Gemeinschaft von Menschen darzustellen, die auf eine neue, wahrhaft menschliche Weise mit einander leben wollen, zunächst einmal in wirtschaftlicher Beziehung, aber in der Meinung, daß dies nur ein Ausgangspunkt für die Neuordnung unseres ganzen Zusammenlebens sein solle. Es entsteht hier das Problem, ob es wohl möglich und richtig sei, das schon vorhandene Genossenschaftswesen in diesem Sinne zu gestalten oder besser umzugestalten und den Versuch zu machen, diesen Geist darin immer besser zur Geltung zu bringen, oder ob es nötig sei, wieder von vornen zu beginnen, auf neuen Grundlagen.

Dieses Problem braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Auf alle Fälle steht uns fest, daß die freie Genossenschaft die Urzelle des neuen sozialen Organismus sein muß. Zur Konsumgenossenschaft muß sich die Produktionsgenossenschaft gesellen. Ob sie nur im Zusammenhang mit der Konsumgenossenschaft oder in einer gewissen Selbständigkeit bestehen könne, ist wieder ein Problem, das wir hier nicht zu behandeln brauchen. Die herrliche Aufgabe der Genossenschaft der Arbeit ist jedenfalls die, eine Wiedergeburt der Arbeit herbeizuführen, die vom Joche des Mammonismus und des Räubertums befreite Arbeit wieder zu einem Gottesdienst und Menschendienst zu machen und ihr damit Schönheit und Gesundheit, Erziehungskraft und Freude wiederzugeben. Wir stellen uns vor, daß damit die Gewerkschaft in Verbindung treten müßte, als die Zusammenfassung der Arbeiter des gleichen Faches, und daß diese also gewissermaßen Hochschulen der Arbeit würden, zu denen dann Arbeiterhochschulen als Ergänzung treten müßten. Das Genossenschaftswesen aber müßte auch das Land erfassen. Das hat es allerdings schon getan; es wäre aber gerade hier nötig, daß der neue Geist die neue Form belebte und diese nicht vielmehr ein Organ kapitalistischen Wesens würde. Ein jedes Dorf müßte eine freie sozialistische Genossenschaft werden, wie das alte Dorf es vielfach,

wenn auch auf unvollkommene Weise, war. Diese Genossenschaften des Landes und der Landwirtschaft müßten mit denen der Stadt und des Gewerbes in eine Beziehung, nicht des Kampfes, sondern des Austausches, der Ergänzung und Hilfe treten und so die Kluft zwischen Stadt und Land, Bauer und Arbeiter geschlossen und eine wirkliche Volksgemeinschaft aufgebaut werden. Die Landfrage muß jedenfalls in unserem Sozialismus eine wichtige Rolle spielen. Das Land muß ebenfalls von der Herrschaft des Egoismus und Mammonismus erlöst werden zu wahrer Freiheit und wahrem Segen im Sinn der alten Losung: „Das Land gehört dem Herrn."

Auf diese Umgestaltung der Gesellschaft vom Haß zur Liebe, von der Zerrissenheit zur Einheit, von der gegenseitigen Ausbeutung zur gegenseitigen Hilfe, vom Räubertum zur erlösten Arbeit, von der Mammonsherrschaft zur Gottes- und Menschenherrschaft würde sich dann eine neue Kultur gründen, eine neue Kunst, eine neue Volkssitte, eine neue Volkserziehung. Davon sei hier aber weiter nicht geredet.

Der andere Weg der sozialen Umwälzung aber besteht darin, daß vorhandene Formen umgestaltet werden, indem das neue Prinzip in sie eindringt. Das Prinzip muß freilich überall das der freien Genossenschaftlichkeit sein. Aber dieses Prinzip ist nicht an die bestimmte Form gebunden, die man gewöhnlich Genossenschaft nennt. Es kann sich in den mannigfaltigsten Gebilden ausdrücken. Wir denken uns, daß unsere heutigen Großgeschäfte zu solchen freien Gemeinschaften werden könnten, etwa nach Analogie der Abbeschen Stiftung in Jena. Das wäre allerdings eine große Umwälzung, aber eine solche setzen wir ja voraus. So ist auch sonst mancherlei Wandlung möglich, die wir jetzt kaum ahnen. Jedenfalls gehört zu dem Bilde einer neuen Ordnung, das wir uns machen, nicht die Einförmigkeit des Mechanismus, sondern der lebensvolle Reichtum des Organischen. Nicht auf die Formen kommt es an, sondern auf das Prinzip. Wenn nur überall der Mensch die Orientierung aller sozialen Ordnung ist und nicht der Profit, die Seele und nicht die Sache, Gott und nicht der Mammon.

Auch der Staat muß von diesem Prinzip erfaßt werden. Seine Bureaukratie, die aus dem Mechanismus erwächst, muß verschwinden, um einer Gemeinschaft Platz zu machen, wo freilich auch Ordnung herrscht, wo auch „regiert" wird, aber im Sinne eines freien gegenseitigen Dienens. Vielleicht sagen wir besser: der Staat im prägnanten Sinn, der Staat als Zwangseinrichtung macht der frei organisierten Gesellschaft Platz. Er wird von dem genossenschaftlichen Prinzip aufgesogen, wird die Genossenschaft der Genossenschaften. Was von ihm noch übrig bleibt, wird bloß eine gewisse Regulierung des Zusammenlebens einer durch Freiheit und Liebe aufgebauten Gesellschaft sein, er wird nichts für sich bedeuten, das Leben wird in ihr liegen. Während in einem gewissen Sozia-

lismus der Staat alles andere soziale Leben verschlingt, wird er hier von einem wahren, d. h. freien Gemeinschaftsleben selbst verschlungen. Er löst sich, wie die Kirche, auf ins Gottesreich.

Von hier aus wollen wir noch einen raschen Blick auf die politischen Folgen dieses Sozialismus werfen. Daß mit der Aufhebung des Staates in jenem bestimmten Sinne auch das, was man heute Politik nennt, verschwände, ist klar. Aber ebenso klar ist, daß diese Wirkung nicht auf die einzelnen Völker beschränkt bliebe, sondern auch auf ihr Verhältnis zu einander übergriffe. Einmal ist ja selbstverständlich, daß eine solche soziale Umwälzung nur dann möglich ist, wenn sie überall oder doch in einem sehr großen Kreise geschieht. Das ist der notwendige internationale Charakter des Sozialismus. Es gibt keinen bloß nationalen Sozialismus. Auch ist undenkbar, daß der neue Geist, ohne den wir uns die wirtschaftliche Umwälzung nicht vorstellen können, nur in Einem Volk oder wenigen komme. Ebenso ist gewiß, daß er, wenn er kommt, die gegenwärtigen Formen des Zusammenlebens der Völker aufheben muß. Er wird auch hier die Politik beseitigen und eine Völkergemeinschaft aufbauen, die vom genossenschaftlichen Prinzip regiert wird. Der Föderalismus (der ja nur ein anderes Wort für freie Genossenschaftlichkeit ist) wird die Zukunftsform auch der Völkerorganisation sein. Er ist die Form, durch die wir hineinblicken in das im Völkerleben kommende Reich Gottes.

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, welches im Einzelnen die Gestalt unseres Sozialismus ist und welches der Weg dazu. Wir betonen nur noch, daß dieses Bild nicht den Sinn eines Modells oder eines Dogmas habe, sondern nur ein Beispiel sein soll, das zeigt, wie man sich eine solche Ordnung nach unserem Sinn denken kann, wie sie orientiert wäre, was für einen Geist und Sinn sie athmete.

Nun wissen wir freilich genau, daß dagegen von Seiten unserer Marxisten der Einwand erhoben werden wird: „Das ist ja das System des Anarchismus. Wisset ihr nicht, daß Proudhon und Bakunin durch Marx überwunden sind?"

Wir antworten: Nein, das wissen wir nicht. Wir wissen bloß, daß der Marxismus mit reichlicher Benutzung der Ideen des „utopischen" Sozialismus, der seinerseits dem Anarchismus verwandt ist, eine Epoche lang obenauf gekommen ist, schwerlich bloß zum Nutzen der Arbeiterbewegung und der Welt; wir wissen auch, daß er obenauf kam, weil er besser dem Geiste seines Zeitalters entsprach, aber wir halten dafür, daß dieser Geist, der die Weltkatastrophe herbeigeführt hat, im Begriffe sei, selbst überwunden zu werden und der Marxismus mit ihm. Im Uebrigen halten wir es für ein fruchtloses Spiel, unserm Sozialismus irgend einen Ketzernamen anzuhängen. Es ist, wie wir gezeigt haben, jener Sozia-

lismus, der immer aufgetaucht ist, sobald das Christentum den Versuch machte, die Welt nach seinem sozialen Ideal zu gestalten. Wenn es dabei mit dem Anarchismus in einigen Hauptpunkten zusammentrifft, so soll uns dies nicht schrecken. Es kommt darauf an, was man unter Anarchismus versteht, und wie man ihn begründet. Recht verstanden gehört er zu den letzten Zielen der Menschheitsentwicklung.

Wir stellen in letzter Linie alles auf Geist und Freiheit ab. Damit wollen wir aber nicht geleugnet haben, daß auch die naturhaften sozialen Entwicklungen, die mehr oder weniger aus dem Egoismus hervorwachsen, doch einer höheren Ordnung des sozialen Lebens entgegenwachsen, ihr Grundlagen, Formen, Baumaterial liefern können. Das gilt z. B. vom ländlichen Genossenschaftswesen, es mag aber auch von Trust und Aktiengesellschaft gelten. Das Leben schafft auf mannigfaltige Weise, es dringt von der Natur zum Geiste vor, wie umgekehrt. Wir wollen keine Doktrinäre der Geistigkeit sein und neben guten Spiritualisten auch gute Materialisten.

Ebenso möchten wir nicht Doktrinäre der Ablehnung der Gewalt sein. Es mag auch das Zwangsgesetz als *παιδαγογός εἰς χριστὸν* (Zuchtmeister auf Christus hin) noch eine notwendige Rolle zu spielen haben. Es mag eine gewaltsame soziale Revolution, die, aus Not und Unrecht dieser heutigen Welt erwachsen, die vorhandene soziale Ordnung in Trümmer wirft, eine Wegbereiterin sein für einen neuen Geist. Wir werden sie, wenn sie kommt, nicht verdammen oder bekämpfen, vielleicht sogar begrüßen, nicht als Bestes, aber als Zweitbestes, wie wir vielleicht auch an sozialer Zwangsgesetzgebung mitarbeiten werden. Aber wir werden immer wissen, daß dies nicht unser Sozialismus ist. Unsere eigentliche Arbeit ist die Verkündigung nicht des „Gesetzes", sondern des „Evangeliums", ist das Eintreten für den Geist und die Freiheit, ist der Aufbau einer Gesellschaft, einer Welt, aus der freien Liebe Gottes und des Menschen.

Denn das sei nochmals gesagt: ohne eine Ausgießung des Geistes ist unser Sozialismus unmöglich.

6.

Das führt uns zu einem letzten Gedankengang.

Wir möchten zunächst darauf hinweisen, daß wir nun auch eine weitere Antwort auf die Frage nach der „religiösen Gemeinschaft", also eine weitere Lösung des Kirchenproblems gefunden haben. Denn diese neue soziale Gemeinschaft würde sich ja ganz und gar dazu eignen, zugleich eine „religiöse" zu sein, eine Form des Zusammenseins im Höchsten. Sie wäre ja Gottesdienst im Sinne des Reiches Gottes. Was die Kirche auf rein religiösem Boden einschließt, das träte heraus in den Alltag, ins Fleisch; der

Tempel erfüllte die Welt. Auch eigene symbolische Formen, dieses Höchste auszudrücken, falls sie noch nötig wären, fügten sich leicht diesen gegebenen an.

Anderseits aber müßte natürlich immer wieder die Kraft gesucht werden, die jene neue Ordnung beseelte, sie wahrte und mehrte. Darüber ist noch ein letztes Wort zu sagen. Die soziale Umgestaltung kann nur kommen, wenn neuer Geist und neues Leben in die Welt strömt. Die Menschen müssen hiefür zuerst befreit werden, befreit von dem furchtbaren Egoismus, der unser Geschlecht nach und nach verseucht hat, wie kein anderes, und müssen fähig und willig gemacht werden zu wahrer Gemeinschaft, für die sie jetzt durchaus unfähig sind. An Stelle des Geistes der Machtsucht, der uns beherrscht, muß in sie wieder jene Freude des Dienens kommen, die frühere Geschlechter kannten. Sie müssen vor allem aber erlöst werden von der Habsucht, der Eigentumsknechtschaft. Eine neue Auffassung des Eigentums muß Raum gewinnen, ein neues Gefühl dafür. Es muß wieder mit Wucht jene Empfindung über die Gemüter kommen, die die eigentlich urchristliche und gottesreichsgemäße ist: „Niemand sagte von seinen Gütern, daß sie sein eigen seien, sondern sie hatten alle Dinge gemein.“ Dazu muß aber Gott in den Herzen groß werden.

Daß dieser Durchbruch einer neuen Welt geschehe, wird für alle andern entscheidend sein. Er wird ihnen die Möglichkeit verschaffen. Von diesen Höhen wird jene Luft wehen, von der allein alle andern sozialen Neuordnungen gedeihen. Von dieser höchsten und feinsten Sphäre wird die niedrigste und gröbste leben. Hier wird also das Größte und Wichtigste geschehen müssen: Ein Kommen Gottes in neuer Liebe und neuer Gemeinschaft der Liebe — das ist das Eine, das not ist.

Davon soll weiter geredet werden.

L. Ragaz.

(Fortsetzung folgt)

Reformation.

Als die Zeit erfüllet war! das ist das Grundgesetz alles Lebens, der Geschichte des Einzelnen, wie des großen Gesamten. Das sollte uns im Reformationsjubiläumsjahr wieder besonders klar vor der Seele stehen. Aber leider zeigen sich wenig Spuren von einem Verständnis für diese Gottesweisheit. Die Reformation soll gefeiert werden, — diese Erkenntnis weckt einen Wust zappelnder Nervosität und beklemmender Drangmüsal. Es mutet uns an, wie wenn einer in einer Wüste nach Wasser gräbt und mit aller Gewalt den Zauberkünstler spielen möchte. Aber ebensowenig läßt sich das Leben hervorackern mit noch so lauten Künsten, wie Propagandaschrifttum — und

Rhetorik, die durch ihre fast schreierische Aufdringlichkeit den Verdacht ihrer Armut und Leere bedenklich vergrößern.

Als die Zeit erfüllet war! Gott läßt nicht markten, läßt sich nicht überschreien. Seine Ruhe, darin gerade seine Ueberlegenheit über uns besteht, weiß, was sie will!

Wohl war das Leben schon erwacht in einem Hus z. B. und seinen Nachfolgern in der Wahrheit und im Leid; aber nur in Einzelnen hatte es die Reife, die allein berechtigt, weil sie allein gerecht ist, empfangen. Erst hundert Jahre später war es einem einsamen Mönch vergönnt an den Felsen zu schlagen, daraus Wasser quoll für das Volk, für die Weltweite. Brausend wogte das Leben durch die Lande; jetzt waren sie reif! Jetzt war der Tod nicht mehr nötig, damit Leben werden konnte; jetzt war Zeit der Erfüllung, Zeit des strahlenden Vollendens vor aller Augen. Jetzt mußte der Kleinglaube weichen vor dem Glanz dieser Sonne; was frühere Tage als glorreiche Niederlage gefeiert hatten, zeigte sich nun als Glorie des Sieges.

So war es selbstverständlich, daß die Wissenschaften und Künste sich reckten und dehnten in Jungluft und Jungkraft; denn wenn das Leben erwacht, können die seines Wesens nicht tot bleiben; sie mußten frei werden; und lebendig werden ist immer Befreiung.

Und nun heute? Wir sind wie die Wartenden, die da bange fragen: „Hüter, ist die Nacht bald hin?“ Wir recken die Hände empor, weit, weit und harren der Füllung! Wann ist es Zeit?

Gott sei Dank, wir haben Hüter mit wackeren Augen auf den Türmen, die schon Morgendämmerung schauen, mit Augen eines wissenden Glaubens.

Ist das Leben nah? Befreiung, Reformation? Es ging ein Erwachen durch die Lande, schon vor dem Krieg, hier und dort, leise aber gewuchtig zeugend von seinem Kraftwesen, das nicht zur Breite sich aufbläht, aber in der Tiefe seiner selber heilig gewiß ist.

In den Künsten, in Philosophie, Pädagogik und Wissenschaft war es wie ein Aufkeimen, ein drangvoll mächtiges Treiben. Das Leben war es, das da werden wollte immer stärker, immer gewisser. Das Leben wollte sich selber wieder, und so durchstieß es die Schranken eines starren Verstandestreibhauses. Denn das war die Welt geworden, ein enges, dumpfes Ding mit einem gläsernen Himmel. Das Leben reckte sich und sog Atem aus einer reineren Sphäre dem Tod zum Trotz!

Aber dem Tod mußte sein Tribut bezahlt werden. In blutigen Opfern wird er heute hingelegt mit blutendem Herzen. Aber es muß so sein; es ist nicht ein Triumph des Todes, wie der Kleinglaube zagt, es ist der Sieg des Lebens, dessen Wesen es ist, mit dem Tod erkauft werden zu wollen. Ein wundersames Widerspiel, wie es nur dem Lebendigen eigen sein kann. Das Tote stirbt, das ist der Inhalt unserer Zeit. Denn ist nicht gerade der Krieg, dessen Schutzheiliger der Tod ist, ein Aufbrechen des Lebens? Nichts anderes als Leben!

Hinweg mit dem Tod, wie immer er uns auch „höfelte"! Fort mit diesem Proteus! Wir wollen ein Gerades, Wahres! Das ist der Sinn des Krieges, sein furchtbarer Wille! Nichts soll mehr Macht haben, das Leben von uns zu bannen. Es will jedem werden, der frei sein will! Der Papalismus des Todes mit all seiner hierarchisch-junkernhaften Bevormundung muß sterben! Der Krieg ist nur der sichtbare Ausdruck des in den Tiefen schon lange treibenden Lebens. Er ist der Zusammenfluß und Erguß all dieses Strebens.

Gott will werden, und wir sollen mit ihm werden, denn das Leben wird, und Gott ist das Leben; und das Leben ist in uns und all den Dingen, die heute und schon vor dem Krieg erwachten: Kunst, Philosophie und Wissenschaften! In allen weht Gottes glühender Lebensodem, das ist unser begeisterter Glaube; ja, er ist zum Wissen geworden, dieser Glaube. So erscheint uns alles nervöse Gezappel und Getriebe, mit wie viel „heiliger" Notwendigkeit es sich uns auch aufdrängen möchte, als ein tändelndes Spiel.

Auf den Reformationstag hin soll etwas „gemacht" werden. Ehre dem wahren Empfinden solchen Treibens, aber bedenken wir: Gott und sein Werk ist keine Mache! Es ist ein organisch Lebendiges, das als Urding alles Echten, wie dieses immer von innen herauswächst in Kraft und Ruhe.

Was nützen alle Programme und Zukunftsdebatten! Sie sind wie ein Fieber, das da zuckt und gellt auf gewisse Nervenreize eingestellt. Müssen wir so lärmen und treiben? Sollten wir nicht stille sein und lauschen? Ist nicht die Feier schon da, wie eine aufgehende Sonne? Und wir eilen und wirren durcheinander mit wilden Windlichtern, sie zu suchen! Unser Lärm übertost alles; er betäubt uns selbst, daß wir glauben er sei Größe. Aber so sehr er wichtig tut, ist er doch nur ein „Wichten". O wir! O diese Irrlichter!! Das ist's ja gerade, was uns so kurzatmig macht, so kleingeistig, so lächerlich ernst. Unsere „alte" Weisheit macht Pläne, Programme für die Zukunft und preßt die Welt hinein in die Stachelnetze ihrer Gedanken und Theorien. Aber sie wird es erleben, daß das Zukünftige nicht unter dem „aliter", sondern unter dem „totaliter" stehen wird. Alle Berechnungskunst, die das Kommende zu „verständeln" sich erdreiste, wird sich als „tändeln" erweisen. Da werden „Propheten" zu Proleten! O ihr alten, behäbigen Weisheitskrämer, eure gedeckten Gassen werden leer und öde stehen, denn draußen unter dem Himmel der Unendlichkeit schmettert das Leben seine Fanfaren, das ewig junge, ewig neue Leben. Und sie kommen von allen Weltenden!

Es geht der Erfüllung entgegen! Gott ist das Leben, und aus dem Leben strömt alles, was wird; und darum ist der Spruch von der Zeit, die erfüllt werden muß, das Grundgesetz der Welt. Gott ist das Auge der Weisheit, das alles, was ist, in heiliger Ruhe überschaut. So ist kein Zappeln und drangschweres Mühen vonnöten. Gott ist die große Ruhe des Werdens. Er ist das Sein der Ent-

wicklung, das Eine des Vielen, das Feste mitten im Fluß. Ruhe ist höchste Bewegung, aber Innenbewegung, die nicht unter dem affizierenden Fluch des gleissenden, bannenden Außentums liegt. Sie ist ein Fatum, diese Außenwelt, für uns und für sich; sie ist der Fluch seelenloser Beziehungen, ewigen Gebundenseins. Diese Innenruhe aber kann, was wir so oft nicht können: nicht reagieren, wo wir alle mit Leidenschaft hineinfallen würden.

Stille ist Heldentum! Lernen wir diese Ruhe, darin sind wir Gottes Ebenbilder! Und wegen dieser Ruhe ist Gott Glaube, so ganz anders als unser tastendes Weltwesen, und darum kann Gott nur im Glauben erfaßt werden. Gott hat Zeit, Dinge — denn auch sie sind Seele — und Menschen reifen zu lassen, bis sie die Erfüllung ertragen können.

Wenn wir nun zugeben, daß Leben wird in Kunst und Wissenschaft und ihren Geschwistern, wer ist uns aber dann Bürge, daß auch das, was wir Religion nennen, und dessen Neubelebung wir in diesem Jahre besonders erleben möchten, wachsen werde zu Reichtum und Fülle?

O ihr Kleingläubigen! Ohne sie beim Namen zu nennen, rühmten wir doch stets von der Königin alles Lebens und Geistes. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Könnten denn die Pflanzen gedeihen, ohne Grund? Niemals! Sondern das Leben der Blüten zeugt von der Kraft ihres Grundes. Ist Peripherie möglich ohne Zentrum? Wenn in allen Landen menschlichen Strebens Wasser lebendigen Lebens sich zeigen, heilige Wasser, schaut ihr's dann nicht, daß es auch werden muß in der Provinz, die Gott am nächsten ist, ja, darin Gott selber ist. Ihr zettert und schreit und reißt das Heilige gewaltsam heraus aus dem innersten Zusammenhang alles Geschehens. Ihr stellt es sorglich, rührend-bemühend für sich. Ihr wendet, dreht, frottiert, fragt und zerbrecht euch die Köpfe, wie diese Puppe wieder lebendig zu machen, neu aufzuputzen sei; denn man sollte doch wieder etwas tun! Und vor allem auf so einen Anlaß hin! Ich glaube gern, daß ihr's in besten Treuen meint, aber ihr merkt nicht, wie klein, wie verkehrt es ist. Nicht Kraft, sondern nach allen Seiten witternde Hilflosigkeit „begeistert" oder besser entgeistert euch! Seid ihr vielleicht darum so lärmig, weil ihr spürt, daß die alte Form mit aller Gewalt kein Leben mehr annehmen will? Ihr schleppt das Vergangene herbei, aber die eine „Kleinigkeit" fehlt dazu: das Leben! Wer bringt euch das? Wo ist die Weisheit, die es heranzaubern könnte? Wie wäret ihr froh, denn ihr ahnt: sonst ist alles umsonst, alles! Und ihr möchtet doch so gern den Menschen helfen und der Welt! Ja, von außen könnt ihr nichts tun; dort ist das Leben nicht! Schaut auf!

Alles hängt im Innersten innig zusammen, das ist Gesetz der Natur, sollte es nicht auch Geisteswahrheit sein? Hat die Magd mehr Weisheit als die Herrin? Alle Geistesbewegungen, so diametral sie auch scheinen, wachsen aus dem Einen, dem Letzten, werden aus Gott.

Renaissance und Reformation lebten deshalb in jenem wundersamen Widerspiel gegenseitiger Beziehungen. Es war gar nicht anders möglich. Wenn der Weltgrund bebt, zittert es nach bis zu den äußersten Enden. Und so ist auch heute Renaissance unmöglich ohne Reformation. Kunst, Philosophie, Pädagogik, Wissenschaft können gar nicht aufleben, wenn nicht ihr Grund und Innerstes gewaltig lebend wäre. Es will aufbrechen zu einer neuen Offenbarung. Sie sind alle eins in der Grundwahrheit, im Gottesleben, wovon sie alle zeugen; sie sind voll davon. Die Welt ist innerlebendige Einheit und niemals Atomdasein, so sehr uns das Aeußere dies auch will glauben machen. Sie ist nicht Zerstreuung, die auch uns dem Fluch der lärmigen Zerstreuung anheimfallen lassen möchte. Die Welt ist synthetisch und darum geistiger Art. Sie ist niemals naturhaft. Das Naturhafte mit seinem Merkmal des analytischen Strebens ist im Grunde Trug. Die Welt ist und lebt nur in und durch Sozietät, durch heilig-freie Beziehungen, nicht Beziehungen des äußeren Zwanges, sondern Beziehungen der Seele; darum ist sie im Grunde nicht Leid, sondern Freude.

So wird Gott werden, sobald sich die Zeit erfüllt, d. h. sobald Reife da ist. Noch sind nur Einzelne reif, Vorboten des reifenden Lebens. Wieder müssen die Husen sterben; aber wieder wird ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Sie sterben in Nacht und Verachtung; aber ein strahlender Tag wird sie hervorführen mit seinem Glanze sie adelnd, und die wir als Bettler sahen, werden als Könige kommen und wir werden auf den Knieen verehren. (Jes. 53, 3—5).

Gott will ein Ganzes schaffen, ohne unser stümperndes Stückwerk. Die Urkraft all ihrer Schwestern lebt. Singt nicht sie aus ihrer aller Mund? Rauscht nicht sie in ihrem Wesen und Werden? Da brauchen wir Menschen nicht mühsam zu werken. Da ist ein Anderer gewaltig im Tun. Lassen wir die Hände davon, denn sie schaffen nichts reines. Jetzt tut es not einen heiligen Freien, Erdenentsühnten wirken zu lassen, ein Ganzes und Volles! Wir haben genug der Halbheit, des Schmutzes, das unserem Edelsten anklebt. Wir flehen um ein Ganzes, Ragendes, Strahlendes! und das muß Geschenk sein, nicht lärmend erzappeltes Unding, das stolz ist und eng wie wir. Wir sehnen uns aus der Tiefe nach Wachstum und heiliger Größe, und das kann uns der Größte nur geben aus Freiheit und Höhe!

Das ist unser Glaube, der uns die Zukunft tragen läßt, weil er sie getragen sieht. So brechen wir nicht unter ihrer Last. So müssen wir nicht mehr suchen und irren nach geeignetster Feier der Reformation, die auf einen besondern Termin hin geschehen soll; denn was nach Terminen jagt, trägt das Kainszeichen des Vergänglichen, Vergeblichen an der Stirne. Ist sie nicht da: Reformation, nicht wie ein feierlicher Tag, den man einmal ehrt, nein wie heiliges Leben, das allwallend rauscht in ewiger Feier? Leben, nur Leben,

das immer war und sein wird! Es ist der Feueratem des Alls und flammt auf in unsern Herzen wie große Begeisterung, Flammen aus dem Innersten der Welt. Die tote Schale schmilzt und sinkt, neue Nahrung der Glut. Wir stehen mitten drin in einer Reformation wie sie Menschen noch nie erlebten!

„Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen; eure Aeltesten sollen Träume haben und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen“ und weiter: „ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben; und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein; und wird keiner den andern, noch der Bruder den andern lehren und sagen: Erkenne den Herrn! sondern sie sollen mich alle kennen, beide groß und klein, spricht der Herr; denn ich will ihnen ihre Missetat vergeben und ihrer Sünden nimmermehr gedenken.“

Gott ist die Erfüllung; er ist Wirklichkeit, die Wirklichkeit. Harren wir armselige Werker auf das Eine, das not tut, unserem heißen Sehnen nach heiliger Fülle einzig not! Er will aus Banden erlösen! Schweigen wir, denn: „Ich will, ich bin's, der da will!“ spricht der Höchste. Wir glauben und harren mit erschlossenen Augen. Wir sehen heilige Hände an heimlicher Arbeit schaffen und weben; kronreine Hände bereiten ein Ganzes, Entsühntes; und aus dem Nebel bricht es hervor plötzlich und strahlend, was sie schufen und woben. Es kommt der Tag auf einmal, ohne daß wir's errechnen, ja wenn wir's am Wenigsten glauben. Ja, wie der junge Tag aus den Toren der Mitternacht, wird die Erfüllung hervorbrechen, und „wir werden sein wie die Träumenden.“ Da wird verborgenes Geschehen leuchten über den Landen, allorts leuchten und jauchzen heller als Sonne und Freude.

Das ist Feier, ist Reformation! Das ist Gegenwart innig verwandt mit dem, was vergangen; nicht doch vergangen! Was Gegenwart, wachsende, werdende Gegenwart ewig schon war!

Arthur Pfenninger.

Aphorismen über Jesus und die Theologen.

Kurzsichtige Leser und engbrüstige Schreiber gibt es in der Welt übergenug; weitaugige Seher und donnerstimmige Sager wachsen selten und teilen der Blutzeugen Los.

Masseninstinkte herrschen im religiösen Bereich. Die rückwärtsblickenden, historisierenden Theologen ersticken mit roher Macht alle prophetischen Zukunftsbauer. Sie registrieren, systematisieren, dogmatisieren, moralisieren, treiben Kasuistik und erfinden liturgische Finessen, statt zu säen, zu pflanzen, zu pflegen, zu bauen, zu schaffen, statt Seele in Seele zu senken und Leben zu wecken.

Wir sind der Theologie müde, wir sehnen uns nach Religion. Wir wollen Priester und Propheten, keine wandelnden Scholien, keine lebendigen Distinktionen, keine Casus- und Dogmenritter.

Jesus ist der Welt König, Heiland und Herzog, die Theologen die geschäftigen Kärrner, Kurpfuscher und Volksaufwiegler.

Jesus ist der Wein der Begeisterung, aus göttlicher Edeltraube gepreßt, der unsere Seele in Verzückung bringt; die gepantschten dogmatischen Marken, die die Kirche in den Handel bringt, bekommen schlecht. Das Ende ist großer Katzenjammer.

Verrottete Kirchenkultur ist schlimmer als die religiösen Kümmerformen der Südseeinsulaner.

Was rettet nicht? Maßnahmen und Erlasse, grüner Tisch und Journalnummern. Nur ein Mensch, gleich Curtius in den Abgrund gestürzt, kann die Gesellschaft vom Verfall retten. Jesus heißt dieser Mensch.

Wir brauchen für die Kirche Jesu Offiziere, die für den Meister und zwanzig Schritt vor der Schützenlinie der Gemeinchristen als Helden sterben, keine Feiglinge, die sich hinter dem Gotteslästerungsparagraphen verstecken, keine Pfründenjäger, die nach Stolgebühren schielen, keine Schlemmer, die den gemeinen Soldaten hungern lassen und selbst den Bauch zum Gott machen.

Nicht die Konzilien und Konkordate ist das Wichtigste in der Kirchengeschichte, nicht die Dogmenfabrikation von Verstandesakrobaten, sondern das Blut der heldenhaften Zeugen für Jesus.

Es ist nichts verderblicher, als sich mit einem reichen Erbe zu begnügen und es in tatenloser Rührseligkeit zu bebrüten. Die Geschichte ist kein Gegenstand schönrednerischen Lobes, sondern eine Kraftbatterie, die zu frischen Taten spornt und durch Gegenwarts-Siege das Reich der Zukunft gewährleistet.

Wir haben tausende von Lehrmeistern, aber wenig Väter. Die ersteren brauchen Schlagwörter, die letzteren zeugen mit ihrem Blute Kinder.

Es gilt Jesus und die Heiligen nicht im besondern, sondern in ihrer Gesinnung nachzuahmen.

Jesus ist die Didactica magna der Menschheit.

Die Theologen- und Juristen-Monsignores gehören ins „Haus der Gemeinen"; Jesus mit seinen lieben Heiligen sitzt im „House of lords". Wenn die Kirche diese Verfassung nicht anerkennen will, ist sie ein antichristliches Gebilde.

Weil Jesus Geist hatte, brauchte er keine Bücher zu schreiben und zu lesen; weil seine „approbierten" Nachfolger ihn nicht haben, sind sie Exegeten und Kanonisten, Dogmatiker und Liturgie-Detailleure.

Die christlichen Völker haben bis jetzt wenig aus der evangelischen Geschichte gelernt, trotzdem jede Generation mit Augen rechts im Kirchenparademarsch an Jesus vorbeigeführt wird.

Vergeßt alles aus Kinderlehre und Predigt außer Jesus dem Gekreuzigten! Er wiegt eine ganze theologische Bibliothek auf. Er ist unsere Summa.

Erst recht bleibt Jesu Wort erhaben und unvergleichlich in unserer Wertschätzung, wenn wir es den Aussprüchen, Dogmen, Bekenntnissätzen und Erlassen der Kirche gegenüber stellen. Oder kann man den Duft und die Schönheit einer frischaufgeblühten Rose mit einem Herbarium vergleichen, worin die Blumen getrocknet, blaß und farblos, gepreßt und verunstaltet, rubriziert und klassifiziert, mit Etiketten versehen, vermodern?

Wir müssen Jesu Worte mit dem kindlichen Auge einer keuschen Frau, eines Dichters oder Malers, betrachten; nicht mit dem bebrillten, von vieler Buchweisheit angekränkelten Auge des botanisierenden Wissenschaftlers.

Die Worte Jesu sind der Ausdruck der Tatsachen des geistigen Lebens, nicht Hülfsmittel und Belegstellen für den Unterbau einer wenn auch noch so lieb gewordenen Theorie. Jesus gibt Religion, keine Theologie.

Warum werden keine Predigten gehalten über das 23. Kapitel des Matthäus, die ewig klassische Philippika gegen die Pfaffheit? Oder sind diese Geistesblitze Jesu nicht mehr wert als all das Gerede über die Himmelfahrt Mariä und andere Liebhabereien des peripherischen Religions-Betriebes?

Jesus stammte aus Galiläa, dem Heidengau. Er war ein Außenseiter.

Jesus spottet aller Versuche, ihn auf ein gelehrtes Prokrustesbett zu legen. Formeln lassen sich auf ihn nicht münzen. Er bleibt, der er ist. Persönlichkeit, also scheinbare Programmlosigkeit, ist sein Programm.

Jesus ist das Feldgeschrei für das kommende religiöse Zeitalter.

„Ich suche nichts, was ich bin, ist alles," sagt Jesus. Kind und Genius sind nahe einander verwandt.

Jesus gibt Geistesgesetze, aber keine Geistesrezepte. Alle seine Gaben sind Auf-Gaben.

Jesus ist von keiner Ueberlieferung belastet gewesen. Er ist der geborene Befreier eines Volkes, das unter dem Drucke von Traditionen schmachtet.

Wahre und falsche Propheten zu unterscheiden ist die Hauptaufgabe der Hierarchie. Aber wann werden die Kirchenjuristen gewachsene, in Persönlichkeiten gereifte Religion verstehen?

Glaube heißt: geistige Selbständigkeit; Gnade heißt: sittliche Selbständigkeit; beide stehen im Gegensatz zu Kirche und Gesetz und wurzeln direkt in Gott.

Die Evangelien bieten nicht nur historische Tatsachen, sondern auch ewige Werte. Sie gilt es anzuwenden, um jede Menschenwelle,

die über die Erde strömt, mit der elektromotorischen Kraft zu laden, die in Jesu Worten schlummert.

Wie zur Zeit Jesu im Judenvolke, so gibt es immer Perioden der Geschichte, in denen der Sehergeist erlischt, in denen der Buchstabe und das Buch alles ist, in denen der Geist, die göttliche Glut, zu erlöschen droht und nur mehr schwach glimmt, unter der Asche der Ueberlieferung.

Dann herrscht der Schriftgelehrte (Theologe) statt des Propheten (Sehers und Sagers), blutlose Formen statt urwüchsiger Gehalt, Auslegungskünsteleien statt Offenbarung frisch aus Gottes Mund.

Aber es gibt keine Erneuerung ohne Kampf und Blut. Wo Jesus neu werden will, muß auch sein Kreuz neu werden. Mit diesem „umgekehrten" Schwerte müssen auch seine Jünger das Reich gewinnen.

Jesus übersprang die Ueberlieferung mit einem kühnen Satze, der ihn mitten in Gottes Herz führte. Seine Gegner hielten ihn mit Recht für einen Ketzer, da Ueberlieferung und Menschengebot ihre Maßstäbe waren. Aber Ketzer kommt von *κάθαρος*; Jesus war rein und schuldlos.

Jesus war Laie (*λαϊκός* = völkisch). Er hat den völkischen, den Laienstandpunkt zum maßgebenden in der Religion gemacht. Auch die christliche Kirche sollte nicht vergessen, daß ein gottgesalbter Laie ihr Grund und Eckstein ist. Aber blinde Bauleute verwerfen manchen guten Quader.

Die Rabbis aller Zeiten leiden an geistiger Anmaßung, die kindliche Ketzerfrische Jesu macht sie zu Schanden. Ja, Kinder sind oft furchtbar. Jesus war ein solches enfant terrible in der Gesellschaft unaufrichtiger, hinterhältiger Fallensteller.

Es gibt nur ein Mittel, das Christentum jung und frisch zu halten: die ständige Rückkehr zu dem kindlich genialen Geiste Jesu, der alle Probleme spielend löst, wie das Ei des Columbus.

Warum sprechen die Theologen nicht in Gleichnissen und Sprüchen? Ist die Ausdrucksweise des Meisters nicht auch göttlich? Aber ihnen dient die Gottheit Jesu bloß dazu, um ihre Ansprüche und Privilegien zu decken.

Statt Professoren für das überkommene Kirchenrecht sollte man Propheten der natürlichen Gottesrechte anstellen.

Wer weckt die vielen schlafenden Wahrheiten? Die Kirche gleicht dem Dornröschenpalaste. Jesus ist der Prinz, der alles wachküßt aus der Erstarrung. Er wird eindringen in den Saal durch Dogmen, Dornen und Dickicht, durch das ganze verwachsene und verwunschene Kunstgebäude bis ins innerste Gemach.

Die Bergpredigt ist ein breviarium evangelii. Sie ist der Grund und Eckstein des Gesellschaftgebäudes, das Jesus errichtete, das er

„Gottes Königreich“ zu nennen nicht müde wurde, während wir den Namen „Kirche“ dafür eingeschmuggelt haben.

Wenn man mit dieser Programmrede die christlichen Bekenntnisse vergleicht, vom Nicaenischen bis zum Tridentinischen, so steht man starr und stumm vor Staunen über den abgrundtiefen Unterschied der beiden Gedankenwelten.

Auf die Frage: Was ist ein Christ? geben die Glaubensbekenntnisse und die Bergpredigt nicht nur nicht die gleiche Antwort, sondern die Antworten stehen in einem solchen Gegensatze, daß sie in ganz fremde Welten führen.

Wir wissen gar wohl, daß viele Christen den Lehren der Bergpredigt genau folgen, aber nicht imstande sind, den Bekenntnissen ihre Zustimmung zu geben; daß viele jedes Jota der Bekenntnisschriften gläubig verehren, denen aber die Bergpredigt mit ihren Forderungen ein Buch mit sieben Siegeln ist.

Was ist es denn, auf was Jesus Nachdruck legt? Die Vaterschaft Gottes über die menschliche Familie; seine ständige, liebevolle Obsorge für alle seine Kinder; daß einfältiges Gottvertrauen alle Weltsorgen schlägt; die Verpflichtung der Gotteskinder, dem himmlischen Vater ähnlich zu werden; die übersteigende Bedeutung aufrichtiger und heiliger Beweggründe; die Wertlosigkeit einer bloß formalen Gerechtigkeit; der unschätzbare Wert der Herzensreinheit; Sündenvergebung abhängig von der Tatsache, daß wir dem Nächsten verzeihen; die Erfüllung des Gesetzes und der Heldenmut zu zarten und passiven Tugenden; kurz: reines Herz, Geist des Verzeihens, hilfreiche Hand, himmlisches Ziel, unweltlicher Sinn.

Worauf legen die Bekenntnisse Wert und Nachdruck? Das Verhältnis der drei Personen in der Trinität; die göttliche und menschliche Natur in Jesu Person; die wunderbare Jungfrauengeburt durch die Kraft des heiligen Geistes; den Zusammenhang zwischen Opfer und göttlichem Gesetz; die Art der Strafe für die Sünde; das Verhältnis zum Wunderglauben; die Absichten Gottes hinsichtlich der Rettung der Einzelseele; den Konflikt zwischen dem Willen des Menschen und dem Willen Gottes; die Wege, auf denen die Gnade in die Seele geleitet wird; das Geheimnis der Sakramente; die priesterliche Mittlerschaft. Von Anfang bis zu Ende sind's metaphysische Klügeleien, die im Katechismusunterricht als Worte ohne Sinn hinuntergeschluckt werden.

Jesus würde jedem den Jüngertitel absprechen, der auf Grund der mit griechischer Sophistenweisheit durchsetzten „Glaubenswahrheiten“ sich berechtigt hielte, den Namen eines Christen sich zuzulegen. Er vereidigt seine Gefolgschaft auf die Bergpredigt.

Nach einem eigentümlichen Gesetz der Geschichte verkehren sich die Dinge mit der Zeit in ihr Gegenteil: Jesus und die Jesuiten; Simon Petrus und seine „Nachfolger“ in Rom.

Mechanische Zentralisation ist der Tod des Geistes; Rom ist der Tod der Religion.

Es ist gefährlich, Gott und die Kanäle, die Gott mit der Seele verbinden, zu lokalisieren und zu monopolisieren. Kirchen — als soziale Gebilde und Gotteshäuser gedacht — entziehen der Natur und dem Leben das religiöse Ferment und grenzen es ab, indem sie das Unmeßbare und Unwägbare einschränken. Sie sind eine große Gefahr für die Religion, wenn nicht seelische Kräfte den Bann brechen und Persönlichkeiten das Räumliche zur Unendlichkeit erweitern.

Franziskus ging mit seinem jungen Freund spazieren und hatte schon gepredigt, ehe er den Mund auftat. Heutzutage reden sich die Theologen auf der Kanzel die Lippen wund — und lassen uns kalt. Rasch lernt man durch Beispiele, langsam durch Lehren.

Jesus sagte wenig und schrieb nichts, aber in den Samenkörnchen, die befiedert, von einem Hauche seines Mundes getrieben über die Erde fliegen, liegt eine Welt, die mit organischer Kraft nach Offenbarung drängt.

Der Satz: „Alles, was in der Bibel steht ist Gottes Wort" gibt leicht zu Mißverständnissen Anlaß. Dann hätte Jesus, das l e b e n d i g e Wort, gar nicht zu kommen brauchen; Gott hätte dann weiter den Souffleur spielen und unter Benutzung eines „Menschen-Instruments" schriftstellern können.

Was Paulus über Jesu Opfertod gesagt hat, was die Kirchenväter über die stellvertretende Rechtfertigung geplappert haben, ist gänzlich nebensächlich im Vergleich zu den Worten, in denen Jesus selbst sich über seinen Tod geäußert hat. Das Gleichnis vom Weizenkorn, das ersterben muß, wenn es wachsen und Frucht bringen soll, ist schöner als alles Räsonieren des Römerbriefs.

Paulus keuchte und rang mit dem Wortausdruck, wenn er in die grundlose Tiefe des Geistes Jesu eindrang; seine Briefe haben trotz reicher Schönheit im Einzelnen etwas Kompliziertes. Jesus löst spielend alle Probleme und kleidet die Lösung in das einfachste Wort.

Die Dogmengeschichte und die Sittlichkeitsforderungen der Kirche stellen den Versuch dar, den Goldhort und Kleinodienschatz Jesu in gangbare Marktmünze auszuprägen. Dabei wurde manches Kunstwerk leider durch Einschmelzen vernichtet.

Glücklicherweise sind uns in den Evangelien die meisten Originale erhalten.

Es gibt Zeiten der Erstarrung, da kaum jemand eine Stunde mit Jesus wacht, sondern alles nach den Abklatschen äugt, die von interessierten Schriftgelehrten über Jesus ausgewählt und zusammengeflickt werden.

Und doch kann uns kein Thomas von Aquin und kein Alfons von Liguori aus dem Schlamme retten, wenn sie auch von Päpsten autoritativ als Sonnen ans Firmament geheftet werden, sondern nur Jesus und seine frohe Botschaft. Wenn wir das Evangelium

immer aufs neue umroden und pflügen, so wachsen uns stets neue Gedanken, neue Triebkräfte in Fülle zu. Hier schlummert die Summe der Theologie, nicht bei dem Aquinaten.

Das größte Wunder der Kirchengeschichte ist, daß trotz der vielen Hacken und Schaufeln, die emsig tätig waren, um die Wahrheit Jesu zu verschütten und zu begraben, trotz aller Stimmen-Mehrheits-Konzilien, die in „Religion machten“, die einfache unhierarchische Galiläerbotschaft stets lebendig blieb, ja erst recht den Menschenkindern zum Bewußtsein kam, weil sie das Menschengetue und die Priesterherrschaft in den Schoß des göttlichen Meisters trieb.

Jesus steht als einzigartigste, unvergleichlichste Persönlichkeit in der Weltgeschichte. Ihn in einem Geniekatalog zwischen Zoroaster und Göthe, zwischen Rousseau und Napoleon einkeilen zu wollen, wäre Lästerung. Er hat auch durchaus nicht nötig, sich reklameartig durch Weltengrößen, in denen er irgend ein wohliges Gefühlchen wachrief, empfehlen zu lassen.

Wir mäkeln an jedem andern Lehrer herum und dringen forschend und wägend in ihn ein, von Jesus haben wir eine hellseherische Anschauung. Er ist eine Offenbarung der Seele, kein Gegenstand kritischer Betrachtung.

Die einsame Größe Jesu beruht nicht auf dem, was er sagte, sondern in der Harmonie, wie er Gedanken und Tat zur Einheit verband.

Seine Ideen sind keine Worte, sondern Gesetze, keine Gedanken, sondern Triebkräfte.

Mit den Herrschaftsgedanken des Römertums hatte Jesus gar keine Berührung. Nur in seinem bittern Leiden und Sterben wehte ihm das S. P. Q. R. voran.

Die Welt-Glückseligkeiten:

Selig der Mann, der immer im Rechte ist; der seine eigenen Gelüste zu befriedigen trachtet; selig der Mann der starken Muskeln und der rohen Faust; der andere unter sein Joch zwingt; der alle Truhen voll Gold hat und schöne Kleider, Haus und Hof und viele Ländereien; selig der Mann, der von der Volksgunst getragen wird; der trunken ist von Lebensfreude.

Die Glückseligkeiten Jesu:

Selig, der von sich gering denkt; der durch große Prüfungen durchgegangen ist; der nachgiebig ist und geduldig; der sehnsüchtig strebt nach innerm Wachstum; der ein zartes Herz im Busen trägt; der von Leidenschaft glüht für Heiligkeit; der die Härten des menschlichen Lebens lindert; der seinem Gewissen treu bleibt bis zum Tode.

Das Volk, das um Jesus auf dem Berge gelagert war, sah in der Person des Predigers die Seligkeiten fleischgeworden vor sich. Dies „Kind Gottes“ war selbst eine Predigt. Er be„kehr“te die Menschen durch seine bloße Gegenwart. Er trieb sie durch seine

Anmut zur Umkehr ins Kinderland, ohne daß er „Kehrt marsch“ zu kommandieren brauchte.

Durch persönlichen, unmerklichen Einfluß eroberte Jesus die Welt; die Jünger ahmten Jesus nicht im Einzelnen nach, der Meister assimilierte sie sich in tagtäglicher Seelenberührung. Es ging eine Kraft von ihm aus. Er lud sie mit seiner Himmels-Elektrizität.

Zu diesem Assimilationsvorgang eigneten sich bloß unverdorbene Menschen. Pharisäer und Schriftgelehrte, Priester und Theologen waren schlechte Medien.

Der Mensch muß aber von der Erde isoliert sein, wenn die Himmelskraft in ihm lebendig bleiben soll.

Leider hat die verweltlichte Kirche die Isolierung von der Erde oft vernachläßigt und dadurch den Jesusgeist abgeleitet und vergeudet und verflüchtigt. Von einem Gottesfreunde im Oberlande.

Die Zürcher Ereignisse.

Was ist in Zürich geschehen? Die Berichte, die die bürgerliche Presse ins Land hinaus gesendet hat, sind, wie immer in solchen Fällen, eine tendenziöse Aufmachung des Sachverhalts; die sozialistischen, obschon der Wahrheit näher kommend, doch der Befangenheit verdächtig und jedenfalls einseitig. Wir bringen daher zuerst eine Darstellung der Vorgänge, von der wir mit gutem Gewissen sagen dürfen, daß sie der Wahrheit so weit entspricht, als dies bis jetzt irgend möglich ist. Sie stammt von einer Anzahl von jungen Männern, die Augenzeugen dieser Vorgänge gewesen sind und für deren Gewissenhaftigkeit und strenge Wahrheitsliebe wir uns verbürgen können. Es ist nirgends der Versuch gemacht, die Geschehnisse zu Gunsten oder Ungunsten einer Partei zu färben, sie zu übertreiben oder abzuschwächen. Irrtümer mögen ihnen trotzdem begegnet sein, aber wir haben allen Grund, anzunehmen, daß die Ereignisse im Großen und Ganzen so abgelaufen sind, wie sie hier dargestellt sind.[1])

„Die zum Teil verworrenen und ungenauen Darstellungen der letzten Ereignisse in Zürich in den verschiedenen Tageszeitungen ver-

---

[1]) In den bürgerlichen Blättern ist ob dem Umstand, daß eine Anzahl Studenten es gewagt haben, zu diesen Vorgängen das Wort zu ergreifen, ein großer Entrüstungslärm entstanden. Den braucht man nicht ernst zu nehmen. Welch ein Lob würden die gleichen jungen Leute ernten, wenn sie ins bürgerliche Horn gestoßen hätten, wie eine andere studentische Erklärung (seltsamer Art!) tut. Wer im Militär sein Leben für die Schweiz hergeben soll, wer abstimmen und wählen darf und in einem Jahr vielleicht schon Arzt oder Pfarrer oder Lehrer ist, sollte der nicht das Recht haben, in außergewöhnlichen Zeiten zu den öffentlichen Dingen ein Wort zu sagen?

anlassen die unterzeichneten Augenzeugen, ihre Feststellungen und Eindrücke darzulegen und sie der Oeffentlichkeit zur gerechten Beurteilung zu unterbreiten. Das Bestreben der bisherigen Darstellung geht offenbar allzusehr darauf aus, einzelne Tatsachen falsch zu kombinieren, aus ihrem wahren Zusammenhang herauszureißen und auf sie das Hauptgewicht zu legen, anstatt auf die wesentlichen Grundursachen und Zusammenhänge der ganzen Bewegung einzugehen.

Welches sind nun die Leitideen und Ziele der Demonstranten? Der Hauptzweck der ganzen Demonstration bestand offenbar in der Bekämpfung des „Krieges“ im weitesten Sinne dieses Wortes. Ganz richtig haben diese Leute erkannt, daß auch die äußerlich „neutrale“ Schweiz innerlich an denselben Grundübeln erkrankt ist, die in den Nachbarstaaten zum Kriege geführt haben und jetzt noch immer daselbst mächtig sind. Deshalb streben sie alle dahin, in unserm Lande die am meisten in die Augen fallenden, unser Volk korrumpierenden, widersittlichen Kräfte zu beseitigen. Da ist es vor allem die Munitionserzeugung, die am deutlichsten eine direkte Anteilnahme am allgemeinen Völkermorden darstellt. Zu all dem kommt aber noch die berechtigte Erbitterung eines großen Teiles unseres Volkes über die schwächliche, unser Land in jeder Hinsicht — auch dem Ausland gegenüber — schädigende politische Haltung unserer Behörden in Bund und Kanton. Die durchaus verfehlte Wirtschaftspolitik unserer Bundesbehörden hat besonders in den weitaus am meisten notleidenden Arbeiterkreisen eine zunehmende Erregung hervorgerufen, die, wie vorauszusehen war, sich auf eine spontane Weise Luft machen mußte. Die ganze Bewegung geht nicht von der offiziellen Sozialdemokratie aus, sondern ist der Ausbruch einer viel allgemeinern Gährung gegen den Krieg und alles, was ihm dient.

Nun zu den Ereignissen selber. Am Donnerstag den 15. November hatte eine größere Volksmenge auf dem Helvetiaplatz gegen Krieg und Militarismus und besonders gegen die Munitionsherstellung in der Schweiz demonstriert und dann in zwei Munitionsfabriken die Einstellung des Betriebes erzwungen. Außer der Zertrümmerung einiger Scheiben war kein weiterer Schaden angerichtet worden. Die Veranstalter waren die schon durch ihre öffentlichen Reden in Zürich bekannten pazifistischen Antimilitaristen Dätwyler und Rotter, ferner Vertreter des radikalen antimilitaristischen Flügels der Sozialdemokratie. Wer Dätwylers pazifistische Reden gehört hat, kann sich diesen Mann schwerlich als den Vorkämpfer einer gewalttätigen revolutionären Bewegung vorstellen, während andere Teilnehmer der Demonstration deutlich unter dem Einfluß der russischen Revolution für einen Generalstreik als Mittel zu einer Umänderung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung mit all ihren Begleiterscheinungen eintreten.

Die Bewegung hatte am Freitagabend ihren Fortgang genommen. Durch die sozialdemokratische Presse und Flugblätter wurde zu einer zweiten Versammlung eingeladen. Gegen acht Uhr hatten

sich etwa 200 Personen auf dem Helvetiaplatz eingefunden, wo Dätwyler abermals gegen Krieg und Munitionserzeugung zu sprechen begann. Da waren plötzlich etwa 60—80 Polizisten im Rücken der Versammlung erschienen und hatten sich in brutaler Rücksichtslosigkeit eine Bahn durch die dadurch aufs heftigste gereizte Menge gebrochen bis zu Dätwyler hindurch. Dieser war von seinem Standort heruntergezerrt und abgeführt worden. Nachdem bei weitern Angriffen von seiten der Polizisten überdies noch der jugendliche Sozialist Herzog verhaftet worden war, hatte sich ein regelrechter Zusammenstoß zwischen Polizei und Publikum entwickelt. Inzwischen war eine immer größere Volksmenge von allen Seiten herbeigeströmt. — Bis dahin beruht die Darstellung auf Berichten von anderer Seite.

Die nun folgenden Schilderungen gründen sich auf verschiedene persönliche Wahrnehmungen der Unterzeichneten.

Sobald im Fortgang dieser Demonstration auf dem Helvetiaplatz vom Freitagabend einzelne Redner versuchten, zu den Versammelten zu sprechen oder auch nur ein scharfes Wort der Entrüstung aus dem Publikum ertönte, setzte die Polizei wieder mit ihren Säbelangriffen ein. Nach einigen solcher Attacken drang die Menge durch die Ankerstraße gegen das Kreisgebäude 4 vor und verlangte dort stürmisch die Befreiung der Verhafteten Dätwyler und Herzog. Hier begannen die Angriffe der Polizei, die dort bereitstand, von neuem. Mit unglaublicher Härte und Roheit hieb sie auf die Herbeieilenden ein, um sie auseinanderzutreiben. Die Polizisten bildeten einen Kordon um das Kreisgebäude herum. Die Manifestanten schoben sich von Zeit zu Zeit gegen die Kette vor, wobei die Polizisten mit Schimpfworten überhäuft und mit Steinen beworfen wurden. Eine Studentin, die bereits durch Säbelhiebe an der Hand getroffen war, suchte einige Worte an die Menge zu richten, als sie von drei Polizisten plötzlich überfallen, geschlagen und nach dem Posten geschleppt wurde. Es folgten andere Ansprachen aufreizender und beruhigender Art. So forderte Rotter die Leute auf, die Gewalt nicht wieder mit Gewalt zu beantworten. Von anderer Seite dagegen hörte man Drohungen, man werde morgen bewaffnet wiederkommen. Allmählich ließ das manchmal stürmische Hinundher von Polizei und Publikum nach, und man durfte hoffen, es werde nicht zu weiteren Zusammenstößen kommen. Da folgte um 11 Uhr, nachdem die Stadtpolizei durch ein Aufgebot von Kantonspolizisten verstärkt worden war, von Seiten der Polizei eine neue Attacke, die alles frühere an roher Gewalttätigkeit übertraf. Frauen und Kinder wurden rücksichtslos überrannt. In dieser Weise ward der ganze Platz vor dem Polizeiposten und dem Bezirksgebäude geräumt, wobei auf beiden Seiten Verletzungen vorkamen. Gegen 12 Uhr verlief sich allmählich die Menge.

Am Samstag wurde in einem Flugblatt zu einer Protestversammlung gegen das Vorgehen der Polizei auf dem Helvetiaplatz

aufgefordert. Dahin begaben sich auch die Unterzeichneten. Eine gewaltige Menge fand sich dort um 8 Uhr abends ein und hörte verschiedene Redner an, die alle gegen das gestrige Vorgehen der Polizei und die unwahren Darstellungen der Vorgänge in gewissen Blättern heftig protestierten. Dabei wurde mitgeteilt, daß die Polizisten mit scharfer Munition versehen worden seien. Der letzte Redner forderte die Versammlung auf, am nahen Bezirksgebäude vorbei zur Neuen Zürcher Zeitung zu ziehen und dort gegen die falsche Berichterstattung der Presse zu demonstrieren. Unter dem Absingen der Internationale setzte sich der Zug durch die Ankerstraße in Bewegung. Vor der Kreiswache 4, gegenüber dem Bezirksgebäude, dem Schauplatz der Vorgänge vom Freitag, staute sich die Masse. Ein großer Teil setzte den Weg nach der Neuen Zürcher Zeitung ohne weiteres fort, während ein anderer, kleinerer, den Polizeiposten umstellte und die Verhafteten stürmisch herausverlangte. Die Polizeilaterne und ein Fenster samt dem geschlossenen Laden wurden durch Steinwürfe des Publikums zertrümmert. Einzelne Gruppen forderten dazu auf, ebenfalls nach der N. N. Z. abzumarschieren. Da kamen von der Ankerstraße her zirka 30 Polizisten. Vor dem Posten angelangt, zogen sie blank, schwärmten aus und begannen auf die Menge in wilder Hast besinnungslos einzuhauen und drängten sie zurück. Die Szenen vom Freitag wiederholten sich. Tatsächlich haben wir gesehen, wie die Polizisten mit ganz besonderer Wucht auf solche einhieben, die wehrlos am Boden lagen. Ein älterer Mann, der langsam und etwas gebückt wegging, wurde — ohne vorgängigen Warnungsruf oder Aufforderung zum schnellern Gehen — von hinten durch einen Polizisten mit dem Säbel über den Kopf geschlagen; er stürzte vornüber auf das Pflaster, verlor den Hut, und während der Polizist auf seine Glatze mit dem Säbel einhieb, erhob der Mann sich mühsam vom Boden, drehte sich um, und gab einen Schuß ab. Es war ein dumpfer und schwacher Knall; die Unterzeichneten hatten den Eindruck, es sei ein blinder Schuß. Im nächsten Moment wurde der Mann von mehreren Polizisten wieder zu Boden geschlagen, und mit den Säbeln geschlagen. Dieses war der berüchtigte erste Schuß, der in der Notwehr von einem Zivilisten abgegeben wurde (Peter, Luzern). — Dies mochte ungefähr um 9 Uhr geschehen sein. Dieser Schuß blieb vereinzelt. Die Menge wurde mit den Säbeln immer weiter zurückgetrieben bis auf die Höhe des Betreibungsamtes an der Badenerstraße. Jetzt zog auch ein großer Teil der noch zurückgebliebenen Demonstranten ab, Richtung Neue Zürcher Zeitung. Auf der Quaibrücke stießen sie auf die bereits von der N. Z. Z. zurückkehrenden Haufen, die, nachdem sie von den neuen Polizeiattacken gehört hatten, durch die Badenerstraße zurückflutete gegen die Kreiswache 4. Was inzwischen während etwa einer halben Stunde dort vorgegangen war, entzieht sich unserer Kenntnis. Auf der Höhe der St. Jakobskirche hörten wir plötzlich

Schüsse fallen. Beim weiteren Vorgehen konnte man vom Zweierplatz aus die schießenden Polizisten auf der Höhe der evang. Buchhandlung, zum Teil auf der Badenerstraße selber, zum Teil auf der von Südwesten einmündenden Seitengasse feststellen. Auf dem Zweierplatz fiel das erste Opfer, der in der Herzgegend getroffene Spengler Emil Schadegg. Durch die Masse hindurch wurde er weggetragen. „Tot! Mord! Hut ab!“ und ähnliche Ausrufe ertönten aus der Menge, die den Schwerverwundeten für tot hielt. In äußerster Wut stürmten die Demonstranten vorwärts. Die Polizisten antworteten mit Schüssen. Hinter den Vordersten errichteten andere auf der Höhe eines im Bau befindlichen Häuschens (Zweierplatz) eine notdürftige Barrikade aus Brettern und Steinen. Auf eine weitere Schießerei hin, wobei das Einschlagen der Geschosse an den Mauern und Rolläden deutlich wahrnehmbar war, zog sich beinahe alles hinter die Barrikade zurück. Um die gleiche Zeit erschien von der St. Jakobskirche her eine Gruppe Rekruten, die von der Menge mit Steinen and Schimpfworten empfangen wurde, und bald darauf Mitrailleure und Landsturmsoldaten mit Oberst Reiser. Das Militär vereinigte sich mit der Polizei. Das Publikum zog sich jetzt bis zur St. Jakobskirche zurück. Die Barrikade war inzwischen von den Soldaten beseitigt worden, and an ihrer Stelle ein Maschinengewehr aufgestellt, Front St. Jakobskirche, das jedoch bald wieder zurückgenommen wurde. Der Platz wurde durch Landsturmsoldaten abgesperrt. Die Menge flutete nach und verhandelte friedlich mit den Soldaten, die sich in keiner Weise provozierend benahmen, im Unterschied von der Polizei. Einzelne von uns begaben sich allmählich zum Helvetiaplatz. Auf dem Wege dorthin hörten wir Maschinengewehrfeuer, das von den Mitrailleusen abgegeben wurde, die inzwischen, wie wir nachher feststellen konnten, dort aufgestellt worden waren. Der ganze Helvetiaplatz war durch Soldaten abgesperrt und in der Mitte zwei Maschinengewehre aufgestellt. Vor dem Soldatenkordon stand eine große Volksmenge. Die Maschinengewehre feuerten einige Male gegen das Postgebäude gegenüber dem Volkshause. Die Einschläge konnten nachher in geringer Höhe über dem Boden festgestellt werden. Auch hier wurden Personen verletzt. Nach einiger Zeit — etwas nach 11 Uhr — wurden die Maschinengewehre aufgepackt, das Militär in den Eingang der Ankerstraße zurückgezogen und der Platz freigegeben. Die Leute strömten nach. Die Polizei war schon früher zurückgezogen worden, was sehr beruhigend wirkte. Den Soldaten gegenüber nahm das Volk überhaupt eine viel weniger gereizte Haltung ein. Oberst Reiser richtete an die Menge eine Ansprache, in der er sie aufforderte, heimzugehen, er werde dann das Militär zurückziehen. Einzelne Stimmen verlangten die Freilassung Dätwylers. Die Demonstranten machten Miene abzuziehen, während Oberst Reiser seine Truppen auf dem Amtshausplatz vor dem Kreisgebäude zusammenzog. Das Volk folgte

trotzdem durch die Ankerstraße nach. Zu gleicher Zeit wie das Militär gegen die Badenerstraße abmarschierte, zirka 11 Uhr 30 zogen sich auch die letzten Polizisten in das Kreisgebäude zurück.

Von neuem belagerte nun die Menge den Polizeiposten und bewarf ihn diesmal von der Badenerstraße her mit Steinen. Rufe wie: Die Läden aufreißen! wurden laut; einzelne rissen die Fensterläden aus den Riegeln hinaus, ein Mann stieß mit einem Brett die Fenster ein. Die Polizei verhielt sich ruhig. Bald kam aber auch die Badenerstraße herunter Verstärkung der Polizei an (ca. 30 bis 40 Mann), die von der Menge, die das Kreisgebäude umstand, in der Aufregung nicht bemerkt wurde. Bei ihrer Ankunft machte auch die Polizeimannschaft im Kreisgebäude 4 einen Ausfall und vertrieb, vereint mit der Verstärkung, die Menge Badenerstraße auf- und abwärts. Auch hier fielen beiderseits Schüsse. Von einem der Unterzeichneten wurde gesehen, wie ein Polizist ein Mädchen, das zu Boden gestürzt war, mit dem Säbel schlug.

Soweit die Feststellungen der Augenzeugen, von denen jeder einzeln von verschiedenen Standorten aus einen Teil der Vorgänge beobachtete.

Konklusionen.

Auf Grund dessen, was die Unterzeichneten erlebt und mit möglichster Genauigkeit wiedergegeben haben, ergibt sich: Die Vorkommnisse sind in keiner Weise eine methodisch vorbereitete und planmäßig durchgeführte Aktion, schon darum, weil es in diesen Tagen an einer zielbewußten Leitung fehlte. Es waren eine Reihe von spontanen Ausbrüchen, die freilich nicht des innern Zusammenhanges entbehrten. Sie waren der Ausdruck der Stimmung derjenigen Kreise, die nicht nur materiell, sondern auch seelisch am schwersten unter dem Krieg leiden und für ihren Protest weder bei den Behörden noch im Schoße ihrer eigenen Bewegung das richtige volle Verständnis fanden. So war es erklärlich, daß das Auftreten Dätwylers ihre Sympathie weckte und seine gewaltsame Unterdrückung ihre Entrüstung hervorrief. Daß die Erregung zu einzelnen Mißgriffen und Fehlern geführt hat, ist nicht zu leugnen. Beim größten Teile der Menge jedoch war kein Vorsatz zu Gewalttätigkeiten vorhanden. Keiner der Unterzeichneten hat bis 12 Uhr auch nur einen einzigen Zivilisten — mit Ausnahme des 59-jährigen Peter aus Luzern — schießen gesehen; oder eine Waffe in Zivilistenhänden wahrgenommen. Rufe nach Waffen ertönten allerdings einigemale, als immer wieder in die wehrlose und entrüstete Menge hinein die Schüsse der Polizisten fielen. Wäre die von einzelnen Demonstranten ausgegebene, freilich auch von anderer Seite sofort bekämpfte Parole „Waffen mitbringen" allgemein oder auch nur von einer zahlreichen Gruppe befolgt worden, so hätten die Zusammenstöße einen viel schwereren Charakter angenommen. Auch

die tatsächlich vorgekommenen Ausschreitungen sind, abgesehen von der allgemeinen Verbitterung, die einen erregten Geisteszustand schaffen mußte, zum großen Teil auf das Vorgehen der Polizei am Freitag zurückzuführen und als Reaktion gegen dasselbe zu verstehen. Wir wollen sie damit nicht in Abrede stellen und rechtfertigen. Wir möchten nur, daß man sie in richtigem Zusammenhang begreife und auf die Ursachen zurückführe, die dabei wesentlich mitbedingend waren. Das Auftreten gegen die Manifestation stand durch die Rücksichtslosigkeit und den ins Werk gesetzten Apparat in keinem Verhältnis zu den Erscheinungen, die man bekämpfen wollte. Es mußte im Gegenteil aufs äußerste provozierend wirken und die Leidenschaften steigeren, anstatt sie zu beruhigen. Wir haben den bestimmten Eindruck, daß diese Art des Vorgehens solche Leidenschaften geradezu schaffen und entfesseln mußte. Die Verkennung der tiefsten Motive, aus denen die Menge handelte, auch da, wo sie falsche Wege betreten hat, und dieses grenzenlose Mißverhältnis zwischen den faktischen Vorgängen und den Mitteln, mit denen man sie bekämpfte, halten wir für die Hauptfehler, die von den Behörden begangen worden sind. Mit der möglichst genauen Wiedergabe dessen, was wir auf Grund unserer bestimmten Eindrücke als Fehler bezeichnen müssen, hört die Pflicht der Berichterstattung auf. Wir überlassen es ganz den Lesern, zu diesen Ausführungen Stellung zu nehmen und sich über die dargestellten Vorgänge ein eigenes Urteil zu bilden.

Zürich, den 20. November 1917.

Fritz Lieb, cand. theol.
Robert Schneider, cand. iur.
Heinrich Ritzmann, stud. oec. publ.
Waldemar Reist, stud. arch.
Heinrich Meili, cand. iur.
Karl Weller, stud. phil. I.
Alfred Hübscher, stud. theol.
Adolf Schneider."

Wir möchten zu diesem Berichte noch folgende Bemerkungen fügen.

1. Daß uns die Vorgänge in Außersihl eine tief schmerzliche Sache sind, ist selbstverständlich. Schon das Vorgehen gegen die Munitionsfabriken erschien uns sehr fragwürdig. Wir kommen über die Meinung nicht weg, daß man das Reich der Gewalt nicht durch Gewalt wirklich besiegen könne. So ist auch im übrigen Verhalten der Manifestanten manches, das wir natürlich ohne weiteres verurteilen. Wer wird solche Dinge als gut und richtig hinstellen? Besonders Eins können wir nicht genug betonen: man liefert damit der wüstesten Reaktion Wasser auf die Mühle und vergeudet Kraft, die man so viel besser auf andere Weise brauchte. Seit Jahren beobachten wir nun dieses betrübende Schauspiel: die Arbeiterschaft läßt

sich durch ihre berechtigte Erbitterung zu tumultuarischen Demonstrationen verführen, die an und für sich wenig bedeuten, aber große Aufregung verursachen; dann greift der Staat mit seinen Gewaltmitteln ein und sofort duckt sich die Arbeiterschaft, wird kleinmütig und feig. Auf den Rausch folgt der Katzenjammer und die Energie für den ernsten Kampf, den sie zu führen hätte, geht verloren. Dieses armselige, die Arbeiterschaft alles Kredites beraubende Spiel, dieses Demonstrieren und Wortemachen, das über den Mangel an wirklichen Taten hinwegtäuschen soll, muß einmal aufhören.

Besonders bedenklich ist, daß solche Vorfälle überall und namentlich in einer Stadt wie Zürich den schlimmsten Geistern erwünschte Gelegenheit geben, in Aktion zu treten, wodurch die Sache der Arbeiterschaft in Gefahr gerät, mit verbrecherischem Tun in verhängnisvolle Gemeinschaft zu kommen. Daß der Lockspitzel dabei nicht leicht fehlen wird, liegt auf der Hand. In Zeiten von schwerer nationaler Not wachsen alle diese Gefahren ins Zehnfache. Es wird denn auch allgemein von gewissen fremden Einflüssen geredet, die bei den letzten Ereignissen ihre Hand im Spiele gehabt hätten, ohne daß wir ein Urteil darüber hätten, was daran ist.

Aber nachdem dies festgestellt ist, muß mit den Verfassern des Berichtes betont werden, daß das Verhalten der staatlichen Gewalt, besonders in Form der Polizei, einen wesentlichen Anteil an der Schuld trägt. Ihre Reaktion stand in gar keinem vernünftigen Verhältnis zu den vorgekommenen Ausschreitungen. Es ist uns auch von anderen, höchst glaubwürdigen Augenzeugen mitgeteilt worden, daß die Polizei ohne jeden Grund Frauen aufs schlimmste mißhandelte und ebenso, daß sie friedliche Passanten, Trambeamte u. s. w. überfallen habe. Sie tat nichts, wo sie hätte eingreifen sollen und griff aufs brutalste ein, wo keine Notwendigkeit hiefür vorhanden war; sie ließ die Dinge sich entwickeln und ging dann wie wahnsinnig los. Man hat aus diesem seltsamen Verhalten geradezu auf ein berechnetes System der Provokation geschlossen; wir wollen annehmen mit Unrecht. Was das Militär betrifft, so hat es sich freilich besser verhalten, aber man muß doch die Eine Tatsache hervorheben: es hat Maschinengewehre aufgefahren und mit ihnen geschossen! Allerdings nur gegen die Mauern. Aber man bedenke, daß dies auf eine schon furchtbar erregte Volksmenge fast den gleichen Eindruck macht, wie wenn direkt auf sie gezielt worden wäre. Sie hört das unheimliche Knattern dieser furchtbaren Mordmaschinen, hört das Schreien der Geängstigten und durch die abprallenden Kugeln Getroffenen und gerät in wahnsinnige Wut. Ist es wirklich nötig gewesen, diese schlimmste der Waffen gegen das Volk aufzuführen? Weiß man, daß solche Dinge eine *symbolische* Bedeutung haben? Uns dünkt, daß mit diesem Auffahren von Maschinengewehren gegen das Volk wieder ein Stück Schweiz verloren gegangen sei. Die Folgen werden nicht ausbleiben.

Es wären gewiß noch eine Reihe von Mitteln möglich gewesen, bevor man zu diesem äußersten hätte greifen müssen; eine ganze Stufenleiter hätte man noch durchschreiten müssen, bevor auch nur das Dreinhauen mit dem Säbel, geschweige denn das Schießen nötig geworden wäre. Ein Augenzeuge von Berliner Krawallen, bei denen in einer halben Stunde Sachbeschädigungen im Betrage von mehreren Millionen vorgekommen seien, versichert uns, daß die Polizei dabei auch nicht einmal den Säbel gezogen habe. Aehnliches erzählt ein anderer von Moskau (vor der Revolution). Muß man denn ausgerechnet in der „freien Schweiz" am brutalsten gegen das Volk auftreten?

Wir kommen damit auf das schon wiederholt behandelte Thema von der Art und Weise, wie solche Unruhen behandelt werden sollten. Man könnte die Frage aufwerfen, warum man denn statt Maschinengewehre nicht die Feuerwehr aufbietet? Ein Kaltwasserstrahl oder schon die Drohung damit täte sicher in den allermeisten Fällen seinen Dienst und löste statt der Wut den Humor aus. Aber es gibt noch ein besseres Mittel: Warum erscheinen denn bei solchen Anlässen keine Männer aus den Behörden, um ein einfaches, herzliches Wort zu reden? Warum rücken sie erst hinterher auf, wenn es zu strafen gilt? Gibt es nicht auch im bürgerlichen Leben Offiziere, die die Pflicht haben, vorauszugehen, wo Gefahr ist? Wie beruhigend hat die Ansprache des Obersten Reiser gewirkt!

Am besten aber hat ein Polizeihauptmann durch sein Verhalten den Kern des Problems aufgedeckt. Als die Menge vor das Gebäude der Neuen Zürcher Zeitung, die in der letzten Zeit auf besonders gehässige Weise gegen die „Apostel des Pazifismus" geredet hatte, strömte und es dort wieder zu einem Kampfe mit der Polizeimannschaft zu kommen schien, die schon mit gezückten Säbel bereit stand, da trat der Polizeihauptmann vor und rief: „Steckt die Säbel ein, ihr Mannen, die dort sind auch Menschen." Dann schlug er den Demonstranten vor, abzuziehen, ihnen versprechend, daß die Polizei dies auch tun wolle, und zwar zuerst. Jubelnd und mit Hüteschwenken wurde der Pakt angenommen und alles verlief in Minne. Wir müßten nur einmal lernen, uns als Menschen zu betrachten und zu behandeln und alles würde gut.

2. Wir möchten auch auf die Veranlassung dieser Vorgänge noch einmal zurückkommen. Der Führer des Vorgehens gegen die Munitionsfabriken, der nun so berühmt und berüchtigt gewordene Dätwyler ist für den Sinn des ganzen Ereignisses typisch. Alle, die ihn kennen (wir gehören selbst dazu), stimmen in dem Urteil überein, daß er ein lauterer und guter Mensch sei, nur in seinem Haß gegen den Krieg fanatisch und ohne geistige Weite. Er ist im Grunde gegen jede Gewalt. Aber seit Jahren predigt und schreibt er nun unermüdlich gegen den Krieg und erntet als Frucht fast nur Spott. Da verliert er die Geduld. Er denkt, es müsse einmal etwas geschehen, das zum Aufmerken zwinge, und er geht hin und veranlaßt Munitions-

fabriken zur Schließung — mit Gewalt! Wir fragen: tragen nicht Alle mit ihm die Schuld, die dieses greuliche Uebel unter uns geduldet haben, ohne etwas Ernsthaftes dagegen zu tun? Ist nicht unser mangelnder Eifer gegen Krieg überhaupt mitschuldig an seinem falschen?

Besonders wäre hier von der Sozialdemokratie ein Wort zu sagen. Ihre Presse hat für den Pazifismus immer nur Hohn und Geringschätzung gehabt, sie hat auch Dätwyler abgeschüttelt, vor und nach diesen Ereignissen. Aber es ist ihre Strafe, daß sie ihn nun doch nicht los geworden ist. Es ist eine Nemesis darin. Denn sie hätte alle Ursache gehabt, den Pazifismus sehr ernst zu nehmen.

Und noch eine weitere Bemerkung drängt sich auf. Es herrscht nun große Entrüstung über die Gewaltsamkeiten, die gegen die Munitionsfabriken begangen worden sind. Aber diese Entrüsteten haben vor einigen Tagen die Reformationsfeier begangen. Sie sollten sich erinnern, daß zur Zeit der Reformation in diesem nämlichen Zürich erbitterte Volkshaufen in die Kirchen eindrangen, die Orgeln zerschlugen, die Glocken aus den Türmen hinunterholten, die Heiligenbilder von den Postamenten, die geweihten Decken von den Altären und die Meßgewänder aus den Sakristeien rissen, um sie auf offenem Platz zu verhöhnen. Und doch waren diese Dinge vielen Menschen noch heilig! Sie begreifen dies, billigen es — aber die Schließung von Fabriken des Todes soll ein Greuel sein? Wie gesagt, wir sind gegen die Gewalt, aber zu denken geben solche Erinnerungen doch. Die Leidenschaft gegen den Krieg ist doch wohl nichts Unheiliges. Wenn sie sich zur Gewaltsamkeit steigert, so entsteht wieder die Frage, ob die Vielen, die sich dagegen entrüsten, sich über die ganz unvergleichlich, ja geradezu unendlich furchtbareren Taten der Gewalt, wie der Krieg sie jeden Tag zeitigt, entsprechend entrüsten. Wenn nicht, dann dürfte ihr jetziger Zorn geringen Wert und geringe Echtheit haben.

3. Nun müssen wir überhaupt auf die Art und Weise zu sprechen kommen, wie die bürgerliche Welt sich zu diesen Ereignissen stellt. Es ist, soweit die Presse und das durchschnittliche Urteil in Betracht kommt, das Gleiche, was man bisher in solchen Fällen immer erlebt hat: man verwechselt die Symptome eines Uebels mit seiner Ursache oder sucht diese am falschen Ort. Man vergißt, daß namentlich in verworrenen und kritischen Zeiten die Volksmassen selten eine ruhige und zutreffende Sprache für das, was sie bewegt, finden. So sprechen sie dann meistens in Taten, die sinnlos scheinen. Wer aber Ohren hat zu hören, der vernimmt daraus den „unartikulierten Schrei“, von dem Carlyle redet, und deutet diese Sprache nach ihrem wahren Sinn. Wenn doch ein Dutzend unserer Staatslenker einmal Carlyles „Chartismus“ läsen! Wie nahe läge es auch ohne dies jedem halbwegs Nachdenklichen, die Außersihler Vorgänge als einen Ausbruch der angehäuften Spannung einer furchtbaren Krise zu erklären! Aber was erleben wir statt dessen? Ein wildes Lostoben gegen die Sozialdemokratie und eine rasche Ausnützung der Vorgänge zu Gunsten der reak-

tionären Pläne. Die Presse bringt Berichte, die alle nach einem Schema gemacht sind. Die Demonstranten sind allein schuldig. Sie haben durch ihr Schießen das der Polizei hervorgerufen. Das Ganze geschah nach einem vorbedachten, von dem radikalen Flügel ausgeheckten Plan. Dätwyler war nur ein Werkzeug. Der Belagerungszustand wird verhängt, das Volkshaus abgesperrt. Es wird Militär in Masse aufgeboten. Der Ruf wird laut, daß dieses nur recht schneidig dreinfahren solle. Verhaftungen der „Rädelsführer" werden vorgenommen. Wer nun das Sekretariat der sozialistischen Jugendorganisation betritt, wird festgenommen; Münzenberg, der Urheber alles Uebels, ausgewiesen; die Forderung aufgestellt, daß man es mit möglichst Vielen von seinesgleichen ebenso halte. Endlich erscheinen noch die berühmten Bomben, die bei solchen Anlässen nie fehlen dürfen, und der Apparat ist fertig.

Wie grundfalsch ist das alles! Was die Bomben betrifft, so scheint niemandem einzufallen, daß sie aller Wahrscheinlichkeit von Lockspitzeln oder ähnlichen Leuten stammen.

Wir wissen ferner wie es mit jenem „ersten Schuß" steht. Es verging dazu eine Stunde (sagt man uns) zwischen ihm und dem Schießen der Polizei. Von einem vorbedachten sozialistischen Plan keine Spur. Das glauben wir aus guter Kenntnis der Sachlage versichern zu dürfen. Daß revolutionäre Stimmungen in der Arbeiterschaft reichlich vorhanden sind, weiß jedermann, aber diese hatten nicht im geringsten die Absicht, sich auf solche Weise zu äußern. Die Jungburschen haben sich zum Teil große Mühe gegeben, den Ausschreitungen zu wehren. Münzenberg, der im übrigen keineswegs unser Mann ist, hat sich ruhig verhalten und ebenfalls abgewehrt. Es ist eine alte Dummheit, zu meinen, daß bestimmte Ideen und Bewegungen die einem nicht gefallen, immer von irgend einem schlimmen einzelnen Menschen gemacht würden. Und was die Verhaftungen betrifft, so müßte man eigentlich *den Krieg* verhaften. Er ist der Verschwörer, der im Hintergrund dieser Ereignisse steht.

Denn man müßte, wie wir schon angedeutet haben, völlig blind sein, wenn man den Sinn dieser Außersihler Ereignisse verkennen wollte. Der *Anlaß* war die Agitation Dätwylers (und Rotters), aber die *Ursache* war die durch den Krieg geschaffene Lage. Wenn die Not bis jetzt noch nicht aufs höchste gestiegen ist, so sind doch schon Hunger, Kälte und Blöße eingezogen und ist das Gespenst der Verzweiflung aufgetaucht. Zum Schicksal kommt die Schuld der Menschen. In dem Augenblicke, wo die Herabsetzung der Brotration angekündigt wird, verschwinden die Kartoffeln vom Markte, man weiß warum. Dafür werden die Bauern sich gewaltig gegen die Außersihler Arbeiter entrüsten. Der Arbeiter weiß sich kaum mehr zu helfen, trotz teilweise gestiegener Löhne, aber er sieht, wie ringsherum große Vermögen im Nu gemacht werden, durch seine Arbeit oder auch durch wucherische Ausbeutung des Volkes. Er sieht das Land voll von

Schiebern, Spionen, Agenten, die sich's in unseren Hotels wohl sein lassen, liest aber von Maßregeln, die in erster Linie gegen die fremden Deserteure, Refraktäre und Antimilitaristen geplant sind. Diese gehören, wie jeder weiß, der wirklich die Verhältnisse kennt, statt sie im Parteiinteresse zu konstruieren, mit verschwindenden Ausnahmen zu den ruhigsten und harmlosesten Bewohnern der Schweiz, zum Teil auch zu den edelsten, und die Ausnahmen sind dies nicht, weil sie Deserteure oder dergleichen sind, sondern ihrem ganzen Charakter gemäß. Er weiß, daß man gegen diese Deserteure und Dienstverweigerer, auch auf die ruhigsten, mit aller Schneidigkeit vorgehen, daß aber auf hundert Wucherer, Spione und Agenten, die unser Land verderben, nicht einer über die Grenze geschoben werden wird. Während man nun über eine Versammlung, die diese gefährdeten Menschen in einem geschlossenen Lokal veranstalten, als über eine unerhörte Herausforderung wettert, übergeht man eine Hindenburgfeier auf dem Rütli mit Stillschweigen oder tut sie mit ein paar schwachen Worten ab und läßt einen schweizerischen Major im Dienste einer fremden Propaganda die Schweiz aufs schwerste mißbrauchen, ohne dafür Strafe zu forden. Seit Jahren sieht und erträgt die Arbeiterschaft dies und vieles, vieles andere und dann wundert man sich, wenn die Flamme der Wut, die schon lange schwelte, unter einem Windstoß plötzlich hoch emporschlägt!

Schließlich bedenke man auch hier einige einfache Wahrheiten. Seit dreiundeinviertel Jahren ist die Welt von Gewalt, Blut und Haß erfüllt. Glaubt man, daß dies keinen Einfluß auf das Seelenleben der Menschen habe? So ist auch unser Wirtschaftssystem auf Egoismus und Plünderung gegründet, wie sich besonders in diesen Zeiten gezeigt hat. Muß eine solche Atmosphäre Vorgänge, wie die in Frage stehenden, nicht fast mit Notwendigkeit hervorrufen? Muß man sich nicht wundern, wenn sie nicht noch häufiger und in größerem Maßstabe vorkommen? „Kann man auch Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln?"

Die Verblendung beherrscht uns und treibt uns dem Abgrund entgegen. Wir sehen die wirklichen und schwersten Gefahren nicht, oder wollen sie nicht sehen und toben gegen eingebildete oder doch weniger schlimme, uns damit die schlimmsten erst schaffend. Der größte Teil unserer bürgerlichen Presse verliert nicht nur die Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern auch das Interesse des Vaterlandes völlig aus den Augen, wenn es gilt, der Sozialdemokratie etwas anzuhaben. Auch Blätter, die sonst auf größerer Höhe stehen, bringen dann anstandslos die ersten besten Lügenberichte. Keine Maßregel ist ihnen dann zu reaktionär. Nach unserem Urteil verdient seit einiger Zeit die bürgerliche und bäuerliche Presse den Vorwurf der skrupellosen Hetzerei in bedeutend höherem Grade als die sozialdemokratische, so wenig wir im übrigen deren Tun und Haltung billigen können. So

treiben wir dem Bürgerkrieg entgegen und die Demokratie wird zur Farce.

4. Aber mitten in diesem verhängnisvollen Spiel geschieht etwas völlig Unerwartetes. Die Blätter berichten: Die kantonale Kirchensynode (sc. die des Kantons Zürich) nahm nach längerer Diskussion folgende Resolution an auf Antrag Reichen: „Die Kirchensynode bedauert die Vorgänge vom 17. November. Sie erkennt eine Hauptursache derselben in der unchristlichen, undemokratischen und aufreizenden politischen und wirtschaftlichen Ordnung unserer Gesellschaft, insbesondere der Anhäufung von Gewinn und Vorräten auf der einen und in dem steigenden Mangel auf der andern Seite. Sie fordert die Behörden auf, mit aller Energie für eine bessere Verteilung der Vorräte zu sorgen und der staatsgefährlichen Profitmacherei und den übrigen Mißständen zu steuern. Sie fordert die einzelnen Glieder der evangelischen Landeskirche auf, an ihrem Ort zu einer Verbesserung der Verhältnisse nach Kräften beizutragen." Ferner beschloß die Synode fast einstimmig auf Antrag Finsler: „Die Kirchensynode lädt den Kirchenrat ein, in einer Ansprache an das Volk zu den furchtbaren Ereignissen am 17. November Stellung zu nehmen. In dieser Ansprache soll den besitzenden Klassen ins Gewissen geredet und dieselben zu den größten Opfern, die der Notlage einigermaßen entsprechen, um Christi Willen aufgefordert werden."

Diese Beschlüsse sind von so einleuchtender Tragweite, daß es fast schade ist, darüber etwas zu sagen. Sie werden sehr viel dazu beitragen, die Gefahren der Lage zu beschwören. Sie zeigen, was geschehen muß, wenn Ereignisse wie die am 17. November, aufhören sollen. Sie sind aber auch ein hocherfreuliches Zeichen einer hereinbrechenden neuen Zeit. Die zürcherische Kirchensynode wird damit unseres Wissens die erste offizielle kirchliche Körperschaft, die klipp und klar ausspricht, daß unsere Gesellschaftsordnung unchristlich sei. Ein Ereignis von der größten inneren Bedeutung! Wenn dieser Geist die Kirchen ergriffe und durchdränge, dann fiele unsere Opposition gegen sie dahin. Wir möchten von dieser Sitzung der Kirchensynode des Kantons Zürich in der Stadt Zwinglis (an der Stätte der Reformationsgespräche) sagen, daß sie die einzige wahrhafte Reformationsfeier gewesen sei.

5. An diesem Ereignis ist Eines besonders interessant: die Kirchensynode von Zürich hat ungleich kräftigere Töne des Verständnisses für die letzten Vorgänge gefunden, als die sozialdemokratische Partei. Das ist ein Umstand, der bedeutsame Ausblicke eröffnet.

Wir überlassen dem Leser, ihnen nachzugehen und möchten unserseits nur dem Bedauern Ausdruck geben, daß die sozialdemokratische Presse sich bei diesem Anlaß so wenig auf der Höhe gezeigt hat. Auch bei ihr kehrte jenes alte Spiel wieder: am Anfang des Aktes große Worte und Gebärden, am Ende kleinlautes Sichverkriechen. Aehnliches gilt von der Parteileitung. Es zeigt sich überhaupt klar, daß

es auf den bisherigen Wegen nicht mehr weiter geht. Die Partei bedarf, bevor sie zu einem Handeln fähig ist, das der Größe der jetzt herandrängenden Aufgaben entspricht; selbst einer Revolution. Aus dem Wechsel von Rausch und Katzenjammer und dem Schwanken zwischen dem Philistertum zur Rechten und dem Putschismus zur Linken muß sie sich herausreißen zu einer raschen und gründlichen Besinnung auf ihre letzten Ziele und die Bedeutung der Stunde, die dann die Einleitung bildet zu ruhigem aber festem Handeln. Der Sozialismus muß, durch die furchtbare Krise der Zeit gereinigt und verjüngt, neu hervorbrechen zur Eroberung der Welt.

Die Zürcher Ereignisse sind ein neues Mene Tekel. Sie können eine Einleitung zum sozialen Bürgerkrieg, aber sie können auch ein Anfang neuer Dinge sein. Welches von beiden der Fall sein wird, hängt zum guten Teil von uns selbst ab. Wir hoffen, daß aus ihnen Gutes hervorgehe. Die Redaktion der Neuen Wege.

Redaktionelle Bemerkungen.

Zu unserem großen Leidwesen müssen wir unsern Lesern mitteilen, daß die Neuen Wege genötigt sind, das Jahresabonnement um einen Franken zu erhöhen. Die Maßregel war nicht zu vermeiden. Denn infolge des ungeheuren Steigens der Papierpreise und anderer Materialien, und der erhöhten Arbeitslöhne sind die Herstellungskosten um die Hälfte größer geworden als bisher. Die Neuen Wege teilen hierin das Schicksal aller andern Preßerzeugnisse. Wir haben besonders in den letzten Jahren große finanzielle Opfer gebracht, um unsere Zeitschrift auch für bescheidene Börsen zugänglich zu halten und haben dazu fortwährend, dem Bedürfnis dieser ereignisschweren Zeiten gehorchend, bedeutend mehr an Stoff geboten, als wir verpflichtet gewesen wären. Dafür dürfen wir wohl hoffen, daß nicht nur unsere alten Freunde uns treu bleiben, sondern auch neue sich zu ihnen gesellen werden. Der Umstand, daß wir (seit bald zwei Jahren) in Deutschland und Oesterreich verboten sind, hat uns eines Viertels unserer Abonnenten beraubt. Das bedeutet einen schweren Schlag. Wir haben ihn überlebt, hoffen aber umso mehr, daß unsere Freunde uns helfen werden, auch die kommenden, vielleicht noch größeren Schwierigkeiten zu überwinden. Wir glauben, daß die Aufgabe der Neuen Wege noch nicht erfüllt sei und viele Zeichen bestärken uns darin.

Was die vorliegende Nummer betrifft, so steht sie zum Teil noch unter dem Nachklang der Reformationsfeier. Einer der Beiträge läßt dazu die Stimme eines unserer „Jungen" zum Rechte kommen. Mit dem Aufsatz „Unser Sozialismus" nähert sich die Serie „Neue Wege" dem Abschluß. Die einzelnen Aufsätze, wie die ganze Reihe, haben einen größeren Umfang angenommen, als ursprünglich geplant war. Dem Autor liegt daran, um Entschuldigung zu bitten, daß er in diesem Jahrgang so viel Raum in Anspruch genommen hat. Er wird im kommenden dafür gern in den Hintergrund treten, hofft dagegen, daß seine Aufsätze ein Ausgangspunkt lebhafter Arbeit und Diskussion werden.

Im übrigen häufen und verschärfen sich die Ereignisse so sehr und wird die Finsternis so groß, daß wieder, wie in den ersten Zeiten der Katastrophe, der Wunsch, schweigen zu dürfen, groß wird. Was wir uns Allen wünschen müssen, ist der Glaube, daß trotz allem am Ende ein heller und großer Sieg Christi stehen werde.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.



Jesus.

Aphorismen.

Motto: Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit, die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.

Das Unendliche kann nur in endlicher Form sichtbar werden; sowie es sich selbst, ohne Umhüllung, sinnlich darstellen will, zerfließt es in nichts. Das Lebendige wird dann Schablone.

„Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset und sein Blut nicht trinket, so habt ihr das Leben nicht in euch" d. h., wenn ihr euch nicht so Jesu assimiliert, daß euer armes Ich erstirbt und der Meister euer Denken und Handeln von innen heraus regiert.

Jesus ist der Schilderer der Seele. Er hat einen Doppelblick: für das Ganze und die Einzelheiten des Seelenlebens. Er spricht seine Gedanken mit derselben Offenheit und man möchte fast sagen, Verlorenheit aus, wie es ein Kind tut; aber seine Seele gibt auch an Schärfe und Feinheit dem gewiegtesten Weltmanne und Diplomaten nichts nach. Er taucht in die Tiefe und bringt Perlen herauf.

Jesu Technik in der Kunst der Seelenmalerei grenzt an Märchenzauber.

Keiner hat wie Jesus im Schmutz der Welt das Gold des Geistes aufzulesen verstanden. Er hat ein gut Stück der „Welt" für das Gottesreich erobert. Kein Gegenstand, keine Situation der Welt ist nunmehr von der religiösen Betrachtung ausgeschlossen oder ihr verschlossen. Seit ihm gibts keine Grenzen mehr für den religiösen Bereich.

Jesus ist das erd- und himmelbewegende Enfant terrible der Religion; aber im schönsten Sinne: er ist ein Kind, aber dabei

großartig, furchtbar, unheimlich durch die Tiefe seines forschenden Blicks, dem nichts verborgen bleibt.

Alle Religion ist Kunst; sie ist die höchste angewendete Kunst.

Stil ist geschlossener geistiger Charakter, der sich sinnlich offenbart. Jesus ist der stilvollste Mensch, der je gelebt hat.

Jesus hat das Bleibende vom Vorübergehenden, das Echte vom Unechten, Gold und Edelstein von Talmi geschieden.

Jesus als Dichter in seinen Gleichnissen: „Er vereinigt glücklichste Wahl des Stoffes mit höchster Simplizität in Behandlung desselben.“

Hugo Grotius bemerkte, daß viele der spezifisch christlichen Lehren schon zu Zeiten Christi bei den jüdischen Rabbinern im Umlauf waren; aber er vergaß dabei zu bemerken, daß Jesus der Einzige war, der diese Lehren lebte — und ihnen dadurch erst einen Gehalt verlieh.

Ideengehalt und Naturbeobachtung halten sich bei Jesus die Wage.

Jesus fehlte es nicht an einer gesunden und unschuldigen Sinnlichkeit, die er niemals versteckte, auch wenn man ihn „Fresser und Weinsäufer“ schalt.

Der Schwerpunkt der Religion liegt nicht in der Analyse, sondern in der Synthese.

Ein „wissenschaftlicher“ Jesus ist ein Druckfehler.

Jesus hat den Blick aufs Ganze der Welt. Er umfaßt Himmel und Erde, den Menschen und die Landschaft, die tote und belebte Natur in gleichem Maße. Alltägliche Ereignisse und Gegenstände weiß er ins Wunderbare, wunderbare Ereignisse ins Alltägliche zu verklären. Diese, wie jene setzt er in direkte Beziehung zur Welt, zum Menschen, zum Herzen: Eine zentrale und darum philosophische Weltanschauung.

Jesus betrachtet die Dinge sub specie aeternitatis et sub specie affectus: sowohl losgelöst von allem persönlichen und vorübergehenden Einflüssen, als auch nach Eingebung seiner augenblicklichen, persönlichen Stimmung.

„Die Religion steckt wahrhaftig in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie.“ (Nach Dürer.)

Das „Menschenkind“ ist das Maß aller Dinge. Jesus nennt den Menschen einen Tempel. Vitruv berichtet, daß die alten Griechen ihre Tempelbauten den Maßen des menschlichen Körpers anpaßten.

Die Wissenschaft in ihrer höchsten Steigerung wird Kunst, die Kunst in ihrer höchsten Steigerung Religion.

Das halbe Denken führt zum Teufel und zur Theologie; das ganze Denken zu Gott und zur Religion.

Die religiöse Weltauffassung ist nur scheinbar eine subjektive, in Wahrheit aber die einzig objektive; da die Welt ein organisches Ganzes ist. „Ich suche in mir den Gott, den ich außer mir überall finde.“ (Kepler.)

Ein Mechanismus ist leicht zu „handhaben“, ein Organismus schwer zu „pflegen“. Jesus verlangt von seinen Nachfolgern die „schwere“ Aufgabe. Diese aber machen sich die Sache „leicht“.

Ethik ist mehr als Logik. (Darum Jesus contra Thomas von Aquin.)

Das neue Testament ist nicht nur da zur Betätigung der Textkritik und als Beweismittel für hierarchische Postulate. Es ist vor allem die Königsburg Jesu Christi, wo der Gral der Gnade gereicht wird.

Man kann die Evangelien von außen und innen betrachten. Sie gleichen einem Glasgemälde, das von außen als dunkles, wirres Chaos von Glasscheiben erscheint, im Innern aber in reizender Farbenpracht unser erstauntes Auge überrascht und erfreut.

Intuition ist für den Meister; Instruktion für den Schüler. Wann erkennt die Kirche die Meister und ihre Methode an?

Verstand und Scholastik, das männliche, Gefühl und Mystik, das weibliche Element, sollten sich im Menschen und in der Kirche durchdringen. Das Kommensurable und das Inkommensurable sind stets aufeinander angewiesen. Der Bund des Unbewußten mit dem Bewußten im menschlichen Geiste, kann außerordentlich belebend wirken und ihm Siebenmeilenstiefel der Erkenntnis verleihen.

Wenn die Sonne aufgehen will, wallt der Nebel. Mystik ist der Vorbote der Revolution. Durch mannigfachen Vorspuk künden sich neue Zeiten an. Geister gehen dem Geiste voraus.

Propheten belauschen das Werdende, Schriftgelehrte bebrüten das Gewordene.

Religion muß Instinkt werden, die Kirchenreligion Roms ist Raffinement.

Wenn ein neuer Prophet im Volke aufsteht und Gott seine Gemeinde heimsucht, so flüstern sich die Hierachen dasselbe zu, was die Angehörigen Jesu sich zuraunten: „Er ist von Sinnen gekommen.“ Ja, ja es ist, um „außer sich“ zu geraten, wenn man diesen Mangel an Witterung für Gottesgesalbte gewahrt.

Die göttliche Person Jesu: Das Persönliche ist nur eine umgekehrte und, vom menschlichen Bewußtsein aus gesehen, nach innen

gewendete Ewigkeit; die Ewigkeit ist nur eine, vom menschlichen Bewußtsein aus gesehen, nach außen und in der Unendlichkeit sich betätigende Persönlichkeit.

Wenn sich das Element des Ewigen — das unendlich helle — und das Element des Persönlichen — das unendlich Dunkle — gattet, entsteht eine Götterdämmerung. Auf die Abendschönheit des Jesajas folgt Jesus der Morgenstern.

Jesus, der Meister des innern Schauens, hat in seinen kurzen Sprüchen die ganze, lange Denkarbeit der späteren Jahrhunderte vorweggenommen. Jesus prägt Feingold; die Professoren walzen Staniol.

Katechismusunterricht ist bethlehemitischer Kindermord.

Regulative können das Leben zwar regulieren, aber nicht hervorrufen, unter Umständen es sogar ersticken. Religion läßt sich nicht auf Kommando erzeugen, sie keimt, wächst, blüht langsam aus der Volksseele.

Im geistigen Leben gilt das Gesetz: Durch Freiheit zur „Einheit" d. h. zur Individualität.

Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Darum soll man die Religion an ihm, nicht ihn an der Religion messen. „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, nicht der Mensch des Sabbats wegen."

Autorität und Freiheit.

Die Saiten der Leyer müssen straff gespannt sein, aber die Hand soll sich in freiem Spiel auf ihnen regen.

Es ist eine geheimnisvolle Fügung, daß das Ewige sich nur in der Form des Vergänglichen offenbart. Was im menschlichen Leben von wirklich dauerndem Wert sein soll, kann nur durch an sich vergängliche Persönlichkeiten hervorgebracht werden. Je persönlicher nach seinem Ursprung, desto bleibender ist es in seiner Wirkung. Zwei weltbeherrschende Mächte, Kaisertum wie Christentum tragen den ganz persönlichen Namen ihres Urhebers an der Stirn. Mit Recht. Denn in ihnen ist eine Person zur Sache, das Vorübergehende zum Bleibenden geworden.

Der landläufige Philister hat einen heimlichen Widerwillen gegen das Genie. Eine alte Erfahrung. Die Antipathie der Tempelwächter gegen Jesus, die in dem Spruche gipfelt: „Es ist besser, daß ein Mensch sterbe, denn das ganze Volk verderbe." „Es ärgert mich, daß sie den Aristides stets den Gerechten nennen," sagte der athenische Bürger. Die Epheser vertrieben den Harmodios, ihren wackersten Mitbürger, mit den Worten: „Bei uns soll keiner der Erste sein, wenn schon, denn anderswo und bei andern."

Um die Luthersche Reformation zu begreifen, muß man weniger den Römerbrief als die kirchliche Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters studieren. Der Streit über „Glaube und Werke" war den Massen höchst gleichgültig, aber die Zeitgenossen des großen Bergmannssohnes haben die Kirche als Wirtschaftsmacht gehaßt — wie ein armer hungriger Fabrikarbeiter die Kapitalisten haßt.

Jesus vereinigt in geistigen Dingen die Sorglosigkeit des Bettlers mit der Majestät des Königs. Er ist ein roi des gueux.

Das Herz des Volkes steht Gott näher als der Kopf der Gelehrten.

Jesus könnte, wenn er wiederkäme, weder Kaplan noch Predigtamtskandidat werden. Er fiele in jedem theologischen Examen beider Konfessionen durch.

Daß wir Jesu Mutter kennen, ist uns mehr wert als seinen Bildungsgang zu wissen, von dem nirgends etwas geschrieben steht.

Gut, daß Jesus nicht von Reportern und Stenographen umgeben war. Seine Heldenseele wäre uns verloren bis auf den heutigen Tag.

Mit Begeisterung kommt man Jesus näher als mit kalter Objektivität. Aber wie kann ein staubschnüffelnder Gelehrter kongenial sein?

Große und entscheidende Geistesumwälzungen künden sich keineswegs immer zuerst auf dem literarischen Markte an. Das Christentum wird in der gleichzeitigen und so überaus reichen Literatur des Altertums kaum erwähnt. Es „wuchs" stetig in der Stille.

Vom Gottesfreund aus dem Oberlande.

Neue Wege.

IX. Die Erlösung durch die Liebe.

1. Die Liebe ist uns verloren gegangen.

Es ist eine nur zu selbstverständliche Sache und doch zieht sich das Herz zusammen, wenn wir es uns völlig klar machen: die Liebe ist uns verloren gegangen. Damit aber die ganze Welt Christi, die ohne die Liebe nichts ist.

Das ist das Furchtbare, was geschehen ist, die höllische Krone des Weltunterganges.

Selbstverständlich ist es, denn sonst wäre der Weltkrieg nicht da. Am Anfang freilich haben Viele von uns sich diese Tatsache noch lange etwas verhüllt. Wir kamen aus einer Welt, wo die Liebe, wenn auch nicht die Macht, so doch eine Macht war. Das Reich der Liebe war neben dem Reich der Gewalt vorhanden, es lag im Kampf mit ihm, es rüstete sich zu großen Siegen. Als nun die Katastrophe kam und zeigte, daß die andere Welt doch die stärkere war, noch stärker als wir gewußt hatten, da entwich jene Welt der Liebe nicht sofort. Sie schwebte eine Zeitlang wie eine verklärende Atmosphäre über dem Grauen. Noch wußte man, daß sie die Herrscherin sein müßte. Man versuchte, die Liebe und den Krieg tiefsinnig ineinander zu mischen, und das Töten sogar zu einem Dienst Christi zu machen. Es gab christliche Theologen, die erklärten, daß es ihnen „gegen die Liebe gehe", sich gegen den Krieg zu äußern und ihn als Abfall von Christus zu erklären. Allmählich hat sich jener Trug verflüchtigt, aber nicht so, daß die Welt der Liebe sich in ihr Lager zurückgezogen und den Kampf gegen die Welt der Gewalt mit neuer Wucht und Leidenschaft aufgenommen hätte. Vielmehr ist sie nach und nach einfach verschwunden, bis auf einige dürftige Reste. Der furchtbare Kampf, der nicht bloß einer der Waffen, sondern auch einer der Prinzipien, nicht bloß einer von Menschen, sondern auch einer von „Geistern der Luft" ist, hat alle andern Kräfte aufgesogen und nur den Siegeswillen und den Haß, daneben höchstens noch die strenge Gerechtigkeit übrig gelassen. Niemand konnte wirklich und völlig neutral bleiben, bloß neutral. Denn es handelte sich um zu große Dinge, die in diesen Kampf verwickelt waren. Wer wirklich ganz neutral blieb, der war entweder eine gemeine, in Selbstsucht, Skepsis oder anderem Eis und Schmutz erstickte Seele, oder er hatte den ganzen Sinn des Kampfes nicht erfaßt. Aber wer vermag beim Parteinehmen die Liebe zu bewahren? Er wird dem Einen oder Andern der Kämpfer Sieg wünschen; seine Seele wird wider Willen ein Bündnis mit den Mächten der Gewalt schließen; er wird die eine Seite mit mildern Augen betrachten als die andere; er wird seinen Sinn auf Vergeltung und Strafe richten, und ob alledem wird die Liebe verloren gehen. Ueberhaupt: wie kann der Weinstock gedeihen neben einem Eismeer? Wie kann ein Feuer brennen bleiben in der Sintflut? Wie könnte in einer Welt des Mordes und der Vergewaltigung, der Lüge und Wut, des Unrechtes und Frevels jeder Art die Liebe am Leben bleiben? Es war psychologisch unmöglich. Es hat sich wie das ganze 24. Kapitel des Matthäusevangeliums, so auch das Wort erfüllt: „Durch das Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit wird die Liebe Vieler erkalten."

So ist die Liebe verloren gegangen. Was jetzt davon noch übrig ist sind, wie gesagt, nur dürftige Reste. Wenn etwa von „christlicher" oder „humaner" Seite auf all die Samariterarbeit hingewiesen wird, die im Kriege getan werde, alle heroische Hingabe, alle großen und treuen Opfer, und dies geschieht, um zu zeigen, daß die Welt Christi oder

die Welt des Menschen noch vorhanden sei, ja sogar Triumphe feiere, so ist dies ein wunderlicher Stolz des zum Bettler gewordenen Bankrottierers, der seinen Reichtum rühmt. Als ob *das* die Liebe Christi wäre, die Liebe, die *wir* meinen! Nein, wenn Liebe da wäre, dann würde nicht mehr getötet. Daß man noch töten konnte, war schon die entscheidende Niederlage der Liebe. Das haben ja Zahllose gespürt und das war doch ein Zeichen, daß das Reich der Liebe schon große Macht gewonnen hatte und hart vor dem Siege stand: daß das Töten so Vielen unglaublich, ja unmöglich vorkommen wollte und die Theologen sich mit aller Macht ins Zeug legen mußten, um es glaublich und möglich zu machen. Aber dann ist auch dieses Gefühl verflogen, wie jedes wahre Gefühl, wenn die Tat es verleugnet. Die Welt ist kalt geworden. Der Mondschein des Pazifismus vermag sie nicht zu erwärmen und leider auch nicht die Sonne des „wissenschaftlichen“ Sozialismus, weil sie auch gar keine Sonne, sondern nur ein Trug ist. Denn wenn man den Völkerkrieg bloß deswegen nicht will, damit der Klassenkrieg nicht gehemmt werde, wenn man bloß an seine Klasse denkt, statt an die ganze arme Welt, wenn der Sozialismus bloß ein Dogma hat, wo ein menschliches Herz sein sollte, dann fügt er, statt *die* Welt zu erwärmen, zu ihrer Kälte nur neue hinzu. Die Liebe ist nicht da. Es fehlt die Sonne, es fehlt die Wunderkraft, aus der alle Rettung kommt. Darum kann der Krieg nicht wirklich zu Ende kommen. Dazu fehlt uns einfach die Hauptsache. Wir wissen eigentlich Alle, was es ist; wir warten eigentlich, bewußt oder unbewußt, Alle darauf: *wir harren auf eine große Erhebung der Liebe.* Dieses Harren verdichtet sich bis zu der Erwartung, daß *ein* Mensch komme, Mann oder Frau, wie einst Franziskus von Assisi, nein, größer, noch viel größer als er, der ungeheuren Größe der Not entsprechend, daß ein Christus, Christus selbst komme und durch Wunder göttlicher Liebe den Fluch wende, der uns sonst in den Abgrund zieht. Denn wie sollen sonst alle diese himmelhohen Hindernisse des Friedens beseitigt, wie diese Meere des Hasses und Abscheus überbrückt werden? Die Liebe ist verloren gegangen, nun spüren wir es immer klarer, nun wissen wir auch, was es bedeutet.

Freilich haben wir nun längst eingesehen, wie stark sie auch schon vorher verloren gegangen war. Sie lag nur gleichsam als Verklärung, aber auch als Trugnebel auf einer Welt, deren eigentliches Grundwesen das Gegenteil war. Es sollen bekannte und oft gesagte Dinge hier nicht nochmals ausgeführt, sondern nur angedeutet werden. Daß die ungeheuerlichen Kriegs*rüstungen* der Ausdruck eines ebenso großen Kriegs*willens* waren, konnte und kann nur leugnen, wer aller Psychologie entsagen will. Sie waren der Ausdruck des Systems der Gewalt, das im Zusammenleben der Völker herrschte. Ihm entsprach im Wirtschaftsleben ein System gegenseitiger Ausplünderung. Was man innere Politik nannte, stand größtenteils im gleichen Zeichen, wie es ja auch davon abhing.

Damit ist aber die Grundstruktur dieser Gesellschaft bezeichnet. Ihre ganze „Kultur“ erbaute sich darauf und mußte sich entsprechend gestalten. Das Reich der Liebe griff allerdings mildernd ein. Es baute sich da und dort ein Kämmerchen, besetzte da und dort ein Winkelchen und machte es traut, es verbreitete fast überall hin etwas Wärme und Freundlichkeit; aber die Grundstruktur lieferte die Gewalt. Der Kampf dagegen war zwar entbrannt, ein Neubau war vorgeschlagen, aber mitten in diesen Kampf fiel — wie von einer bösen Macht, die um ihr Reich zitterte, herbeigeführt — der Krieg mit seinem Sieg der Gewalt. Freilich hatte, wer etwas von den Ordnungen der Welt verstand, schon lange einsehen müssen, daß wir vor einem Entweder — Oder standen: entweder ein Wunder geistiger Erhebung mit dem Wunder der Liebe im Zentrum, oder der Zusammensturz. Der Krieg, als er kam, war nur die Offenbarung dieses schon vorher vorhandenen Zustandes.

Diese Dinge wollen wir, wie gesagt, nicht wiederholen, trotzdem sie leider noch keine allgemein bekannten Wahrheiten sind und auch da, wo man etwas von ihnen ahnt, die richtigen Folgerungen daraus noch nicht überall gezogen werden. Aber ein Anderes, das zwar auch nicht zum ersten Mal gesagt wird, wollen wir so stark als möglich ins Licht stellen: Diese Grundstruktur der Gesellschaft, die Herrschaft der Gewalt im politischen und sozialen Leben und dem, was damit eng zusammenhing, war ihrerseits nur ein Ausdruck der seelischen Beschaffenheit dieses Geschlechtes. Es herrschte in seiner Seele das Gegenteil der Liebe. Wir möchten es Begehrlichkeit nennen und damit eine tiefe Intuition aller Zeiten, die aber besonders im Zentrum der christlichen Wahrheit liegt, erinnern. Es lebte in diesem Geschlecht eine Gier, nicht zu geben, sondern zu nehmen, nicht zu dienen, sondern zu herrschen, nicht Gott und den Bruder zu suchen, sondern sich selbst. Es griff krankhaft um sich nach einem Leben, das es offenbar nicht in sich hatte. Es war von Habsucht besessen. Damit griff es nach den Blumen des Waldes und Feldes, sie mit Ausrottung bedrohend, und verwüstete überhaupt die Natur, ohne jegliches Gefühl für ihre Heiligkeit; damit griff es nach den Gütern der Erde, nach dem Geld; damit griff es nach dem Genuß und der Betäubung; damit griff es nach dem Menschen selbst, nach seinem Leibe und nach seiner Seele. Denn das Fieber der Genußsucht, die Verseuchung durch das Laster, was sind sie anders als ein solches Umsichgreifen eines Feuers, das doch nie genug Nahrung findet, als solch ein hungriges Haben-Wollen und Ansichraffen der Menschen und Dinge? Neben dieser Habsucht im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes trat die Herrschsucht als besonderes Kennzeichen dieses Geschlechtes. Sich dienend in inniger Freude an eine Sache oder auch an Menschen hinzugeben, an sie zu glauben und ihnen Treue zu halten, war seinen Vertretern besonders schwer geworden. Es dachte im Grunde doch jeder nur an sich selbst. „Ein jeglicher sah auf seinen

Weg.“ Auch in die höchsten Bestrebungen schlich dieses Gift sich ein. Sie mußten der persönlichen Erhebung oder Ueberhebung dienen. Gott, Christus, die Bibel, mußten in den Dienst dieser Leidenschaft treten. Die Reklame, die den wirtschaftlichen Konkurrenzkampf begleitet, spielte auch im geistigen eine immer größer werdende Rolle. Stilles Arbeiten um der Wahrheit willen, um Gottes und der Menschen willen, wurde immer seltener. Der Erfolg war König. Die Wunderquelle, die Seele heißt, versiegte oder wurde vergessen. Die Menschen dieser Zeit konnten so wenig mit einander wirkliche Gemeinschaft haben! Sie mußten auch die Wahrheit selbstisch an sich raffen. Die Atomisierung ergriff alles Leben. Es gab wohl sogenannte Organisationen, die auf Gewalt oder Egoismus gegründet waren, aber wenig wirkliche Genossenschaften. Ein Hauptmerkmal dieser Atomisierung war jene Eitelkeit, die besonders dem jüngeren Geschlechte auf der Stirn geschrieben stand und die sich gern als Individualismus verbrämte.

Kurz: auch die Geisteswelt stand im Zeichen der Zerstreuung, Zertrennung, Auflösung. Der Krieg war auch in dieser Beziehung nur die logische Folge, oder vielleicht besser nur das grobe Sichtbarwerden eines vorher schon vorhandenen Zustandes. Das ist die uralte Ordnung, von der die tiefsten der Mythen und alle alte Weisheit der Menschen redet. Wer nur auf sich selbst gestellt ist, sei er ein einzelner Mensch, oder ein Volk, der muß sich zerstörend gegen Andere wenden. Er s u c h t den Andern aus der instinktiven Erkenntnis, daß er eigentlich zu einem größeren Ganzen gehört, das ihm verloren gegangen ist. Er sucht im Andern dieses Ganze, aber weil er es in ihm, der ja selbst nur ein Stück ist, doch nicht finden kann, bleibt er unbefriedigt und stürmt weiter, es in einem Andern zu erfassen. Wir nennen das auch Liebe, aber es ist die u n e r l ö s t e Liebe, die Liebe, die noch keine Stillung empfangen hat. Diese Liebe kann leicht in das Gegenteil umschlagen. Sie wird eifersüchtig, weil sie a l l e i n besitzen will; sie wird wollüstig, weil sie genießen, an sich raffen will; sie wird grausam, weil sie das Andere verzehren will, kurz: sie ist im Grunde Selbstsucht. Oft aber ist dieses Suchen des Andern von vornherein nur rohe Selbstsucht. Dann wird es zu Neid, Raub, Gewalt, Krieg. Sobald das Paradies verlassen ist, geschieht ein Mord.

Aber geht es an, die Herrschaft dieser Mächte, Habsucht, Herrschsucht, Begehrlichkeit, gerade unserem Geschlechte zur Last zu legen? Sind sie nicht immer dagewesen?

Gewiß, sie sind auch in früheren Zeiten dagewesen (ob „immer“, lassen wir dahingestellt). Der Unterschied aber zwischen jenen Zeiten und der unsrigen besteht darin, daß in früheren Zeiten etwas da war, was ü b e r diesen Mächten und g e g e n sie die Menschen zusammenhielt, daß ein Element in den Seelen lebte, das anderer Art war und ihnen das Gegengewicht hielt. Der entscheidungsvolle Vorgang, die tödliche Krisis, die in diese Periode fielen, bestanden darin, daß das

Verhältnis sich umkehrte. Und damit war die Weltkatastrophe notwendig geworden.

Wir wissen trotz aller sozialen und humanen Bestrebungen wenig mehr, was Liebe ist. Wir sind gerade in dieser Hauptsache seelisch verarmt. Fast Alle unter uns trifft dieser Vorwurf und gewiß in erster Linie die, die ihn ablehnen. Hier ist die tiefste Wurzel unserer Not.

2. Woher soll die Liebe uns wieder kommen?

Gibt es eine Rettung aus dieser Not?

Die Antwort hängt von einer andern ab. Ist die Liebe uns *endgültig* verloren? War sie nur ein Schein und die Welt der Gewalt die einzig wirkliche Welt? Hat Nietzsche recht behalten und Christus das Feld für immer verloren?

Nein, sagen wir. *Die Liebe ist noch da und wartet auf den Sieg* — den Sieg, der jetzt sogar näher gerückt ist, als zuvor. Die Liebe ist noch da. Wo ist sie denn?

Wir antworten: sie ist *in uns*. Ja, in uns! Denn in der Tiefe unserer Seele ist sie auch jetzt noch die anerkannte Herrscherin. Wo sie erscheint, da grüßen wir sie als solche. Lasset eine wahrhaft große Liebe sich erheben und ihr werdet sehen, daß sie auch in dieser Welt des Hasses und der Gewalt verstanden wird, ja in ihr erst recht. Wir spüren wohl, daß Haß und Gewalt nicht das Element sind, worin unsere Seele wahrhaft leben kann. Ja, sind sie nicht sogar auf ihre Weise ein Zeugnis für die Liebe? Ist der Haß nicht am tiefsten als umgeschlagene Liebe zu erklären? Liegt nicht in dem heutigen Völkerhaß auch der Sinn, daß die Völker im Grunde einander lieben, daß sie in einem andern Verhältnis zu einander stehen möchten? Wie haben früher die Völker sich bekriegen können ganz ohne Haß! Aber heute können sie es nicht mehr. Was als Rückschritt erscheint, ist so in gewissem Sinne ein Fortschritt. Die Völker hassen sich so sehr, weil sie einander näher stehen. Sie sind getrennt, sind atomisiert; in dem tiefen, ihnen freilich unbewußten Ungenügen über diesen Zustand suchen sie einander, tun es aber nur in der Begehrlichkeit. Sie möchten von einander anerkannt, geehrt werden, möchten einander beherrschen. Die Raffgier stellt sich ein, die Habsucht, die Herrschsucht. In dem trotzigen Schmerz des Alleinseins schlägt man den Andern, stellt sich erst recht auf sich selbst und es ist doch nur alles maskierte Sehnsucht nach Gemeinschaft; es ist doch nur alles umgeschlagene Liebe; es ist doch alles nur ein furchtbares Mißverständnis!

Ueberhaupt: was ist jene Hab- und Herrschsucht, jene sinnliche Gier anders als Liebe — aber *falsche* Liebe? Es ist eine Liebe, die ihren Weg verfehlt hat und ins Leere geraten ist. Es ist eine tiefe Unordnung, eine Verstörung, es ist ein Mißverständnis.

Die Liebe ist nicht verloren, sie ist bloß verkehrt. Die Liebe ist nicht verloren, sie hat sich bloß aus der Eiseskälte dieser Welt in die

Tiefe der Seele zurückgezogen. Die Liebe ist das Leben; solange das Leben sich noch behauptet, ist auch die Liebe nicht tot. Die Liebe ist die Seele der Seele; solange die Seele lebt, lebt auch sie. Sie liegt vom Winter tief begraben, aber sie wartet auf ihre Auferstehung und die ganze Seele wartet mit ihr.

Und die Liebe ist auch *in der Welt*. Denn *Christus* hat sie in die Welt ergossen. Daran halten wir fest. Die Christenheit ist abgefallen, aber Christus ist nicht tot. Seine Kraft ist von seinem Liebesweg durch die Menschenwelt und von seinem Kreuze her in die Welt geflossen; dieser Strom hat sich gemehrt durch das warme Herzblut aller derer, die in Schwachheit oder Kraft seinen Weg gegangen sind. Aus diesem Strom ist doch das beste Leben des Abendlandes geflossen. Er ist jetzt unter die Erde getreten, aber er ist da. Es steht die Gestalt Christi da und solange sie dasteht, ist die Liebe die höchste Macht. Sie mag eine Zeitlang verhüllt werden, aber sie wird wieder hervorbrechen. Von ihr aus muß eines Tages wieder eine ungeheure Not die besten der Herzen ergreifen, eine ungeheure Not ob Jammer und Greuel der Welt; von ihr aus eine ungeheure Kraft des Willens, sie zu wenden. Diese Macht sammelt sich gerade in diesen Tagen der Winterkälte. Der Charfreitag der Liebe bereitet ihren Ostertag vor. Schon können wir überall etwas von ihrem Leben und Regen spüren. Was der Welt geschenkt werden wird nach diesen Tagen des Grauens, ist ein gewaltiges und wunderbares Erwachen der Liebe. Die ganze Welt Christi, die von ihm und seinen Jüngern (mit oder ohne diesen Namen) geschaffene, die von Gottes Leben genährte, sie wartet unter der Erde, wie die Blumen auf den Frühling warten, fertig, zum Aufbrechen bereit, wenn die Ostersonne scheint.

In Christus aber erscheint die Wahrheit *Gottes*. Und wir sagen darum zum Dritten: die Liebe ist nicht verloren, sie ist vorhanden *in Gott*. Wenn er lebt, dann lebt auch sie.

Gott aber lebt. Denn die Katastrophe, weit davon entfernt, gegen ihn zu zeugen, zeugt vielmehr aufs Lauteste *für* ihn. Denn was war jene Zertrennung und Auflösung, die über die Welt kam, anders als das Zeichen der Entfernung von ihm? Gott ist die Einheit des Lebens — wo es von ihm wegrückt, zerfällt es; Gott ist die Einheit der Menschheit — wo sie von ihm abfällt, verfällt sie der Zertrennung; Gott ist die Einheit jedes Menschen — wo dieser von ihm weicht, da gerät er ins Leere. Im Leeren greift er nach dem *Schein* Gottes, der Sinnenwelt mit allem, was in ihr ist; in der Wut der Leere fällt er die Natur, den Menschen, sich selbst an. Das Ende ist der Unmensch, sei's als Tier, sei's als Dämon. Der *Krieg* ist das Ende; der Weltkrieg das Ende auf einem Wege der Abkehr von Gott. Gott ist die Liebe — die Liebe zu ihm die einzige wahre Liebe, das einzige wahre Band der Gemeinschaft; jede andere Liebe ist falsche Liebe und muß als Verkehrung den Krieg erzeugen, aller Art

Krieg, wovon dann der blutige Waffenkrieg nur Symbol und roheste Auswirkung ist.

Darum aber ist das Wort von der Umkehr zu Gott, frei und tief, nicht kirchlich, theologisch oder gar pfäffisch verstanden, das Wort unserer Rettung. *Wir müssen Gott bekommen, um wieder lieben zu können, wir können aber auch nicht anders als lieben, wenn wir wieder Gott bekommen.*

Ein besonders tiefes Wort müssen wir herbeiziehen, in dem sich das Gesagte zusammenfassen läßt: Liebe ist, wo sie ihre Vollendung erreicht, *Gnade*. Dieses Wort ist zu herrlich, als daß wir durch den theologischen Geruch, den es bekommen hat, uns davon abschrecken lassen dürften. Gnade ist es, wahre Liebe zu empfangen, das weiß Jeder, dem auch nur einmal dieses höchste Glück geworden ist. Das ist aber der Wunderquell, aus dem alles Edelste fließt, das im Menschenwesen möglich ist. Gnade stillt das Gemüt, wie nichts anderes. Gnade befriedigt den Unendlichkeitsdrang in uns. Gnade ist göttlich und löst alles Göttliche in uns aus. Wer Gnade empfangen hat, muß sie weitergeben. Sie wirkt Dankbarkeit und aus dieser allein stammt alle wirkliche, d. h. nicht gesetzliche, nicht gemachte, frei strömende Güte. Gnade ist Vergebung, ist Friede. Jetzt leben wir Menschen im Gegenteil der Gnade, in dem Element des *Zornes* gegen einander, das sich besonders in dem *Richtgeist* kundtut; erst wenn wir wieder tief in jene Atmosphäre eingetaucht werden, können wir mit einander wieder echte Gemeinschaft haben.

Denn dann — um es in Kürze zu sagen — *weicht die Begehrlichkeit*. Denn dann haben die Menschen an Stelle einer Leere einen *Besitz*, der sie satt macht. Dann können sie wieder *geben*, statt bloß *nehmen* zu wollen. Dann stellt sich auch die Lust am *Dienen*, dieses vergessene Geheimnis, wieder ein; das Dienen wird eine weit seligere Sache als das Herrschen. Dann fängt der Wunderbrunnen der *Seele* wieder an zu quellen und eine Unendlichkeit des Lebens auszuströmen. Dann kommt Freude über die Menschen, und Freude ist Reichtum, der schenken und schaffen will. Dann können die Menschen wieder an einander glauben, einander heiligen, mit einander Gemeinschaft haben. Dann kommt selige Demut über sie. Dann sind sie von der Krankheit des selbstischen Wesens erlöst. Dann kehren Kindlichkeit und Heldentum wieder.

Von dieser Art haben frühere Geschlechter mehr gehabt als wir, weil sie, kulturärmer und in vielen Dingen vielleicht roher, doch gottnäher und seelentiefer gewesen sind. Das war die Atmosphäre des Mittelalters; davon besaßen auch die von der Reformation ausgehenden Geschlechter noch lange ein reiches Teil. Das ist die Umkehr, die wir nötig haben — eine Umkehr natürlich im Sinne nicht bloß der Rückkehr, sondern auch des Vorwärtsstrebens, nur auf anderem Wege als bisher.

Von Gott kommt die Liebe. Er ist die Liebe. Sie ist sein Wesen. Wer von ihr ergriffen, von ihr erlöst ist, der muß das Empfangene weiter geben. Geliebt werden und Lieben, sagt Vinet, ist das ganze Evangelium. Es ist es im weitesten Sinne, für jeden Menschen, was sonst auch sein Bekenntnis sei. Das ist der Quell der Liebe. Hier müssen wir genesen; hier können wir genesen. Die Welt geht durch eine Todeskrankheit; darin genest sie vom Reiche der Gewalt zum Reiche der Liebe.

Wir sind jetzt arm, grenzenlos arm, aber unser Trost ist wieder das alte Wort: „Selig sind die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich.“

3. Die Liebe und die Erlösung der Seele.

Wir sind in unserem Suchen nach der Liebe auf ein Geheimnis gestoßen. Bei ihm wollen wir ein wenig verweilen, bevor wir das Werk betrachten, das die Liebe in der Welt tun soll.

Weihnachten und Charfreitag sind einig in der Botschaft, daß Jesus Christus die Liebe in die Welt gebracht und durch die Liebe die Welt erlöst habe. Die Welt ist beherrscht von dunklen Gewalten, von Selbstsucht, Sinnlichkeit und Todesdunkel. Wie hat Jesus Christus sie erlöst?

Wenn wir diese Frage beantworten müßten, ohne die Geschichte Christi zu kennen, dann tauchte gewiß sofort eine bestimmte Möglichkeit vor uns auf, die uns zur Wahrscheinlichkeit würde. Wir würden annehmen, daß Christus versucht haben werde, ein Reich der Gerechtigkeit zu gründen, daß er als göttlicher Gesetzgeber das sittliche und soziale Leben der Menschen in feste Ordnung gefaßt haben werde, die dem Willen seines Gottes entsprächen, um auf diese Weise die Menschen mit Gott zu verbinden. Das wäre dann nach unserer Meinung das Gottesreich gewesen, das aufzurichten er erschienen. Denn Gott verlangt, daß der Mensch gerecht sei. So ist Moses gekommen, der Mann des göttlichen Rechtes und Gesetzes.

Aber Jesus ist nicht so gekommen. Er hat die Welt erlöst durch die Liebe. Wie ist das geschehen?

Wir haben davon zwei Darstellungen.

Die eine ist die des christlichen Dogmas von der Rechtfertigung und Erlösung des Menschen durch Christus. Es ist eine Art Drama, das den Kampf zwischen Recht und Liebe beschreibt. Durch die Sünde des Menschen, sagt es, ist die göttliche Gerechtigkeit beleidigt. Sie fordert Genugtuung. Diese kann aber der Mensch selbst nicht leisten. Denn da die Schuld, als gegen Gott gerichtet, unendlich ist, so müßte dies auch die Sühne sein. Es bliebe also nur das Gericht übrig, dessen Spruch auf absolute Verdammnis lautete. Diese aber will nun Gottes Barmherzigkeit nicht zulassen, die größer ist als seine Gerechtigkeit. Was soll geschehen? Diesen Widerstreit löst Gott selbst, indem er Mensch wird, zur Erde kommt, sich erniedrigt bis zum Tod am Schandpfahl

und so durch sein Leiden und Sterben die Genugtuung leistet, die der Mensch von sich aus nicht aufbringen könnte. Dadurch ist der Fluch von der Welt genommen und die göttliche Barmherzigkeit in Freiheit gesetzt. Die Liebe ist es, die die Gerechtigkeit erfüllt, indem sie sie überbietet und Gnade wird. Diese Liebe wird als freies Geschenk denen zugewendet, die an sich Verdammnis verdienten.

Es fällt heute schwer, diese Gedanken zu verstehen. Und doch enthalten sie Wahrheit, die gerade für die Probleme, die uns beschäftigen, von der allergrößten Bedeutung ist. Das Recht (im weiteren Sinne, als Gerechtigkeit) ist eine Macht, die nicht einfach übersehen oder verneint werden darf. Es ist ein Ausfluß der sittlichen Grundordnung der Welt. Und doch kann das Recht nicht endgiltig helfen. Sein letztes Wort ist Gericht. Es führt zur Verdammnis. Es macht nicht frei; es macht nicht selig.

Was aber in dieser dogmatischen Darstellung trotzdem fremdartig erscheint, wird uns sofort verständlich, wenn es uns im Bilde des Lebens und Leidens Christi entgegentritt. Es ist die göttliche Liebe, die in ihm erscheint; sie ist die in ihm wirkende Erlösung. Aber worin zeigt sich ihre Göttlichkeit und worin liegt das Geheimnis dieser Erlösung? Darin, daß sie so unbedingt ist, daß sie keine Schranken kennt und kein Markten und kein Rechnen, sondern frei und königlich spendet, wie die Sonne. Auch sie hat den Kampf zu führen mit dem Recht. Dieses tritt ihr entgegen in der Frömmigkeit der Pharisäer. Sie sehen den Willen Gottes verkörpert im Gesetz d. h. in einem System von Ordnungen, die der Heiligkeit Gottes Ausdruck verleihen sollen. Wer diese Ordnungen erfüllt, der erlangt jene Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Aber dieses Gesetz trennt die Menschen von Gott. Denn es macht die, die es halten (oder zu halten glauben) hochmütig, und die, die es nicht halten können, verzweifelt. Da kommt Jesus und nimmt diese Schranke weg. Er tut dies nicht, indem er das Gesetz geringschätzig behandelt, sondern indem er es überbietet. Er löst es auf dadurch, daß er es erfüllt. Denn er tut mehr als das Gesetz. Er ist, was die Pharisäer nicht sind, der Heilige. Aber als solcher geht er zu den Zöllnern und Sündern. Sie, die durch die Forderung der pharisäischen Gerechtigkeit nur erst recht in Ungerechtigkeit und Unseligkeit getrieben worden sind, jubeln auf, wie er, der Heilige: ihr Genosse wird. Denn das ist ja das Herrliche, daß nicht Einer zu ihnen kommt, der selbst ein Gesetzloser und vom Gesetz Gerichteter ist, sondern Einer, dessen Gerechtigkeit größer ist als die der Pharisäer und Schriftgelehrten.

Allerdings stößt Jesus infolge davon mit der bloßen Gerechtigkeit zusammen und die Folge ist das Kreuz. Das Kreuz ist das größte Unrecht der Geschichte. Am Kreuze hängt der, der auf dem Thron der Menschheit sitzen mußte. Er leidet stellvertretend für die Andern. Er leidet, weil er die Last der Welt auf sich nimmt. Er leidet, weil er nicht, wie Paulus sagt, die Gottgleichheit als einen „Raub“ an sich

raffen will, d. h. weil er nicht seine Ehre sucht, sondern Gottes Werk und die Rettung der Brüder, weil er nicht sich dienen lassen will, sondern dienen und so sein Leben zum Lösegeld geben für Viele. Das Kreuz ist damit der Wendepunkt der Geschichte. Im tiefsten Unrecht vollendet sich die Liebe. Ihre Welt bricht hervor; sie enthüllt ihr Wesen, und damit eine neue Welt.

Das ist die Art, wie Jesus durch die Liebe die Welt erlöst.

Denn die Wirkung dieser Offenbarung der Liebe ist unendlich.

In dieser Liebe Jesu haben die Menschen die Liebe Gottes verstehen und glauben gelernt. Darin wurde ihnen das Herz Gottes offenbar. Damit war alles Dunkel, alle Knechtschaft und aller Zorn aus der Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch verschwunden und das Leben mit Gott zu lauter Freude und Seligkeit geworden. Es war die Möglichkeit gegeben, zu Gott „Vater“ zu sagen und damit eine Unendlichkeit des Glaubens und der Freiheit aufgetan. Das Herrlichste war aber, daß diese Liebe als Geschenk, als Gnade zu den Menschen kam, nicht als mühsam verdienter Lohn. Darum haben gerade die tiefsten Seelen der Christenheit in jenem Dogma von der Rechtfertigung und Versöhnung den zutreffenden Ausdruck ihres Erlebens gefunden. Durch die Liebe Gottes sind wir erlöst, nicht durch unsere Gerechtigkeit! Die Liebe hat den Fluch der Welt getilgt, nicht das Gesetz!

Dadurch ward den Menschen auch die Möglichkeit zu wahrhaft gutem Tun erschlossen. Die Liebe wurde zur sittlichen Erlösung.

Das sittliche Leben bedarf ja einer Erlösung. Denn ihm tritt das Sittengesetz entgegen mit seinem unbedingten „Du sollst!“ Der Mensch macht die Erfahrung, daß er ihm nicht genügen kann. Je mehr er sich abmüht, desto größer wird seine Ohnmacht, je näher er dem Ideal zu kommen scheint, desto größer wird bei näherem Zusehen der Abstand. Da bemächtigt sich der Seele entweder Verzweiflung oder Trotz. Sie kann an das Gute nicht mehr glauben und wendet sich vielleicht aus Zorn mit Willen dem Bösen zu.

Hier erlöst wieder die Liebe. Ganz anders wird alles Wirken, wenn es nicht um des Gesetzes willen geschieht, sondern aus der Liebe. Das Lieben fließt aber aus dem Geliebtwerden. Lieben ist ein Geben; wer geben will, muß besitzen; wer besitzen soll, muß empfangen. Dieses Emfangen geschieht, wenn der Mensch Gottes Liebe erfährt. Die Seligkeit der Gnade drängt ihn, sie weiterzugeben als Gnade gegen die Menschen. Dankbarkeit wird der Beweggrund des Tuns. Es wird freudig und frei; es wird damit erst wirklich gut.

Wer hätte dies nicht schon erlebt? Welch ein armseliger Frohndienst ist ein Tun ohne Liebe! Es fehlt ihm das Leben, es fehlt ihm die Seele. Es ist automatenhaft. Es fehlt ihm auch die Intuition für die Wahrheit. Das Beste ist ihm versagt. Es ist eine Last, ein Zwang, ein lebendiger Tod. Aber wenn die Liebe kommt, welch eine

Auferstehung! Welch ein frisches Quellen aller Kräfte! Welch ein Reichtum! Welch eine Freude auch mitten in der Not! Denn wo die Liebe ist, da ist Gott.

Wo die Liebe ist, da ist allein das Gute. Alles Gute ist Güte. Nicht umsonst sind die beiden Wörter verwandt. Es gibt unter den Menschen viel Gutes, das nicht aus der Liebe stammt, sondern aus dem Gesetz, das heißt: aus Rücksicht auf das menschliche oder göttliche Urteil, aus dem Bedürfnis nach Korrektheit, aus einer unbewußten klugen Berechnung, daß ein gewisses Maß des Guten für eine sichere Lebensführung notwendig sei. Dieses Gute hat wenig erlösende Kraft. Es kann seinen Ursprung aus der Kälte nicht verleugnen. Es wirkt oft geradezu verbitternd. Es reizt zum Widerspruch, zum Zorn. Nur wo wir die Liebe spüren, da beugen wir uns als vor dem wahrhaft Guten, nur da fühlen wir uns dadurch erlöst.

Durch diese Liebe wird die Begehrlichkeit besiegt. Denn sie will geben, nicht nehmen. Hier ist Reichtum, nicht Leere. Wer von der Welt lebt, ist hungrig; er muß eine Stillung suchen in Geld, Sinnlichkeit, Ehre, besonders aber in Machtgefühl. Hier aber vollzieht sich jene größte der Revolutionen, die in den Worten Jesu beschlossen ist: „Ihr wißt, daß die Herrscher der Völker sie tyrannisieren und ihre Großen sie vergewaltigen. Unter Euch aber soll es nicht so sein, sondern wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht." Damit ist die Begehrlichkeit ausgetilgt. Die Wurzel der alten Welt ist vernichtet und der Baum der neuen gepflanzt. Diese Revolution aber lehrt Jesus nicht bloß, er ist sie selbst. Er ist die ewige Umwälzung der Welt.

Hat aber Jesus damit die Welt wirklich erlöst? Dürfen wir beim Blick auf den Weltkrieg von einer Erlösung der Menschheit reden?

Wir glauben, daß wir es dennoch dürfen. Die Erlösung durch Christus ist ja in dem Sinne als eine vollkommene zu denken, daß sie alle ihre Folgen schon in der Welt ausgewirkt hätte. Das neue Testament denkt nirgends so. Vielmehr muß diese Auswirkung erst noch geschehen und sie wird geschehen in gewaltigen Kämpfen und Entscheidungen. Aber er hat eine Kette zerbrochen, hat eine Bresche geschlagen, hat einen entscheidenden Kampf mit dem feindlichen Prinzip gestritten und den Sieg davon getragen. Er hat den Bann einer Welt der Gewalt und Selbstsucht durchbrochen, hat das Gottesreich aufgerichtet und mit dem Kreuz versiegelt, daß die Pforten der Hölle es nicht mehr überwältigen können. Durch diese Bresche, die er gelegt hat, kann jede einzelne Seele, die dazu den Willen hat, zu ihrer Erlösung eingehen. Der Weg zu Gott ist frei. Keine Gerechtigkeit versperrt ihn mehr. Die Liebe wartet auf ihn, welche Gnade ist. Sie wartet aber auch auf die Welt. Und sie wird nicht umsonst warten, denn die Welt kann der Liebe, die sich opfert, nicht widerstehen. Sie kann auch den Weltkrieg überwarten. Das Kreuz ist seiner Sache

sicher. In der Liebe, die am Kreuze stirbt, offenbart sich Gott und und offenbart er seine wahre Allmacht.

4. Die Liebe und die politische Erlösung.

Die Politik ist bis jetzt das Reich der Gewalt gewesen, vornehmlich die sogenannte äußere Politik, die Beziehungen der Völker zu einander. Mit dem Begriffe der Politik ist der der Gewalt so eng verbunden, daß man sich fragen muß, ob die beiden wieder zu trennen sind. Politische Kämpfe sind Machtkämpfe, politische Mittel Machtmittel, hinter dieser politischen Macht steht aber als ultima ratio immer die Gewalt.

Nun soll der Versuch gemacht werden, das Reich der Gewalt auch in diesem seinem stärksten und letzten Bollwerk zu besiegen. Die Politik, auch die äußere, soll vom Zeichen der Gewalt fortrücken in das Zeichen des R e c h t s. Ein Rechtszustand soll auch dem Kriege ein Ende machen. Also Friede durch Gerechtigkeit!

Das ist ein großartiger Versuch und die Art und Weise, wie er heute in den Mittelpunkt der politischen Gedanken tritt, bedeutet eine der entscheidenden Wendungen der Geschichte. Wir verfolgen diesen Versuch mit klopfendem Herzen. Auch meinen wir, daß er schließlich gelingen müsse.

Aber wenn dieses Große gelingen soll, dann nur, wenn etwas noch Größeres gelingt. Denn wir erinnern uns an jene alte Erfahrung der Menschheit, eine der tiefsten, die von der Menschenseele gemacht worden sind. Wenn sie auch nicht auf dem Gebiete der Politik liegt, so dürfte sie doch eine fundamentale Bedeutung für alles Menschenwesen haben. Auf dem Wege der Gerechtigkeit haben die stärksten und tiefsten Seelen nicht wirklichen Frieden gefunden. Das „Gesetz“, fanden sie, richte nur Zorn an, reize zur Sünde. „Gesetz“ aber ist ja die Grundlage der Gerechtigkeit Frieden fanden sie nur in etwas, was ü b e r dem Gesetze stand, in G n a d e und F r e i h e i t und nur von ihnen aus wurde das Gesetz erträglich und heilsam.

Ob diese Erfahrung nicht auch auf Politik und Welterleben Anwendung findet? Es ist zu beachten, daß Gesetz und Recht fast ebenso oft Streit schaffen, als Frieden. Hinter dem Gesetz steckt irgendwie doch noch Gewalt; Friede, wirklicher Friede aber kann nur aus der Freiheit kommen. Das Recht hat einen egoistischen Beigeschmack. Denn es schützt zunächst einmal das eigene Interesse. Es hat etwas Hartes, Fremdes. Darin liegt aber eine Aufreizung. Darum ist es uns fraglich, ob dieser Weg, wenn er der einzige oder wenigstens hauptsächliche sein soll, uns in eine neue Welt führen kann. Wir fürchten, daß die ungeheuren Gewalten, die sich in der Tiefe unserer Gesellschaft angesammelt haben, diesen dünnen Rechtsboden, mag man ihn noch so sehr mit Prinzipien feststampfen und mit Paragraphen pflastern und mit Strafeinrichtungen einmauern, über Nacht vulkanisch aus-

brechend zersprengen könnten. Wir meinen, wenn wir politisch erlöst werden sollten, sei eine Umkehr von Grund aus nötig.

Das Prinzip dieser Umkehr haben wir herauszuarbeiten versucht. Woher ist die Zertrennung der Völker gekommen? Davon, daß das innerste Einheitsband, die Einheit in Gott, zerriß. Daher die babylonische Zerstreuung, daher der nationale Trotz und Hochmut, daher der Haß. Dazu kam dann jenes Begehren, das Zeichen der Gottesferne, die Hab- und Herrschsucht. Sie führten zuletzt zu der Weltkatastrophe, die ja, wie wir immer sagen müssen, aus den tiefsten Gründen aufsteigt. An Stelle des Einen Gottes waren im Grunde die vielen nationalen Götter getreten, an Stelle des wahren Monotheismus ein verhüllter Polytheismus. Mit andern Worten: das Heidentum hatte das Christentum verdrängt. Heidentum ist ja Weltvergottung. Ja, man war noch über das Heidentum hinaus geraten in die völlige Gottentfremdung. Der Nationalismus ist oft nicht einmal mehr Heidentum, bloße religiöse Selbstvergottung des Volkes, sondern völliger Atheismus, nämlich der Trotz und Hochmut des allein auf sich selbst gestellten Volks-Ich. Daß die Zertrennung der Christenheit in eine Reihe von einander fremden, ja feindlich gesinnten Kirchen ein Unglück war, gehört in diesen Zusammenhang und wird wohl nach und nach erkannt werden. Die Losreißung des Protestantismus von der katholischen Kirche war vielleicht eine Notwendigkeit, aber eine tragische; die Schuld daran liegt wohl auf beiden Seiten.

Die Zertrennung der Völker ist eine Folge des Abfalls von Gott. Wo Gott, das wahre Leben, fehlt, da stellt sich das falsche ein; wo Gott, die wahre Liebe fehlt, da entsteht die Begehrlichkeit. So suchten die Völker einander. Sie wollten in irgend eine Verbindung treten; sie konnten nicht mehr in sich selbst Genüge finden. Aber sie suchten darin doch nur sich selbst. Sie suchten sich, um einander zu überwältigen, einander zu beherrschen. Es war Liebe, aber falsche, jene unerlöste Liebe der Begehrlichkeit. Von hier aus bekommt die Völkerzertrennung ihren letzten Sinn. Die Abschließung der Nationen in sich selbst, die sich in den letzten Jahrhunderten herausgebildet, und die eine flache Geschichtsauffassung uns als lauter Fortschritt zu preisen gelehrt hatte, war im Grunde ein Stück Selbstsucht. Es ist bezeichnend, daß sie mit einem grandiosen Abfall von den höchsten Wahrheiten, die eine frühere Welt noch gekannt hatte, verbunden war und mit der Ausdehnung dieses Abfalls zunahm. Es ist aber auch bezeichnend, daß diese Zertrennung zuletzt den Schein einer neuen großen Einheit angenommen hatte, die sich aber als Trug erwies und bloß die Katastrophe zu einer allgemeinen machte. Das Begehren war eben so groß geworden, daß es die Welt umfaßte. Die Unendlichkeit der Liebe, die in die Seelen der Menschen gelegt ist, war, umgeschlagen, zu der Zügellosigkeit des Mammonismus, der Selbstüberhebung, des Machtstrebens geworden. Der babylonische Turm mußte fallen.

Die Heilung des Völkerschadens und der Weg zum Weltfrieden ist also eine Umkehr auf diesem Wege. Es muß jene letzte Einheit wieder gefunden werden. Diese mag dann auf neue und feinere Weise verstanden und mit einem neuen Namen genannt werden, aber daß sie gewonnen wird, ist das Eine Notwendige. Man könnte vielleicht behaupten, der Sozialismus sei berufen, sie zu schaffen und wir wollen dies nicht leugnen, aber wir müssen die Frage stellen: wie soll in dieser zerrissenen, der Gemeinschaft unfähigen Welt ein wirklich menschenverbindender Sozialismus selbst zustande kommen? Auch er ist selbst auf jene letzte Macht angewiesen.

Das Reich Gottes ist jene Einheit. Es allein sammelt die Menschheit aus der Zerstreuung. In ihm verändert sich das Bild der Völkerwelt, wie es heute vor uns liegt. Wer den Gott kennt, der sich im Reiche Christi kundtut, der kann gar nicht anders, als alle Völker als eine Einheit zu betrachten. Sie sind ihm Glieder einer großen Familie. Sie sind Gottes Schöpfung, jedes in seiner Art. Jedes hat seinen ganz besonderen Wert, seine ganz besondere Aufgabe, sein ganz besonderes Recht. Jedes ist heilig. An sie zu glauben wird zu einem Stück des Gottesglaubens; denn wo bliebe sein Walten, wenn sie von seiner Kraft verlassen wären und keine Berufung zum Höchsten hätten? Die Hoffnung auf sein Reich wird zur Hoffnung für alle Völker. Der Glaube an auserwählte Völker ist mit dem neuen Bunde abgetan. Nun ist die Menschheit auserwählt, aus allen Völkern sammelt sich das wahre Gottesvolk, aus allen leuchtet Gottesreich auf, bei den Einen so, bei den andern anders. Es ist ein Zeichen des Abfalls vom Reiche Gottes, wenn von Einem Volke so geredet wird, als ob es ein Hätschelkind und von den andern, als ob sie Stiefkinder Gottes wären, wenn man ganze große Völker als degeneriert verloren gibt, verächtlich von ihnen redet, sie schließlich haßt. Man mag als Bürger des Reiches Gottes gewisse Mächte hassen, die etwa von den Völkern Besitz ergreifen, abwechselnd von diesem oder jenem vielleicht besonders stark, aber die Völker selbst kann man nicht anders als lieben, sie lieben vielleicht in Schmerzen, aber sie lieben, für sie hoffen.

Das sind alles eigentlich Selbstverständlichkeiten. Aber wo sind heute die Menschen, die diese Einheit der Menschen empfinden, so wie sie die Einheit ihrer Familie empfinden? Wo sind die Menschen, denen das Los eines anderen Volkes so nahe gehen kann, wie das des eigenen, zeitweilig sogar näher? Wo sind die Menschen, die für andere Völker einstehen, für sie Fürbitte leisten, auch ihre Schuld auf sich nehmen? Wo ist der Altar der priesterlichen Liebe Christi in der Völkerwelt? Kurz: wo ist das Auge, das die Völker mit der Liebe Gottes anschaut? Umkehr; gründliche Umkehr ist nötig, wenn wir in die neue Welt eintreten wollen.

Mit dieser Umkehr geschieht die Veränderung, die überall mit ihr verbunden ist: die Begehrlichkeit stirbt und wird zur Liebe — auch bei den Völkern! Das klingt uns heute wie ein Märlein.

Wir sind zu sehr daran gewöhnt, daß die Völker begehren nach des andern Land und Macht, als daß wir uns einen andern Zustand denken könnten. Und doch — war er nicht auch schon einmal da? Ist das Bedürfnis, groß, ja der Größte zu sein, in seiner heutigen Allgemeinheit nicht eine moderne Erscheinung? Hängt diese ganze quantitative Denkweise nicht eng zusammen mit jenem Mechanismus und Atomismus, der erst in den letzten Jahrhunderten seinen Siegeszug durch unsere Welt gehalten hat?

Sicherlich ist hierin eine Umkehr möglich — auch bei den Völkern. Sie wird die Folge sein der Umkehr zu Gott. Es wird in die Völker an Stelle der Leere, aus der die unendliche Raffgier entsteht, eine Fülle treten. Sie werden wieder ihren Reichtum mehr in sich selber finden. Sie werden jenes Leben entdecken, das unendlich befriedigt. Die qualitative Denkweise wird die quantitative verdrängen, der Geist die Materie beseelen und, in gewissem Sinne, ersetzen. Die Seele wird zu Ehren kommen und ihre Unendlichkeit. Die Völker werden erfahren, daß es gar nicht auf äußere Größe ankommt, wenn Freiheit, Kraft nnd Reichtum des Lebens gewonnen werden sollen, daß jene vielmehr ebenso gut Hemmung als Förderung bedeuten kann. Es wird zu einer Freude an fremder Größe und Eigenart kommen. Das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Ganze der Menschheit, worin das für alle einzelnen ihrer Glieder enthalten ist, wird an Stelle des jetzigen bösen Blickes für einander treten. Kurz: eine neue Atmosphäre wird das Völkerleben erfüllen, worin alle Aufgaben, die dem Zusammenleben der Völker gestellt werden, in ein völlig neues Licht gerückt und ihre Lösungen unendlich erleichtert werden.

Und das erst wird dann der Friede sein.

Erst diese Umkehr des ganzen Lebens wird den internationalen Rechtsordnungen den nötigen Halt geben. Das Gesetz wird dann nicht bloß als Zwang wirken, sondern getragen sein von der freien Gnade, die, aus Gott strömend und die Atmosphäre erfüllend, in den Gemütern lebt und sie erlöst. Es braucht diese neue Welt noch nicht eine Welt der Heiligen, nicht das vollkommene Reich Gottes zu sein, aber es wird eine andere Lebensstimmung, eine andere Luft da sein, eine andere Sonne scheinen. Liebe wird wieder da sein und trotz allem Widerstand des alten Menschen herrschen.

Das ist der Weg zur politischen Erlösung. Er ist schwer, noch kommt er uns unsicher, unmöglich vor. Aber er ist notwendig, wenn wir gerettet werden wollen; er ist der einzige. Es setzen sich heute viele gute und edle Seelen für den Kampf gegen den Krieg ein. Sie erfahren dabei, daß die Friedensbewegung nicht vorwärts will. Vielleicht vergessen wir Alle ob dieser Arbeit oft, woran es der Welt und uns vor allem fehlt, woher zuletzt allein Friede kommen kann. Er wird kommen aus einer Atmosphäre der Liebe, die wir durch unsere rein persönliche Liebe schaffen helfen müssen. Dazu ist aber auch für uns Umkehr, Buße, Neugeburt nötig.

Ein Zweites ist ebenso klar. Der Weg der Liebe ist immer, und je höher er führte, desto mehr, ein Opferweg gewesen und ein wahrer Opferweg ist immer ein Passionsweg. Auch der Weg in die neue Welt wird ein solcher sein. Es wird zu seiner Seite das Kreuz stehen. Es werden Einzelne, werden Gemeinschaften, werden ganze Völker in der Liebe und im Glauben der Liebe durch die Schranken dieser alten Welt brechen müssen. Sie werden mit geltenden Ansichten und Ordnungen in Widerspruch geraten.

Das wird die Erhebung der Liebe sein, auf die wir warten. Ist aber das Warten nicht oft etwas bequem? Ist nicht dem Glauben das Wunder verheißen?

Gewiß ist: die politische Erlösung geschieht zuletzt durch das Wunder der Liebe.

5. Zwischenfrage: Welche Liebe meinen wir?

Bevor wir weitergehen, müssen wir nun aber ein Mißverständnis abwehren.

Nur die Liebe erlöst. Aber nicht jede Liebe, die diesen Namen trägt. Es geht unter uns eine falsche Liebe um, die es uns schwer macht, von der Liebe zu reden und wenn wir von ihr reden, verstanden zu werden.

Es ist die *sentimentale* Liebe. Sie ist mit uns einverstanden, daß Gnade gelten solle, statt Recht. Aber sie meint es ganz anders, als wir. Sie will das Recht auslassen, sie fragt nicht einmal nach dem Rechten, sie will bloß vergeben, bloß weich und gut sein. Sie begreift alles (oder glaubt es wenigstens zu tun) und verzeiht alles. Sie hat zu allen Zeiten die echte Liebe begleitet und entwertet. Aber besonders in den Zeiten des Kampfes erhebt sie ihre klagende und mahnende Stimme. Sie will Frieden, nur Frieden. Aller Kampf ist ihr verhaßt, schon das *Wort* Friede aber übt auf sie eine magische Wirkung. Dabei fragt sie nicht, ob dieser Friede wirklich Friede wäre. Sie ist kurzsichtig. Sie vergißt, daß Friede zwar nicht bloß auf dem Recht, aber jedenfalls auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruht; daß Friede überhaupt nicht als Sache für sich begehrenswert ist, sondern nur als Frucht alles andern Guten.

Mit dieser Liebe möchte die unsrige am wenigsten etwas zu tun haben. Sie haßt sie, wie jede gute Sache ihre Verfälschung haßt. Unsere Liebe geht allerdings über das Recht hinaus, schließt aber das Recht, jedenfalls das Rechte, ein. Es ist eine sittliche, nicht eine sentimentale (also im Grunde bloß ästhetische) Liebe. Sie läßt nichts von der Heiligkeit der sittlichen Forderung abmarkten, sondern ist vielmehr ihr Gipfel. Sie bedankt sich dafür, daß „Friede" rufen unter allen Umständen besser sei als Kampf; denn sie weiß, daß nichts so viel echte Liebe kostet als Kampf und daß es keine selbstischere Sache gibt als ein gewisses Friedenhalten. Was wir meinen, ist keine weibische Liebe, sondern eine heroische, eine Liebe, die das Herbste sein kann,

was es gibt; eine Liebe, die umstrahlt ist vom klarsten Licht der Wirklichkeit und umweht vom schärfsten Hauch der Wahrheit; eine Liebe, die starke Worte sagen kann, die es fertig bringt, im Gewande der Härte zu gehen; eine Liebe, die aussehen kann, wie Feindschaft, ja Haß — aus Liebe! Nicht jene sentimentale Liebe kann uns erlösen, wie fromm und liebevoll sie sich auch vorkomme, sondern allein diese große Liebe — die Liebe Christi, der nicht gekommen ist, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Nach Wahrheit und Liebe lechzt die Welt — echte Liebe aber ist die Wahrheit.

Unsere Liebe muß größer sein als die sentimentale Liebe. Sie muß nicht nur Sentimentalitäten, sondern auch starke und tiefe Bande zerreißen können — unter Schmerzen freilich — um vorwärts zu dringen und ihr Reich zu bauen. Weil sie aber härter ist, als jene, so ist sie im Grunde auch zarter. Heilige Liebe muß es sein. Nur dann gelangt sie zu ihrer ganzen Erlösungskraft. Aber Liebe, Liebe!

6. Die Liebe und die soziale Erlösung.

Das soziale Leben ist ebenfalls das Reich der Gewalt. Auf ihr, und zwar in ihrer gröbsten Form, der Räuberform, ruht die heutige Wirtschaftsordnung. Wir werden beraubt und rauben, die Einen mehr das Erste, die Andern mehr das Zweite. Es raubt der Kaufmann, der industrielle Unternehmer und immer mehr auch der Bauer, überhaupt jeder, der Güter erzeugt und verkauft, es raubt aber auch der Käufer auf seine Weise, wenn auch oft unbewußt und sogar widerwillig; denn er kauft die Ware so billig als möglich und fragt nicht darnach, ob infolge davon der Arbeiter, der sie hergestellt hat, zu kurz komme oder nicht. Er lebt von Hunger, Verkrüppelung, Schwindsucht, freudloser Jugend vieler Menschen. Dieses ganze System wüstesten Egoismus ruht auf der Voraussetzung, daß der Mensch des Menschen Feind sei und so erzieht es die Menschen zur gegenseitigen Feindschaft. Das ist denn auch das Zeichen, das unser Geschlecht auf der Stirn trägt: das Raubtierzeichen. Man raubt Geld, Arbeitskraft, Genuß. Die Ehrfurcht verschwindet, die Heiligkeit des Menschen geht verloren, die Jugend wird frech, das spätere Alter protzig und gemein. Das Raubtierzeichen — das Kainszeichen! Und eine solche Ordnung soll man noch mit dem Christentum verbinden können? Vielmehr ruft das Kainszeichen dem Kainsfluch und der Krieg ist gerade in dieser Beziehung nur die furchtbare, auch für stumpfe Augen sichtbare Erläuterung unserer Zustände. Aber auch wenn nicht Krieg ist, so erheben sich aus der Mitte dieser Gesellschaft drei furchtbare Kinder, die sie erzeugt hat und klagen sie an: Armut, Laster und Verbrechen.

Wie soll die Erlösung der Gesellschaft von dieser Not geschehen?

Auch hier ist der erste Schritt der Versuch, das Reich der Gewalt durch das Reich des Rechtes zu ersetzen, der Träger des Rechtes aber ist der Staat. Man unterdrückt das Verbrechen und auch ein wenig das Laster durch Polizei und Strafgesetz. Man schafft eine soziale Gesetzgebung, die das schlimmste Räubertum im wirtschaftlichen Leben niederhält oder doch niederhalten will. Es kommt der Sozialismus und will einen sozialen oder sozialistischen Staat bauen, wobei nebensächlich ist, ob er seine Ordnung so nennt oder nicht. Noch höher hinauf schwingt sich die Hoffnung, die von einer Civitas christiana, einem völlig vom Geiste des Christentums durchdrungenen und umgestalteten Staate redet.

Auch diese Wendung bedeutet eine neue Epoche im Leben der Menschheit, auch hier wollen wir uns freuen und hoffen, daß die Bewegung weiter gehe — so weit sie kann.

So weit sie kann! Denn auch hier erheben sich Bedenken, die alten Bedenken gegen das Gesetz. Das Gesetz, sagt jene alte, tiefe Erfahrung, macht nicht lebendig; es ist tot und wirkt Tod. Es führt nicht zum Frieden, höchstens zu Werkgerechtigkeit, oft zur Verzweiflung, oft zum Wegwerfen alles Gesetzes, zur falschen Freiheit.

Haben wir diese Erfahrung mit dem Versuch, die soziale Erlösung durch das „Gesetz" zu finden, nicht auch schon gemacht? Es ist merkwürdig, wie unfruchtbar auch hier das Gesetz ist. Wie wenig hat alle soziale Gesetzgebung die Gesinnungen der Menschen geändert! Wie wenig ist sie in die Tiefe der Gesellschaft gedrungen! Wie wenig hat sie im Grunde wirklich geholfen! Aber viel Widerwillen hat sie erregt. Denn das viele Gesetzeswesen belastet den Menschen. Es regt sich ihm gegenüber der tiefste Drang des Menschen, der nach Freiheit. Aller Pharisäismus erzeugt Libertinismus. Dieser allzu stark durch den Zaun des Gesetzes beschränkten Welt gegenüber mochte das Ideal des industriellen „Wickingers" wackere Herzen begeistern.

Dazu kommt, daß wir uns auf diesem Wege gewöhnen, viel zu stark auf den Staat zu vertrauen. Er soll die Dinge machen, wir dürfen uns beruhigen. Es tritt ein ähnliches Verhältnis ein, wie im religiösen Leben mit der Kirche: wir treten an eine Institution ab, was eigentlich unsere persönliche Aufgabe und Sorge sein sollte. Diese Messiasrolle des Staates hat in der nun ablaufenden Epoche große Bedeutung gehabt und fast scheint es, als ob sie in der zunächst kommenden noch größer werden solle.

Und doch ist der Staat so wenig geeignet, Messias zu sein. Aus allerlei Gründen. Der Staat ist eine unpersönliche Macht und kann daher nur unpersönlich wirken. Er kann die Herzen nicht verändern. Er kann nur vorschreiben, reglementieren. Weil er eine unpersönliche Macht ist, wird er leicht seelenlos, ein Mechanismus; dann haben wir die Beamtenherrschaft, die Bureaukratie,

aber nach einer Seligkeit, zu der uns die Bureaukratie führt, gelüstet Wenige. Zu der Bureaukratie gehört ein mechanisches Wirken. Der Mensch gilt ihr nicht als Mensch, sondern als Nummer, „Material“, Rädchen einer Maschine, wie ja auch der bureaukratische Beamte selbst nicht als Mensch wirkt, sondern als „Funktionär“, d. h. als Apparat in Menschengestalt. Die Bureaukratie waltet ferner um ihrer selbst willen, wird Selbstzweck. Daß der Apparat fungiert, geehrt wird, vermehrt wird, Macht gewinnt, wird zur Hauptsache. (Wieder eine merkwürdige und lehrreiche Analogie zur Kirche.) Damit aber ist sie gerade ein richtiger Ausdruck für die Seele des Staates. Denn der Staat hat es an sich, daß er Selbstzweck werden will. Es wohnt ihm von Natur der Selbstvergottungsdrang inne, dessen letzter Gipfel der Zäsarenwahnsinn ist. Sein bewußtes oder unbewußtes Trachten ist, alle Dinge zum Werkzeug seiner Gewalt zu machen. Wenn er sich der sozialen Reformen bemächtigt, dann kommt das Element der Gewalt in sie und damit sind sie vergiftet. Denn wahrer Sozialismus ist ja das Gegenteil der Gewalt. Er will den Menschen und die Gewalt ist das Unmenschliche; er will Gemeinschaft, und echte Gemeinschaft gibt es nur in der Freiheit. Keine andere Gemeinschaft als die in der Freiheit geschlossene verdient diesen Namen. Nur als Genossenschaft, nicht als Staat kann der Sozialismus sich gestalten. Wenn wir auch hier den alten Ausdruck anwenden dürfen: auch der Sozialismus lebt nicht vom Gesetz, sondern von der freien Gnade.

Weil dies aber eine der Grundwahrheiten des richtig verstandenen Christentums, also des Reiches Gottes ist, so kann das Ideal eines „christlichen Staates“ nicht bestehen, es sei denn, daß dieses „Christentum“ eben das sein wolle, was es meistens ist, nämlich etwas Geringeres als die Sache Jesu, eine Mischung von Reich Gottes und Welt, von Liebe und Gewalt, von Freiheit und Zwang. Das Reich Gottes kennt diese Mischung nicht, es ist nur Freiheit und nur Liebe und zwar immer beides zusammen, nie Eins ohne das Andere. Es gibt also eine Civitas Dei, aber keine Civitas christiana.

Das „Gesetz“ gibt keinen sozialen Frieden; auf dem Wege des Rechtes kommt es nicht zur sozialen Erlösung. Noch einmal betonen wir, wie wenig uns durch all diese „Werke des Gesetzes“, die uns die bisherige Sozialreform gebracht hat, wirklich geholfen worden ist. Wir sind beinahe nur tiefer in die Not hineingeraten, in den Völkerkrieg und den sozialen Bürgerkrieg, in Armut, Laster, Verbrechen, die heute größer sind als je.

Darum sagen wir: auch die soziale Erlösung geschieht nur durch die Liebe.

Auch hier hilft nicht Besserung, sondern Bekehrung. Auch hier muß, um alles wieder in das Eine Wort zusammenzufassen, die Begehrlichkeit, diese umgeschlagene Liebe, aufgehoben und er-

setzt werden durch die wahre Liebe, die die Liebe zu der Wahrheit ist. Eine andere Athmosphäre muß in die Gesellschaft kommen, ein neues Element in sie ergossen werden. Wieder muß an Stelle des Habenwollens das Gebenwollen, an Stelle des Herrschenwollens das Dienenwollen, an Stelle des trotzigen und hochmütigen Selbstwollens das Gemeinschaftswollen treten, wieder muß die Zertrennung aufgehoben werden durch jene große Einheit, aus der Freude, Reichtum, Leben, Ehrfurcht, Freiheit quillt. Hier allein ist die Erlösung.

Erlösung von der **Armut.** Woher kommt denn die Armut? Genau wo der Reichtum, nämlich daher, daß die Einen zu wenig haben, weil die andern zu viel haben. Denn daß bei einer richtigen Orientierung unserer Gesellschaft genug da wäre für Alle, muß man nach der Erfahrung des Krieges nicht mehr beweisen. Er hat gezeigt, was für unerhörte Reichtümer und Fähigkeiten, solche zu schaffen, im Schoße der Natur und Gesellschaft ruhen, aber allerdings zugleich, wie sie verderbt werden durch die Selbstsucht des Menschen. Anders gesagt: Gott macht reich, der Teufel aber macht arm. Wir werden alle reich sein, wenn wir uns vom Teufel ab und Gott zu wenden. Auch die Armut ist eine Frucht der Leere. Diese Leere entsteht da, wo der Mensch von Gott abrückt; das tut er, wenn er wegzieht und an sich rafft, was Gott und damit dem Bruder gehört.

Dieser Abfall von Gott zum Besitz ist der Mammonismus. Ihn zu besiegen ist ein Hauptteil auch der sozialen Erlösung. Solange dies nicht geschieht und soweit es nicht geschehen ist, bleibt die Wurzel aller sozialen Not. Das Gesetz beschneidet dann wohl das etwas zu üppig wuchernde Laubwerk und entfernt da und dort einige Wucherzweige, aber die Pflanze selbst wird nicht ausgetilgt. Es heißt aber: „Der Geiz ist eine Wurzel jeglichen Uebels“ und „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“. Wie soll aber die soziale Erlösung kommen, wenn wir nicht Gott dienen können?

Es ist ja klar, daß auch eine soziale Umgestaltung nicht möglich ist, so lange die Menschen innerlich so an den Besitz gebunden sind, wie heute, so lange der Eigentumsgeist so stark entwickelt ist, der Eigentumsdämon die Menschen so fest in den Krallen hält. So lange werden sie sich gegen jede gründliche Neuordnung dieser Dinge wehren bis aufs Blut, sich wehren wie für ihr Leben, sich wehren mit wilder Leidenschaft. Wenn eine gewaltsame Revolution die heutige Wirtschaftsordnung zerbrechen sollte, so würde sie nicht wirkliche Besserung schaffen ohne eine Revolution in der Grundstimmung der Menschen; die Pflanze würde aus der alten Wurzel wieder aufwachsen und die schönste Neuordnung würde uns nichts helfen.

Es hilft nur die Erlösung durch die Liebe. Es müssen Menschen kommen, die die wahre Liebe in sich tragen und darum von der falschen befreit sind, Menschen, die im weitesten und tiefsten Sinne Gott lieben und darum nicht mehr den Mammon, Menschen, die Gottes Reichtum in der Seele tragen und darum schenken müssen; Menschen, denen es unmöglich ist, von „ihren Gütern zu sagen, daß sie ihnen eigen seien"; und dann auch irgendwie Gemeinschaften solcher Menschen, Genossenschaften im höchsten Sinn. Dieser Kommunismus der Liebe wird erst einen Sozialismus möglich machen; von hier wird, wie wir schon anderwärts gesagt haben, jene Luft in die Gesellschaft strömen, die sie innerlich zu einer wirtschaftlichen Umgestaltung befreit. Von hier aus wird der Eigentumsdämon vertrieben, die Wurzel des Geizes verbrannt. Diese Erlösung durch die Liebe aber wird statt des heutigen Fluches Segen über alles Leben ausbreiten und davor wird die Armut aufhören.

Die Liebe allein wird uns auch vom **Laster** erlösen. Wir haben schon am Anfang dieses Gedankenweges gesehen, aus welchen letzten Ursachen es stammt, darum sollten wir auch wissen, wie es allein besiegt werden kann: die Begehrlichkeit muß überwunden werden.

Auch dies versucht man meistens auf einem unfruchtbaren Wege, dem Wege des Gesetzes. Man brandmarkt das Laster moralisch oder man unterdrückt es durch Polizei und Strafgesetz. Aber, wie man weiß, mit wenig Erfolg. Es verbirgt sich höchstens und wuchert im Dunkeln erst recht. Das Gesetz ist tot, es reizt zur Uebertretung. Nur die Liebe erlöst.

Denn wir müssen uns wieder daran erinnern, daß die Begehrlichkeit ja eben umgeschlagene Liebe ist, falsche Liebe, ins Leere geratene Liebe. Leere aber wird durch Schelten nicht Fülle und der Polizeistock stillt nicht den Hunger. Wir müssen wahre Liebe statt der falschen schaffen, echtes Leben statt des Scheinlebens, reine Freude statt der giftigen, wirklichen Reichtum statt des Trugreichtumes, dann stirbt die Wurzel des Lasters, wie ein Sumpf stirbt, wenn sein Wasser abläuft und gesund wird. Es muß an Stelle der Leere das Leben treten, es muß die verirrte Liebe umkehren, die ganze verstörte Ordnung des Lebens so zurechtkommen, daß Gott der Quell der Liebe wird, die von hier aus in die Welt strömt. In der Welt müssen die Verhältnisse anders werden, so daß sie Leben und Liebe ausströmen, statt Selbstsucht, Mammonismus und Tod. Und dann muß an Stelle des Gesetzes, das richtet, die große Gnade erscheinen, die rettet, die Liebe, die zu den Zöllnern und Sündern ging und nicht ihre Bußpredigerin oder innere Missionarin, sondern ihre Genossin wurde, die Liebe Christi, die Liebe, die nicht beschuldigt, sondern entschuldigt, entschuldigt nicht im sentimentalen und flachen, sondern in dem tiefsten

Sinne, daß sie statt dem Andern eine Schuld aufzulegen, seine Schuld auf sich selbst nimmt. Daran wird das Laster sterben, daran allein.

Und darum allein auch das **Verbrechen.** Was ist das Verbrechen, wo es wirklich sittlicher Art ist, sittliche Schuld, anders als eine Frucht der Gewalt? Und was anders als ein Habenwollen, ein Sich-Durchsetzen-Wollen in selbstischem Trotz und Hochmut? Was anders als Abfall von Gott, Gottesferne?

Nun begegnen wir auch dem Verbrechen mit dem Gesetz. Dieses Gesetz ist das Strafgesetz. Strafe soll das Verbrechen bändigen. Haben wir Erfolg damit? Wir wissen, wie wenig. Wir wissen nun auch, warum. Das Gesetz kann nur töten. Das Gesetz reizt auf. Das Gesetz ist ungerecht, denn es kennt die Tiefen des Menschen nicht.

Ja, das Gesetz ist ungerecht — und dies in gar weitem Sinne. Denn ist das Verbrechen nicht eine ganz natürliche Frucht unserer Zustände? Muß der Verbrecher nicht fühlen, daß er ja nur jene Gewalt übt, die ja die Grundordnung unserer Gesellschaft ist, daß er nur jener Selbstsucht gehorcht, die wir ja für das heiligste der Heiligtümer halten? Kann man ihn mit Gewalt bekehren? Muß er nicht unsere Abwehr bloß für eine selbstsüchtige Maßregel halten? Muß ihm nicht das ganze Strafrecht und Strafwesen als Heuchelei vorkommen? Ja, muß das Verbrechen nicht Reiz gewinnen?

Auch hier muß es einen andern Weg geben. Ist nicht auch das Verbrechen ein Kind der Leere? Ist es nicht auch, so seltsam dies klingt, verirrte Liebe? Oder ist es etwa nicht eine bekannte Tatsache, daß gerade glühende, zur Liebe geschaffene Naturen oft genug auf den Weg des Verbrechens geraten sind?

Auch hier hilft nur die Liebe. Die Begehrlichkeit des Menschen gegen den Menschen muß zerbrochen werden. Aus unserer ganzen Gesellschaft muß das Prinzip der Gewalt und Selbstsucht entfernt werden. Dann findet das Verbrechen darin keinen Boden und keine Luft mehr, worin es gedeihen könnte. Es muß freie Gnade in die Gesellschaft hinein. Es muß sich darin die Liebe erheben, die weiß, daß wir alle für einander verantwortlich sind, daß die Schuld des Andern auch unsere Schuld ist, der Verbrecher unser Bruder; jede Strafe auch unsere Strafe, unser vor allem. Daran allein stirbt das Verbrechen.

So erlöst die Liebe allein die Gesellschaft.

Wenn das klar erkannt wird, dann mag das Recht immer seiner Aufgabe walten, es ist aber eine Aufgabe der zweiten Ordnung, nicht der ersten wie heute. Das ist es, was wir meinen, wenn wir Staat, Recht, Polizei, Zuchthaus angreifen. Wir kehren das bisherige Verhältnis um. Wir begreifen, daß Staat, Recht, Polizei, Zuchthaus vorerst noch Dinge sind, die scheinbar schwer entbehrt werden können, aber wir sagen, daß es gelte,

nicht diese Dinge möglichst zu mehren, sondern die andere Welt aufzubauen. Man fragt uns: „Muß denn nicht Gewalt sein, so wie die Menschen nun einmal sind?“ Wir antworten: Mag sein, aber ist es darum nicht gerade unsere Aufgabe, die Liebe zu mehren? Man fragt uns: „Ist nicht Polizei nötig, wenn Eure Leiber und Häuser sicher sein sollen?“ Wir antworten: Mag sein, aber ist es nicht traurig, daß sie nötig ist und sollte nicht unsere Sorge sein, jenen Geist in der Gesellschaft zu verbreiten, der sie unnötig macht? Man fragt uns: „Wohin käme es, wenn man die Zuchthäuser schlösse?“ Wir antworten: Woher kommen die Zuchthäuser? Sind sie nicht eine furchtbare Anklage gegen uns? Sollte nicht unsere Pflicht sein, eine Gesellschaft zu bauen, wo keine Zuchthäuser mehr sein müssen? Sollte nicht das Zuchthaus vernichtet werden — durch die Liebe? Wir glauben an die Erlösung der Gesellschaft durch die Liebe, allein durch die Liebe! Das Christuszeichen muß das Raubtierzeichen verdrängen auf der Stirn der Menschen. Ein neuer Adel muß kommen, ein Geschlecht der freien Söhne Gottes. Davor wird alles Wickingertum des Mammons, Lasters und Verbrechens verblassen und sterben.

Aber freilich sagen wir auch hier mit Pestalozzi: „Die Liebe ist eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaftig ist und das Kreuz nicht scheut.“

7. Die religiöse Erlösung durch die Liebe.

Alle wirklichen Erlösungen gehen aus von dem Zentrum des Lebens. Dieses aber liegt in der „Religion“. Darauf kommen wir immer wieder zurück. Die „Religion“ ist schuld an den tiefsten Uebeln und Entartungen der Gesellschaft. Sie ist dies, weil und soweit sie von Gott abgekommen ist. Denn ist sie Gesetz, Machtdrang, Zwang, dann wird sie schlimmer als die Welt. Dann entsteht Kirchentum, Theologentum, Pfaffentum.

Wo liegt die Erlösung von diesem Wesen? Haben wir nicht immer wieder erkannt, daß sie in der Liebe liegt? Religion im übeln Sinne des Wortes ist verirrte Liebe so gut wie Mammonismus, Laster und Verbrechen, wenn auch meistens (nicht immer!) in einer andern Sphäre. Sie ist eine Rückbiegung zu sich selbst, eine Pflege ihrer selbst, ein trotziges Verharren in sich selbst. Das Reich Gottes aber ist eine Sache, die Sache Gottes und des Menschen. Hier gelten Glaube, Hoffnung, Liebe, aber die Liebe ist die größte unter ihnen. Gott selbst ist die Liebe und „wer in der Liebe bleibet, bleibet in Gott und Gott bleibet in ihm.“

Hier sahen wir, lag auch die Erlösung von aller Religionsnot. Sobald die Liebe sich wirklich Gott zuwendet, verschwinden alle jene Entartungen; sobald seine Sache, die immer auch die des Bruders ist, das Eine wird, worauf es ankommt, lösen Kirchen-

tum, Theologentum, Pfaffentum sich auf. Es wird heller, sonniger Gottestag. Die Liebe schafft Frieden, wo das Glaubensgesetz und das logische Gesetz nur Streit schafft.

Blicken wir von hier aus in unser religiöses, kirchliches, theologisches Wesen hinein, so sehen wir nicht ohne Staunen, so sehr wir es eigentlich gewußt haben, was für eine geringe Rolle darin die Liebe spielt. Vom Glauben wird so viel mehr geredet als von der Liebe. Die religiösen Gemeinschaften haben keine Sache, sondern werden zu Selbstzwecken, pflegen Religion für sich. Der religiöse Egoismus macht sich in gröberen oder feineren Formen breit. Sie sind keine Gemeinschaften der Liebe; die Liebe ist bloß ein Anhang. Der Machtdrang kommt immer wieder oben auf. Er ist es auch, der im Kampf der theologischen und kirchlichen Parteien sehr stark an Stelle des reinen Wahrheitskampfes tritt. Wie wenig Liebe ist in diesen Kämpfen! Wo sucht man den Gegner zu verstehen, ihm gerecht zu werden? Wo ist das Gefühl, daß der Gegner doch Bruder ist, daß man für ihn verantwortlich ist, auch für seinen Irrtum? Wo die Ritterlichkeit, ja sogar nur der Anstand?

Wie soll hier die Erlösung kommen? Wir können sie auch hier zu gewinnen versuchen durch das Recht, d. h. dadurch, daß wir Recht behalten. Unser Recht soll dann bestehen in gewissen objektiven Wahrheiten. Diese sind hier das „Gesetz". Dadurch soll das Falsche zerstört werden. Die „Wahrheit" muß siegen!

Aber behält nicht auch in dieser feinsten Form das Gesetz unrecht? Ist nicht auch hier seine Rolle das Töten, statt des Lebendigmachens? Richtet es nicht Zorn an? Kommt man nicht auf diesem Wege bloß zu unendlichem Streit? Kann man sich nicht auch durch eine „objektive Wahrheit" vergewaltigt fühlen? Hat nicht auch das „Wahrheitsgesetz", wenn es von außen an uns kommt, wenn es an uns kommt, um uns niederzuschlagen, etwas von dem Element der Gewalt an sich?

Diesen Weg hat die Menschheit in den höchsten Dingen gründlich geebnet. Sie hat in der Philosophie, der Wissenschaft, der Kunst, der Ethik, der Pädagogik, der Religion versucht, die Wahrheit in feste Sätze zu fassen, die die Kraft eines Gesetzes bekommen, meistens eines logischen, das aber zu einem gesellschaftlichen oder gar kirchlich-staatlichen werden konnte. So sollte im Reiche der Wahrheit Friede werden. Das Dogma war der Hüter dieses Friedens.

Wir wissen, wie dieser Versuch geendigt hat, nämlich mit dem Krieg. Das Dogma hat nicht Frieden geschafft. Denn es hat den Geistern nicht Genüge gegeben, sondern sie bloß unterjocht. Sie knirschten unter dem Joch. Sie warfen es ab, sobald sie konnten und gerieten leicht in die Anarchie, das heißt hier: in die Skepsis oder den Libertinismus des Denkens, die beide nur von der Auflehnung leben. Das Dogma aber ist das Kind des Intellektualismus,

der die Wahrheit in einem System von Begriffen sucht und so eine falsche Objektivität und Autorität schafft, gegen die sich der fühlende Mensch auflehnt, wenn ihm dadurch das seelische Leben gehemmt und die Werte, die er als höchste anerkennt, entwertet werden. So schafft auch dieses Gesetz „Zorn", Richtgeist, Verketzerung, d. h. Verdammung. Friede wird erst wieder, wenn Kierkegaards Erkenntnis allgemein wird, daß die Subjektivität die Wahrheit ist, oder, anders ausgedrückt, daß die Wahrheit — der Mensch ist und Gott!

Damit sind wir auch hier auf den „besseren Weg" gelangt: Auch hier hilft nur die Liebe. Die Liebe aber kommt von Gott, dem wirklichen Gott.

Wer an den wirklichen Gott glaubt, der glaubt an kein Dogma Dazu ist Gott ihm zu lebendig. Darum gibt es in der Bibel keine Dogmen und ist noch jeder Vertreter des lebendigen Gottes mit den Dogmen seiner Zeit in Kampf geraten. Der wirkliche Gott ist zu groß, als daß alle seine Wahrheit in das Gefäß einer Ansicht ginge. Dies weiß jeder, der ihn kennt. Er fühlt es in Ehrfurcht. Von dieser Ehrfurcht berührt, vermutet er in jeder gegnerischen Meinung von vornherein ein Stück göttlicher Wahrheit und ehrt sie als solche. Diese Ehrfurcht aber verbindet sich mit der Liebe. Die Liebe zu Gott strebt darnach, diesen immer besser und völliger zu verstehen und fühlt sich daher zu jedem neuen Anspruch auf Wahrheitsvertretung hingezogen in natürlicher Sympathie. Gott ist die Einheit, die über allem Streit der Meinungen steht; er ist die Wahrheit; sich von dieser Einheit umfaßt zu fühlen, das ist Friede. Das ist die tiefe Wahrheit, die dem Katholizismus zu Grunde liegt; sein Fehler ist bloß, daß er als Kirche sie in Form von äußerer Autorität zur Geltung bringen will, während sie nur in der Freiheit Wahrheit bleiben kann.

Wo aber diese Einheit zerbricht, da entsteht Streit. Da löst sich die eine Wahrheit auf in eine große Zahl von Wahrheiten; da fangen diese zerstreuten Wahrheiten an, sich zu bekämpfen; da entstehen Dogmen, Konfessionen, Parteien; da sucht man statt der Wahrheit die Macht; da wird Krieg. Das ist der Zustand, aus dem wir erlöst werden möchten.

Die Erlösung wird in dem Maße erfolgen, als Gott selbst Wirklichkeit wird. Auch der Streit in der Religion, den wir meinen, stammt aus der Leere. Es ist eine bekannte psychologische Tatsache, daß die Unduldsamkeit nicht von dem wirklichen Glauben kommt, sondern eher vom Unglauben, der vielleicht im Gewand der Rechtgläubigkeit oder sonstiger Glaubensfestigkeit einhergeht. Weil man Gott nicht hat, aber ihn doch irgendwo begehrt, fährt man auf diejenigen los, die eine andere Auffassung vertreten, sucht sie niederzuschlagen, zu vernichten. Man versteift sich geizig auf das Stück

Wahrheit, das man selbst hat, als ob es die ganze Wahrheit wäre, und eifert gegen jeden andern Anspruch. Verkehrte Liebe auch hier wieder, Begehrlichkeit statt Geltenlassen und Hingabe. Wo aber Gott wirklich gefunden wird, da ensteht Fülle, mit der Fülle der Befriedigung und mit der Befriedigung die Fähigkeit und Lust, sich des Andern zu freuen und ihn gelten zu lassen — kurz, die Liebe. Es tritt an Stelle der Verachtung die Ehrfurcht, an Stelle des Zornes die Gnade. Gott aber wird wirklich gefunden nicht da, wo etwas zwischen ihn und den Menschen tritt, seis ein Werk, seis ein Gesetz, ein ethisches oder domatisches oder logisches, sondern da, wo er selbst erfaßt wird in der Unmittelbarkeit und Fülle seines Lebens.

Hier tut sich der Weg der Versöhnung auf für unsere im Krieg liegenden Parteien und Richtungen. Wir müssen viel mehr auf Gottes Sache abstellen, als auf die unsrige, müssen mehr Sinn dafür bekommen, wo Gott spricht, mehr Ehrfurcht, mehr Liebe. Es muß auch hier eine Liebe kommen, die Gnade ist, gebende Liebe, Liebe, die aus der eigenen Wahrheit ohne Aufdringlichkeit spendet, statt dem Andern die seine zu nehmen; Liebe, die auch den Irrtum des Andern auf sich nimmt und sich für ihn mitverantwortlich weiß; Liebe, die nicht niederschlagen und vergewaltigen, sondern aufrichten und befreien will; Liebe, die nicht das Ihre sucht, nicht „eifert", nicht schilt, sondern nur liebt; Liebe, die groß und demütig, wahr und warm, menschlich frei und göttlich rein dasteht und so für Christus zeugt. Sie allein wird uns aus dem jetzigen Wust helfen. Es klingt wieder wie ein Märchen, aber diese Liebe wird eines Tages dastehen und uns erlösen. Auch hier wird der Weg aber wohl unter dem Zeichen des Kreuzes stehen. Diese Liebe wird als „göttliche" Torheit auftreten. Aber ihr Weg wird selig sein.

Wir harren ihrer voll inniger Sehnsucht. Aber wieder fragen wir: warum immer nur harren?

* * *

Die Liebe komme! Die verlorene breche wieder hervor! Wir schreien nach ihr, unserer einzigen Rettung. Aber würden wir nach ihr schreien, wenn sie nicht bereit wäre, zu kommen? Gerade, weil sie mit neuer Macht kommen soll, müssen wir auf sie harren; gerade, weil wir so weit von ihr abgekommen sind, ist der Rückweg weit, und mit bittern Schmerzen müssen wir erkennen, was es heißt, sie zu missen.

Aber das wissen wir und das ist zunächst die Hauptsache:

Wir müssen umkehren zur Liebe und zu den Quellen der Liebe. Das ist der neue Weg! L. Ragaz.

(Schluß folgt.)

Alpscheid.

Die Alp erschallt zum letzten Mal;
Die Sennen ziehen heut zu Tal;
Und stille wird es oben.
Dich Stille will ich loben.

Hier ist von all dem Lärm der Welt
Nur fernstes Echo mir gesellt,
Und ohne Zaun und Schranken
Gehn aufwärts die Gedanken.

Das Leid, mit dem du täglich rangst,
Die Flut von Gram und Qual und Angst,
Das ungeheure Morden,
Des Hasses Ueberborden:

Das wird hier friedlich, still und mild.
Zum tragisch ernsten Weltenbild,
Durchzuckt von heil'gem Werden,
Wird alles rings auf Erden.

Und jede Tat und jedes Wort,
In jedem Land, an jedem Ort,
Erscheint wie zum Gerichte
In klarem Weltenlichte.

Was auch der Schlachtendampf verhüllt,
Was Wahnsinn auch dagegen brüllt,
Mit gierem Herrschermute
Ersticken will im Blute,

Zeigt sich dem unbestochnen Geist,
Der nur die Dauerwerte preist,
Als ewig Unverlornes,
Als ewiges Erkornes.

Der Geist, der tiefe Menschen eint,
Der Völkerschranken kühn verneint,
Und mit des Wortes Schwingen
Die Nacht sucht zu durchdringen;

Der Geist, der freies Sonnenrecht
Sich suchet für ein neu Geschlecht,
Das, als des Lichts Gemeinde,
Den Bruder sieht im Feinde;

Der Geist, der eine Erde will,
Wo all die Kräfte schweigen still,
Die uns noch heut umschlingen
Und Brudermord erzwingen;

Der Geist, der eine Erde schafft,
Wo Liebe sich zusammrafft,
Um frei sich zu entfalten
In mächtigem Gestalten:

Dies ist der Geist, den heut ich sah
In ungetrübter Gloria
Und heldenstarker Milde
In jenem Weltenbilde.

Und dieser heut zertretne Geist,
Der ewig nach den Sternen weist,
Ersteht, trotz Krieg und Krieger,
Am Ende doch als Sieger.

Und diese innre Festigkeit
Gab mir vom Berg ins Tal Geleit,
Als ich beim Sonnenscheiden
Verließ die stillen Weiden.

U. W. Züricher.

Umlernen über die Männlichkeit.

Der Begriff des Umlernens ist durch den Krieg schon fast zum Gemeinplatz geworden. Jede Feigheit, die vom Sturm umgeblasen wurde, bläst sich wieder auf und deutet ihre Schwäche als Beweglichkeit, ihre Lümpeligkeit als Entwicklungsfähigkeit. Die Kriegspfaffen lernten um über das Wesen des Christentums und machten eine Art schwertfrohen Mohammedanismus daraus, die internationalen Parteihäupter lernten um über den Sozialismus und machten eine nationale Wohlstandsbewegung daraus; die Völkerpsychologen lernten um über den Wert der einzelnen Völker und . . . doch ich will abbrechen, denn bereits fängt der geistige Verwesungsgeruch an, die Luft zu verpesten.

Freilich gilt es beständig umzulernen, freilich muß der wachsame Mensch beständig auf Horchposten stehen, um seine Urteile über Dinge und Menschen und Ideen an der Wirklichkeit nachzuprüfen; freilich ist es ein Zeichen selteneren und, wenn es nicht im Dienst persönlichen Vorteils geschieht, auch edleren Menschentums, wenn man seine Seele wachhält zum Neulernen, zum Umlernen, zum Ausreifen. Aber freilich, ich wiederhole es, wenn dies nicht im Dienst persönlichen Vorteils geschieht, wenn nicht Wünsche nach Geld, Amt, Ehre, Ansehen, oder Denkträgheit und Angst vor Isolierung, Mißachtung, Verfolgung die ausschlaggebenden Faktoren sind.

Was hat Wert? Was soll gelten? Bedingt ist die Antwort natürlich von unsern Zielvorstellungen. Wohin entwickelt sich die Menschheit? Wo leuchten die Sterne, denen wir entgegenwallen? Wo liegt unsere Gralsburg? Und wo ist der Weg, der zu ihr führt? Wie nahe liegt es für glühende Seelen, ihre Antwort als objektive Sicherheit zu geben, als „den“ Weg und als „die“ Wahrheit. Bescheiden wir uns, und wenn es auch nur wäre, um der freien Entscheidungsfähigkeit der Nachdenklichen nicht vorzugreifen, und sagen wir: So sehe ich es. So ist mein Weg. So urteile, so werte ich. Wenn mein Weg und mein Werten für dich brauchbar sind, um so schöner, sonst weise einen bessern Weg und werte richtiger und gerechter.

Die Anfänge der Menschheit verlieren sich in pechschwarzer Nacht. Mit gewaltigem Unterkiefer, dicken Augenwülsten und fliehender Stirn sehen wir den Diluvialmenschen gräßliche Ringkämpfe mit irgendwelchen wilden Tieren führen. Das Weibchen nährte und hütete in seiner Höhle die heranwachsenden Jungen, das Männchen (oder dürfen wir schon sagen der Mann?) schützte sie vor allerlei Raubzeug und balgte sich, selber eine Art Raubzeug, mit diesen herum, um es seinen Angehörigen als willkommene Beute zum Fraß zu bringen. — Und wie lebten die Vorfahren jener Diluvialmenschen? Wir wissen es nicht. Uns kümmern ihre Nachfahren, nämlich die Menschen, wie sie in der kurzen Spanne der paar überblickbaren und größenwahnsinnig als Weltgeschichte ausposaunten Jahrtausende sich gebärdeten.

Zarathustra, Jesajas, Laotse, Buddha, Pytagoras, Aeschylos, Plato, Christus, Franz von Assisi, Hafis, Leonardo da Vinci, Michelangelo, Shakespeare, Pascal, Göthe, Nietzsche, Tolstoi als leibliche Urenkel jener Diluvialmenschen: Das stimmt uns nachdenklich. Entwickelt sich die Menschheit auch auf der Erde? Oder ist der geistige Gesamtanblick doch immer derselbe, und haben wir uns endgültig und ausschließlich mit transcendentalen Perspektiven zu trösten, oder in jeder Hinsicht einem aussichtslosen Pessimismus uns zu verschreiben? Ich schaue die edlen Menschengesichter und hoffe auch auf die Erde, ohne deshalb das Jenseits der Sinne und der Erde, etwa als Selbstbetrug und höheren Schwindel, preiszugeben. Mein Selbstbewußtsein als Mensch würde es nicht ertragen, die Vorhingenannten nur als andersgeartet und nicht als höhergeartet als den Diluvialmenschen zu empfinden. Der Diluvialmensch zeigt uns halbwegs woher, die Lichtmenschen wohin. Nur eben geht der Aufstieg langsamer und schwerer als es unsere fiebernde Ungeduld möchte. Die Welt hat Zeit, mehr als wir unruhigen Eintagsfliegen. Was machen da ein paar Jahrtausende aus? Ist nicht das „alte“ Indien, das „alte“ China, das „alte“ Egypten, das „alte“ Griechenland, das „alte“ Palästina in Bezug auf die Jahrhunderttausende die waren und sein werden für uns noch

unmittelbare Gegenwart, ein heute, kaum ein gestern. Und da will man uns schon sagen, was in Zukunft noch alles möglich sei oder nicht mehr möglich sei, und will uns schon endgültige Wegweiser aufstellen und uns als Spätlinge hinstellen. Uns als Spätlinge, die wir ja kaum erst zum Menschheitsmorgen erwacht sind, und überall noch die dunkle, gräßliche Vergangenheit unheimlich in uns lebendig ist. O, wir haben noch eine lange Zeit zum Lernen, zum Umlernen, zum Neulernen, zum Lernen was Zwecke und Ziele der Menschen sein könnten. Werten wir nicht heute noch in vielen Dingen wie ein Diluvialmensch werten mußte? Das heißt, sind nicht die Wertschätzungen des Raub- und Höhlenmenschen noch völlig gebräuchlich neben merkwürdig andern aus den Herzen jener Wegesucher stammenden? Wie ertragen wir auch dieses sich widersprechende Chaos von Urteilen? Räumen wir auf in der Rumpelkammer unserer Wertschätzungen; denn Klarheit im Denken und Werten und Wollen wird wohl der Klarheit im Sein und Leben vorangehen müssen.

Das Meiste, was heute als Männlichkeit bezeichnet wird, ist Raub- und Höhlenmenschenwertschätzung. Der Mann als kriegstüchtiger Beschützer seiner Angehörigen war eine selbstverständliche Vorstellung und Forderung während ungezählter Jahrtausende. Der Schutz war umso größer, je gewaltiger, je furchtbarer, je kriegerischer der Mann war. Kriegerisch, kampftüchtig, kampfbereit wurden so ganz selbstverständliche Attribute des Begriffs der Männlichkeit. Und so ist's geblieben zur Zeit der Gentilverfassungen, als die Welt außerhalb der Gens oder außerhalb der aus verschiedenen Gentes bestehenden Völker völlig fremd, unzugänglich, feindselig und angriffslustig war. So ist's geblieben zur Zeit der Nationalstaatenentwicklung, als die Interessen der in irgend einem Machtgebild Herrschenden mit andern Herrschenden in beständigen Konflikt traten. In dieser Zeit sind wir ja noch mitten drin. Nur ist allmählich auch etwas anderes, etwas Ueberstaatliches, Uebernationales, Ewigmenschliches gewachsen. Der Begriff des Menschlichen, des Ewigmenschlichen hat sich entwickelt mit seinem ganzen Zubehör von geistigen Zielen, geistigen Gegensätzen und geistigen Waffen. Daß die Geistesmenschen immer in Staaten und Völkern lebten, die eben einen begrenzten Staats- und Volkshorizont hatten, ließ sie selten zu einer völlig reinen Ausgestaltung ihrer höhern Art gelangen. Versuchartiges, Halbfertiges, Kompromißliches haftet fast überall an. Aber das Bewußtsein weitete sich. Die Lebensbedingungen der Menschen änderten sich. Der Gedanke an wirtschaftliche Organisation trat an Stelle des vorherrschenden, wirtschaftlichen Raubes und Kampfes. Die Arbeit an der Seele, das Leben von Menschen, das in religiösen und künstlerischen Gedanken und Bestrebungen dahinfloß und mächtig ausstrahlte, blieb nicht wirkungslos. Wer bewußt und leidenschaftlich ein höheres Leben

lebt, wertet auch diesem Leben entsprechend. Religiöse und künstlerische Wertschätzungen kämpften an gegen die alten kriegerischen, raublustigen — und sie kämpfen heute noch an. Als aber der Gedanke übermächtig wurde, daß eine Zeit gekommen, die den Krieg nicht mehr nötig hat, daß er nur noch durch die unsägliche Dummheit, Roheit, Trägheit und Feigheit der Massen noch weiterwuchert, da wurde der Gegensatz schroffer — und ist's heute mehr als je. Viele von uns glauben heute nicht mehr an die gepriesenen Kräfte des Krieges, geschweige an seine Notwendigkeit. Wir sind auch im bewußten Gegensatz zu allen mit ihm zusammenhängenden Urteilen. Die berüchtigte Männlichkeit des Kriegers ist uns nur noch ein Höhlenmenschenideal. Aber wir wollen nicht in die Höhlen zurück, sondern wir wollen ans Licht und fühlen uns deshalb durchaus nicht als unmännlich. (Ich setze dabei voraus, daß man unter Männlichkeit etwas Positives und Lobenswertes versteht, und das Wort nicht ironisch meint.) Oder ist sie etwa für uns etwas Verlockendes, jene Männlichkeit, die den Krieg fördert und als Ergänzung die Knechtseligkeit der Massen hat, die gedankenlose Unterordnung des Volkes unter der Militärgewaltigen eiserne Faust, die man mit serviler Demut beleckt.

Ist das Männlichkeit, wenn ein sogenannt gebildetes Volk in rührseligem Herdendünkel es ganz in der Ordnung findet, wenn ein oder ein paar Mächtige das Schicksal von Millionen mit einem einzigen Federzug besiegeln können? Ist's männlich, wenn große Millionenvölker gegen ihren Willen, bloß aus anerzogenem Respekt den Herrschenden gegenüber, sich durch einige Fürsten, Diplomaten, Kriegslieferanten, Bankiers und Journalisten in eine Hölle von Blut stürzen lassen? Ist's männlich, nicht mehr zu denken und zu urteilen, wenn man einem Kaiser oder einem Präsidenten oder irgend einem weltberühmten Modegötzen gegenübersteht, sondern in Ehrfurcht zu ersterben, auch wenn es sich bei jenem äußerlich Hochgestellten um einen völlig mittelmäßigen oder geistesarmen Dutzendbruder handelt? Zeugt es von herrschender Männlichkeit, wenn alle seelischen Lebensinhalte zerstört, wenn jeder Begriff von Freiheit und Initiative unterdrückt wird, wenn der Mensch alle Selbstbestimmung verliert und nur noch ein Teil, ein Rädchen, eine Funktion einer massenmordenden, tadellos funktionierenden Kriegsmaschinerie geworden ist? Der Mensch als Ungeziefer und Kanonenfutter ist die Konsequenz des immer noch herrschenden Männlichkeitsbegriffes. Diese alte Männlichkeit kennt nichts Höheres als Mord und Zerstörung. Wer so und so viel Luftschiffe „abgeschossen", wer so und so viel Meerschiffe „erledigt" hat, gilt ihr mehr, als wer ein ewiges Kunstwerk geschaffen, oder wer den uns umgebenden großen Unbekannten ein neues Stück Land abgerungen oder wer der Menschheit eine große Heilkraft oder eine große Hilfe gebracht. Und doch kann jene Bestienmännlichkeit nur vernichten, zerstören, zer-

stampfen, was aufrechte gestaltende Geister geschaffen. Ja, wird aber eingewendet, die Militaristen wollen ja gar nicht zerstören um des Zerstörens willen, sie wollen den Garten der Kultur nur beschützen, sie wollen . . . Ich frage nicht, was sie vorgeben, zu wollen, sondern was sie tun, und was sie tun, zeigt heute jeder Tag: aus dem Garten eine Wüste machen, die schönen Anfänge eines europäischen Gartens vernichten, in die Luft sprengen, versengen, vergiften. Ja aber, das Hemd, das uns näher ist als der Rock, das Leben des eigenen bedrohten Volkes, das uns näher liegt, als der europäische Kulturgarten! Ach bedroht! Was wissen wir denn von wem und wie bedroht! Wir sind ja so männlich, daß wir dem Treiben der Geheimdiplomatie ruhig zusehen. Ist es aufrechter Menschen würdig, einem kleinen Häuflein von Politikern die unumschränkte Entscheidung über Krieg und Frieden und damit selbstverständlich auch die volle Verantwortlichkeit für das Geschick der Völker zu überlassen? Es ist doch klar, solange man die Geheimdiplomatie erträgt, haben wir in der Praxis, d. h. in den entscheidenden Fragen ein absolutistisches Regierungssystem, mag daneben ein Parlament existieren oder nicht. Was will man dazu sagen, wenn einige wenige Diplomaten Jahrzehnte lang einzig Wissende sind über Verträge, die ein Volk in den Abgrund ziehen können, und dieses Volk dann wie eine Schar Lämmer Ja und Amen dazu blöckt! Ist es männlich in dem anerzogenen rührenden Untertanenglauben gar nicht daran zu denken, daß die eigene Regierung auch Fehler gemacht haben könnte? Ist sie männlich, die kindliche Zuversicht, daß die eigene Regierung immer nur aus frommer Herzenseinfalt, in väterlicher Güte und Weisheit einen sittlich reinen Krieg gegen neidische und raubgierige Nachbarn führe? Man lese doch einmal kühl und unvoreingenommen in Deutschland die Bekenntnisse Friederichs des Großen oder Bismarks, man studiere in England, wie der Burenkrieg zustande gekommen! Wie bezeichnend ist es z. B. wenn Bismark in Bezug auf das berüchtigte innige deutsche Bedürfnis nach Bevormundetwerden meint, es sei nicht die Aufgabe eines deutschen Staatsmannes, die Berechtigung und Vernünftigkeit dieser deutschen Eigentümlichkeit zu prüfen „solange sie sich kräftig genug erweist, um mit ihr rechnen zu können.“ (Zitiert in Zurlindens Weltkrieg.)

Ist es reifer Menschen würdig, die billigen Sätze nachzusprechen, daß in den Regierungen der jeweilen andern Völker nur unverantwortliche Schufte sitzen, während die eigene Regierung vor Gott und ihrem Gewissen (nur nicht vor ihrem Volke) vollverantwortlich bestehen könne? Ist sie reifer Menschen würdig, diese allergehorsamste Katzenbuckelei vor allen Machtgötzen, allem „historisch gewordenen“.

Wohin die Männlichkeitserziehung führt, die im Begriffe der Männlichkeit wesentlich den grimmigen Haudegen und Totschläger,

Kraftprotzen und Säbelrassler sieht, das zeigen alle die Intellektuellen, Theologen, Professoren und Journalisten unserer Tage. Da wird erstens mal von Staatsmännern und Theologen der Autoritätsglaube, dieser eigentliche Widerpart alles selbstverantwortlichen Geistes, großgezogen. Sitzt der einmal fest, versteht sich alles andere von selbst. Dann kommt das berühmte männliche Christentum, das darauf ausgeht, tiefe Gewissenskonflikte durch geölte Kriegspfaffen zu beschwichtigen. Dann kommt jener Blutrausch, der sich an zerstampften Ländern und Millionen geschlachteter Feinde entflammt. Dann kommt das Aufgeben des geheim für wahr gehaltenen, zu Gunsten der von Kanzel, Katheder, Redaktionstisch und Generalstabsbureau geschaffenen Massenpsychose, die die Beteiligung an diesem Krieg als menschlich gut und christlich gebilligt hinstellt und sie als heilige Pflicht fordert. Dann kommt jene Religion, die als erste und letzte Glaubensforderung predigt: „Duckt euch vor Gott und seinem Stellvertreter, dem Generalstab." Dann kommen alle die Kriegsapotheosen und Männlichkeitstiraden der intellektuellen Horden, Dinge, die aufrechte Geister nur mit würgendem Ekel empfinden können. Dann kommt jene Kasuistik, mit der die Kriegsziele und die Kriegswirklichkeit moralisch drapiert und alle Tatsachen systematisch umgelogen werden, und überhaupt die Moral der Politik angepaßt wird. Dann kommt es dahin, daß fast alle Kirchenmänner der verschiedenen Staaten überall die Kriegsparole ihrer diversen Regierungen als göttliche Wahrheit, als Berufung ihres Volkes im ewigen Weltenplan, als echtes Christentum mit Erfolg an Mann bringen können. Dann kommt das dreiste Gepappel vom Krieg als Ausfluß göttlicher Weltordnung, als lebendiger Faktor der Kultur, als großer Läuterer und Erzieher. Dann kommt das willenlose sich beugen unter gräßliche Dinge, die man zu feig ist anzugreifen und die man deshalb als Naturnotwendigkeit, als ewige Naturgesetze hinzustellen beliebt. Wer sich von den Orgien der theologischen Sophistik und der „männlichen" Kriegstheologie ein klares Bild machen will, lese doch einmal in Zurlindens objektivem, nur die schweizerischen Verhältnisse etwas schönfärbendem Buch über den Weltkrieg das Kapitel über die Kriegstheologie. Ja, ja, Kaiser Wilhelm hat recht: „Wie fesselnd und fabelhaft vielseitig ist die Persönlichkeit Christi." Jedenfalls wird sie von den Theologen fabelhaft vielseitig erklärt. Für klarer Sehende bleibt das Verhältnis vom Staat zum Christentum das eines unversöhnlichen Gegensatzes, wenigstens solange die Staatsorganisation, wie in der bisherigen Menschheitsgeschichte auf dem selbstverständlichen Gewaltprinzip aufgebaut ist. Dieser Gegensatz konnte nur durch einen großen Schwindel unschädlich gemacht werden. Man schuf in der Kirche eine Organisation mit einer verwässerten und für den Staat unschädlich gemachten und deshalb von ihm anerkannten und geschützten Lehre und sorgte dafür, daß dieses Brüh-

wasser im öffentlichen Bewußtsein als „das“ Christentum galt. Daß solches möglich war, ist auch eine Frage der Männlichkeit.

Und wie die Staatserziehung das Religiöse zu Gunsten der blinden Hurramännlichkeit verwässert und entstellt, so auch die Kultur. Wenn Kultur seelische Durchdringung und Gestaltung des Lebens bedeutet, so ist der Militarismus und die von ihm betonte Männlichkeit der ausgesprochenste Gegensatz dazu, die radikale Unkultur. Man lasse sich durch den Satz vom Schutz der eigenen Kultur nicht täuschen. Damit werden nur die nach Kultur Ringenden getäuscht. Wenn man die einheimische Kultur und damit das Leben in seinen höchsten Ausstrahlungen wirklich achten würde, so würde man es eben überall achten, wo es sich in gleicher Vollkommenheit darbietet, auch in „Feindesland“. Und überall da geschieht das nicht, wo man sich zur Gewissensberuhigung vorredet und einbildet, die Kultur im eigenen Land sei unvergleichlich höher und tiefer, wertvoller und zukunftstragender als in den andern. Ueberall da geschieht das nicht, wo der Nationalismus Orgien feiert. Was sind das für Menschen, die sich etwas darauf zu gut tun müssen, einer großen Nation, einer siegreichen Nation, einem herrschenden Glauben u. s. w. anzugehören! Jedenfalls Menschen ohne Eigenwert, Bilder, die durch einen prunkvollen Rahmen über mangelnde künstlerische Qualitäten hinwegtäuschen sollen. Hochmütiger Nationalstolz ist das Kennzeichen mangelnder Innerlichkeit. Und das noch: Wer sein Volk und dessen Kultur wirklich liebt, würde eben auch leidenschaftlich alles tun, um den heutigen Völker und Kultur zerstörenden Zustand der absoluten Staatssouveränität zu überwinden, würde suchen, das Völkerrecht ernsthaft auszugestalten und die Vereinigung der irdischen Staaten anzubahnen. Wie viel geschieht davon?

Gewiß gehört innere Disziplinierung seiner Seele auch zu dem Begriff der Kultur, aber mit dieser Feststellung die Disziplin überhaupt, auch die der Militaristen, auch die der Parteischablone zu preisen und als Ausfluß ächter Männlichkeit hinzustellen, ist denn doch ein starkes Stück. Für begeisterte Kasernenseelen und für Parteidemagogen ist's begreiflich, wenn sie im unbedingten Befehlen- und Gehorchenkönnen, in der Disziplin ein Maximum von Männlichkeit sehen und deshalb von der Kleinkinderschule bis zum Greisenasyl Disziplin predigen. Wir andern freilich sagen, die blinde Disziplin, nicht die selbstgewollte, nicht die freiwillige Unterordnung unter ein selbstgebilligtes Gesetz, sondern die blinde, die unter allen Umständen ohne eigene Ueberlegung gehorcht, ist nicht nur das Verhängnis der Völker, sondern auch der ausgesprochenste Gegensatz aufrechten Menschentums. Da die Herrschenden an dem Zustandekommen williger Disziplin interessiert sind, trachten sie danach, daß der Untertanenverstand von Klein auf durch Eltern, Lehrer, Pfarrer, Parteiagitatoren, Unteroffiziere und Offiziere ins nötige Geleise kommt. Dazu dient ihnen auch die Heldenverehrung. Die

der Jugend als Vorbilder hingestellten Helden kämpften freilich aus freiwilliger Hingabe. Da es sich aber um Kriegshelden handelt, so macht die Jugend ohne weiteres den Schluß auf die Militärs, ohne zu bedenken, daß im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht jeder ein „wackerer Soldat", jeder ein „Held" sein muß, wenn er nicht Gefahr laufen will von den eigenen Leuten füsiliert zu werden. Ich möchte auch hier gerecht sein. Wir haben uns alle einmal für die Achilles, Siegfried, Winkelried begeistert. Und wenn ich heute hinter diese Art Heldenverehrung ein Fragezeichen setze, so geschieht es nicht ohne einige instinktive Widerstände. Ich möchte nicht dagegen reden, daß einer sein Leben gibt für seine Angehörigen. Ich möchte auch nicht dagegen sein, daß die Jugend ihre Kraft an Gefahren mißt. Ich möchte auch nicht das Volk verächtlich machen, das in einer letzten Not gegen unerträgliche Unterdrückung zur Gewalttat greift. Wir zehren alle von solchen Gewalttaten der Vergangenheit. Aber diese Gewalttaten sind alle nur Notbehelfe. Sie können nötig sein. Das heutige Rußland zeigte es. Sie dürfen kein Höchstes und Letztes sein, und es kann Seelengröße sein, auch ihrer zu entraten. Wahrhaft vorwärts treibt letzten Endes doch nur lebensgestaltende Geisteskraft. Und wo haben wir es in dem ganzen wahnsinnigen Wirbel von heute wirklich mit einer äußersten Not Vergewaltigter zu tun gehabt? Ja, bei den Belgiern in ihrem Kampf gegen die Deutschen, sicher bei den russischen Revolutionären in ihrem Kampf gegen die russische Regierung. Alles andere ist imperialistische Mache. Auch ist zu sagen, daß die Kriege sich heute unter ganz andern Bedingungen abspielen als zu der Zeit, in denen die Heldensagen sich entwickelten, und daß ein anderes menschheitliches Zusammengehörigkeitsgefühl ununterdrückbar in uns lebendig ist.

Persönlicher Heldenmut wird heute mehr und mehr ausgeschaltet. Gewiß bei den Fliegern nicht, dafür leisten sie aber auch die widerwärtigste Art von Vernichtung, die in diesem Krieg vorkommt, die systematische Ermordung Unbewaffneter, die Zerfetzung von Frauen und Kindern. Sonst geschieht das meiste heute maschinell, organisiert und unpersönlich. Das „blanke Schwert, das scharfe" spielt seine Rolle fast nur noch bei Kriegsliederlieferanten. Im heutigen Krieg ist wesentlich und ausschlaggebend fast nur noch die schwarze unpersönliche Magie der Chemiker und Physiker und die uniformierte gedrillte Masse, die man als Ungeziefer mit Insektenpulver, d. h. mit Gaswolken und Eisenhagel vernichtet. Die Kriegsromantik hat ausgelebt.

Die großen Kinder, die mit Tränen der Rührung und maßloser, unkontrollierter Schwärmerei jedem Obersten oder General zujubeln, jene Weibchen, die im Militär wesentlich den Mann (den „Eroberer" von Ländern und — Frauen) sehen und andächtig vor der Fahne sich neigen oder gar in die Knie sinken, sie sollen

nur nicht über den Krieg jammern, wenn er dann in brutaler Wirklichkeit daherkommt, und aus ihren Angehörigen unförmliche Fleischklumpen, aus ihren Wohnstätten, ihren Feldern und Wäldern eine eisengepflasterte Wüste macht. Das aber liegt alles in der Konsequenz jener Backfischromantik, die mit dem Kriegsjüngling zusammen den Krieg als Fest feiert, und die stolz sich brüstet, wie Homer Zeuge einer so großen Zeit zu sein, Zeuge des „männermordenden“ Krieges. Aber dorther kommt uns die neue Frau nicht, jene Frau, die uns als Kameradin helfen soll, ein neues, warmes, reiches Sonnenleben auf der Erde zu erschaffen. Jene Weiblein, die den Krieg preisen, weil es sonst keine „Helden“ mehr gäbe, sind auch der Historie erlegen. Unser Held ist nicht mehr der „Mann“, wie die Vertreter der Offizierskaste oder, dank der vaterländischen Erziehung, der kleine August ihn sich träumt, jener Mann, der die „Geschichte“ machte, also jenes, einen tiefern geistigen Sinn entbehrende, Würfelspiel um die Macht, sondern jener andere, der die geistigen ewigen Werte schafft und trotz Vereinsamung, Verfolgung, Hohn und Verderben treu bleibt und so den tragisch schweren Aufstieg der Menschheit aus dem Tierreich ermöglicht.

Der große Blick auf Leben und Tod; das inbrünstige Knien vor unsichtbaren Friedensaltären; die stille männliche Güte, die an der Heiligung und Aufhellung des Seins arbeitet; die schönheitstrunkene Seligkeit, die Wunder schaut und schafft; die klare Seele, die durch ihre bloße Existenz das Leben bereichert; der aufrechte Geist, der allen minderwertigen Anforderungen der Zeit, der Mode und irgendwelcher Autoritäten einen festen Trotz entgegenstellt; die ewigkeitsschwere Stätheit, die im Widerstand gegen eine Welt das „Unmögliche“ fordert und lebt: das alles sind die Anzeichen höherer Menschlichkeit, höherer Männlichkeit, einer Männlichkeit, der die Zukunft gehört. Die Zukunft, unsere unsichere, trübe Zukunft. Fragen sich nicht viele bei dem allgemeinen Durchhalten im Morden, ob wir überhaupt noch eine Zukunft haben.

Brauchen wir wieder einmal das Wort „Männlichkeit“. Ich brauch's nicht gerade gern, weil in allen entscheidenden Fragen von den Frauen das Gleiche gilt. Nämlich: Ob wir nach diesem allerwärts die Besinnung raubenden, viehisch und blödsinnig machenden Krieg mit dem Militarismus fertig werden ist sicher eine Frage der Männlichkeit. Was dann noch an aufrechten Mannsgeistern und an herzhaften Frauen vorhanden ist, muß sich empören gegen den Militarismus und alles was in seinem Gefolge ist: die kapitalistische Wirtschaftsordnung, die imperialistische Nationenpolitik, die Geheimdiplomatie und die Leute, die überall im Hintergrund die Fäden in den Händen halten. Denn zweifellos haben diejenigen recht, welche hinter all den blutbeladenen Ismen wirkliche, lebendige, handelnde, freche, machtsüchtige, hinterlistige Menschen sehen.

Man muß dem Diplomaten- und Kriegshandwerk das Ansehen, den Ruhm, den bestechenden Schimmer nehmen, es als das hinstellen, was es ist, als die glatt übertünchte, zivilisationsüberkleisterte Betätigung der menschlichen Fuchs- und Tigerinstinkte. Eine ächtere Männlichkeit zeigt sich da, wo man sich nicht mehr vor jedem mit Pistolen knallenden Jungen und jedem uniformierten und mit einem Säbel und mit Standesehre herumfuchtelnden Frechling imponieren läßt, sondern diese Burschen als Vertreter eines zurückgebliebenen Menschentums in Schranken zu halten sucht. Jener Offiziersmännlichkeit aber, die in ihrer jungen Befehlshaberwürde und bei abwechslungsreichem Manöverspiel sich amüsiert, und in der sich oft auch zweifellos tüchtige Leute gefallen, ist zu bedeuten, daß sie sich schwerlich innerlich damit auseinandergesetzt hat, was das heißt, die Menschen wie Ungeziefer in den Kot zu treten.

Der Mann als Beschützer mag bestechen, aber beschützt der Soldat eigentlich? Zerstört er nicht vielmehr? Diese Frage mag Kurzsichtigen naiv klingen. Was wäre Frankreich ohne seine eiserne Wehr? Was wäre Deutschland? Ich frage vielmehr: was werden diese Völker alle mit ihrer eisernen Wehr nach dem Krieg sein: Verarmte, ausgehungerte Völker aus Frauen, Kindern und ein paar Krüppeln. Und zu denken, daß das alles nicht mehr nötig wäre, daß die menschliche Dummheit, die Verantwortungslosigkeit der Wenigen und der Respekt, die Kriecherei und die Gedankenlosigkeit der Vielen dies alles erst ermöglichten, daß der militärische Glorienschein noch so alles Leben durchleuchtete, daß die Großen kaltblütig mit dem Erfolg jeder ausgegebenen Massenparole rechnen konnten.

Und doch gehört für klarer Sehende die Idee vom Mann als Krieger eigentlich schon der Vergangenheit an. Er weckt eine tiefe Scham in uns und wir sehen die Zeit kommen, wo man allgemein das Soldatenhandwerk als einen Tschandalaberuf auffassen wird, wo ihm ein ähnliches Odium anhaften wird wie heute dem Henker.

Der Großstaatbetrieb mit imperialistischen Tendenzen (also nicht die so nötige wirtschaftliche Weltorganisation der Kulturvölker) ist für seine Angehörigen auch eine geistige Gefahr. Er beengt den Blick, macht, wie man es heute fast täglich erlebt, leicht beschränkt und kleinlich im Urteil, einfach deshalb, weil man von der Suggestion des ringsherum tobenden Nationalgrößenwahns angesteckt wird, ihm erliegt.

Soldaten, oder eine Art erweiterter Polizeitruppen, werden auch in einer demokratisch geordneten, sozial ausgeglichenen Menschheit bis zu einem gewissen Grade nötig sein gegen zurückgebliebene, gefährliche Psychopathen oder gegen allfällige Anmassungen wilder Völkerschaften, etwa der Neger. So gedacht, kann das Soldatenhandwerk ein ganz nützlicher Beruf sein, ohne deshalb besonderes Ansehen zu genießen.

Die höchsten Ehren in der Menschenwelt dem Krieger zu verabfolgen ist ein Rückfall in die Denkweise primitiver Vorfahren.

Körperliche Ausbildung und körperlicher Mut brauchen deshalb durchaus nicht ins Hintertreffen zu kommen, und Gefahr, daß die Menschheit sich zu gebrechlichen Gehirngreisen entwickle, ist auch keine da. Wir wissen heute, daß der schlanke Geist auch am besten in einem geschmeidigen, gesunden Körper gedeiht. Wir werden den Körper schon aus Selbsterhaltungsinstinkt des Geistes ausbilden. Aber die Erde bietet für physische und technische Tatkraft, für heroische Aufgaben des Leibes auch sonst noch Gelegenheiten mehr als genug. Ich möchte gern, irgend ein Sachverständiger würde es ausrechnen, ob man nicht mit den materiellen Opfern, die dieser Krieg gebracht, die Sahara hätte in einen blühenden Garten verwandeln können. Eroberung der Erde, Bezwingung der Wüsten, Durchbohrung der Berge und der Kontinente, Ausbeutung der Mineralschätze des Südpolkontinents, Eroberung des Erdinnern, Besiegung der tellurischen Wärme: Das sind Aufgaben voller Fährlichkeiten und Schrecknisse, die abenteuerlustige Seelen genügend Stoff bieten. Der Unterschied ist nur der, daß sich die Beteiligten ihrer Arbeit dann nicht wie bei dem Kriegshandwerk zu schämen brauchten, sondern daß sie das Bewußtsein in sich trügen, der Menschheit auf Erden eine wohnlichere Heimat zu erringen.

Lassen wir uns nicht blenden von all dem historischen Kriegsruhm. Seien wir auch tapfer der Geschichte gegenüber. Ich weiß schon, daß viele der Besten, die Kultur hatten und schufen, doch in einem Winkel ihrer Seele der Kriegssophistik ein williges Ohr liehen. Der junge, noch nicht für Schlagworte ausbeutbare Nietzsche protestierte in einer seiner feurigsten Abhandlungen mit der ganzen Wucht seines sprühenden Lebens dagegen, daß alle starken Instinkte der Jugend, alle Liebe, alles Selbstvergessen, aller Trotz, alle Fülle des Seins und Kühnheit des Empfindens und Gläubigkeit des Wollens von der systematisch historischen Erziehung angekränkelt, zurückgedrängt, auf einen kleinen Horizont, in einen klugen Alltagsegoismus reduziert werde, und daß man dies früh greisenhaft machende Beschneiden dann mit dem Begriff des historisch denken lernens magisch beleuchte, um die Jugend besser um ihr Erstgeburtsrecht des Neu- und Vornanfangens betrügen zu können. Daß er selber in einem entscheidenden Fall später das Opfer dieses historischen Denkens geworden, und damit wie wir andern auch, seinen menschlichen Tribut an sein Allzumenschliches bezahlt hat, wird Nietzsche kaum zum Bewußtsein gekommen sein. Und doch ist sein späteres Hochhalten der kriegerischen Männlichkeit, selbst der blutigen und sieghaften Männlichkeit, Historie, nichts als Historie, romantische Historie, ist ein Widerspruch zu seinem eigensten Empfinden, seinem eigensten Wollen und mehr noch seinem eigensten Sein und Tun. Nietzsches Männlichkeit war so zart, so unkriegerisch, daß ein Mord

ihn wohl völlig aus dem Gleichgewicht gebracht hätte, daß er darüber zusammengebrochen wäre. Seine Tapferkeit war völlig aufs Geistige gerichtet, hier bis zur Selbstverleugnung todesverachtend, aber doch im Großen und Ganzen, trotz allem gegenteiligen Schein, die eines sich Opfernden, der, einer Andeutung in der Götzendämmerung nach, sich aus Größe der Seele selbst vor dem Unwürdigsten nicht fürchtete und als „liebender" Erkennender seine Menschlichkeit opferte — und damit sehr gegen seinen Willen und gegen seine schönen „Herrenworte" eben zu einem die innere Harmonie des Wollenden Preisgebenden, zum Entgleisten — zum Decadent wurde. So wurde er einer, der die von ihm gepriesene Göthe'sche Totalität nicht erreichte, einer der sich nicht zur Ganzheit disziplinierte und der das Auseinander von Leben und Denken, Vernunft, Sinnlichkeit, Gefühl und Wille zwar nicht predigte, aber lebte.

Doch lassen wir Nietzsche, und gehen wir auch von ihm unabhängig vorwärts auf dem Wege des Lebens und der Erkenntnis. Gewiß, die Menschen der Höhle und des Urwaldes hatten ursprünglich sehr nötig, die kriegerische Männlichkeit hochzuschätzen. Ihr Leben hing davon ab. Aber heute, nachdem der Blick so weit über die Nebelhülle einer furchtbaren Vorgeschichte herausdringt, und es mit den Gedanken bereits klar erfaßbar ist, daß wir Krieg und Mord nicht mehr nötig hätten, drängt es uns, fundamental umzudenken. Wir wollen nicht mehr mit dem tigerhaft wilden und unglücklichen Blick des Diluvialmenschen ins Weite schauen. Wir sehen, daß heute weniger aus Lust am Morden gemordet wird, als aus Angst. Die Völker morden wie Niklaus der Letzte oder wie Robespierre aus Feigheit. Sie führen „Präventivkriege", wie das schöne Wort heißt, weniger aus Freude am Krieg als aus Angst, aus Unmännlichkeit. Deutschland erklärt nach links und rechts den Krieg aus Angst, daß es später erdrückt werde, es vergewaltigt Belgien aus Angst, England oder Frankreich könnten ihm zuvorkommen; England erklärt an Deutschland den Krieg aus Angst, daß Deutschland später doch die Waffenentscheidung herbeiführen werde. Mangel an geistiger Kraft und Angstmeierei bei den Diplomaten führten mit zum Krieg, aber die Soldaten, die „wackern" oder die „tapferen" Soldaten, oder das „verdammte Pack" oder das „gemeine" Volk haben „männlich" zu sein, männlich bis zum Zerfetztwerden, bis zur Blindheit, bis zum Aufgeben seines Denkens und Fühlens, bis zum Ungezieferverstand, der sich und alle als zu vertilgendes Ungeziefer bewertet, kurz bis zur Unmännlichkeit im höchsten und tiefsten Sinn, wenn wenigstens Selbstbesinnung und Selbstbestimmungsrecht das Adelsvorrecht nachdenklichen und wohlgeratenen Menschentums ist. Jene aufgezogene Männlichkeit, die auf Kommando wie ein Uhrwerk abrollt, wäre zum Lachen in ihrer Stupidität und Allgemeinheit, wenn sie nicht in ihren Folgen so furchtbar wäre, so wahnsinnig gräßlich, wenn nicht die Aus-

rottung und Verkrüppelung der europäischen männlichen Jugend das ihr dargebrachte Opfer wäre. Ich rede vom Umlernen und wünsche, daß noch Jemand übrig bleibt, der umlernen kann, um an einer andern Zukunft zu bauen. Ich glaube nämlich, daß die Erde noch ein heller Sonnengarten werden könnte mit Tempeln aller Seelengröße gebaut.

U. W. Züricher.

Leo Tolstois Tagebuch.[1]

27. Oktober 1899.

Krieg, Gericht, Hinrichtungen, Unterdrückung der Arbeiter, Prostitution und vieles andere — das alles sind unumgängliche und unvermeidliche Folgen der heidnischen Lebenseinrichtung, in welcher wir leben, und irgend etwas oder viel daran zu ändern ist unmöglich. Was aber muß geschehen? Man muß das, worauf sie beruht, ändern. Auf welche Weise? Auf die Weise, daß man erstens an dem, was sie aufrecht hält, nicht teilnimmt: am Militärwesen, am Gerichtswesen, an den Steuern, an der falschen Lehre u. s. w. und zweitens, daß man das tut, worin der Mensch einzig und allein frei ist: daß man in seinem Herzen die Selbstsucht

---

[1]) Auszüge aus dem ersten Bande von Leo Tolstois „Tagebuch" aus den Jahren 1895 bis 1899. Das gesamte Tagebuch Tolstois erstreckt sich über einen Zeitraum von vierundsechzig Jahren. Tolstoi begann es zu führen, als er erst 19 Jahre alt war (1847); er führte es bis zu seiner Verheiratung (1861). Dann erfuhr sein Tagebuch eine langjährige Unterbrechung. In den achtziger Jahren nahm er es wieder auf und führte es bis zu seinem Tode (1910) fast ununterbrochen fort. Der Umfang dieses Werkes ist denn auch sehr groß; es umfaßt nicht weniger als 10 Bände. Nur das Tagebuch aus den Jahren 1847 bis 1861, das unter dem separaten Titel „Jugendtagebuch" herauskommt und drei Bände umfaßt, ferner das Tagebuch aus den letzten 15 Lebensjahren Tolstois, das den Titel „Tagebuch" trägt, sechs Bände umfaßt und von 1895 bis 1910 reicht, wird von W. G. Tschertkow, dem Freunde Tolstois, den dieser testamentarisch mit der Herausgabe seines gesamten ungedruckten Nachlasses betraut hat, gegenwärtig veröffentlicht. Das Tagebuch aus den mittleren dreißig Jahren, von welchem Tschertkow nur einige Auszüge besitzt, wird erst in späterer Zeit veröffentlicht werden können.

Die deutsche Uebersetzung des Tagebuches besorgen Frau Dr. D. und Herr L. Berndl in Zürich; die Uebersetzung erfolgt nach dem Manuskript. Die Uebersetzung wird eine durchaus vollständige sein. In Rußland sind bisher zwei Bände erschienen: der erste Band des „Tagebuches" von 1895 bis 1899, der jetzt auch deutsch vorliegt (erschienen im Verlage von Georg Müller, München) und der erste Band des „Jugendtagebuches", der in deutscher Sprache zu Anfang des nächsten Jahres im selben Verlag herauskommen wird. Der nächste Band des „Tagebuches" umfaßt die Jahre 1900 bis 1903.

Wir können diese Uebersetzung, die durch zwei besonders berufene Jünger Tolstois mit einer bewundernswerten Liebe und Gewissenhaftigkeit hergestellt worden ist, so recht von Herzen empfehlen. Das Buch selbst ist eine ganz außerordentliche Erscheinung, die man einst vielleicht neben Augustins „Bekenntnissen" stellen wird.

Die Redaktion.

und alles, was aus ihr folgt: Bosheit, Habgier, Gewalttätigkeit u. s. w. durch Liebe und alles, was aus ihr folgt: Vernünftigkeit, Demut, Barmherzigkeit u. s. w. ersetzt.

Wie man die Räder einer Dampfmaschine nicht durch Gewalt bewegen kann — sie sind mit den Triebrädern und andern Rädern verbunden — den Dampf aber, der sie bewegt, arbeiten oder nicht arbeiten lassen kann, was sehr leicht ist, so ist es schrecklich schwer, die äußeren Bedingungen des Lebens selbst zu ändern — gut oder böse zu sein ist aber leicht. Dieses Gut- oder Bösesein verändert aber alle äußeren Bedingungen des Lebens.

25. November 1898.

Unsere Welt wird durch Gewalt regiert, d. h. durch die Bosheit, daher werden diejenigen, die schwankend und unselbständig sind, die große Mehrzahl der Menschen, Frauen, Kinder, geistig Schwache, durch die Bosheit erzogen und schlagen sich hernach auch ganz auf die Seite der Bosheit. Die Welt sollte aber durch die Vernunft regiert werden, durch das Gute; dann würde diese ganze Mehrheit durch das Gute erzogen werden und zum Guten übergehen. Damit es aber dazu komme, muß sich das Vernünftige und das Gute beständig offenbaren und ohne Zagen seine Existenz immer wieder dokumentieren. Das ist sehr wichtig.

25. November 1898.

Wir sind sehr daran gewöhnt, Erwägungen darüber anzustellen, wie man das Leben anderer Menschen, der Menschen überhaupt, einrichten solle. Uns scheinen solche Erwägungen gar nicht sonderbar. Und doch könnten solche Erwägungen gar nicht angestellt werden, wenn wir religiöse und daher freie Menschen wären. Solche Erwägungen sind Ausflüsse des Despotismus, der Herrschaft eines oder mehrerer Menschen über die andern. So erwägen sowohl die Despoten selbst als auch die Menschen, die durch sie moralisch verdorben wurden. Man sagt: wenn ich die Macht hätte, so würde ich es mit den andern so und so machen. Solch eine Verirrung ist nicht nur deshalb schädlich, weil sie die Menschen, die der Gewalt des Despoten unterworfen sind, quält und verdirbt, sondern weil sie auch das Bewußtsein der Notwendigkeit, sich selbst zu bessern, schwächt, während gerade Das das einzige Mittel der Einwirkung auf die andern ist.

18. Dezember 1899.

Im Hinblick auf die heutige Weltanschauung, die alle teilen, ist die heutige ökonomische und politische Ordnung die denkbar beste: es muß stehende Heere, Gerichte, Kapitalismus, Prostitution, Kirche geben. Darum sind alle Tadelreden gegen die bestehende Ordnung zwecklos und alle Versuche, sie zu ändern, vergeblich, solange sich die landläufige, materialistische Weltanschauung, die in Atheismus und kirchlichen Aberglauben zerfällt, nicht ändert.

21. März 1898.

Dies räumen alle ein: daß wir nicht so leben, wie wir sollten und wie wir könnten. Das Heilmittel der Einen ist religiöser Fatalismus, oder noch schlimmer: wissenschaftlicher, evolutionistischer; Andere trösten sich damit, daß sich alles von selbst besser und immer besser gestalten werde — das sind die Anhänger eines mäßigen Progresses; wieder andere (die Sozialisten) behaupten, der Umschwung werde kommen, sobald alles zum Extrem gediehen ist — wenn die Regierung und die besitzenden Klassen sich aller bemächtigt haben werden, d. h. der Arbeiter; dann geht die Macht irgendwie nicht bloß auf die Arbeiter über, sondern sogar auf *die* Arbeiter, die unfehlbar, völlig uneigennützig, selbstaufopfernd sind und die dann die ganze Sache ohne Fehl und Sünde leiten werden; wieder andere sagen, man müsse die ganze Sache dadurch in Ordnung bringen, daß man die Schurken, die bösen Menschen ausrottet. Aber wo hören die Bösen auf und wo fangen — ganz zu geschweigen von den Guten — die Unschädlichen an? Darüber verlautet nichts. Bald sind die Bösen nicht auszurotten, bald werden, wie in der großen Revolution, die Guten mit den Bösen eingefangen. Sobald man nur ein wenig strenger urteilt, ist keiner mehr gerecht. Was ist da zu tun? Es gibt nur ein Mittel: die religiöse Umwandlung der menschlichen Seele. Und für diese Umkehr sind alle diese scheinbaren Heilmittel nur ein Hindernis.

10. November 1897.

Ich ging durch das Dorf, schaute durch die Fenster in die Hütten hinein. Ueberall Armut und Unwissenheit. Und ich dachte an die frühere Sklaverei. Früher war die Ursache derselben, war die Kette sichtbar, die gefesselt hielt; jetzt gibt es keine Ketten mehr, in Europa sind es Härchen, aber derselben sind so viel wie die, mit welchen Gulliver angebunden war. Bei uns sind noch die Stricke zu sehen, oder sagen wir Schnüre — und dort Härchen; aber sie halten so fest, daß sich der Riese, das Volk, nicht rühren kann. Es gibt nur *eine* Rettung: sich nicht niederlegen, nicht einschlafen. Der Betrug ist so groß und so geschickt, daß man oft sehen kann, wie dieselben Leute, die man aussaugt und zugrunde richtet, mit Leidenschaft diese Aussauger verteidigen und wütend über diejenigen herfallen, die gegen die Aussauger sind.

25. November 1897.

„Die Krebse haben es gern, daß man sie lebend kocht." Das ist beileibe kein Scherz. Wie oft hört man, sagt man dasselbe und hat man dasselbe gesagt. Der Mensch hat die Eigenheit, Leiden, die er nicht sehen will, nicht zu sehen. Und Leiden, die er selbst verursacht, will er nicht sehen. Wie oft habe ich gehört, daß man von Kutschern, die ihre Herrschaft erwarten, von Köchen, Lakaien, Bauern, die ihrer Arbeit nachgehen, sagt: „Die haben es gut!" Ja: „Die Krebse haben es gern, daß man sie lebend kocht."

3. August 1898.

Die Arbeiter sind dadurch, daß man ihnen den Boden weggenommen hat, daß man sie Steuer zahlen läßt, daß sie beim Militär dienen müssen und daß sie dem Betrug des falschen Glaubens ausgeliefert sind, so geknebelt, daß sie sich nicht rühren können und daß es für sie keinen Ausweg zu geben scheint. Die Rettung liegt aber in der Wahrheit, im Verkünden und Bekennen der Wahrheit.

5. Februar 1898.

Nur einer, der nie über die Ursachen der sozialen Erscheinungen nachgedacht hat, kann zweifeln, daß der Ursprung aller Uebel, an denen die Gesellschaft krankt, in der falschen religiösen Lehre zu suchen ist. Die Ursachen aller dieser Erscheinungen sind — Gedanken, menschliche Gedanken. Wie sollten denn falsche Gedanken nicht einen ungeheuren Einfluß auf die Gesellschaftsordnung ausüben? Einige, ein paar Leute, fahren bei dieser Gesellschaftsordnung gut, und es ist begreiflich, daß sie alles aufbieten, um die falschen Gedanken und die falsche Religion im Schwang zu erhalten.

3. Februar 1898.

Die Kraft ist nur beim arbeitenden Volk. Duldet es seine Unterdrücker, so kommt es nur daher, weil es hypnotisiert ist. Daher kommt alles darauf an, diese Hypnose zu zerstören.

13. Januar 1898.

Christen streben zur Vereinigung und vereinigen sich untereinander und mit anderen durch das christliche Mittel der Einigung: durch Demut und Liebe. Aber es gibt Menschen, die dieses Mittel der Vereinigung nicht kennen, nichts davon halten und sich bemühen, sich mit anderen durch andere, äußere Mittel der Gewalt, der Drohung, zu vereinigen (denn alle Menschen bemühen sich, sich zu vereinigen). Man kann von diesen Menschen, welche die christlichen Mittel der Vereinigung nicht kennen und nicht begreifen, nicht verlangen, daß sie sich nicht ihrer Mittel bedienen sollen; aber völlig ungerecht und unvernünftig ist es, wenn diese nicht-christlichen Menschen diese ihre niederen Mittel der Vereinigung Menschen auferlegen, welche die höheren kennen und anwenden. Man sagt: Ihr Christen bedient euch unserer Mittel: wenn man euch nicht beraubt, nicht getötet hat, so verdankt ihr das uns. Darauf erwidern die Christen, daß sie auf alles, was ihnen die Gewalt liefert, verzichten, weil sie es nicht brauchen (und so ist es auch wirklich für einen Christen). Darum, wenn es auch zulässig ist, daß Menschen, die das höhere Mittel der Einigung nicht kennen, sich des niederen bedienen, so ist es doch nie zulässig, daß sie ihr niederes Mittel als das allgemeine, einzige, betrachten und daß sie auch diejenigen, die es nicht brauchen, zwingen, es anzuwenden. Der wichtigste Schritt nach vorwärts, den die Menschheit zu tun hat, ist der, daß die Menschen das christliche Mittel der Einigung nicht bloß anerkennen und zulassen, sondern auch erkennen, daß es das

höchste ist, zu dem die ganze Menschheit hinstrebt und zu dem sie unstreitig einst gelangen muß.

4. Februar 1897.

Der strengste, konsequenteste Agnostiker bekennt, ob er will oder nicht, Gott. Er kann nicht leugnen, daß erstens in der Existenz seiner selbst und der ganzen Welt ein ihm unzugänglicher Sinn liegt, und zweitens, daß seinem Leben ein Gesetz zugrunde liegt, dem er sich unterordnen oder von dem er sich entfernen kann. In diesem Bekenntnis eines höheren, dem Menschen unerforschlichen, aber unzweifelhaft existierenden, höheren Sinnes des Lebens und eines Gesetzes, das dem eigenen Leben zugrunde liegt, ist das Bekenntnis, daß ein Gott ist, enthalten. Auch ist ein solches Bekenntnis viel stärker als der Glaube an einen Schöpfer Himmels und der Erde, an eine Dreieinigkeit, einen Erlöser, Fürsprecher u. s. w. So glauben heißt durch den lockeren Schutt zum Felsen durchgraben und das Haus auf festem Grund errichten.

13. Januar 1898.

Jeder von uns ist das Licht, das göttliche Wesen, die Liebe, der Gottessohn — eingeschlossen in einen Körper, in Grenzen, in eine farbige Laterne, die wir selber so ausgemalt haben mit unseren Leidenschaften, Gewohnheiten, so daß wir alles, was wir sehen, nur durch diese Laterne sehen. Sich aufzurecken, um über sie hinauszublicken, ist unmöglich, denn auch oben ist ein solches Glas, durch welches wir Gott sehen, aber durch ein Glas, das wir selbst bemalt haben. Das Eine, was wir tun können, ist, daß wir nicht durch das Glas schauen, sondern in uns selbst, das eigene Licht erkennen, es heller machen. Das ist auch die einzige Rettung aus allen Trübsalen des Lebens, aus allen Leiden und Verführungen, und das ist freudebringend und allezeit möglich. Ich tue so, und es ist gut.

17. November 1897.

Mein Leben, das Bewußtsein meiner Persönlichkeit, wird immer schwächer und schwächer werden und mit Marasmus, mit vollkommenem Aufhören des Bewußtseins meiner Persönlichkeit enden. Zur selben Zeit, vollkommen gleichzeitig und gleichen Schritt haltend mit der Aufhebung der Persönlichkeit, beginnt zu leben und lebt stärker und immer stärker Das auf, was der Ertrag meines Lebens ist, die Frucht meiner Gedanken und Gefühle. Es lebt in andern Menschen, sogar in Tieren und in toter Materie. Ich möchte sagen, daß das auch nach mir leben wird.

Aber das alles ist des Bewußtseins beraubt, und darum kann ich nicht sagen, daß es lebt. Aber wer kann sagen, daß es des Bewußtseins beraubt ist? Weshalb soll ich nicht annehmen, daß das alles durch ein neues Bewußtsein vereinigt wird, das ich mit Fug als *mein* Bewußtsein betrachten kann, weil es sich ganz aus dem Meinigen zusammensetzt? Weshalb kann dieses neue Wesen nicht zusammen mit jenen Wesen leben, die jetzt leben? Weshalb sollte

man nicht annehmen, daß wir alle Teilchen des Bewußtseins anderer höherer Wesen sind, solcher, die wir erst werden werden?

„Im Hause meines Vaters sind viel Wohnungen.“ Das ist nicht so zu verstehen, als ob es verschiedene Orte gäbe, sondern so, daß es viele Bewußtsein gibt: sie schließen einander ein, verflechten sich mit anderen. Ist doch die ganze Welt, wie ich sie sehe, mitsamt dem Raume und der Zeit, ein Produkt meiner Persönlichkeit, meines Bewußtseins. Sobald die Persönlichkeit eine andere ist, so ist auch das Bewußtsein ein anderes, ist eine ganz andere Welt. Wie im Kind (in mir) allmählich das Bewußtsein entstanden ist (woher es kommt, daß ich mich als Kind, sogar als Keim, als ein gesondertes Wesen sehe), so wird es immer entstehen und entsteht schon jetzt aus den Folgen meines Lebens in meinem künftigen Ich nach meinem Tode.

„Die Kirche ist der Leib Christi.“ Ja, Christus lebt jetzt in seinem neuen Bewußtsein das Leben aller Lebenden, toten und künftigen Glieder der Kirche, ebenso wie jeder von uns seine Kirche leben wird. Der Nichtige wird seine nichtige und vielleicht schlechte Kirche haben, aber doch eine Kirche, die seinen neuen Leib darstellt. Aber wie? Das ist es eben, was wir uns nicht vorstellen können, weil wir uns nichts vorstellen können, was außerhalb unseres Bewußtseins liegt. Aber es gibt nicht viele Wohnungen, sondern viele Bewußtsein.

Aber hier beginnt die letzte, schrecklichste, unlösbare Frage: Wozu das alles? Wozu diese Bewegung, diese Uebergänge aus einem niederen, mehr einzelhaften Bewußtsein in ein allgemeineres, höheres? Wozu? Das ist ein Geheimnis, das wir nicht erraten können. Hier ist Gott und der Glaube an Ihn nötig. Nur Er weiß es, und man muß glauben, daß alles so sein muß, wie es ist.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir hoffen, daß der weihnachtliche Charakter dieses Heftes, wenn er auch nicht in die Augen springt, nicht verborgen bleibe.

Daß die Serie der „Neue Wege-Aufsätze“ sich noch in das neue Jahr hinüberzieht, tut ihrem Verfasser leid und geschieht gegen seine Absicht, aber da die einzelnen Aufsätze auch unabhängig von einander verständlich sind, so hat der Uebelstand wohl nicht so viel zu bedeuten.

Wir sagen allen treuen Lesern unserer Zeitschrift herzlichen Dank für die an uns geübte Nachsicht und bitten, sie uns weiter zu bewahren. Der Unvollkommenheit unseres Werkes sind wir uns tief bewußt; wer sollte namentlich im Angesicht der jetzigen Geschehnisse anders empfinden können? Aber wir dürfen versichern, daß wir es guten Willens tun und es uns etwas kosten lassen. So bitten wir um Mithilfe jeder Art und wünschen zur Jahreswende allen Freunden vor allem Eins: das Festbleiben im G l a u b e n an die großen Dinge, die Gott aus dieser größten Notzeit der Welt hervorgehen lassen will.

R e d a k t i o n: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — M a n u s k r i p t e und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — D r u c k und E x p e d i t i o n von **R. G. Zbinden** in Basel.